Schriftenreihe:
Eichstätter Kontaktstudium zum
Geschichtsunterricht

Herausgegeben von
Waltraud Schreiber

für die

Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftliche
Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Band 2

Kontakte Konflikte Kooperationen

Der Umgang mit Fremden in der Geschichte

Herausgegeben von
Waltraud Schreiber

ars una

59/VK 8200 S 375 K8

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

ISBN 3-89391-487-0

Layout, Satz und Umschlagentwurf:
Stephan Bleitzhofer

© 2001 by ars una Verlagsgesellschaft mbH, 82061 Neuried
Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie, Xerokopie) zu vervielfältigen.

Gesamtherstellung: ars una Verlag

Gedruckt auf säurefreiem Papier

140902678
Universitätsbibliothek Eichstätt
02 eg- 34

Inhaltsübersicht

Inhalt 5
Vorwort 7

Grußwort

Eichstätter Kontaktstudium Geschichtsunterricht 2001
Grußwort des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus
Roland Herold, Leitender Ministerialrat 11

I. Die Gegenwartsperspektive

Eröffnungsvortrag:
Grenzen und Perspektiven von Erklärungsmodellen zu Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit.
Klaus Schroeder 15

II. Die historische Perspektive

Fremde in der Welt der Griechen: „natives", Perser, Juden
Jürgen Malitz 47

Rom und die Juden. Eine Beziehung zwischen Hass und Faszination
Andreas Hartmann 77

Die Mobilisierung der lateinischen Christenheit im 11. Jahrhundert: der „Kreuzzug"
Harald Dickerhof 117

Die Ausgrenzung der Juden im Bereich der süddeutschen Territorien vom 16. bis zum 19. Jahrhundert
Reinhard Heydenreuther 133

Die Alte und die Neue Welt: (Latein)Amerika als Feld europäischer Alteritätserfahrungen
Hans-Joachim König 153

Das andere Amerika: Alteritätserfahrungen zwischen den Amerikas im 19. Jahrhundert
Stefan Rinke 205

Italienische Ziegelarbeiter in Bayern. Das Phänomen der Wanderarbeit und seine Auswirkungen auf das Herkunftsland am Beispiel der Region Friaul
Karl Gattinger 241

Anmerkungen zum westlichen Russlandbild zwischen dem Wiener Kongress und dem Krimkrieg
Leonid Luks 271

Das Fremde als Erfolgsmodell? Die kulturelle Adaption ausländischer Unternehmensinnovation vom Mittelalter bis zur Gegenwart
Frank E. W. Zschaler 293

III. Die Unterrichtsperspektive

Beschäftigung mit dem Fremden in der Geschichte – Orientierung in der multikulturellen Gesellschaft von heute?
Waltraud Schreiber 317

„Die Deutschen" als die Fremden – Chancen des bilingualen Geschichtsunterrichts
Carola Gruner 359

Die Normalität des Fremden als Provokation
Hans Hunfeld 383

Dokumentation des Kooperationsprojekts „Heimat verlieren – Heimat gewinnen. Kontakte, Konflikte, Kooperationen im Raum Eichstätt in der Nachkriegszeit"
Stephan Bleitzhofer, Markus Herrler, Katja Lehmann, Andreas Michler, Waltraud Schreiber, Annette Siegert 399

Autoren 439

Vorwort

Sich im Zusammenhang des „Umgangs mit Fremden" der historischen Dimension zu versichern, hatte auch im Sommer 2000, zum Zeitpunkt der Planung der 2. Eichstätter Kontaktstudiums seinen Sinn: Die „Begegnung mit Fremden" war eine der Normalitäten der Gegenwart; die „Normalität der Fremdheit"[1] zu akzeptieren, fiel aber offensichtlich vielen schwer. Fremdenfeindliche Aktionen – nicht nur in Deutschland – sind beredtes Zeugnis.[2]

Nach dem 11. September 2001 haben die Fragen nach dem Umgang mit Fremden in verschiedenen Zeiten und Räumen eine ungeahnte Brisanz gewonnen: Die Notwendigkeit, mit den „Augen der Anderen"[3] zu sehen,[4] drängt sich in einem bislang nicht zu beobachtenden Maße ins Bewusstsein der Öffentlichkeit.

Brüche verleiten allzu leicht dazu, Einmaligkeit und Besonderheit zu betonen, dies gilt vermehrt in einer Zeit, die sich vor allem der Gegenwart und Zukunft verpflichtet versteht. Gerade in dieser Situation vermag der Blick in die Vergangenheit die heute immer wieder geforderte „Besonnenheit" zu befördern. Durch die zeitliche Tiefe relativieren sich aktuelle Einschätzungen einerseits, anderseits kommt das Zeitspezifische deutlicher in den Blick.

Nicht nur die aktuelle Relevanz hebt den Sammelband heraus: Eine weitere Besonderheit ist die vielfältige Möglichkeit zum historischen Vergleich.[5] Bezugspunkt ist nicht nur der Umgang mit Fremden schlechthin. Zwei Schwerpunktsetzungen innerhalb des Bandes regen

---

1 Vgl. Schreiber, W.: Beschäftigung mit dem Fremden in der Geschichte – Orientierung in der multikulturellen Gesellschaft von heute? Vgl. Hunfeld, H.: Die Normalität des Fremden als Provokation.

2 Vgl. Schröder, K.: Grenzen und Perspektiven von Erklärungsmodellen zu Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit

3 Vgl. Gruner, C.: „Die Deutschen als die Fremden" – Chancen des bilingualen Geschichtsunterricht.

4 Vgl. auch Luks, L.: Anmerkungen zum westlichen Russlandbild zwischen dem Wiener Kongress und dem Krimkrieg

5 Einen Längsschnitt innerhalb ihrer Beiträge bieten Frank Zschaler (ders.: Das Fremde als Erfolgsmodell? Die kulturelle Adaption ausländischer Unternehmens-innovationen vom Mittelalter bis zur Gegenwart); Hans-Joachim König (ders.: Die Alte und die Neue Welt. (Latein)Amerika als Feld europäischer Alteritätserfahrungen); auch Reinhard Heydenreuther (ders.: Die Ausgrenzung der Juden im Recht süddeutscher Territorien vom 16. bis zum 19. Jahrhundert).

zusätzlich zu komparatistischen Fragestellungen an. Die Konstruktion der Amerikabilds wird einmal von der „Alten Welt" her,[6] einmal vom „anderen Amerika"[7] her beleuchtet. Juden als Fremde werden zentral oder als ein Beispiel unter mehreren in vier Beiträgen betrachtet.[8] Erhellend ist jeder Beitrag auch für sich und in seinem Forschungskontext.[9]

Neu für das Kontaktstudium ist, dass das Rahmenthema auch in einer schulischen Thematisierung vorgestellt wird. Die Dokumentation des Projekts „Heimat verlieren – Heimat gewinnen" zeigt exemplarisch, wie historische Kompetenz der Schüler so gefördert werden kann, dass die Orientierungsfähigkeit in der Gegenwart ebenso verbessert wird, wie in der Vergangenheit.[10]

Dafür, dass ein Sammelband wie dieser möglich wird, ist vorab den Autoren zu danken. Es ist zum zweiten Mal, dass Historiker der Universität Eichstätt gemeinsam an die Öffentlichkeit treten. Geschichtslehrer aller Schularten fachlich anzuregen ist eine Absicht, die Vielfalt der Eichstätter Geschichtswissenschaft aufzuzeigen eine andere, in der Summe der Beiträge zu zeigen, dass Geschichte zugleich informieren, faszinieren und orientieren kann eine dritte. Gäste, diesmal waren es Klaus Schroeder von der Freien Universität Berlin und Hans Hunfeld, Englischdidaktiker der Universität Eichstätt-Ingolstadt, runden den Band ab.

Ohne Drittmittelgeber kann eine Publikation wie diese nicht zustande kommen: Ein besonderer Dank gilt der bayerische Landeszentrale für politische Bildung für die Abnahme von 2000 Bänden und den fördernden Bayerischen Staatsministerien. Unterstützung erfahren haben wir zudem von der Universität Eichstätt und von Vertriebenenverbänden.

6 Vgl. König, Die Alte und die Neue Welt.

7 und Rinke, S: Das Andere Amerika: AlteritätsKonstruktionen Zwischen den Amerikas im 19. Jahrhundert.

8 Hartmann, A.: Rom und die Juden: eine Beziehung zwischen Hass und Faszination; Malitz, J.: Der Umgang mit Fremden in der Welt der Griechen: „natives", Perser, Juden; Heydenreuther, Ausgrenzung; Dickerhof, H.: Die Mobilisierung der lateinischen Christenheit im 11. Jahrhundert: der „Kreuzzug"

9 Karl Gattinger verdeutlicht z. B. den vergleichenden Ansatz, der ein Charakteristikum moderner Landesgeschichte ist (Gattinger, K.: Italienische Ziegelarbeiter in Bayern. Das Phänomen der Wanderarbeit und seine Auswirkungen auf das Herkunftsland am Beispiel der Region Friaul).

10 Bleitzhofer, S./Herrler, M./Lehmann, K./Michler, A./Schreiber, W./ Siegert, A.: Dokumentation des Kooperationsprojekts „Heimat verlieren – Heimat gewinnen. Kontakte, Konflikte Kooperation im Raum Eichstätt in der Nachkriegszeit".

Nicht nur Autoren und Geldgeber sind in die Danksagung einzubeziehen. Ohne das eingespielte Publikationsteam der Professur für Theorie und Didaktik, diesmal unter der Leitung von Bernadette Hirsch und Stephan Bleitzhofer, hätte der Band nicht erscheinen können. Wir danken Carola Gruner und Katja Lehmann für die Lektoratsarbeiten, Bernadette Hirsch für die Formatierung und die Organisation im Hintergrund, Stephan Bleitzhofer für Foto-, Layout-, Drucklegungsarbeiten.

Eichstätt, im Oktober 2001 Waltraud Schreiber

Eichstätter Kontaktstudium Geschichtsunterricht 2001 Grußwort der Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus

Von Roland Herold

„... gebildet ist, wer Schwierigkeiten meistert und gegenüber den vorhandenen Lösungen der Probleme misstrauisch ist; nicht gebildet ist, wer einfach den Lehrbüchern vertraut und sich in sein intellektuelles Schicksal ergibt. Die Herausforderung zählt, nicht die Beruhigung durch didaktisches Gleichmaß ... Bildung ist einfach der Ausdruck dafür, auf möglichst hohem Niveau und unabhängig weiterlernen zu können. Die Persönlichkeit bildet sich in der Auseinandersetzung mit Qualität, die nicht selbst erzeugt werden kann ..."

Diese - sicher nicht ganz unumstrittenen – Thesen des Pädagogen an der Universität Zürich, Prof. Jürgen Oelkers in der Zeitschrift UNIVERSITAS 8/2001 können trotzdem als ein Motto über dem Eichstätter Kontaktstudium Geschichtsunterricht 2001 stehen.

Theorie mit der Praxis, Forschung und Lehre mit der Anwendung zusammen zu bringen, das ist heute zum Glück nicht mehr eine bloße Forderung, sondern wird zunehmend in die Tat umgesetzt. Dazu passt ein Kontaktstudium für Lehrer aller Schularten, stellt es doch eben diese „Auseinandersetzung mit Qualität" dar; die dabei vermittelten Standards dienen dazu, den Unterricht immer wieder zu reflektieren und die Ergebnisse dessen zu gegebener Zeit auch wieder rückzumelden. Und wenn ein Thema so aktuelle Bezüge erlaubt wie das diesjährige, dann kann davon ausgegangen werden, dass der dargebotene Sachverstand der Universität bei den Teilnehmern auch auf Einsicht in die Notwendigkeit und Bereitschaft zur Umsetzung entsprechender Themen trifft.

Ich wünsche dem Eichstätter Kontaktstudium 2001 einen guten Verlauf mit neuen Sichtweisen, weiterführenden Diskussionen und dem Wunsch, den eingeschlagenen Weg zum gegenseitigen Nutzen weiter zu gehen.

I. Die Gegenwartsperspektive

Grenzen und Perspektiven von Erklärungsmodellen zu Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit.

Von Klaus Schroeder

Eine neue Welle politisch und fremdenfeindlich motivierter Gewalt erschüttert Deutschland erneut zehn Jahre nach der Vereinigung, nachdem die erste Gewaltwelle im vereinten Deutschland etwa Mitte der neunziger Jahre abgeebbt war. Opfer sind neben Ausländern und Fremden auch Behinderte und Obdachlose sowie andere „undeutschen" Verhaltens oder Denkens Bezichtigte. Anschläge richten sich in jüngster Zeit vermehrt auch gegen jüdische Einrichtungen. Die Resonanz in den Medien und der Politik hierauf ist größer als in den vergangenen Jahren, in denen ebenfalls schon entsprechende Gewalttaten zu verzeichnen waren. Scheinbar ist erst jetzt einer breiteren Öffentlichkeit bewusst geworden, dass es sich hierbei nicht nur um Einzelfälle handelt. Intoleranz, Gewaltbereitschaft und Rassismus, insbesondere unter Jugendlichen, werden parteiübergreifend kritisiert, deutliche Eindämmungsmaßnahmen angemahnt, teilweise auch beschlossen. Obschon aktuell keine ernsthafte Gefahr für die Stabilität der freiheitlichen Demokratie in Deutschland existiert, wächst doch die Sorge über eine schleichende Erosion demokratischer und ziviler Tugenden in Teilen der Bevölkerung. Mitverantwortlich für die heftigen Gegenreaktionen dürfte auch ein befürchteter Ansehensverlust Deutschlands im Ausland sein.

Gewalttaten mit erwiesenem oder vermutetem rechtsextremistischem oder fremdenfeindlichem Hintergrund lassen sich in West- wie in Ostdeutschland feststellen, allerdings in unterschiedlicher Häufigkeit; auch die Akzeptanz in der „Normalbevölkerung" fällt uneinheitlich aus. In Westdeutschland sind junge Rechtsextremisten und Gewaltbereite weitgehend isoliert und bilden innerhalb der Jugendkultur nur eine sehr kleine Minderheit. In Ostdeutschland dagegen können diese Jugendlichen immer noch mit einem gewissen Verständnis selbst durch von Seiten Erwachsener rechnen; oftmals agieren sie in der Vorstellung, nur das auszuführen, was viele denken. Repräsentative Umfragen und empirische Studien verdeutlichen, dass rechtsextremistische und fremdenfeindliche Einstellungen insgesamt in Ostdeutschland wesentlich weiter verbreitet sind.

Eine Analyse der Ursachen muss die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen zentral miteinbeziehen. Sowohl in der alten Bundesrepublik als auch in der DDR gab es immer kleinere Gruppen, die als Vorläufer eingeordnet werden können. Für den SED-Staat muss zudem von Überschneidungen oder zumindest Berührungspunkten zwischen dem offiziel-

len linkstotalitären Denken und Verhalten und rechts- totalitären Traditionen ausgegangen werden. Bei der Konstruktion neuer antidemokratischer/antiwestlicher Erklärungsmuster können rechtsextremistische Jugendliche an spezifisch gebrochene Versatzstücke kommunistischer Ideologie anknüpfen, zumal sie in ihrem Umfeld z.B. sogar bei Lehrern oder im Elternhaus entsprechende Dispositionen vorfinden oder vermuten. Daneben haben „Autoritäten" mit dem Zusammenbruch des Sozialismus auch an Bedeutung verloren oder werden gar als „Verlierer" angesehen. Grenzen der Freiheit werden oft im Umfeld von Jugendlichen nicht gezogen, so dass Missbrauch bzw. Herausfinden von Grenzen vorprogrammiert sind.

In kaum einem anderen Bereich der Gesellschaft sind sich die deutschen Teilgesellschaften so fremd geblieben, prallen die unterschiedlichen Kulturen mit so unverminderter Härte aufeinander wie im Bereich von Erziehung, Familie und Schule. Während in Westdeutschland die 68er-Generationsrevolte gerade auf diesem Feld den „Muff von tausend Jahren" vertreiben wollte – gewiss nicht immer zum Besten –, änderte sich in der DDR an den hergebrachten autoritären Erziehungsformen und –inhalten wenig. Die SED brauchte den sozialistischen Untertanen, nicht den mündigen und selbstbewussten Bürger.

Die Sozialisation erfolgte in der DDR überwiegend in staatlichen Institutionen. Von der Kinderkrippe bis zur Hochschule wurden Kinder und Jugendliche mit ideologischen Formeln traktiert, auf Unterordnung getrimmt und auf Kollektivität eingeschworen. Der sozialistische Staat setzte Rahmenbedingungen, die Sicherheiten versprachen, Gewissheiten vermittelten und dem Einzelnen Entscheidungen abnahmen oder verwehrten. Wegen der Vollerwerbstätigkeit beider Elternteile und deren Vereinnahmung durch gesellschaftliche Organisationen blieb in der Familie, dem letzten Zufluchtsort vor den totalitären Anmaßungen der sozialistischen Diktatur, wenig Zeit füreinander.[1] Der Umgang der Eltern miteinander und mit ihren Kindern war oft pragmatisch und funktional; der Vertrautheit waren schon durch die einengenden Rahmenbedingungen Grenzen gesetzt. Frühe Eheschließungen und Kinder brachten nicht zuletzt spürbare materielle Vorteile; häufig wurde eine Familie um des Wohnraums willen gegründet.

Mit dem Ende der DDR brachen für Eltern und Lehrer erprobte Gewissheiten und Orientierungen zusammen. Die über Nacht gewonnenen Freiheiten schufen neue Unsicherheiten und Überforderungen. Die He-

[1] Schroeder, Der SED-Staat, 1998, S. 527ff., S. 556ff. sowie S. 571ff.

ranwachsenden spürten und spüren wahrscheinlich am intensivsten die versteckte Dimension von Orientierungs- und Ratlosigkeit.

In dieser Situation greifen viele Eltern und Lehrer auf altbewährte Muster zurück, um von ihrer angegriffenen Autorität und der verlorenen Sicherheit, ja sogar Planbarkeit des Lebens, zu retten, was nicht zu retten ist. Viele „Werte" und Verhaltensnormen der SED-Diktatur, die eigentlich auf den Müllhaufen der Geschichte gehören, feiern deshalb gerade in Schulen und Familien ein unerwartetes Comeback. Teile der Jugend proben derweil den Aufstand gegen die aus dem Westen verordneten Institutionen und Werte. Denjenigen, die mit der Geschwindigkeit des gesellschaftlichen Wandels nicht mithalten können, bleibt nur der Tabubruch in einer Gesellschaft, die auf die Langsamen und Zurückgebliebenen wenig Rücksicht nimmt.

Die Nachwirkungen autoritärer DDR-Erziehungspraktiken kommen in dieser Situation erneut zum Tragen: das Freund-Feind-Denken genauso wie die Fixierung auf die Gruppe, aber auch auf starke Worte und starke Führer. Viele Jugendliche haben bisher ebenso wenig wie ihre Eltern und Lehrer das kompromissfähige Austragen von Konflikten gelernt.

Die sich selbst als antifaschistisch und links bezeichnende SED-Diktatur brachte eine mit rechten Werten spielende Jugend hervor. Die nur oberflächlich gewendeten Eltern und Lehrer, das ganze autoritäre Personal des Realsozialismus, wird noch nach dem Ende des Systems mit den Ergebnissen seines Wirkens konfrontiert. Die autoritätssüchtigen Kinder und Jugendlichen sind nur ein Spiegelbild dieser Erzieher.

Insofern können die sich seit der Vereinigung Deutschlands ausbreitenden rechtsextremistischen und gewaltbereiten Milieus nahezu ungebrochen an Strukturen anknüpfen, die sich seit Ende der siebziger Jahre, wenn auch in kleinerem Ausmaß, in der DDR herausgebildet haben. Die Identität dieser Jugendkulturen beruhte gleichermaßen auf Gewalt und rechtsextremistischen ideologischen Mustern. In der Skinhead-Szene verbanden sich jugendkulturelle und rechtsextremistische Elemente.[2]

Nach dem Überfall von ca. 30 Skinheads auf ein Konzert in der Berliner Zionskirche im Oktober 1987, wo mehrere Personen zum Teil schwer verletzt wurden, machten SED und MfS eine Bestandsaufnahme, die erbrachte, dass rechtsextremistische Gruppen inzwischen im ganzen Land verbreitet waren. Als lokale und regionale Schwerpunkte wurden Ost-Berlin, Potsdam, Oranienburg, Dresden und Schwerin ermittelt.[3]

[2] Wagner, Rechtsextremismus und Jugend, 2000, S. 155ff.

[3] Waibel, Rechtsextremismus in der DDR, 1996, S. 226.

Die Gründe für das Manifestwerden rechtsextremistischer und fremdenfeindlicher Einstellungen in den achtziger Jahren, die anscheinend bei größeren Teilen der DDR-Bevölkerung latent immer vorhanden waren, sind vielfältiger Natur und können hier nicht weiter ausgeführt werden.[4]

In Westdeutschland gab es seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges immer auch Formen des organisierten Rechtsextremismus. Stöss verzeichnet drei, gemessen an Mitgliederzahlen und Wählerresonanz, stärkere Wellen des organisierten Rechtsextremismus: vermittelt über die Sozialistische Reichspartei (Anfang der fünfziger Jahre), über die NPD (Mitte bis Ende der sechziger Jahre) sowie die Republikaner und die DVU (von Mitte bis Ende der achtziger Jahre).[5] Die Mitgliederzahlen schwankten zwischen 20.000 und 40.000 und auch die Wahlerfolge rechtsextremer Parteien hielten sich in Grenzen; nur 1969 bestand die Gefahr, dass die NPD den Sprung in den Bundestag schaffen könnte.

Blieben die Mitgliederzahlen des organisierten Rechtsextremismus, aber auch ihre Wahlerfolge in der Geschichte der Bundesrepublik weitgehend marginal, dürfte die Verbreitung rechtsextremistischer Einstellungen in der gesamten Bevölkerung weitaus bedeutsamer gewesen sein. Vage Hinweise hierauf liefern Umfragedaten, wonach noch 1978 31 Prozent der Westdeutschen Hitler für einen der größten Staatsmänner hielten, vorausgesetzt, er hätte den Krieg nicht begonnen (und verloren). Im gleichen Jahr bewerteten 40 Prozent den NS-Staat auf jeden Fall als eine schlechte Sache, während 37 Prozent ihn gar nicht so negativ fanden, abgesehen von Krieg und Judenverfolgung. Diese Einstellungen fand man zu jener Zeit auch bei jüngeren, allerdings nicht so ausgeprägt wie bei älteren Populationen. Die Sinus-Studie ermittelte schließlich Ende der siebziger Jahre bei 13 Prozent der befragten Westdeutschen ein geschlossenes rechtsextremes Weltbild; 37 Prozent bildeten mit autoritären, aber nichtextremen Einstellungen ein Potenzial für rechtsextreme Einstellungen und Organisationen. Selbst wenn diese Zahlen aufgrund inhaltlicher und methodischer Schwächen der Studie das quantitative Ausmaß sicherlich überzeichnen, wird dennoch deutlich, dass rechtsextremistische Einstellungen auch in prosperierenden Phasen der Bundesrepublik bei Teilen der Bevölkerung vorhanden waren.

Nur zum geringen Teil verknüpft mit dem organisierten Rechtsextremismus bildete sich in den siebziger Jahren von Großbritannien über-

4 Vgl. z.B. Weiss, Die neue alte Gefahr, 1989; Golz, „Kopien" und „Nachäffer", 1995, S. 208ff. sowie Eisenfeld, Rechtsextremismus in der Ära Honecker, 2001.

5 Stöss, Rechtsextremismus, 1999.

schwappend eine durch hohe Gewaltbereitschaft charakterisierte Skinhead-Szene heraus, die sich im Laufe der siebziger Jahre immer deutlicher rechtsextremistisch positionierte.[6]

Die Zahl bekannt gewordener Gewalttaten mit rechtsextremistischem Hintergrund blieb trotz eines leichten Anstiegs in den achtziger Jahren in der Bundesrepublik auf äußerst niedrigem Niveau. Erst nach der Vereinigung stieg sie sprunghaft an.[7] Anscheinend setzte ein sich wechselseitig verstärkender und dynamisierender Prozess von entsprechenden Gewalttaten ein, der 1992 mit über 2.600 registrierten Vorfällen (davon 865 in Ostdeutschland) einen traurigen Höhepunkt erreichte (1990: 270). Eine ähnliche Entwicklung kann bei den Gesetzesverletzungen mit erwiesener und vermuteter rechtsextremistischer Motivation (vor allem Propagandadelikte) verzeichnet werden: Sie vervierfachten sich von 1990 bis 1992 (von etwa 1.800 auf etwas über 7.100).

Die Zahl der Straftaten mit erwiesenem oder zu vermutendem rechtsextremistischen Hintergrund stieg ab dem Jahre 2000 wieder sprunghaft an, und zwar von etwa 10.000 (1999) auf knapp 16.000 (2000). Die Gewalttaten stiegen im gleichen Zeitraum von 746 auf 998. Dabei handelte es sich zu zwei Dritteln um Gewalttaten mit erwiesenem oder zu vermutendem fremdenfeindlichen Hintergrund.[8] Gemessen an der Einwohnerzahl sind diese Gewalttaten überproportional in den neuen Ländern geschehen, wobei allerdings die unterschiedliche Erfassung durch die Landesbehörden, deren Kriterien nicht offengelegt werden, berücksichtigt werden muss. Thüringen, das besonders präzise registriert, liegt mit 3,74 Gewalttaten je 100.000 Einwohnern an der Spitze vor Brandenburg (2,93), Mecklenburg-Vorpommern (2,72) und Hamburg (2,47). Am unteren Ende der Tabelle rangieren Bayern (0,50), Hessen (0,71), Bremen (0,75) sowie Nordrhein-Westfalen (0,85).[9]

Die Erfassung von „Straftaten mit erwiesenem oder zu vermutendem rechtsextremistischem Hintergrund" erweist sich bisher in der Bundesrepublik als problematisch. Die entsprechenden Daten werden in den jeweiligen Ländern erfasst und an das Bundesinnenministerium weitergeleitet. Obschon es eine (nicht verbindliche) Vorgabe seitens des Bundesinnenministeriums zur Erfassung gab, haben die Länder nach differierenden Kriterien und vor allen Dingen nach unterschiedlicher Auslegung diese Straftaten erfasst. Erst in diesem Jahr einigten sich Bund und Länder auf

6 Vgl. Farin, Die Skins, 1998, sowie Farin/Seidel-Pielen, Skinheads, 1993.

7 Stöss, Rechtsextremismus, 1999, S. 141ff.

8 Vgl. Bundesministerium des Innern (Hg.): Verfassungsschutzbericht, 2000.

9 Vgl. Bundesministerium des Innern, Verfassungsschutzbericht, 2000, S. 36.

einen einheitlichen Kriterien- und Erfassungskatalog. Hiernach aufbereitete Daten liegen jedoch noch nicht vor.

Die überdurchschnittliche Häufigkeit in Ostdeutschland und das personell relativ stärkere rechtsextremistische und gewaltbereite Milieu sind sicherlich auch Resultat der geradezu revolutionären Umbruchsprozesse in Ostdeutschland. Die Wirkungen des Zusammenbruchs des realsozialistischen Systems und des darauf folgenden Vereinigungsprozesses, der für die Menschen in Ostdeutschland einen nahezu vollständigen Wandel der Lebensumstände, der Verhaltensweisen etc. mit sich gebracht hat, dürfen keineswegs unterschätzt werden. Große Teile der Jugend, die mit weitgehend orientierungslosen Erwachsenen konfrontiert sind, versuchen, in der für sie komplexer gewordenen Welt neue Orientierungen und Fixpunkte zu finden. Da das Vertrauen in Demokratie und Pluralismus in Ostdeutschland insgesamt noch wenig entwickelt und eine den Werten der Zivilgesellschaft verpflichtete „Mitte" deutlich schwächer ausgeprägt ist als in den alten Ländern, stoßen die Jugendlichen häufig auf ein ethisches Vakuum, das sie mit diffusen Weltbildern und Heilsversprechen auszufüllen suchen, die ihnen u.a. von „rechtsextremistischen Rattenfängern" angeboten werden.[10] Die eigentliche Gefahr in Ostdeutschland besteht jedoch darin, dass Rechtsextremisten und gewaltbereite Jugendliche inzwischen alltagskulturell eine dominierende, wenn nicht hegemoniale Stellung in vielen Städten und Dörfern einnehmen („national befreite Zonen").[11]

Obgleich der gemeinsame Staat nun schon seit zehn Jahren existiert, bestehen erhebliche soziale, mentale und siedlungsmäßige Unterschiede fort. Der Osten ist immer noch „provinzieller" und „proletarischer", unterscheidet sich deutlich von der „verbürgerlichten" westdeutschen Gesellschaft. Auch das über Jahrzehnte in zwei Diktaturen eingeimpfte Streben nach Homogenität wirkt entsprechend nach. Der Nährboden für extremistische Auffassungen und Verhaltensmuster dürfte insoweit in den neuen Ländern vorläufig noch stärker ausgeprägt bleiben. Bei der Suche nach den Ursachen des überproportionalen Vorhandenseins rechtsextremistischer Einstellungen vor allem unter Jugendlichen in Ostdeutschland müssen vergangenheits- und vereinigungsbedingte Faktoren gleichermaßen herangezogen werden.

Die rechtsextremistische und fremdenfeindliche Szenerie in West- und Ostdeutschland hat sicherlich gemeinsame Berührungs- und Bezugspunkte, unterscheidet sich jedoch auch auf vielfältige Weise. In West-

[10] Schroeder, Der Preis der Einheit, 2000, S. 178ff. und S. 201ff.

[11] Schröder, Im Griff der rechten Szene, 1997.

deutschland ist diese Szene organisierter und stärker pro-nazistisch eingestellt, in Ostdeutschland dagegen ist dieses Milieu nur locker organisiert und nimmt eher die Form jungendlicher Subkulturen an. Im Westen findet man eher geschlossene rechtsextremistische Weltbilder, im Osten häufig diffuse ethnozentristische Erklärungsmuster und eine hohe Gewaltbereitschaft. Insgesamt jedoch haben sich die Ziele und Inhalte rechtsextremistischer Parteien und Gruppen – nicht zuletzt unter dem Einfluss der Erfahrungen in der DDR – in Richtung „Nationaler Sozialismus" verschoben.

Rechtsextremismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit haben aufgrund der spezifischen deutschen Vorgeschichte eine andere Bedeutung als in anderen Ländern, wo ähnliche Erscheinungen in der Jugend zu verzeichnen sind.[12] Diese deutsche Besonderheit wirkt sich positiv und negativ zugleich aus. Einerseits existiert eine bestimmte Sensibilität im Umgang mit dieser Problematik, andererseits lockt die Tabuisierung zur Provokation – wie schon früher in der DDR und der Bundesrepublik.

Die öffentliche, aber leider zum Teil auch die wissenschaftliche Diskussion über Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus etc. krankt nicht zuletzt daran, dass Begrifflichkeiten und Differenzierungen eher unscharf ausfallen.[13] So verschwimmt – nicht zuletzt politisch motiviert – in vielen Stellungnahmen und Studien die Grenze zwischen „konservativen", „rechten", „rechtsextremistischen" und „rassistischen" Zuordnungen, werden unzulässige Kausalitäten hergestellt, Einstellungen und Verhaltensweisen vermengt, Meinungen und Auffassungen voreilig verurteilt bzw. stigmatisiert und die Problematik insgesamt aus dem politischen und gesellschaftlichen Kontext herausgelöst.

Nachfolgend werden die wichtigsten theoretischen (bzw. verallgemeinernden) Ansätze dargestellt und ihre Stärken, aber mitunter auch erheblichen Defizite und Unzulänglichkeiten beschrieben. Im letzten Kapitel wird dafür plädiert, neben Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit auch anti-/nichtzivile Einstellungen und Verhaltensweisen zu untersuchen und zu erklären.

[12] Minkenberg, Die neue radikale Rechte, 1998, sowie Grumke, Rechtsextremismus in den USA, 2001.

[13] Stöss, Forschungs- und Erklärungsansätze, 1994, S. 23ff.

Theoretische Erklärungsansätze zum Rechtsextremismus und zu Fremdenfeindlichkeit

1. Soziale und modernisierungstheoretische Ansätze

Anknüfend an Überlegungen von Durkheim und Parsons zu den Folgen sozialen Wandels und dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft entwickelten Scheuch und Klingemann in ihrer „Theorie des Rechtsradikalismus in westlichen Industriegesellschaften" die These eines Zusammenhangs zwischen gesellschaftlicher Modernisierung, Anomie, Rigidität im Denken und Unterstützung rechtsextremistischer Parteien. Individuen, die auf einen beschleunigten gesellschaftlichen und sozialen Wandel mit Verunsicherung und Desorientierung reagieren, sind hiernach besonders anfällig für rechtsextremistische Propaganda. Das einfach konstruierte und starre rechtsextremistische Welt- und Menschenbild liefert den verunsicherten und desorientierten Individuen einen psychischen Halt und Möglichkeiten der Anerkennung und Identitätsbildung. Die im Verlauf des sozialen Wandels mehr oder weniger ausgeprägt vorzufindenden rechtsextremistischen Einstellungen stellen sich nach Scheuch/ Klingemann als „normale Pathologie westlicher Industriegesellschaften" dar.[14] Gelingt es rechtsextremistischen Parteien in gesellschaftlichen Umbruchphasen, erhebliche Zustimmung zu erhalten und einigermaßen „seriös" aufzutreten, können sie auch Zulauf von Personen bekommen, die nicht von pathologischen Persönlichkeitsstrukturen geprägt, sondern von anderen Parteien enttäuscht sind oder sich von der Wahl rechtsextremistischer Listen gesellschaftliche Veränderungen erhoffen.

Diesen Gedanken greift auch Heitmeyer auf, indem er einen Zusammenhang zwischen kapitalistischer Produktionsweise, hieraus erwachsender kultureller Erosion und Isolation sowie Entwicklung von Minderwertigkeitsgefühlen vor allem bei Jugendlichen herstellt. Die von Verunsicherung, Desorientierung und Ohnmachtsgefühlen geprägten Jugendlichen sind besonders anfällig für rechtsextremistische Einstellungen. Heitmeyer bezieht darüber hinaus die Individualisierungsthese von Beck mit ein, wonach die Auflösung von sozialen Milieus und Lebensformen zur Erosion verbindlicher Normen und Handlungsanweisungen führen kann. In Zeiten massiver gesellschaftlicher Umbrüche führt die Individualisierung nach Heitmeyer zu Desorientierung, Angst vor Statusverlust und in der Folge zur Herausbildung rechtsextremistischer Einstellungen.

[14] Scheuch/Klingemann, Theorie des Rechtsradikalismus in westlichen Industriegesellschaften, 1967, S. 11ff.

Der Akzeptanz rechtsextremistischer Einstellungen entspricht bei Heitmeyer auf der Handlungsebene die Akzeptanz von Gewalt bei der Durchsetzung individueller und politischer Interessen. In seinem soziologischen Rechtsextremismusbegriff konstituieren sich rechtsextreme Orientierungen durch eine Verbindung zweier Dimensionen: der Idee der Ungleichheit der Menschen (d.h. nationalistische, völkische Selbstübersteigerung, Rassismus/Fremdenfeindlichkeit, Eugenik, Soziobiologie, Sozialdarwinismus, Ausgrenzung des Anderen) und der Gewaltperspektive (Überhöhung von Irrationalismen, Betonung des alltäglichen Kampfs ums Dasein, Ablehnung demokratischer Regelungsformen von sozialen und politischen Konflikten, autoritäre und militärische Umgangsformen und Stile).[15] Die Ausbildung rechtsextremer Einstellungen erfolgt prozessual und in fünf Stufen:

- Ökonomisch-soziale Alltagserfahrungen: Ohnmacht, Handlungsunsicherheit, Vereinzelung;
- Subjektive Verarbeitung: Autoritär-nationalisierende Orientierungsmuster und Gewaltakzeptanz;
- Soziale Verdichtungen: Problempotenziale in unterschiedlichen Orientierungs-Milieus;
- Politische Verfestigungen: Organisationsanbindung im Rechtsextremismusspektrum und deren quantitative Entwicklungen;
- Gewalt-Eskalation: Legitimationsbeschaffung durch Normalisierungsprozesse.

Die weitere Sozialisation und Prägung auch von desorientierten und verunsicherten Jugendlichen bleibt freilich nach Heitmeyer prinzipiell offen, d.h. unter veränderten sozialen und persönlichen Bedingungen können sich auch die Einstellungen wieder verändern. Nicht zu unterschätzen sind auch die politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wie etwa die Adaption rechtsextremistischer Gedanken durch Gruppen der Mehrheitskultur oder die sensationserheischende mediale Berichterstattung über die Problematik von Asylbewerbern, Zuwanderern etc.

Der These Heitmeyers aus den achtziger Jahren, vor allem die Modernisierungsverlierer seien anfällig für rechtsextremistische Einstellungen und Verhaltensweisen, wurde und wird inzwischen vehement widersprochen. Im Zentrum der Kritik steht seine begriffliche Unschärfe insbesondere bei den Begriffen „Des-/Orientierung" und „Des-/Integration", die unzulängliche Unterscheidung zwischen systemischer und sozialer/lebensweltlicher (Des-)Integration sowie die Vernachlässigung der

[15] Heitmeyer, Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen, 1995 sowie Heitmeyer, Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie, 1992.

Entstehung neuer Subkulturen und Milieus. Vor allem aber relativieren die Ergebnisse (auch seiner eigenen) empirischen Studien Heitmeyers Annahmen. Zumindest unter rechtsextremistischen Gewalttätern stellen die sogenannten Modernisierungsverlierer keineswegs eine Mehrheit oder auch nur eine weit überproportional vertretene Gruppe dar.[16] Zudem weisen bei weitem nicht alle Verunsicherten und Desorientierten rechtsextremistische Einstellungsmuster auf, auch dürfte das gewaltbereite Potenzial zumindest unter Jugendlichen weit über das rechtsextremistische hinausgehen. Umgekehrt gibt es unter Rechtsextremisten auch einen großen Teil nicht-gewaltbereiter Personen. Gerade in Bezug auf das Verhältnis von Gewaltbereitschaft und Rechtsextremismus scheint eine differenzierte Betrachtung angebracht.

Heitmeyer hat inzwischen selbst seinen Ansatz dahingehend modifiziert bzw. gleichsam auf den Kopf gestellt,[17] indem er nicht mehr die „Modernisierungsopfer", sondern bezogen auf Westdeutschland die „Modernisierungsgewinner" als die eigentliche soziale Trägergruppe rechtsextremistischen Gedankenguts einordnet. Wichtiger als der Status in der Gesellschaft sei das jeweilige Verhältnis zur Arbeit und die Beziehungserfahrungen. Jugendliche, die eine „instrumentalistische Arbeitsorientierung" und/oder eine „instrumentalistische Beziehungserfahrung" aufweisen, sind hiernach am anfälligsten für rechtsextremistische Einstellungen.

„Instrumentalisierung dient also dem Ziel der eigenen Selbstdurchsetzung, um entweder Anschluss, Sicherung oder Aufstieg zu erreichen. Sie hat als Mittel die Verfügung über andere. Sie entwickelt sich auf dem Hintergrund der ambivalenten Industrialisierungsbedingungen in der durchkapitalisierten, hochindustrialisierten Gesellschaft. Die subjektive Sinnhaftigkeit wird gewährleistet durch Ideologien der Ungleichheit, in denen die funktionalen Mechanismen wie Verdinglichung, Entpersönlichung etc. politisch aufgeladen werden. Sie sind die zentralen Voraussetzungen oder Legitimationen für Gewalt in unterschiedlichen Facetten, um diese entlang von Kosten-Nutzen-Kalkulationen anwendbar werden zu lassen."[18]

16 Pfahl-Traughber, Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, 2000, S. 103ff., sowie generell: Willems u.a., Fremdenfeindliche Gewalt, 1993, und Willems, Analyse fremdenfeindlicher Straftäter, 1994.

17 Vgl. Neureiter, Rechtsextremismus im vereinten Deutschland, 1996, S. 205ff.

18 Heitmeyer, Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie, 1992, S. 596.

In ihrer so genannten Gewaltstudie lösen sich Heitmeyer und andere wieder weitgehend von ihrer „Instrumentalisierungs-„ und „Machiavellismusthese" und konstatieren eine weitgehende Hilflosigkeit bei der Erklärung hinsichtlich der Herausbildung und der Träger von Gewalt.[19] Die Ableitung von rechtsextremistischen Einstellungen und Gewaltbereitschaft als Folge von Desintergrations- und Individualisierungsprozessen im Rahmen der Modernisierung scheint sich insoweit auch bei den empirischen Untersuchungen von Heitmeyer und anderen nicht zu bestätigen.[20]

Vorgeworfen wird Heitmeyer und seinem Ansatz darüber hinaus auch die Vernachlässigung der Primärsozialisation, d.h. der frühkindlichen Erfahrungen und Prägungen in der Familie. Die hier gelegten Dispositionen vor allem zur Gewaltbereitschaft werden unter-, die Sekundärsozialisation in der Schule oder in peergroups anscheinend überschätzt.[21]

So berechtigt die vielfältige Kritik an Heitmeyers Ansatz auch sein mag, gibt es zweifelsohne einen Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Umbruchzeiten, Desorientierung und Zunahme von rechtsextremistischen Einstellungen. Fraglich scheint nur, welchen Stellenwert diese Dimension im Rahmen eines kaum bestrittenen Ursachenbündels einnimmt. Das Beispiel DDR bzw. Ostdeutschland nach der Vereinigung deutet auf die Stärken und Schwächen dieses Ansatzes hin: Einerseits brachte dieser Umbruch erhebliche soziale Verunsicherung und Desorientierung hervor, verbunden mit einer Zunahme des rechtsextremistischen und vor allem des gewaltbereiten Personenpotenzials; andererseits vollzog sich dieser gesellschaftliche und soziale Wandel letztlich doch in friedlichen und kalkulierbaren Bahnen,[22] außerdem war und ist die Mehrzahl verunsicherter Personen nicht rechtsextremistisch eingestellt.

19 Vgl. Heitmeyer, Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus, 1995, S. 370.

20 Neureiter, Rechtsextremismus im vereinten Deutschland, 1996, S. 211-214.

21 Vgl. z.B. die Beiträge in: König (Hg.), Sozialpsychologie des Rechsextremismus, 1998 sowie zur generellen Kritik an Heitmeyer: Neureiter, Rechtsextremismus im vereinten Deutschland, 1996, S. 178ff.

22 Schroeder, Der Preis der Einheit, 2000.

2. Psychologische Erklärungsansätze

Ansätze, die bei der Entstehung von rechtsextremistischen Einstellungen die Persönlichkeitsstruktur – vor allem in autoritärer Ausprägung – in den Vordergrund stellen, beziehen sich zumeist auf Überlegungen von Adorno und anderen zum „autoritären Charakter" als entscheidendes Merkmal eines potenziell dem Faschismus/Nationalsozialismus zugeneigten Individuums. Autoritäre Personen sind hiernach geprägt von obrigkeitshörigem Denken, Überlegenheitsgefühlen gegenüber Schwächeren und einer aggressiven Grundhaltung. Sie präferieren eine tradierte Wertordnung, die vor allem auf Sicherheit und Ordnung sowie Pflichterfüllung setzt. Zur Operationalisierung des „autoritären Charakters" entwickelten Adorno und andere neun Paramter, die folgende Aspekte umfassen: Konventionalismus, autoritäre Unterwürfigkeit, autoritäre Aggression, Antiintrazeption (Abwehr des Subjektiven), Aberglaube und Stereotypie, Machtdenken und Kraftmeierei, Destruktivität und Zynismus, Projektivität (Projektion unbewusster Triebimpulse an die Außenwelt) sowie (übertriebene) Beschäftigung mit Sexualität.[23]

Diese Parameter ergänzen sich zu einem Syndrom, einer dauerhaften Struktur im Individuum, das anfällig wird für antidemokratische Propaganda. Ursächlich verantwortlich für den autoritären Sozialcharakter ist die frühkindliche (familiäre) Sozialisation, die freilich im Rahmen der sozioökonomischen Machtstrukturen der Gesellschaft betrachtet werden muss. Jugendliche, die in einer autoritären, d.h. vom Vater dominierten, Familie aufwachsen, können kein starkes Ich herausbilden und werden gleichsam autoritärssüchtig.

Dieser Ansatz hat gleichermaßen Zustimmung und Widerspruch erfahren. Während Kritiker anführen, dass die Betonung der Herausbildung von „Autoritarismus" in der frühkindlichen familiären Sozialisation die konkreten Alltags- und Lebensbedingungen, die institutionelle Sekundärsozialisation wie äußere kulturelle Einflüsse nicht berücksichtigen, weisen qualitative Untersuchungen von Charakterstrukturen fremdenfeindlicher Straftäter auf zumindest einen Zusammenhang zwischen rechtsextremistischen Einstellungen und autoritären Persönlichkeiten hin.[24] Im Rahmen der sogenannten Trierer Studie von Willems und anderen zu fremdenfeindlichen Straftätern wurde deutlich, dass die fremdenfeindlichen Gewalttäter keineswegs durchgängig rassistisch oder rechtsextremistisch waren; Willems konstatiert eine Mischung von unterschiedlichen Gewaltmotiven. Dabei stehen „eher diffuse Gefühle und Vorstellungen einer generellen Bedrohung und Benachteiligung der Deutschen gegenüber den Ausländern, insbesondere gegenüber Aussiedlern und Asylbewerbern" im Vordergrund. Fremdenfeindliche Gewalt ist hiernach in erster Linie nicht Folge gesellschaftlicher Desintergrationserfahrungen, zumal Menschen auf konflikthafte Strukturen und Situationen nicht uniform, sondern unterschiedlich reagieren. Nur ein geringer Teil der fremdenfeindlichen Gewalttäter hat nach Willems persönliche Desintegrationserfahrungen.[25]

Auch scheint nicht die Individualisierung der modernen Gesellschaft, sondern die Existenz eines ausdifferenzierten Systems jugendlicher Gruppen und Subkulturen der entscheidende Faktor zu sein. Willems weist darauf hin, dass es in der Bundesrepublik schon immer rechtsextreme und gewaltorientierte Jugendliche und auch fremdenfeindliche Einstellungen und Vorurteile gab. Latent vorhandene Fremdenfeindlichkeit und Gewaltbereitschaft kommen immer dann zum Ausbruch, wenn in der öffentlichen Diskussion potenzielle Zielgruppen benannt werden, so z.B. bei der von wechselseitigen Polemiken und einer langen Zeitdauer geprägten Diskussion über Asylverfahren und die Behandlung von Asylbewerbern.

Die Studie von Willems und anderen weist auch darauf hin, dass fremdenfeindliche Gewalttaten zumeist in Gruppen begangen und normalerweise nicht längerfristig geplant werden. Eine Steuerung durch rechtsextremistische Parteien und Gruppierungen mag vorkommen, ist aber nicht die Regel. Die fremdenfeindliche Gewalt erinnert an die klassische Gewaltkriminalität, insbesondere die Jugendrandale; vor allem junge Männer werden hier aktiv. Da gerade Kraft, Stärke, Gewalt in der modernen Gesellschaft keine Rolle mehr spielen, sind es anscheinend die intellektuell schlichten Gemüter, die sich hierüber Anerkennung schaffen wollen. Gewaltausübung ist insoweit in diesem Milieu ein „zentrales Instrument der Selbstdarstellung".

Fremdenfeindliche Gewalt wird vor allem in kleineren Städten und im ländlichen Raum ausgeübt, weniger in Großstädten. Die jugendlichen Täter stammen vor allem, aber nicht ausschließlich, aus dem Arbeiter- und Kleinbürgermilieu. Sie waren im Elternhaus eher mit autoritären Erziehungspraktiken und Einstellungen konfrontiert, andere kommen aus

[23] Vgl. Adorno, Studien zum autoritären Charakter, 1973, sowie Adorno u.a., The authoritarian personality, 1969 (zuerst 1950).

[24] Willems: Fremdenfeindliche Gewalt, 1993.

[25] Willems, Analyse fremdenfeindlicher Straftäter, 1994 und Willems, Fremdenfeindliche Gewalt, 1993.

zerrütteten Familienverhältnissen und weisen Züge von Verwahrlosung auf. Schichtenübergreifend scheinen Überforderung und Gleichgültigkeit der Eltern eine wichtige Ursache zu sein. „Von daher ist es durchaus plausibel anzunehmen, dass hier soziale Gruppen aktiv werden, die sich eher zu den Benachteiligten und Nichtbeachteten in der Gesellschaft zählen. Dies geht häufig einher mit dem Gefühl, selbst benachteiligt zu werden, während andere bevorzugt werden und dem Bedürfnis, andere für die eigene Situation oder eigenes Versagen verantwortlich zu machen."[26]

Für Willems steht bei der Analyse von Jugendgewalt weniger der Rechtsextremismus oder Desintegrationsprobleme im Vordergrund, sondern das Thema der Einwanderung, sei es durch Aussiedler, Migranten oder Asylbewerber, das in fast allen EU-Ländern zu einem Ansteigen fremdenfeindlicher Gewalttaten beigetragen hat. Es handelt sich mithin um „einen Konflikt, der sich durch weite soziale Schichten und Gruppen in einer Reihe von Gesellschaften zieht, und der auch in Zukunft weiterhin Fremdenfeindlichkeit und auch rassistische Einstellungen und Gewaltbereitschaft generieren und anziehen wird".[27]

Expliziter als die vorgenannte Studie gehen Autoren wie Hopf, Clemenz oder König vom Ansatz der „autoritären Persönlichkeit" aus. Sie halten in Anlehnung an Adorno autoritäre Unterwürfigkeit, autoritäre Aggressivität und Machtdenken für die wichtigsten Aspekte bei der Herausbildung rechtsextremistischer Einstellungen. Hieraus resultieren die Glorifizierung der Ungleichheit, die Verherrlichung von Gewalt und Stärke sowie die Propagierung und Anerkennung des Führerprinzips und die Ablehnung des Pluralismus. Sie entwickelten ein theoretisches Modell, in dem rechtsextremistische Einstellungen nicht ausschließlich aus Persönlichkeitsstrukturen oder aus sozialen, ökonomischen oder politischen Bedingungen erklärt werden. In diesem Modell steht zwar die frühkindliche familiäre Sozialisation weiterhin im Vordergrund, bei einem positiven Verlauf des weiteren Sozialisationsprozesses entstehen aber nicht zwangsläufig Fremdenfeindlichkeit und Rassismus.[28]

Da sich traditionelle Milieus auflösen, die Modernisierung nicht nur zur Individualisierung, sondern auch zur Vereinzelung führt, kommt der Familie einerseits eine größere Bedeutung zu, andererseits sind die Eltern selbst in den Wandel miteinbezogen, sind mit sich selbst beschäftigt und haben zumeist generell weniger Zeit für die Kinder. Dies führt laut Clemenz zu einer „emotionalen Ausdünnung der familialen Interaktion". Viele Eltern werden zudem angesichts des Wertewandels immer unsicherer; das Fernsehen erhält die Funktion von Ersatzeltern: „Die Familie verliert gewissermaßen ihre Schutzfunktion gegenüber gesellschaftlichen Zwängen."[29]

Vielen Jugendlichen fehlt es angesichts der vorgenannten Probleme an emotionaler Stabilität und intellektueller Flexibilität, so dass es zu Überforderungen kommt, die sich ein Ventil suchen. Diese Jugendlichen neigen zu komplexitätsreduzierenden Orientierungsmustern. Nach Clemenz hängen objektive und subjektive Dimensionen kausal zusammen: „Aus nicht bewältigten lebensgeschichtlichen Konflikten resultieren autoritäre Unterwürfigkeit und Aggression bzw. Verschmelzungs- und Idealisierungstendenzen. Opfer der damit verbundenen Projektions- und Spaltungsmechanismen sind in der Regel diejenigen, die aufgrund von Rasse, ethnischer Zugehörigkeit oder anderen gesellschaftlichen Klassifikationen als Feinde, Außenseiter, Fremde oder einfach nur als Schwächere gelten."[30]

Christel Hopf und andere haben Anfang der neunziger Jahre mittels einer qualitativen Studie die familiäre Situation rechtsextremistischer junger Männer untersucht. Ihre Ergebnisse bestätigen zwar die von Adorno und anderen behauptete Verbindung zwischen rechtsextremen Orientierungen, mangelnder Verinnerlichung moralischer Normen sowie autoritärer Aggression (gegen Schwächere). Die gleichfalls angenommene Obrigkeitshörigkeit, d.h. Neigung zu Unterordnung gegenüber Stärkeren oder Vorgesetzten, konnten sie indes nicht feststellen. „Vor diesem Hintergrund scheint es uns momentan angebracht zu sein, Autoritarismus vornehmlich durch moralische Heteronomie und autoritäre Aggression zu definieren."[31]

Die Sozialisation von Kindern zu einer „autoritären Persönlichkeit" bedeutet dabei keineswegs, dass diese Personen automatisch rechtsextremistische Einstellungen oder Verhaltensweisen entwickeln, sondern nur, dass sie anfälliger als andere hierfür sind.[32] Andere Autoren stellen die Über- und Unterforderung von Kindern in der Sozialisation als Ursache für die Herausbildung autoritärer Persönlichkeiten in den Vordergrund. Hiernach sehen sich gerade diese Kinder in einer unübersichtlichen Situa-

[26] Willems, Fremdenfeindliche Gewalt, 1993, S. 260.
[27] Ebd.
[28] Vgl. die Beiträge in: König, Sozialpsychologie des Rechtsextremismus, 1998.
[29] Clemenz, Aspekte einer Theorie des aktuellen Rechtsradikalismus in Deutschland, 1998, S. 161.
[30] Ebd.
[31] Hopf u.a., Familie und Rechtsextremismus, 1995, S. 176.
[32] Vgl. Hopf, Familie und Autoritarismus, 2000, S. 33ff.

tion gezwungen, Schutz und Sicherheit bei tatsächlichen oder vermeintlichen Autoritäten zu suchen. „Kinder, denen nicht ermöglicht wird, eigene Strategien zur Bewältigung ihrer Lebenswelt zu entwickeln und die nicht emotional hinreichend von ihren Eltern bei solchen Versuchen unterstützt werden, können sich zu autoritären Persönlichkeiten entwickeln."[33]

Ein weiteres Untersuchungsergebnis weist auf Zusammenhänge zwischen Gewalterfahrungen in der Familie und der Ausprägung autoritärer Dispositionen sowie zwischen mütterlicher Zuwendung und Immunisierung gegenüber autoritärer Aggressivität hin. Aufgrund ihrer Ergebnisse sprechen sich die Autoren gegen eine „dauerhafte Ausgrenzung oder Kontaktvermeidung" gegenüber jugendlichen Rechtsextremisten aus und plädieren für Verständigungs- und Aushandlungsprozesse. „Unsere Untersuchung zeigt, dass es Erfahrungen mangelnder Zuwendung und fehlender Verständigungsbereitschaft sind, die mit der Entwicklung von Persönlichkeiten einhergehen, die verstärkt zum Rechtsextremismus neigen.[34]

Bei einer Anknüpfung an die Überlegungen von Adorno und anderen scheint es angesichts der Ergebnisse weiterer qualitativer Untersuchungen zu familiärer Sozialisation angebracht, vor allem das veränderte Selbstwertgefühl rechtsextremistisch eingestellter Jugendlicher zu berücksichtigen. Der „faschistische Charakter" äußert sich nicht mehr in einer (spieß-)bürgerlichen Fassade, sondern mit vehementer Aggressivität und Irrationalität. Die Werte der bürgerlichen bzw. zivilen Gesellschaft werden von diesen Jugendlichen heute generell abgelehnt, allenfalls in Bezug auf rassistische und politische Vorurteile existiert eine Brücke zwischen Teilen der Bevölkerung und diesem jugendlichen Milieu. Generell wollen sie Tabus brechen und die „offizielle" Gesellschaft provozieren. „Sie scheren sich Glatzen, lassen sich tätowieren, schlüpfen in Springerstiefel und Bomberjacken. Was in ihren Augen Schmuck ist, lässt die bürgerliche Mitte an Sträflinge oder Piraten denken, also an die, die von der sogenannten anständigen Gesellschaft aus welchen Gründen auch immer ausgeschlossen wurden oder aus eigenem Antrieb aus ihr ausscherten ... Ihnen steht die pathologische Anomalie ins Gesicht geschrieben. Unter Hitler hätten sie als ‚schädliche Elemente' gewiss zu den ersten Opfern gehört."[35]

[33] Oesterreich, Autoritäre Persönlichkeit und Sozialisation im Elternhaus, 2000, S. 69ff.

[34] Hopf u.a., Familie und Rechtsextremismus, 1995, S. 185.

[35] Meier, Der faschistische Charakter, 2001, S. 634.

Der „faschistische Charakter", der in den zwanziger und dreißiger Jahren – und vielleicht als Auslaufmodell in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts – zahlenmäßig weit verbreitet war, scheint endgültig der Vergangenheit anzugehören; jedenfalls lässt sich hiermit das heutige rechtsextreme Milieu nicht charakterisieren. Mit der Gesellschaft haben sich auch die Menschen verändert, die Probleme und Ursachen von heute sind nur bedingt identisch mit denen von gestern. So gesehen haben die gewalttätigen und selbst die meisten rechtsextremistisch eingestellten Jugendlichen wenig mit ihren nationalsozialistischen Großvätern und Großmüttern zu tun. Bezweifeln lässt sich auch, ob es der Mehrzahl dieser Jugendlichen um politische Veränderungen geht. Sie zielen weniger auf eine Veränderung der Gesellschaft als auf das Ausleben von Aggressionen. Was sie tun, „sind Akte reiner und sinnloser Destruktivität gegen Schwächere: einzelne Obdachlose, Asylanten und Ausländer oder ‚ausländisch' Aussehende. Sie stellen uns weniger vor das Problem der ‚Vergangenheitsbewältigung' als vor das der Aggression, der die westlichen Gesellschaften offenbar nicht ausreichend Ventile bieten."[36]

3. Politische Erklärungsansätze

Aus der Perspektive des demokratischen Verfassungsstaates werden linke wie rechte Parteien oder Bewegungen als „extremistisch" bezeichnet, wenn sie sich nicht uneingeschränkt zum Grundgesetz bekennen. Folge kann – aber muss nicht – ein Verbotsantrag beim Bundesverfassungsgericht sein, wie er derzeit im Fall der NPD anhängig ist.

Als „Wesenskern" der „freiheitlich demokratischen Grundordnung" des Grundgesetzes werden laut Bundesverfassungsgericht acht Prinzipien bezeichnet: Menschenrechte, Volkssouveränität, Gewaltenteilung, Verantwortlichkeit der Regierung, Gesetzmäßigkeit der Verwaltung, Unabhängigkeit der Gerichte, Mehrparteienprinzip sowie Chancengleichheit der Parteien einschließlich Oppositionsfreiheit.[37]

„Radikalismus" bezeichnet dagegen – wiederum aus der Sicht des demokratischen Spektrums bzw. der demokratischen Mitte – den linken und rechten Rand des verfassungskonformen politischen Spektrums.

Vor allem Backes und Jesse haben theoretische Überlegungen zum „Extremismus" formuliert, die – ohne die Ränder von ihren Inhalten und Zielen her gleichzusetzen – Links- und Rechtsextremismus als gleicher-

[36] Ebd.

[37] Vgl. Stöss, Rechtsextremismus im vereinten Deutschland, 1999, S. 13ff.

maßen gegen den demokratischen Verfassungsstaat gerichtet klassifizieren. Extremistische Kräfte sind nicht nur durch die Ablehnung der pluralistischen Demokratie, sondern auch durch gemeinsame Denkstrukturen verbunden. „Alle extremistischen Doktrinen erheben auf die ein oder andere Weise den Anspruch auf exklusiven Zugang zur historisch-politischen Wahrheit – gleichgültig, ob man sich auf die Gesetze der Natur oder der Vernunft beruft. Die absolute Gewissheit, im Recht zu sein, lässt den Respekt vor den Auffassungen Andersdenkender schwinden. Die Überzeugung von der absoluten Gültigkeit der eigenen Vision bringt jene fanatische Entschlossenheit hervor, der jedes zum Ziel führende Mittel legitim erscheint."[38]

Zwar bekämpfen sich extremistische Gruppen des linken und rechten Spektrums und haben auch unterschiedliche programmatische Inhalte und Ziele, aber vor allem in der Wahl der Mittel im Kampf gegen den demokratischen Verfassungsstaat sind sie sich weitgehend einig. In Analogie zu totalitarismustheoretischen Überlegungen könnte im Rahmen des Extremismus-Erklärungsansatzes formuliert werden, dass sie mehr Bezugspunkte untereinander als zu demokratischen Parteien und Bewegungen aufweisen. Für Backes/Jesse stehen bei Rechtsextremisten die Ablehnung des Prinzips politischer Gleichberechtigung und des Pluralismus sowie ideologische Versatzstücke, die völkischer, rassistischer oder soziobiologischer Natur sind, im Vordergrund.

Nach diesem Erklärungsansatz mögen in der frühkindlichen und jugendlichen Sozialisation charakterliche Dispositionen für extremistische Einstellungen und Handlungen gelegt werden, die begriffliche Bestimmung als „extremistisch" ergibt sich jedoch erst durch gegen den demokratischen Verfassungsstaat gerichtete Aktivitäten. „Extremismus" ist insoweit ein explizit politischer Begriff, dem ein wertender Standpunkt immanent ist. „Dieser Wertbezug ist im Rahmen der Extremismusforschung nicht nur unvermeidlich, sondern ein genuiner Bestandteil des Forschungskonzeptes, orientiert sich der Begriff des politischen Extremismus doch an historisch gewachsenen Miminalanforderungen konstitutioneller Demokratie. Es handelt sich somit um einen normativen Begriff, der das Untersuchungsfeld in einer ganz bestimmten Art und Weise vorstrukturiert."[39]

Dem Extremismus-Konzept ist vehement widersprochen worden; es wird ihm unterstellt, es wolle analog zur Totalitarismustheorie – oder

[38] Backes/Jesse, Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland, 1993, S.40.

[39] Ebd., S. 279.

zumindest was darunter von ihren Kritikern verstanden wird – rechts und links gleichsetzen und die den demokratischen Verfassungsstaat tragenden Kräfte vor Kritik immunisieren. Stöss bezeichnet diesen Ansatz als „so genannte Extremismus'forschung'"und wirft ihr nichtwissenschaftliche und nichtsachgerechte Motive vor. „Die Gegenüberstellung von vermeintlich extrem rechten und extrem linken politischen Phänomenen folgt in der Regel subjektiver politischer Willkür und dient weniger komparativer Forschung als der Stigmatisierung politisch missliebiger Personen und Institutionen."[40]

Es sei hier dahingestellt, ob nicht die Kritik zumindest auf dieser Ebene in gleicher Weise politisch motiviert ist, indem sie gerade strukturelle Ähnlichkeiten bzw. Analogien zwischen Rechts- und Linksextremismus verschleiern und/oder sich zudem einem positiven Bezug auf den demokratischen Verfassungsstaat entziehen will. Jenseits der notwendigen Kontroverse um die politisch motivierte Bestimmung von Forschungs- und Erklärungsansätzen zum Rechtsextremismus scheint mir jedoch der Extremismusansatz wenig zur Erklärung der Entstehung von rechtsextremistischen Einstellungen beizutragen. Aber dies ist vielleicht auch nicht das Ziel dieses Ansatzes, der manifeste Einstellungen und Handlungen als verfassungswidrig und mithin als „extremistisch" kennzeichnen will.

Andere politische Erklärungsansätze kennzeichnen „Rechtsextremismus" als „eine antimodernistische, auf soziale Verwerfungen industriegesellschaftlicher Entwicklung reagierende, sich europaweit in Ansätzen zur sozialen Bewegung formierende Protestform", in der „Einstellungen, Verhaltensweisen und Aktionen, organisiert oder nicht, (vorherrschen), die von der rassisch oder ethnisch bedingten sozialen Ungleichheit der Menschen ausgeht, nach ethnischer Homogenität von Völkern verlangen und das Gleichheitsgebot der Menschenrechtsdeklaration ablehnen, die den Vorrang der Gemeinschaft vor dem Individuum betonen, von der Unterordnung des Bürgers unter der Staatsraison ausgehen und die den Wertepluralismus einer liberalen Demokratie ablehnen und Demokratisierung rückgängig machen wollen."[41]

Gessenharter hält die „Neue Radikale Rechte" – wie er die Rechtsextremisten nennt – für eine Art Gegenentwicklung bzw. Gegenbewegung gegen die seit den sechziger Jahren aufgrund der Aktivitäten der Neuen Linken und der neuen sozialen Bewegungen erfolgten Veränderungen im

[40] Stöss, Forschungs- und Erklärungsansätze, 1994, S. 24.

[41] Jaschke, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, 1994, S. 31.

Rahmen eines – von den Akteuren nicht unbedingt intendierten[42] – gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses.[43] Die Bezugnahme auf die Bewegungsforschung wird sicherlich dem organisierten Rechtsextremismus nicht gerecht, kann jedoch auch in Bezug auf ensprechende jugendkulturelle Strömungen infrage gestellt werden. Ein Anknüpfen an die Subkulturforschung scheint aus dieser Perspektive angemessener.[44]

Von verschiedenen Autoren vor allem aus dem linken und linksradikalen politischen und wissenschaftlichen Milieu wird behauptet, der Zustand der politischen Kultur der Bundesrepublik sei mit ursächlich für die Ausbreitung rechtsextremistischer und fremdenfeindlicher Einstellungen und habe oftmals auslösende Wirkung bei entsprechenden Handlungen. Verwiesen wird hierbei auf die Debatte um die Veränderung des Asylrechts Anfang der neunziger Jahre, die Diskussion um den tatsächlichen oder vermeintlichen Anstieg von Kriminalität und/oder Ausländerkriminalität sowie generell um das Problem von Einwanderung. Für Koopmans z.B. besteht ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Asylbewerberzahlen und der fremdenfeindlichen Mobilisierung. Er konstatiert eine Mitschuld öffentlicher Debatten über dieses Thema, die erst das jugendliche Gewaltpotenzial angeheizt hätten. „Auf der einen Seite hatte die Problematisierung von Ausländern, insbesondere Asylbewerbern, in der öffentlichen Debatte einen Anstieg von Gewalt zur Folge, die dann wieder zu einer Intensivierung der politischen Debatte führte. Erst nach dem so genannten ‚Asylkompromiss' vom Dezember 1992 und der daraus hervorgehenden grundgesetzlichen Einschränkung des Asylrechts im Juli 1993 gingen sowohl die Intensität der politischen Debatte als auch die Zahl der fremdenfeindlichen Gewalttaten deutlich zurück."[45] Generell wird einigen Medien und Politikern vorgeworfen, sie würden mit ihrer Wortwahl („Das Boot ist voll") oder mit einer Thematisierung von „Überfremdung" in Deutschland erst das Ventil für fremdenfeindliche und rechtsextremistische Verhaltensweisen öffnen.[46]

Diese Argumentation kann, muss aber nicht richtig sein, da nicht eingeschätzt werden kann, wie sich zumindest im Fall der Veränderung des Asylrechts bei einem weiteren Ansteigen der Asylbewerberzahlen (ohne Änderung des Asylrechts) die Situation entwickelt hätte. Es bleibt offen,

42 Schroeder, Gesellschaftliche Ursachen und Folgen der Protestbewegung um 1968 in der Bundesrepublik Deutschland, 2000, S. 101ff.

43 Gessenharter, Rechtsextremismus, Neue Radikale Rechte und Intellektuelle Neue Rechte, 1999, S. 29.

44 Vgl. z.B. Wagner, Rechtsextremismus und kulturelle Subversion, 1998.

45 Koopmans, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, 2000, S. 8.

46 Gessenharter, Rechtsextremismus, Neue Radikale Rechte, 1999, S. 33ff.

ob nicht ein weiterer Anstieg der Asylbewerberzahlen nicht zu noch schlimmeren fremdenfeindlichen Ausschreitungen geführt hätte. Darüber hinaus ist auch vorstellbar, dass rechtsextremistische Parteien und Organisationen ohne eine Behandlung des Themas und eine Einigung auf einen Kompromiss verstärkten Zulauf erhalten hätten.

Andere Autoren werfen der vorletzten Regierung Kohl sowie generell der CDU/CSU eine Verharmlosung bzw. Relativierung des Rechtsextremismus vor. Indem z.B. das offizielle Deutschland als ausländerfreundlich dargestellt wird, „werden Rechtsextremismus und fremdenfeindliche Gewalt zwar nicht verleugnet, wohl aber durch die gleichzeitige positive Kontextierung in ihrem Bedrohungsausmaß relativiert."[47]

Den großen Volksparteien wird eine „Anbiederung" an die tatsächliche oder vermeintliche Volksmeinung vorgeworfen, mit der sie Wählerpotenzial zurückgewinnen wollten. Aus ihrer Sicht sind die Wähler rechtsextremer Parteien fehlgeleitete Protestwähler. Während sie sich selbst als immun gegenüber rechtsextremistischen Einstellungen darzustellen suchen, streuen sie selber „rechtspopulistische und fremdenfeindliche Deutungsmuster in die politische Arena".[48] Für die Kritiker der „politischen Mitte" wird damit offensichtlich, dass die etablierten Parteien, indem sie die Themen rechtsextremistischer Gruppen aufgreifen, erst deren Inhalte und dann diese selbst hoffähig machen. Der „Extremismus der Mitte" birgt insofern den Keim des Rechtsextremismus in sich.

Verschiedene Autoren behaupten – zum Teil unter Bezug auf Lipset[49] – eine Überschneidung von Parteien und Personen aus der politischen Mitte und der Neuen Rechten. In Bezug auf die Bedeutung der Nation, die Einschätzung von Ausländern, die Rolle Deutschlands in der Welt etc. seien sich Wortführer der Mitte und der Neuen Rechten einig. Der Rechtsextremismus erwächst hiernach aus der Mitte.[50] Während Lipsets theoretischer Ansatz auf eine Erklärung faschistischer Massenbewegungen aus den Ängsten der Mitte bzw. des Mittelstandes zielt, geht es den zitierten Vertretern des „Extremismus der Mitte" um eine Kritik an der politischen Klasse generell sowie der mangelnden Demokratisierung der Gesellschaft.

47 Lynen von Berg, Politische Mitte und Rechtsextremismus, 2000, S. 268.

48 Lynen von Berg, Politische Mitte und Rechtsextremismus, 2000, S. 290.

49 Lipset, Der „Faschismus", die Linke, die Rechte und die Mitte, 1959, S. 401ff.

50 Vgl. Lohmann, Extremismus der Mitte, 1994 sowie Narr, Der Extremismus der Mitte, 1992, S. 4ff.

Diese „Entgrenzung des Extremismusbegriffs" verlagert freilich das Problem auf den demokratischen Verfassungsstaat selbst bzw. die ihn tragenden Kräfte und liefert gleichzeitig ein „strategisches Instrument zur Delegitimierung des demokratischen Verfassungsstaates".[51]

4. Anti- und nichtzivile Einstellungen und Verhaltensweisen

Angesichts der vorliegenden, sich zum Teil ergänzenden, zum Teil ausschließenden Erklärungsfaktoren für die Entstehung und Ausbreitung von Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit plädieren verschiedene Autoren für eine multifaktorielle Erklärung. Pfahl-Traughber unterscheidet relativ statische (autoritäre Charakterstruktur und rechtsextremistische Mentalitätsbestände in der politischen Kultur) von relativ dynamischen Aspekten (Desintegrationserscheinungen und sozioökonomische Krisenprozesse). Die Entwicklung des Rechtsextremismus erklärt sich für ihn insofern aus einem „komplexen Wechselverhältnis der beiden Aspekte".[52]

Stöss unterscheidet zwischen mehr oder weniger konstanten und eher situativen Faktoren. Antidemokratische Elemente in der politischen Kultur, Auswirkungen des sozialen Wandels und der Modernisierungsprozesse in Industriegesellschaften zählt er zur ersten, einschneidende Umbruchsituationen im ökonomischen, sozialen oder politischen Bereich zur zweiten Dimension. Ohne zu gewichten, konstatiert Stöss „ein Geflecht von verschiedenen, in der Regel aber miteinander irgendwie verknüpften Faktoren, die Rechtsextremismus begünstigen".[53]

Einige empirische Studien zu rechtsextremistischen Einstellungen und Fremdenfeindlichkeit haben die These multifaktorieller Ursachen bestätigt. So hat z.B. eine Befragung von Jugendlichen in Rheinland-Pfalz ergeben, dass politisch-ideologische Überzeugungssysteme die verbindende Klammer zwischen der Neigung zu Gewalt und der Billigung von Gewalt gegen Ausländer darstellen, aber ungünstige Familienverhältnisse, Gewalterfahrung in der Kindheit, den Aufbau eines entsprechenden Werte- und Verhaltenssystem erzeugen. Als verstärkende Faktoren werden die Einflüsse in der peergroup und das allgemeine gesellschaftliche Klima gegenüber Ausländern angeführt.[54]

Ergebnisse empirischer Studien deuten darauf hin, dass die Ursachen für die Herausbildung von rechtsextremistischen Einstellungen und

[51] Backes/Jesse, Extremismus der Mitte? 1995, S. 13ff.
[52] Pfahl-Traughber, Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, 1999, S. 109.
[53] Stöss, Forschungs- und Erklärungsansätze, 1994, S. 23ff.
[54] Winkler, Jugend und Gewalt in Rheinland-Pfalz, 1997, S. 241-244.

Fremdenfeindlichkeit in Westdeutschland eher aus den „sozioökonomischen Statusproblemen" und in Ostdeutschland aus den „soziokulturellen Identitätsproblemen" erwachsen. Während viele westdeutsche Jugendliche anscheinend ihren erreichten Wohlstand durch Konkurrenten (Ausländer, vielleicht demnächst Ostdeutsche) bedroht sehen, kämpfen ostdeutsche Jugendliche noch um ihre Anerkennung im vereinten Deutschland und sehen dabei „Ausländer" als potenzielle Konkurrenten an.[55]

Die Ursachen für die Herausbildung und Verfestigung von rechtsextremistischen Einstellungen und Fremdenfeindlichkeit in Europa, Deutschland und speziell in den neuen Ländern lassen sich jenseits verallgemeinerbarer Gemeinsamkeiten (Ablehnung der pluralistischen und freiheitlichen Demokratie, zugespitzte Fixierung auf ethnische Zugehörigkeit, übersteigerter Nationalismus, Streben nach sozialer, politischer und ethnischer Homogenität, mehr oder weniger sozialdarwinistisches Sozial- und Menschenbild, Obrigkeitsdenken und Untertanenkultur, frühkindliche Gewalterfahrungen, verwahrloste Familienverhältnisse etc.), nicht eindeutig fixieren. Zumeist handelt es sich um ein Ursachengeflecht mit spezifischen nationalen, regionalen bis hin zu lokalen Ausprägungen. Gesellschaftliche Umbruchprozesse und ein beschleunigter sozialer Wandel können diese Einstellungen und Verhaltensmuster begünstigen und verstärken. So lange keine allgemein akzeptierte Theorie zur Erklärung des Rechtsextremismus existiert, konkurrieren auch weiterhin verschiedene Erklärungsansätze um Plausibilität und Deutung.

Die meisten theoretischen Erklärungsansätze, vor allem die modernisierungstheoretischen und politischen, und viele empirische Studien zu Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit kranken darüber hinaus an der Vernachlässigung allgemeiner und spezifischer Ursachen für Aggression und Gewalt. Viele Einstellungen und Verhaltensweisen mögen vordergründig „rechtsextremistisch" und/oder „fremdenfeindlich" motiviert sein, haben ihren tieferen Grund aber in anti- bzw. nichtzivilen Einstellungen und Verhaltensformen. Rechtsextremistische und fremdenfeindliche Einstellungen sind insofern nur die Spitze des Eisbergs.

Viele empirische Studien und Umfragen überzeichnen zudem den Anteil rechtsextremistisch eingestellter Personen, da sie in der Operationalisierung, d.h. bei ihren Fragen, das Ergebnis implizit schon mitproduzieren.[56] Belegt scheint aber, dass „Fremdenfeindlichkeit" nicht in

[55] Neureiter, Rechtsextremismus im vereinten Deutschland, 1996, S. 277ff.
[56] Vgl. den Bericht des am Forschungsverbund SED-Staat der Freien Universität Berlin derzeit durchgeführte Forschungsprojekts „Entstehung und Entwicklung rechtsextremistischer Einstellungen und Verhaltensmuster in den

„Rechtsextremismus" aufgeht, d.h. zwar sind nahezu alle Personen mit rechtsextremistischen Einstellungen auch fremdenfeindlich eingestellt, aber umgekehrt sind nicht alle fremdenfeindlich Eingestellten auch rechtsextremistisch. Während das rechtsextremistische Milieu in nahezu allen Studien bei den bildungsferneren Schichten und in kleineren Städten verortet wird, ist das fremdenfeindliche Potenzial, wenn auch in abgeschwächter Form, schichtenübergreifender und bei Personen mit traditionellen Wertvorstellungen auch in Großstädten anzutreffen. Die (fließenden) Grenzen zwischen berechtigter Ablehnung von Fremden und Fremdenfeindlichkeit werden zumeist weder in den theoretischen Überlegungen noch in empirischen Studien beachtet. Auch bleibt der Zusammenhang zwischen eigenen Gewalterfahrungen und Fremdenablehnung bzw. Fremdenfeindlichkeit – zumeist aus politischen Motiven – ausgeblendet.

Gerade im Ost-West-Vergleich wird deutlich, dass z.B. der Umgang mit Migranten sowohl zum Abbau von „Fremdenfeindlichkeit" als auch zum Entstehen derselben führen kann. So lange die unterschiedlichen Motive nicht herausgearbeitet werden, bleibt dieses ambivalente Verhältnis freilich unterbelichtet. Unstrittig scheint dagegen, dass im Osten die – weitaus ausgeprägtere – Fremdenfeindlichkeit eine konstruierte und projizierte ist. Anscheinend sind Fremdenangst und Fremdenhass hier eher Reaktionen auf eine tatsächliche oder vermeintliche Gefährdung der eigenen Perspektiven und vor allem eines unterentwickelten Selbstbewusstseins und Selbstwertgefühls.

Ein kausaler Zusammenhang zwischen rechtsextremistischen Einstellungen und Gewaltbereitschaft, wie ihn z.B. Heitmeyer und andere herstellen, scheint schon insoweit nicht gegeben, da Gewaltakzeptanz und –bereitschaft wesentlich höher liegen als die Quoten zu „Rechtsextremismus" oder „Fremdenfeindlichkeit". Diese Vermutung wird bestätigt durch Beobachtungen, dass bei Jugendlichen oftmals nicht nur eine „Verwirrung der Gefühle", sondern auch immense intellektuelle Widersprüche auftreten, indem sie gleichzeitig politisch linke und rechte, fremdentolerante und fremdenfeindliche Positionen vertreten. Auch gibt es viele gewalttätig gewordene Jugendliche, die selbst einen ausländischen Freund haben.[57]

Vor allem in den ostdeutschen Ländern hat sich im letzten Jahrzehnt eine rechtsextremistisch und fremdenfeindlich orientierte und vor allem gewaltbereite Jugendkulturlandschaft herausgebildet, deren Klientel den

neuen Ländern im Vergleich zu den alten", der im Frühjahr 2003 erscheinen wird.

57 Wahl, Fremdenfeindlichkeit, 2001, S. 323ff.

Bruch mit den Regeln einer Zivilgesellschaft betreibt. Für jugendliche Gewalttäter – mit oder ohne rechtsextremistische Einstellungen – gibt es immer „Feinde", die bekämpft oder vernichtet werden müssen. Laut Wagner, einem ausgewiesenen Kenner der gewaltbereiten Szene in den neuen Bundesländern, befinden sich diese Jugendlichen gleichsam ständig auf der Suche nach „Feinden", so dass die scheinbar spontan und ungeplant und zumeist unter Alkoholeinfluss ablaufenden Gewalttaten doch einen latenten Hintergrund, nämlich die generelle Feinderklärung, haben. „Es sind die mit biologistisch aufgeladenen Ungeziefernamen und Abartigkeitsbezeichnungen stigmatisierten Gruppen, die nach einem abstrakten Merkmalskatalog definiert werden, und denen konkrete Individuen dann im sozialen Nahraum zugeordnet werden. Die ‚Oberfeinde' sind ‚Kanaken' und ‚Zecken'. Erstere sind phänotypische ‚Undeutsche', letztere ‚Undeutsche nach Ideologie und Kultur'. In jedem Fall ist ihre ‚Bekämpfung' in den Augen der Szenevertreter moralisch legitim, weil sie als apokalyptische Verderber des ‚Deutschen' gelten. Man leidet in deren Anwesenheit. So behauptete ein junger Rechtsextremist, dass er davon ‚Pickel und Ekel kriege'. In den Feindbildkreis gehören weiter: Juden, ‚Popen', Schwule, „Kinderficker' und andere ‚Abartige', ‚Assis' oder ‚Asseln', ‚Mukus' (Multikulturelle), ‚Politbonzen' und ‚Systembullen', ‚Freimaurer' und ‚Illuminaten'. Auch ‚genotypisch Behinderte' finden als ‚unwertes Leben keine Gnade'."[58]

Zwar gibt es Überschneidungen dieser antizivilen und gewaltbereiten Jugendszene mit dem organisierten Rechtsextremismus, aber gefährlicher scheint die auch ohne expliziten Bezug auf den Rechtsextremismus noch zunehmende Attraktivität dieser Szene, die sich über Kleidung, Haarschnitt, Musik etc. konstituiert. Diese Gruppen haben inzwischen in vielen ostdeutschen Kleinstädten den öffentlichen Raum besetzt und prägen das äußere Stadtbild. Gegenkräfte sind dagegen eher unterentwickelt, die meisten Anwohner verhalten sich passiv. Diese Subkultur provoziert durch militantes Auftreten, exzessiven Alkoholgenuss und demonstrative Gewaltbereitschaft. Benz konstatiert einen Kulturkampf, „der mit xenophobischer, rassistischer und völkischer Ideologie gegen die Idee der demokratischen und liberalen pluralistischen und humanen Gesellschaftsordnung geführt wird. Die Fixiertheit auf die Protagonisten, junge Erwachsene und Jugendliche als Skinheads, Schläger und Neonazis geht am Kern des Problems vorbei: Der Aufstand angstvoller Unterprivilegierter ist weniger das Ergebnis manifester ideologischer Überzeugung als Generationskonflikt und Kampfansage an eine Gesellschaft, durch die

58 Wagner, Rechtsextremismus und Jugend, S.161.

sich die Protagonisten ausgegrenzt fühlen, der sie eigene Regeln der Gewaltbereitschaft, das Recht des Stärkeren und der brachialen Ausgrenzung von zu Fremden stigmatisierten Minderheiten entgegenstellen."[59]

Der Rückgriff auf nazistische Symbole und Parolen verschafft diesem Milieu eine öffentliche Resonanz, die das tatsächliche Ausmaß ihrer kriminellen und gewalttätigen Handlungen übersteigt. Sie erhalten hierdurch eine (negative) Anerkennung, die die Gesellschaft ihnen ansonsten verweigert, ob zu Recht oder zu Unrecht, sei hier dahingestellt.[60] In dem Maße, wie die Anwendung von Gewalt und Brutalität selbst identitätsstiftend und das Selbstbewusstsein steigernd wirkt, erhöht sich der Zulauf von desorientierten, aber auch von machtbewussten Jugendlichen.

Zivilgesellschaftliches Verhalten umfasst im Kern in einer von der westlichen Kultur geprägten Gesellschaft auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene die Anerkennung und Berücksichtigung von Rechtsstaatlichkeit, Gewaltenteilung, staatlichem Gewaltmonopol, pluralistischer und repräsentativer Demokratie, der Trennung von Staat und Kirche und Individualismus. Auf der Mikroebene, d.h. im alltäglichen Umgang mit- und gegeneinander, bedeutet „Zivilgesellschaft" Respekt und Anerkennung gegenüber dem anderen, Bereitschaft zur konsensualen Beilegung von Konflikten, Einhaltung der Gewaltlosigkeit und vor allem auch individuelle Verantwortlichkeit und Engagement für die Gesellschaft bzw. die Gemeinschaft (z.B. auf der Ebene der Kommune).

Aus dieser Perspektive sieht Honneth die Formen der Gewaltausübung vor allem charakterisiert „durch die Abwesenheit einer Einstellung, die uns heute im zivilisierten Umgang zwischen Menschen normalerweise so selbstverständlich erscheint, dass wir uns ihre moralische Bedeutung kaum mehr vergegenwärtigen: Ich meine jene Form des Respekts, der Achtung oder der Anerkennung, die wir allen anderen Menschen gegenüber dadurch zum Ausdruck bringen, dass wir uns wie selbstverständlich in der Interaktion von gewissen Normen gebunden fühlen, wie sie in Prinzipien der Gewaltlosigkeit, der Verständigungsbereitschaft oder der Diskretion verkörpert sind."[61]

Für Honneth steht an erster Stelle die Gewalt, die im Sozialisationsprozess fundiert wird, und erst dann kommen die rassistischen Überzeugungen als eine Form von „Rationalisierung von Verhaltensweisen" hinzu. Die Jugendlichen geben ihren gewalttätigen Verhaltensweisen einen intersubjektiv verstehbaren Sinn: „Zusammengespitzt formuliert ließe

59 Benz, Ein Kulturkampf ist in Gang, 2001.
60 Schwarte, Identität und Gewalttätigkeit, 2000.
61 Honneth, Rassismus als versagte Anerkennung, 2001.

sich sogar zeigen, dass diese Jugendlichen nicht gewaltsam sind, weil sie rassistische Überzeugungen besitzen, sondern rassistische Überzeugungen haben, weil sie Gewalttätigkeiten ausüben."

Folgt man diesen Überlegungen, dass diese Jugendlichen nicht nur nichtzivile, sondern zum Teil auch antizivile Einstellungen besitzen und ausleben, werden die „Inhalte" und Ziele ihres gewalttätigen Tuns zweitrangig und ihre Opfer willkürlich gewählt. Niemand kann sich sicher sein, nicht Opfer dieser gewalttätigen Jugendlichen zu werden. Um so wichtiger wird es, diesem gewaltbereiten Milieu entschiedener entgegenzutreten – mit zivilgesellschaftlichem Engagement ebenso wie mit staatlicher Gewalt und justizieller Sanktion, aber auch mit Integrationsangeboten für den großen Teil der Mitläufer. Ihnen sollten Brücken zur gesellschaftlichen Reintegration und Resozialisierung angeboten werden, die auch eine Form von Anerkennung beinhalten. Gleichzeitig dürfen sich Staat und Gesellschaft freilich nicht der Illusion hingeben, alle gewalttätigen Jugendlichen „resozialisieren" zu können.

Literatur

Adorno, Th. W. u.a.: The authoritarian personality, New York 1969 (zuerst 1950).

Adorno, Th. W.: Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt/M. 1973.

Backes, U./Jesse, E.: Extremismus der Mitte? – Kritik an einem modischen Schlagwort, in: Backes, U./Jesse, E. (Hgg.): Jahrbuch Extremismus und Demokratie, 7. Jg. 1995.

Backes, U./Jesse, E.: Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1993.

Benz, W.: Ein Kulturkampf ist in Gang, in: Frankfurter Rundschau vom 01.03.2001.

Forschungsverbund SED-Staat an der Freien Universität Berlin: Bericht des Forschungsprojekts „Entstehung und Entwicklung rechtsextremistischer Einstellungen und Verhaltensmuster in den neuen Ländern im Vergleich zu den alten", erscheint im Frühjahr 2003.

Bundesministerium des Innern (Hg.): Verfassungsschutzbericht 2000, Bonn 2001.

Clemenz, M.: Aspekte einer Theorie des aktuellen Rechtsradikalismus in Deutschland. Eine sozialpsychologische Kritik, in: König, H.-D. (Hg.): Sozialpsychologie des Rechtsextremismus, Frankfurt/M. 1998.

Eisenfeld, B.: Rechtsextremismus in der Ära Honecker – Ursachen – Folgen. BSTU-BF1, Berlin 2001.

Farin, K./Seidel-Pielen, E.: Skinheads, München 1993.

Farin, K.: Die Skins. Mythos und Realität, Berlin ^{2}1998.

Gessenharter, W.: Rechtsextremismus, Neue Radikale Rechte und Intellektuelle Neue Rechte. Begriffliche Klärungen und empirische Befunde, in: Dünkel, F./Geng, B. (Hg.): Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, Mönchengladbach 1999.

Golz, H.-G.: „Kopien" und „Nachäffer". Rechtsextreme Gewalt im letzten Jahrzehnt der DDR, in: Hellwig, G. (Hg.): Rückblick auf die DDR, Köln 1995.

Grumke, Th.: Rechtsextremismus in den USA, Opladen 2001.

Heitmeyer, W. u.a.: Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie. Erster Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher, Weinheim u.a. 1992.

Heitmeyer, W. u.a.: Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus, Weinheim u.a. 1995.

Heitmeyer, W.: Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster einer Untersuchung zur politischen Sozialisation, Weinheim u.a. ^{5}1995.

Honneth, A.: Rassismus als versagte Anerkennung, unveröffentlichtes Manuskript, Frankfurt/M. 2001.

Hopf, Ch. u.a.: Familie und Rechtsextremismus, Weinheim u.a. 1995.

Hopf, Ch.: Familie und Autoritarismus – zur politischen Bedeutung sozialer Erfahrungen in der Familie, in: Rippl, S. u.a. (Hgg.): Autoritarismus. Kontroversen und Ansätze der aktuellen Autoritarismusforschung, Opladen 2000.

Jaschke, H.-G.: Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, Opladen 1994.

König, H.-D. (Hg.): Sozialpsychologie des Rechtsextremismus, Frankfurt/M. 1998.

Koopmans, R.: Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit als einwanderungs- und ausländerpolitisches Problem, in: Zukunftsforum Jugend 2/2000.

Lipset, S. M.: Der „Faschismus", die Linke, die Rechte und die Mitte, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 11 (1959).

Lohmann, H.-M. (Hg.): Extremismus der Mitte. Vom rechten Verständnis deutscher Nation, Frankfurt/M. 1994.

Lynen von Berg, H. : Politische Mitte und Rechtsextremismus. Diskurse zu fremdenfeindlicher Gewalt im 12. Deutschen Bundestag (1990-1994), Opladen 2000.

Meier, F.: Der faschistische Charakter – gibt es ihn doch? In: Merkur 7/2001.

Minkenberg, M.: Die neue radikale Rechte im Vergleich. USA, Frankreich, Deutschland, Opladen 1998.

Narr, W.-D.: Der Extremismus der Mitte, in: Vorgänge 31 (1992), Nr. 118.

Neureiter, M.: Rechtsextremismus im vereinten Deutschland. Eine Untersuchung sozialwissenschaftlicher Deutungsmuster und Erklärungsansätze, Marburg 1996.

Oesterreich, D.: Autoritäre Persönlichkeit und Sozialisation im Elternhaus. Theoretische Überlegungen und empirische Ergebnisse, in: Rippl, S. u.a. (Hgg.): Autoritarismus. Kontroversen und Ansätze der aktuellen Autoritarismusforschung, Opladen 2000.

Pfahl-Traughber, A.: Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, München ^{2}2000.

Pfahl-Traughber, A.: Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, München 1999.

Scheuch, E./Klingemann, H.-D.: Theorie des Rechtsradikalismus in westlichen Industriegesellschaften, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialpolitik, 12 (1967).

Schröder, B.: Im Griff der rechten Szene. Ostdeutsche Städte in Angst, Reinbek 1997.

Schroeder, K.: Der SED-Staat. Partei, Staat und Gesellschaft 1949-1990, München 1998.

Schroeder, K.: Der Preis der Einheit. Eine Bilanz, München u.a. 2000.

Schroeder, K.: Gesellschaftliche Ursachen und Folgen der Protestbewegung um 1968 in der Bundesrepublik Deutschland, in: März, P. (Redaktion): Normen – Stile – Institutionen. Zur Geschichte der Bundesrepublik, Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München 2000.

Schwarte, J.: Identität und Gewalttätigkeit, in: Die Neue Ordnung, Nr. 6/2000.

Stöss, R.: Forschungs- und Erklärungsansätze – ein Überblick, in: Kowalski, W./Schröder, W.: Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz, Opladen 1994.

Stöss, R.: Rechtsextremismus im vereinten Deutschland, Bad Godesberg 1999.

Wagner, B.: Rechtsextremismus und Jugend, in: Schubarth, W./Stöss, R. (Hgg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz, Bonn 2000.

Wagner, B.: Rechtsextremismus und kulturelle Subversion in den neuen Ländern, Zentrum Demokratische Kultur, Berlin 1998.

Wahl, K. u.a.: Fremdenfeindlichkeit. Auf den Spuren extremer Emotionen, Opladen 2001.

Waibel, H.: Rechtsextremismus in der DDR bis 1989, Köln 1996, S. 226.

Weiss, K.: Die neue alte Gefahr. Junge Faschisten in der DDR, in: Kontext 1989, Heft 5.

Willems, H. u.a.: Analyse fremdenfeindlicher Straftäter, Bonn 1994.

Willems, H. u.a.: Fremdenfeindliche Gewalt. Einstellungen, Täter, Konflikteskalation, Opladen 1993.

Winkler, J. R.: Jugend und Gewalt in Rheinland-Pfalz, in: Schumann, S./Winkler, J. R. (Hgg.): Jugend, Politik und Rechtsextremismus in Rheinland-Pfalz. Ergebnisse eines empirischen Modellprojekts, Frankfurt/M. 1997.

II. Die historische Perspektive

Universitätsbibliothek
Eichstätt

Der Umgang mit Fremden in der Welt der Griechen: „natives", Perser, Juden

Von Jürgen Malitz

Wenn im Folgenden über „Fremde" gesprochen wird, so sind diejenigen gemeint, die heute wohl als „Ausländer" bezeichnet werden.[1] Der Begriff des „Fremden" in der griechischen Welt könnte natürlich noch viel breiter aufgefaßt werden. „Fremd" war für die Griechen einer einzelnen Polis keineswegs nur jeder Ausländer, dem man die ferne Herkunft schon an der Nasenspitze ansah, sondern auch jeder, der nicht vollberechtigt zum Bürgerverband gehörte. Ein selbstbewußter athenischer Bürger ließ nicht so leicht einen Zugereisten als wirklich angekommen gelten. Gastfreundliche Integration und Abgrenzung ergänzten sich gegenseitig; die differenzierten Vorschriften des athenischen Fremdenrechts können sowohl das eine wie das andere beleuchten.[2]

Gerade die attische Demokratie war kein günstiger Nährboden für die Verbrüderung aller Griechen, sondern ein System, das die Besserstellung der eigenen Bürger gegenüber den Ansprüchen von Fremden energisch verteidigte. Das athenische Bürgerrechtsgesetz von 451, mit dem die Nachkommen aus Verbindungen athenischer Bürger mit Frauen ausserathenischer Herkunft ihres Bürgerrechts und damit auch ihrer demokratischen Privilegien in Form der Alimentierung verlustig gingen, zeigt deutlich, wie wenig den „Einheimischen" daran gelegen war, die „Fremdheit" der Fremden aufzuheben.[3]

Es ist allein der Zufall der erhaltenen Überlieferung, dass wir über die Verhältnisse innerhalb Athens mehr wissen als in anderen griechischen Poleis – den Athenern, wenn sie in die Ferne verschlagen wurden, ging es nicht anders als den Fremden in Athen. Der Athener Andokides, der am Ende des V. Jahrhunderts zeitweilig als Verbannter im Ausland zu leben hatte, bemerkte dazu: „Ich habe gelernt, was es heißt, als Fremder oder als Metöike im Nachbarland zu leben."[4]

War es schon für erfolgreiche und angesehene griechische Fremde selbst nach einem langen z. B. in Athen verbrachten Leben nicht möglich,

---

1 Die Vortragsform wurde beibehalten und um Fußnoten mit Quellenbelegen und Literaturhinweisen ergänzt.

2 Eine Einführung in diesen Themenbereich geben Brandt, 1992 sowie Sonnabend, 1996.

3 Vgl. [Arist.] Athenaion Politeia 26, 4 und die Erläuterungen bei Arist. Politik 1278a26 – 34.

4 Vgl. Andokides, orat. 1, 144.

vollkommen zugehörig zu werden, so musste dies für echte „Ausländer" unter den athenischen Metöken,[5] den Fremden mit geregeltem Aufenthaltsrecht, die sich schon durch Muttersprache und Hautfarbe als ehemalige „Ausländer" zu erkennen gaben, noch viel schwieriger sein. Geschrieben wurde darüber verständlicherweise wenig: Xenophon bietet eine der wenigen Stellen, wo „Vorurteile" gegenüber nichtgriechischen „Ausländern" ganz unverhohlen ausgesprochen werden:[6] „Aber sicher dürfte auch die Stadt einen Nutzen davon haben, wenn die Bürger lieber allein miteinander ins Feld zögen, anstatt dass sich mit ihnen zusammen Lyder, Phryger, Syrer und andere Barbaren aus vielerlei Ländern in der Schlachtreihe aufstellen, wie es jetzt üblich ist. Denn viele Metöken entstammen diesen Völkern."

Ich komme damit zum eigentlichen Thema, dem Umgang der Griechen mit Fremden, die zugleich „Ausländer" sind, also Menschen aus wirklich „fremden" Ländern, unterscheidbar vom Durchschnittsgriechen schon durch ihre Sprache und – übrigens nicht immer - durch ihr Aussehen[7]; im Griechischen ist das spätestens seit dem V. Jahrhundert nicht mehr der »xénos«[8], sondern der »bárbaros«, der „Barbar".[9]

Griechische Kolonisten und indigene Bevölkerung.

Mein erstes Beispiel für die Begegnung der Griechen mit »Fremden« ist das Zeitalter der Kolonisation, mit dem Akzent auf Sizilien. Die Wanderbewegung der griechischen Kolonisation begann in der Mitte des VIII. Jhdts. v. Chr. und dauerte bis gegen 600.[10] Die Griechen setzten sich in dieser Epoche an allen Rändern des Mittelmeers fest – im Westen kamen sie bis nach Spanien, im Norden bis an die Krim, im Osten bis nach Syrien, im Süden bis nach Nordafrika. Platon legt Sokrates den Vergleich mit den Fröschen, die um einen Sumpf leben, in den Mund.[11] Zwei Fragen möchte ich ansprechen: Wie verhielten sich die Griechen gegenüber

5 Vgl. dazu Cartledge, 2000.
6 Xenophon, de vectig. 2, 3. Vgl. Tuplin , 1999, S. 53.
7 S. unten Anm. 143 über die Juden.
8 »Xénos« ist sowohl der Fremde, als auch der Gastfreund. Sehr archaisch ist der spartanische Sprachgebrauch noch im Zeitalter des Perserkrieges: sie nennen auch die Perser »xenoi« (vgl. Herodot 9, 11).
9 Zum Wort s. unten Anm. 38 und 47.
10 Vgl. dazu die immer noch wichtige Studie von Schaefer, 1960 sowie Boardman, 1981. Sizilien: Dunbabin, 1948.
11 Vgl. Platon, Phaidon 109B.

denen, die sie bei ihrer Ankunft antrafen, und was wissen wir über ihre Bereitschaft, sich mit einheimischen Frauen zu verbinden ?

Bei der Konfrontation der neuen Siedler mit „Fremden" gab es immer mehrere Möglichkeiten: das Scheitern einer solchen Unternehmung am Widerstand der Eingeborenen (worüber es verständlicherweise keine Zeugnisse gibt), die Vertreibung der „natives", oder – wenigstens in der Frühphase einer Kolonie - die mehr oder wenige friedliche Koexistenz.

Die literarische Überlieferung über die erste Landnahme der Griechen ist ausgesprochen knapp; soweit man diese Nachrichten durch archäologische Zeugnisse ergänzen kann, ist der Schluss erlaubt, dass ein erheblicher Teil der neuen Gründungen an Stellen vorgenommen wurde, an denen bereits eine Ansiedlung der ursprünglichen Bewohner zu ermitteln ist. Rein statistisch gesehen, war die erste Kolonisation also eher gewalttätig als friedlich. Mindestens die Hälfte der Kolonien z. B. Siziliens sind angelegt auf früheren Siedlungen der Sikeler; diese Kolonien sind auch von Anfang an befestigt.[12]

Berücksichtigt man die materielle Not, die eine der wichtigsten Gründe für die frühe griechische Kolonisation war, kann es nicht überraschen, dass der Umgang mit den Einheimischen in der Regel alles andere als rücksichtsvoll war. Das durch Herodots Bericht und eine ergänzende Inschrift relativ gut bezeugte Unternehmen der Ansiedlung von Bewohnern der Insel Thera in Nordafrika macht in Umrissen die schweren Konflikte deutlich, die die ersten Siedler solcher Kolonisationsunternehmen bei ihrer Ankunft auslösten.[13] Auch die knappen Worte des Thukydides über die Geschichte der griechischen Kolonien auf Sizilien lassen die häufige Gewaltsamkeit der griechischen Ankömmlinge erkennen:[14] „Archias verjagte zuerst die Sikeler von der Insel, die jetzt, nicht mehr ringsum umspült, die innere Stadt trägt. (...) Thukles und die Chalkidier legten von Naxos aus, vier Jahre nach der Gründung von Syrakus, die Stadt Leontinoi an, nachdem sie im Krieg die Sikeler verjagt, und danach Katana. (...)[15]".

Häufig wird es Lug und Trug bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen gegeben haben, wie Polybios in einem Abschnitt über die Geschichte von Lokroi Epizephyrioi in Süditalien schreibt:[16] „Verträge mit den Lokrern in Griechenland hat es weder gegeben noch wird von ihnen

12 Vgl. Dunbabin, 1948, S. 43.
13 Vgl. Herodot 4, 145 – 158 und die Inschrift bei Brodersen, 1992, Nr. 6.
14 Thukydides 6, 3, 2 – 3 (übers. von G. P. Landmann).
15 Zu Reflexen kolonisatorischer Gewalt in der Literatur s. Dougherty, 1993.
16 Polybios 12, 6 (übers. von H. Drexler).

berichtet; wohl aber kannten alle aus der Überlieferung solche mit den Sikulern. Darüber erzählen sie folgendes: Damals, als sie bei ihrer Ankunft in Italien die Sikuler im Besitz des Landes fanden, das sie jetzt selbst bewohnen, wären jene so in Schrecken geraten, dass sie sie in ihrer Angst aufnahmen. Sie hätten nun mit den Sikulern ein Übereinkommen geschlossen, mit ihnen Freundschaft zu halten und gemeinsam mit ihnen das Land zu bewohnen,[17] solange ihr Fuß die Erde beträte und sie den Kopf auf den Schultern trügen. Bei der Ableistung des Eides aber hätten die Lokrer auf die Sohlen ihrer Schuhe Erde gelegt und unter dem Gewand auf ihrer Schulter Knoblauchköpfe versteckt und so den Eid abgeleistet; dann hätten sie die Erde aus den Schuhen hinausgetan, die Knoblauchköpfe fortgeworfen und nicht lange danach, als sich die Gelegenheit bot, die Sikuler aus dem Lande vertrieben."

Die „gewaltsame" Landnahme war aber nicht die einzige Option; wenn die Verhältnisse es erlaubten, ging man auf das Angebot zu einem Interessenausgleich ein. Archäologisch gesehen sind dies griechische Ansiedlungen, in deren Nähe sich gleichzeitig Siedlungen der Einheimischen feststellen lassen. Die politischen Umstände, unter denen sich solche Arrangements ergaben, sind in der Regel nicht zu ermitteln. Ein Beispiel ist Thukydides' Nachricht über die Gründung von Megara Hyblaia:[18] „Die anderen gaben Thapsos wieder auf, um nach dem Rat des Sikelerkönigs Hyblon, der die Feldmark hergab, Megara anzulegen, das das hybläische genannt wurde."

In der Anfangsphase der Kolonisation gab es beim Umgang mit den Eingeborenen gelegentlich Unterschiede zwischen Siedlern unterschiedlicher Herkunft und Prägung. Der verschiedenartige Umgang mit den Einheimischen konnte weitreichende Folgen haben, wie man am Beispiel der Geschichte Siziliens zeigen kann, insbesondere an der unterschiedlichen Entwicklung des von Dorern gegründeten Syrakus im Vergleich mit benachbarten ionischen Gründungen.[19]

Ziemlich aggressiv sind offenbar die Gründer von Syrakus und deren Nachkommen vorgegangen. Nach der ersten Vertreibung der Sikeler von der später zur Stadt gehörigen Insel Ortygia expandierte Syrakus weiter nach Westen, auf Kosten der dortigen Urbevölkerung. Diese unterworfenen Sikeler bilden später eine Schicht von Hörigen, die dann im V. Jhdt.

17 Ein Beispiel für Vereinbarungen zwischen Kolonisten und „natives", wie die »epigamia« (eine Abmachung über eherechtliche Fragen) zwischen Selinunt und Segesta (Anm. 32).

18 Thukydides 6, 4, 1 (übers. von G. P. Landmann); Villard, 1999.

19 O'Neill, 1989, S. 16.

gemeinsame Sache mit dem von den Aristokraten unterdrückten syrakusanischen Demos machen. Die syrakusanischen Grundherren werden vom Demos und von ihren eigenen Sklaven, den Kyllyriern, vertrieben.[20] Die enorme Größe des syrakusanischen Territoriums ergibt sich erst durch die Möglichkeit der Ausbeutung der sikelischen Ureinwohner. Die Größe der Territorien von Gela und von Akragas erklärt sich wohl durch ähnliche Umstände. Die Herausbildung einer Schicht von Hörigen ist auch für andere geographische Bereiche der Kolonisation bezeugt.[21]

Die ionischen Gründungen Naxos, Katane und Zankle scheinen ohne größere Konflikte mit den Sikelern an Küstenplätzen angelegt worden zu sein, die von der Urbevölkerung zum Zeitpunkt der griechischen Neubesiedlung bereits verlassen worden waren. Die Gründer von Leontinoi wurden sogar von den Sikelern freundlich aufgenommen, die sie freilich später vertrieben.[22] Auch die chalkidischen Gründungen Kallipolis und Euboia müssen zunächst konfliktfrei mit den Sikelern zusammengelebt haben.[23]

Der verschiedenartige Umgang mit den Sikelern hat eine selbst noch im Zeitalter des Peloponnesischen Krieges festzustellende Langzeitwirkung. Die Naxier haben volles Vertrauen in die Loyalität ihrer sikelischen Truppen[24], und die Athener können während ihrer Invasion im Jahre 415 auf die Unzuverlässigkeit der syrakusanischen Hilfstruppen hoffen.[25]

Aber selbst wenn es zeitweise zu einer Art Kooperation zwischen Griechen und Sikelern kam, wird dies meistens ein Nebeneinander gewesen sein, und sehr selten ein Miteinander, wie es der Geograph Strabon für das spanische Emporion überliefert:[26] „Emporion ist eine Doppelstadt, durch eine Mauer getrennt, weil sie früher Indiketen zu Nachbarn hatten, die, obgleich im Besitz eines eigenen Gemeinwesens, doch der Sicherheit wegen einen gemeinschaftlichen Umfassungswall mit den Hellenen haben wollten; der war doppelt, geteilt von einer Mauer mitten durch die Stadt. Mit der Zeit aber haben sie sich zu einem und denselben, aus barbarischen und hellenischen Bräuchen vermischten Gemeinwesen vereinigt, was auch bei vielen anderen der Fall war."

20 Herodot 7, 155.

21 Am besten bezeugt ist das Abhängigkeitsverhältnis der Mariandynoi von Herakleia Pontike; weitere Nachweise bei Rihll, 1993, S. 100.

22 Vgl. Dunbabin, 1948, S. 45f.

23 Vgl. Graham, Colonial Expansion, 1982, S. 177f.

24 Thukydides 4, 25, 6-7.

25 Thukydides 7, 57, 10.

26 Strabon 3, 4, 8.

Solche „gemischten" Ansiedlungen dürften eher selten, und dann auch sehr kurzlebig gewesen sein, obwohl Strabon das Gegenteil behauptet. Wirkliche Koexistenz war in der Frühphase einer Gründung leichter als später. Zunächst könnten manche Sikeler durchaus zufriedengewesen sein mit den neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten; bei größeren Expansionsbestrebungen der Griechen mussten aber bald Interessenskonflikte entstehen, wie sie für Kyrene in Nordafrika bezeugt sind.[27]

Die ersten Siedler kamen gewöhnlich ohne weibliche Begleitung. Wenn überhaupt Frauen von Anfang an dabei waren, so nahmen sie wohl in erster Linie religiöse Funktionen als Priesterinnen wahr.[28] Nur bei Phokaia wird ausdrücklich die Beteiligung von Frauen erwähnt.[29] Die Mehrzahl der frühen Siedler wird also nicht so ohne weiteres die Möglichkeit gehabt haben, eine Familie zu gründen. Die wenigen Nachrichten über diese Frage sind selbstverständlich nicht von der wünschenswerten Klarheit.[30] Es ist umstritten, ob die von Herodot tradierte Nachricht über die Frauen der ersten Milesier repräsentativ ist für die Frühphase der Kolonisation:[31] „Die aber vom Prytaneion in Athen auszogen und meinten, sie seien die edelsten unter den Joniern, die brachten keine Frauen mit in ihre Neusiedlung, sondern nahmen karische Frauen, deren Eltern sie zuvor erschlagen hatten. Und um dieses Totschlags willen machten es sich die Frauen zum Gesetz und setzten einen Schwur darauf und gaben ihn weiter an ihre Töchter, niemals mit ihren Männern zu essen noch ihren Mann beim Namen zu rufen, deswegen, weil sie ihre Väter und Männer und Kinder umgebracht und nach solcher Tat sie selber zu ihren Frauen gemacht hatten."

Ein Indiz für frühe Abmachungen zwischen griechischen Neugründungen auf Sizilien und indigenen Zentren über eherechtliche Fragen ist z. B. eine Notiz bei Thukydides über die „epigamia" zwischen dem griechischen Selinus und Segesta, einer Stadt der indigenen Elymer.[32] Selinus hat wohl von Anfang an gute Beziehungen zu den Elymern gehabt. Direkt in der Nähe von Selinus scheint es eine Siedlung der Einheimischen gegeben zu haben, die Handel mit den Griechen getrieben hat.[33]

Vergleichbar waren die Verhältnisse in Nordafrika nach der Gründung von Kyrene; auch hier gab es für die ersten Siedler wohl keine Alternative als die Verbindung mit einheimischen Frauen. Unterschiedlichen Bräuche von Männern und Frauen bestanden dort noch im V. Jahrhundert, wie Herodot schreibt:[34] „Fleisch von der Kuh versagen sich auch die Frauen der Kyrenaier, um der ägyptischen Isis willen, ja ihr zu Ehren halten sie auch Fasten ein und feiern Feste. Die Frauen der Barkaier essen außer von der Kuh auch vom Schwein nichts."

Die Griechen der archaischen Zeit hatten kaum Vorurteile bei der Frage der Verbindung mit einheimischen Frauen. Was für die griechische Aristokratie der archaischen Zeit durch viele Beispiele erwiesen ist,[35] trifft mit einiger Wahrscheinlichkeit auch für die unteren sozialen Schichten zu. Für Sizilien gibt es allerdings, mit der einen Ausnahme der Notiz über die »epigamia« zwischen Selinunt und Segesta, keine konkreten Zeugnisse. Das beste archäologische Zeugnis für langfristige Formen der Koexistenz wäre eine Vermischung oder Angleichung der Begräbnissitten – aber gerade dies ist für Sizilien nicht nachweisbar, mit der einen strittigen Ausnahme von Morgantina.[36] Ohnehin wurden die meisten Indigenen beim Zusammenleben mit Griechen im gesamten geographischen Bereich der Kolonisation – mit der einen Ausnahme von Ägypten - auf lange Sicht hellenisiert.[37]

Griechen und Perser im V. Jahrhundert v. Chr.

Mein zweites Beispiel für den Umgang mit Fremden ist die Etablierung des Barbaren-Begriffs im V. Jahrhundert und seine differenzierte Anwendung auf die Perser durch Herodot. Der archaischen Zeit war die begriffliche Abgrenzung zwischen Griechen und all den anderen Menschen, die mit den Griechen in Berührung kamen, weitgehend fremd. Das ändert sich im Verlauf des V. Jahrhunderts durch das Erlebnis der Perserkriege.

27 Vgl. Herodot 4, 159.
28 Vgl. Graham, 1982.
29 Herodot 1, 164, 3; allerdings ist die Fahrt der Phokaier kurz nach dem Zusammenbruch des Ionischen Aufstands nach Westen kein Kolonisationsunternehmen wie z. B. das der Leute von Thera (Anm. 13), sondern die „Auswanderung" einer ganzen Stadt.
30 Vgl. Brodersen, 1994, S. 47f.
31 Herodot 1, 146, 2 – 3 (übers. von Walter Marg).
32 Vgl. Thukydides 6, 6, 2.
33 Vgl. Graham, Western Greeks, 1982, S. 169f.
34 Herodot 4, 186.
35 Vgl. etwa den thrakischen Fürstennamen „Oloros" von Thukydides' Vater (Thuk. 1, 1).
36 Vgl. Lyons, 1996.
37 Vgl. die Nachricht Strabons über Emporion in Spanien (Anm. 26). Sizilien: Dunbabin, 1948, S. 191f.

Die Kennzeichnung der „Fremden" als Barbaren stammt ursprünglich aus dem griechischen Kleinasien und bezeichnet nicht die Perser, sondern indigene Völker dort und am Rande der griechischen Welt im Norden; Klarheit ist hier nicht zu gewinnen, da es nur sehr wenige Beispiele für den Gebrauch des Wortes vor dem Perserkrieg gibt.[38] Angesehen waren die Völker nicht, die in der archaischen Zeit zu den „Barbaren" gezählt wurden, ohne dass der Begriff eigens gebraucht wird: luxuriöse Lyder, grausame Thraker, sexuell ungewöhnliche Phryger.[39]

Der Barbarenbegriff ist nicht denkbar ohne eine Vorstellung davon, wer die Hellenen sind. Die wachsende Bedeutung des Hellenen-Namens ist untrennbar verbunden mit der im V. Jahrhundert präziser werdenden Vorstellung davon, was die „Anderen" ausmacht, die Barbaren, diejenigen, die also nicht Griechen sind. Thukydides hat diesen Sachverhalt in seiner Archäologie erkannt, wenn er über Homer schreibt:[40] „So hat er auch für die Barbaren kein Wort, weil auch die Hellenen, meine ich, noch nicht unter einem gegensätzlichen Namen zusammengefasst waren."

Herodot hat in einem berühmten Abschnitt seines Werkes von den verbindenden Gemeinsamkeiten der Griechen im Kampf gegen die Perser gesprochen: das hellenische Volk sei gleichen Blutes und spreche die gleiche Sprache, habe gemeinsame Bauten für die Götter und entsprechende Opfer, und übereinstimmende Sitten. Diese Gemeinsamkeiten werden von den Athenern vorgebracht zur Erklärung ihrer strikten Weigerung, mit den Persern in Verhandlungen zu treten.[41]Die Vorstellung von einer nicht bloß athenischen, oder spartanischen, oder argivischen Identität, sondern von einer gemeinsamen - modern - gesprochen, Ethnizität[42] war damals beileibe nicht jedem griechischen Politiker geläufig, sondern wurde von den Athenern in ihrem Sinne instrumentalisiert. Der Begriff »Hellas« für Griechenland ist vor dem Zeitalter der Perserkriege kaum belegt, wie schon Thukydides angemerkt hat; »Hellas« als Name bezieht sich in der Frühzeit auf einen bestimmten Teil Nordgriechenlands.[43] Ein rudimentäres Bewusstsein für griechische Gemeinsamkeiten jenseits des kleinstaatlichen Partikularismus bereits in der archaischen Epoche sollte dabei nicht übersehen werden; bereits in der Ilias zeichnet sich das Heer der Griechen (für die die Ilias die Namen Achäer, Argeier und Danaer hat), durch ein im Vergleich mit den Troianern viel besser koordiniertes Auftreten aus.[44] Nicht zu vergessen sind die Festlichkeiten in Olympia, mit ihrem sozusagen „panhellenischen" Charakter, der die Teilnahme etwa von makedonischen Königen lange Zeit ausschloss.[45]

Nach dem Perserkrieg gab es also durchaus Vorstellungen davon, was einen Hellenen ausmacht. Wie aber beschrieb man einen „Barbaren"? Für die Griechen sind diese „Anderen" ursprünglich nicht definiert durch andere Hautfarbe oder andere Sitten, sondern durch ihre unverständliche Sprache – ein Rassebegriff modernerer Zeiten ist den Griechen bei der Definition dessen, was den Barbaren ausmacht, völlig fremd.[46] In diesem „sprachlichen" Sinne hat bereits Homer bei seiner Aufzählung der troianischen Verbündeten die Karer eingeführt: als »barbaróphonoi«, unverständlich sprechend[47]: der Barbar spricht – und denkt – unverständlich und unklar. In übertragener Form benutzt auch schon Heraklit den Begriff: „Schlimme Zeugen sind den Menschen Augen und Ohren, sofern sie Barbarenseelen haben" – also Seelen, die ohne Verständnis für den eigentlichen »logos« sind.[48] So wird Herodots Satz über das Volk der aithiopischen Höhlenbewohner besser verständlich: „Eine Sprache ist bei ihnen in Übung, die ist keiner andern ähnlich, sondern sie kreischen wie die Fledermäuse".[49]

Dieser „ältere" Barbarenbegriff ließ sich nicht so leicht auf die Perser anwenden. Herodot und seine Standesgenossen kannten Perser der Oberschicht, und niemand wäre auf die Idee gekommen, die persischen Adligen für ungleichwertig, für barbarisch zu halten.[50] Ultrakonservative,

38 Der wichtigste Beleg ist Heraklits Verwendung des Wortes in einem durchaus kritischen Sinne (Anm. 48). Hekataios von Milet erwähnte „Barbaren" als Ureinwohner der Peloponnes (FGrHist 1 Frg. 119).

39 Lyder: Xenophanes Frg. 3 Diels-Kranz; Thraker: Archilochos Frg. 93a West; Phryger: Archilochos Frg. 42 West.

40 Thukydides 1, 3, 3.

41 Herodot 8, 144. Das „Blut" als Kriterium der griechischen Gemeinsamkeit ist ungewöhnlich; damit sollte wohl der sozusagen familiäre Zusammenhang aller Griechen betont werden.

42 Vgl. Hall, Ethnicity, 1997.

43 Thukydides 1, 3; Werner, 1989 S. 172.

44 Levy, 1991, S. 52–57.

45 Vgl. Herodot 5, 22 über Alexander I. von Makedonien (ca. 494 – 454 v. Chr.).

46 Vgl. Spawforth, 1996.

47 Ilias 2, 867; Werner, 1989, S. 170f.

48 Heraklit Frg. 107 Diels-Kranz.

49 Herodot 4, 183; vgl. auch Long, 1986, S. 133ff. über Barbarensprachen in der Komödie.

50 Herodotos persische Gesprächspartner: Wells, 1907. Die auf Athen fokussierte Überlieferung verleitet dazu, die auch nach 478 fortbestehenden Kontakte zwischen Griechen und Persern in Kleinasien zu übersehen; s. dazu Hornblower, 1983, S. 18f.

„tyrannische" Familien Griechenlands und Kleinasiens blickten voller Sympathie nach Osten, und fanden zur Not dort auch Asyl. Die thebanischen Kollaborateure, die sich 479 auf die Entscheidungsschlacht bei Plataiai vorbereiten, halten zusammen mit den hohen Offizieren der persischen Armee ein Gastmahl ab – fast schon ein Modell für die spätere Politik Alexanders des Großen der Integration von makedonischer und persischer Führungsschicht.[51] Die Angehörigen der griechischen Oberschicht trafen sich, wie man heute sagen würde, auf gleicher Augenhöhe mit den persischen Aristokraten, und mancher wird sich bemüht haben, wie vergeblicherweise Pausanias von Sparta, eine persische Prinzessin zu heiraten.[52]

Der uns heute mehr oder weniger vertraute Barbarenbegriff bildet sich erst nach dem Sieg der Griechen über die Perser aus. Der historische Zusammenhang ist die politische Führung Athens im delisch-attischen Seebund, dessen erster Zweck bei seiner Gründung die Fortführung des Kampfes gegen die Perser war. Die Perser mögen zunächst noch eine reale Gefahr gewesen sein, aber sie wurden auch als Feindbild zur Stabilisierung der athenischen Herrschaft gebraucht. In den Jahren der Kämpfe selbst ist kaum ein Grieche auf die Idee gekommen, den Gegner als „Barbaren" zu bezeichnen: man sprach von den Medern oder den Persern, nicht aber von „den Barbaren".[53]

Einzug in das politische und das poetische Vokabular der Zeit hält der Begriff des Barbaren (sozusagen in unserem Sinne) spätestens durch die 472 v. Chr. aufgeführten »Perser« des Aischylos.[54] Ein ziemlich plattes „Feindbild" der fremdartigen Barbaren ist in den Jahrzehnten danach immer wieder nachweisbar.[55] In den Komödien des V. Jahrhunderts taucht mancher orientalische „Barbar" auf; ein repräsentatives Beispiel ist der schnatternde persische Diplomat in den »Acharnern« des Aristophanes.[56]

Wenn ich im Folgenden von Herodot spreche, dann aus dem Grunde, dass er mit der wohlfeilen Barbarentopik seiner Zeit auf ganz andere und

51 Vgl. Herodot 9, 16 (das Gastmahl des Attaginos).

52 Vgl. Thukydides 1, 128, 7; „bloß" eine Satrapentochter: Herodot 5, 32.

53 Vgl. Brodersen, Historische Griechische Inschriften (1992) Nr. 32 („Meder"), Nr. 39 „Asien"), Nr. 41 („Perser"). Der Sprachgebrauch des Dichters Simonides: Hall, 1989, S. 10.

54 Vgl. dazu Hall, 1993 sowie Pelling, 1997.

55 Vgl. Raeck, 1985 zu Darstellungen in der Kunst. Ein besonders grobes Beispiel ist die Darstellung eines Persers in der Rolle eines passiven Homosexuellen: Davidson, 2001, S. 10f.

56 Vgl. Aristophanes, Acharner v. S. 94ff.; Avelin, 2001.

überraschende, ja vielleicht ganz unzeitgemäße Weise umgeht. Er widerspricht in erstaunlichem Maße dem im Athen seiner Zeit von Teilen der Bevölkerung geschätzten Bild von den Persern als „barbarischen" Gegnern.[57]

Herodot stammt aus Halikarnass in Karien und hatte deshalb bessere Kenntnisse von den Persern als die meisten Schriftsteller und Politiker seines Umfeldes.[58] Er hatte als Reisender und Geograph begonnen und erst im Verlauf seiner Arbeit zu seiner Lebensaufgabe gefunden, den Feldzug des Xerxes und seine Vorgeschichte zu erforschen und darzustellen. Mit seinen ethnographischen Abschnitten über die Perser und diejenigen Völker, die im Laufe der persischen Expansion mit den Persern in Berührung kamen oder von ihnen unterworfen wurden, steht er in einer langen wissenschaftlichen Tradition. Seinen bedeutenden Vorgänger Hekataios von Milet hat er ausdrücklich genannt.[59]

Herodot steht allem Fremden offen gegenüber, selbst nach der Erfahrung mit dem Weltkonflikt des Perserkrieges. Wir finden in Herodots Werk die wichtigsten Zeugnisse über die Entstehung des griechischen Konflikts mit den Barbaren, und zugleich ist er voller Verständnis für sie. Die Welt wird als Einheit verstanden, in der alle Menschen grundsätzlich vergleichbar und auch gleichwertig sind. Im programmatischen ersten Satz seines Werkes werden Hellenen und Barbaren nebeneinander genannt – er habe sein Werk geschrieben,[60] „auf daß, was von Menschen geschehen, nicht mit der Zeit verblasse, noch Taten, groß und des Staunens wert, vorgewiesen von Hellenen wie von Barbaren, ihres Ruhmes verlustig gehen."[61]

Dies sind Worte für die Einleitung einer universalhistorischen Darstellung, und damit wohl alles andere als repräsentativ für die unruhige Zeit des peloponnesischen Krieges, als das Werk die Öffentlichkeit erreichte. Herodots Aufgeschlossenheit für alles Fremde ist in seiner Zeit womöglich eine antiquierte Haltung aus der Zeit des früheren Ionien – es

57 Einen trefflichen Überblick über das Gesamtwerk gibt Bichler, 2000.

58 Vgl. dazu Cartledge, 1993, S. 37f.

59 Zu einigen Voraussetzungen von Herodots Beobachtungen als Reisender in einer fremden Umgebung s. Redfield, 1985. Hekataios von Milet: Herodot 2, 143.

60 Herodot, prooem. (übers. von Walter Marg).

61 Die Berücksichtigung fremder Völker in den Konstruktionen der frühen griechischen Genealogen setzt ähnliche Gedanken voraus; vgl. Speyer, 1989, S. 23.

ist vielleicht kein Zufall, dass er sich entschlossen hat, Athen zu verlassen und nach Thurioi in Süditalien überzusiedeln.[62]

Herodots universalhistorische Haltung gegenüber den fremden Völkern ist ohne einen gewissen Relativismus, der ihn als Zeitgenossen der Sophistik ausweist, nicht denkbar. Er führt seinem Publikum vor Augen, dass die moralische Bewertung fremdartiger und möglicherweise abstoßender Sitten voreilig sein kann. Die Relativität aller Sitten und ihrer Beurteilung wird von ihm am Beispiel eines angeblich von Dareios durchgeführten Umfrage-Experiments formuliert, das frei erfunden sein dürfte, und deshalb umso wichtiger ist als Zeugnis für Grundüberzeugungen Herodots:[63] „Wenn einer nämlich allen Menschen auf der Welt die Aufgabe stellte und sie aufriefe, sich die schönsten Sitten und Gebräuche von all den bestehenden auszusuchen, so würden sie sich die ansehen und jeder würde die seines Volkes wählen. So fest glaubt ein jedes Volk, seine Sitten seien bei weitem die besten. Nur ein Wahnwitziger kann also derartiges zum Gelächter machen. Dass über ihre Sitten und Gebräuchen alle Menschen so denken, kann man aus vielen verschiedenen Zeugnissen entnehmen, darunter denn auch aus dem Folgenden. Dareios ließ einmal, als er König war, die Hellenen, die in seiner Umgebung waren, rufen und fragte sie, um welchen Preis sie bereit wären, ihre verstorbenen Väter zu verspeisen. Und sie sagten, um keinen Preis würden sie das tun. Und danach ließ Dareios die Kallatier, ein indisches Volk, rufen, die ihre Väter aufessen, und fragte sie, in Gegenwart der Hellenen, die durch einen Dolmetscher erfuhren, was gesprochen wurde, um welchen Preis sie bereit wären, ihre gestorbenen Väter im Feuer zu verbrennen; die aber schrien laut auf und sagten, er solle nicht so gottlos reden. So steht es also mit dem Glauben an Sitte und Brauch, und richtig scheint mir Pindar zu dichten, wenn er sagt, die Sitte sei aller Menschen König.“[64]

Herodot ist ein vorschnelles Urteil über fremde Sitten völlig fremd, wobei er durchaus in der Lage war, eindeutig negativ zu urteilen, wenn er es für angemessen hielt. Was für Barbaren am Rande der zivilisierten Welt galt, traf allerdings nicht für das alte Kulturvolk der Perser zu. Deren Sitten werden keineswegs negativ beurteilt – sie sind nur anders als die der Griechen. Im ethnographischen Abschnitt über die Perser wird den Griechen ein Spiegel vorgehalten; die Perser verhalten sich in vielem völlig anders als die Griechen:[65] „Von der Perser Sitten und Gebräuchen

62 Vgl. Plutarch, de exilio 13 (p. 604 F).
63 Herodot 3, 38 (übers. von W. Marg).
64 Vgl. dazu Sigot, 1996.
65 Herodot 1, 131 (übers. von Walter Marg).

ist mir das Folgende bekannt: Götterbilder und Tempel und Altäre zu errichten ist bei ihnen nicht der Brauch, vielmehr nennen sie Toren, die solches tun, und diesen Brauch haben sie meines Erachtens deswegen eingeführt, weil sie die Götter nicht für menschenartig halten wie die Hellenen.“[66]

Liest man die ethnographischen Kapitel über die Perser, ist man überrascht über die hohe Einschätzung der Kultur des Gegners von 480, der doch mindestens bis zum Jahre 449 als bedrohliche Macht empfunden werden konnte[67]: Tapferkeit und Wahrheitsliebe und Selbstbewusstsein sind die hervorstechenden Eigenschaften der persischen Oberschicht.[68] Plutarch hat Herodot später einen „Barbarenfreund“ genannt.[69] Zu unterscheiden ist allerdings zwischen der ursprünglichen Kultur der Perser, und ihrem Zustand in der Epoche der Expansion des Reiches zur Zeit der Perserkriege und danach. Herodot ist tolerant und z. T. sogar voller Anerkennung, was die persischen Sitten im allgemeinen angeht, er ist aber sehr kritisch, wenn es um das Regime und das Verhalten des Großkönigs geht.

Den „guten“ Sitten der persischen Oberschicht, mindestens zur Zeit des Staatsgründers Kyros, steht der sozusagen orientalische Expansionsdrang der späteren Könige gegenüber. Dem großen Kyros folgen Herrscher, die alle Warnungen in den Wind schlagen und sich auf gewagte Feldzüge einlassen: Kambyses gegen Ägypten, Dareios gegen die Skythen, und am Ende Xerxes gegen die Griechen. Dies ist für Herodot wohl erklärt durch das überhöhte Selbstbewussstein der persischen Großkönige und vielleicht auch durch die immer serviler werdende Atmosphäre bei Hofe. Xerxes, der voller Zorn das ungehorsame Meer mit Ketten peitschen lässt, ist das abschreckendste Beispiel eines orientalischen Despoten.[70] Die Peitsche, die die Offiziere auf die Rücken der verängstigten persischen Truppen niedersausen lassen, symbolisiert die Sklaverei derer, die den Griechen ihre Freiheit rauben wollen.[71]

66 Herodot setzt hier – und nicht nur hier - Griechen und Perser bewußt gegeneinander, ohne etwa die Perser abwerten zu wollen; vgl. Cartledge, 1990, S. 35f. Auch der bildlose Kult der Juden wirkte auf die Griechen „exotisch“ (Anm. 96).
67 Das Jahr 449 ist das Jahr des sog. „Kalliasfriedens“ oder jedenfalls eines diplomatischen Arrangements, das zu einer vorläufigen Einstellung der Feindseligkeiten führte.
68 Herodot 1, S. 136ff. s. auch Wolff, 1934.
69 Plutarch, de malignitate Herodoti 12 (p. 857A).
70 Herodot 7, 35.
71 Herodot 7, 223.

In einer Szene vor dem Entscheidungskampf an den Thermopylen schildert Herodot eine Gespräch zwischen Xerxes und dem nach Persien geflohenen Spartanerkönig Demaratos. Xerxes befragt Demaratos nach der Art der Männer, die es wagen, sich dem Heer des Großkönigs in einer aussichtslosen Position entgegenzustellen. Hier fallen die Worte, die, obwohl konkret auf die Spartaner bezogen, im Sinne Herodots für alle Griechen gelten sollen:[72] „So steht es auch mit den Lakedaimoniern: im Einzelkampf sind sie nicht schlechter als irgendein Mensch auf der Welt, im gemeinsamen Kampf jedoch sind sie die besten von allen. Denn frei sind sie, aber nicht in jeder Beziehung frei. Über ihnen nämlich steht als Herr das Gesetz, und das scheuen sie noch viel mehr als die Deinen dich." Bei aller Offenheit des Urteils über die Kultur der Perser teilte Herodot also die verbreitete Ansicht über die Teilung der Welt in Ost und West, in eine Sphäre tyrannischer oder monarchischer Herrschaft bei den Persern, und in eine Sphäre der Freiheit bei den Griechen.[73]

Es gibt einen Aspekt von Herodots Schilderung, der im Rahmen der hier verhandelten Fragestellung besondere Erwähnung verdient: die Benutzung der aktuellen Vorstellungen über die Perser in ihrer Spätzeit als warnendes Exempel für die Griechen, und speziell wohl für die Athener, in den Jahren vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges. Im Spiegel des Fremden sollen die Griechen davor bewahrt werden, so zu werden wie die, die sie doch so ablehnen.

Herodot schreibt sein Werk in der Hochphase der delisch-attischen Symmachie und in den Krisen-Jahren vor dem Ausbruch des peloponnesischen Kriegs.[74] Das Werk endet mit der Eroberung von Sestos im Jahre 478, doch hat Herodot den Schlussabschnitt seines Werkes so gestaltet, dass er als Warnung an sein athenisches Publikum gelesen werden muss.

Herodot nimmt auf subtile Weise Stellung zur politischen Entwicklung im Zeitalter des Seebunds, indem er seinen athenischen Hörern deutlich macht, dass die Perser einerseits verschieden sind in ihren Sitten und Gebräuchen, sich andererseits aber auch sehr vorbildlich verhalten können; Athen dagegen läuft bei der rücksichtslosen Verfolgung seiner politischen Interessen Gefahr, sich seiner selbst zu entfremden und so persisch-barbarisch zu werden, wie es der chauvinistischen Vorstellung von

72 Herodot 7, 104 (übers. von Walter Marg).

73 Zur Tradition des Gegensatzes von „Europa und Asien" vgl. Cobet, 1996.

74 Vgl. Bichler, 2000, S. 367ff. über die Anspielungen Herodots auf Ereignisse nach 478.

den persischen Barbaren in den Gassen Athens entspricht.[75] Als Warner vor schlimmen Entwicklungen war Herodot leider so erfolglos wie alle die Warner und Experten, die in seinem Werk auftreten.

Griechen und Juden: die Anfänge des „Antisemitismus".

Mein drittes Beispiel des Umgangs mit Fremden ist aus naheliegenden Gründen das für den Unterricht vielleicht wichtigste. Wie sind die Griechen den Juden begegnet? Seit wann gibt es Zeugnisse für die negative Beurteilung des Judentums im Sinne eines antiken „Anti-Judaismus" oder „Antisemitismus"? Und wie sind diese ersten Zeugnisse historisch zu erklären?[76]

Die Juden sind von den Griechen überraschend spät als Volk mit eigener Kultur und Religion wahrgenommen worden. Die Griechen haben Vorstellungen gehabt von den Ägyptern, von der Persern, selbst von den weit entfernten Indern, kannten aber nicht einmal den Namen der Juden. Herodot hat sich wohl deshalb nicht für die Juden interessiert, weil sie in der Epoche von Marathon und Salamis keinen Konflikt mit dem Perserkönig hatten.[77] Auch er, der doch so viele Untertanen der Perser mit Namen nennt, erwähnt die Juden nicht; wenn er vom Gebiet des heutigen Israel spricht, dann nennt er die phönizische Stadt Ashkelon.[78] An einer anderen Stelle spricht er von den »Syrern in Palästina«.[79] Die Frage sei erlaubt, wie sich das spätere griechisch-römische Bild von den Juden gestaltet hätte, wenn Herodot in der ihm eigenen vorurteilsfreien Weise über sie geschrieben hätte. Informanten hätte es genug gegeben. Schon

75 Zur Instrumentaliserung der „fremden" Perser als warnendes Beispiel vgl. Moles, 1996 sowie Pelling, 1997.

76 Eine der besten Einführungen in die gesamte Problematik ist Schmitthenner, 1981. S. auch Baltrusch, 1998.

77 Zum völlig unterschiedlichen Verhalten der Griechen und der Juden gegenüber den Persern s. Myres, 1953. Zur Duldung einer – toleranten – Obrigkeit durch die Juden in universalhistorischer Perspektive vgl. Yerushalmi, 1993.

78 Herodot 1, 105 (Ashkelon „in Syrien"). Herodot hat die Gegend vielleicht selbst gekannt: die Nennung von Kadytis (Gaza) deutet auf Autopsie; vgl. Stern, 1974, S. 4f. zu Herodot 3, 5, 2.

79 Herodot 2, 104 (= Stern Nr. 1). Die „Syrer in Palästina" stellen auch Schiffe für den Großkönig (7, 89). Der Name der Landschaft leitet sich ab von den Philistern; der Name ist – zunächst bloß für den von Philistern bewohnten Küstenstreifen - seit dem achten Jhdt. v. Chr. (vgl. Jesaia 14, 29 & 31) bezeugt. Zur Geschichte des Namens vgl. Stern, 1974, S. 3 sowie S. 7.

früh sind Griechen in Palästina nachweisbar, als Söldner und als Händler. Im IV. Jahrhundert, vor Alexander dem Großen, leben Griechen in Akko, und die ersten jüdischen Münzen orientieren sich ikonographisch an den Eulen Athens.[80]

Die Beziehungen Alexanders des Großen zum Land der Juden sind schlecht bezeugt; von den Alexanderhistorikern werden die Juden nicht genannt.[81] Erst die wachsende militärische und administrative Bedeutung des Gebietes in der frühen Diadochenzeit weckte das Interesse griechischer Intellektueller. Die Kämpfe der Diadochen um den Besitz von Palästina und Syrien mussten Exkurse über die Juden, ihre Kultur und ihre Religion zum notwendigen Bestandteil aller ernsthaften Geschichtswerke des Hellenismus machen. Hieronymos von Kardia ist der erste griechische Historiker, von dem ein Exkurs über die Geographie dieses Teils der Welt fassbar ist; spätere jüdische Leser waren ungehalten darüber, dass er wohl über das Tote Meer und den Asphalthandel schrieb, nicht aber über die Bevölkerung des Landes.[82]

Ptolemaios I. hatte 320 v. Chr. Jerusalem eingenommen.[83] Der erste griechische Autor, der – im Rahmen eines Werkes über Ägypten - über die Juden geschrieben hat, ist Hekataios von Abdera, der vermutlich am Hofe Ptolemaios' I. tätig war und ihn vielleicht auch auf seinem Feldzug nach Judaea begleitet hat und auf diese Weise Kenntnisse aus erster Hand erlangt hatte. Sein Bericht über die Juden erklärt sich allerdings weniger durch eine „herodoteische" Forschungsreise nach Judaea als durch die Bedeutung der Juden in Ägypten selbst.[84]

Er schrieb sein »Ägyptenbuch« wohl schon bald nach 320, damit noch vor der Errichtung des „ptolemäischen" Staates.[85] Es ging in diesem Werk um den Ruhm Ägyptens als einer alten Zivilisation, als eines philosophischen Gemeinwesens. In diesen Jahren entstand auch die später bedeutende jüdische Gemeinde in Alexandreia – es kann deshalb nicht überraschen, dass Hekataios auf die Juden aufmerksam wurde und ihnen einen Abschnitt seines Werkes widmete. Ein zusätzlicher Anreiz war es, seinen berühmten Vorgänger als Darsteller Ägyptens, Herodot, den er in

80 Vgl. dazu Auscher, 1967.
81 Vgl. Momigliano, Alexanders Besuch in Jerusalem, 1988.
82 Vgl. Stern, 1974, S. 18f.
83 Vgl. Diodor 18, 43; Appian, Syriake 52.
84 Zu Person und Werk s. Jacoby, 1912.
85 Zur umstrittenen Datierung des Werkes s. Murray, 1973.

der bewährten Manier antiker Autoren kritisiert hat, inhaltlich zu ergänzen.[86]

Die hellenistischen Schriftsteller über fremde Länder und Völker haben Herodot, bei aller Kritik, völlig verinnerlicht und sahen die Welt sozusagen mit den Augen ihres Vorgängers.[87] In der Nachfolge Herodots ist der Blick der griechischen Historiographie auf ein fremdes Volk deshalb zunächst frei von Vorurteilen; die Anwendung der traditionellen ethnographischen Kategorien erleichterte den Griechen die Vergleichbarkeit der eigenen mit fremden, „barbarischen" Kulturen, ohne sofort zur grundsätzlichen Ablehnung des Fremden zu führen. Auch die zunächst relativ geringe politische Bedeutung der Juden mag zu einer vorurteilslosen Schilderung der jüdischen Sitten und Gebräuche beigetragen haben.

Die Überlieferung aus Hekataios ist nur als gekürztes Exzerpt im Werk des Diodor erhalten, der den entsprechenden Abschnitt als Einleitung für seine Darstellung von Pompeius' Eroberung Jerusalems im Jahre 63 v. Chr. benutzt hat:[88] „Da wir im Begriff sind, den Krieg gegen die Juden zu beschreiben, halten wir es für passend (schreibt Diodor), in einer kurzen Übersicht, die Gründungsgeschichte dieses Volkes und seine Sitten zu schildern. Als in alter Zeit in Ägypten eine Seuche ausbrach, schrieb die Menge den Grund dieser Übel der Gottheit zu.[89] Da in Ägypten viele Fremde aus allen möglichen Gegenden und mit verschiedenartigen Sitten in Religion und Opferbräuchen wohnten, war es zur Geringschätzung der traditionellen Götterverehrung gekommen. (2) Deswegen nahmen die ursprünglichen Einwohner des Landes an, es werde keine Befreiung von diesen Übeln geben, wenn sie die Fremdstämmigen nicht vertrieben. Deshalb wurden die Fremden sogleich aus dem Land gejagt;[90] die vornehmsten und tatkräftigsten taten sich zusammen und wurden nach Griechenland verschlagen, wie einige sagen, und zu einigen anderen Or-

86 Diod. 1, 69, 7 (= FGrHist 264 Frg. 25).
87 Vgl. dazu Murray, 1972.
88 Diodor 40, 3, 1 – 8 (Stern Nr. 11).
89 Hekataios hat den Exodus in eine mythische Vergangenheit datiert (vgl. Anm. 91 zu Danaos und Kadmos). Spätere Autoren datieren „historisch genau", Manetho (Anm. 120) setzt den Exodus in die Zeit der Pharaonen Amenophis und Ramses.
90 Dies wird als Fremdenvertreibung (»xenelasia«) geschildert, wie sie den Spartanern als traditionelle Einrichtung zugeschrieben wurde (Rebenich, 1998) – nota bene nicht allein der Juden, sondern auch der Griechen. In der Version des Hekataios sind die Juden auch nicht an Lepra erkrankt, wie in der späteren Version des Manetho (Anm. 124). Fremde im alten Ägypten: vgl. Assmann, 1996.

ten, mit vornehmen Anführern an ihrer Spitze, von denen, wie man meint, Danaos und Kadmos die bedeutendsten waren.[91] Der größere Teil der Vertriebenen strandete in dem Gebiet, das Judaea genannt wurde, nicht weit von Ägypten entfernt, das zu jenen Zeiten gänzlich unbesiedelt war.[92] (3) Diese Ansiedlung wurde angeführt von Moses, einem Manne von herausragender Klugheit und Tapferkeit.[93] Der nahm das Land in Besitz und gründete neben anderen Städten auch das jetzt hochberühmte Jerusalem.[94] Er gründete auch den bei ihnen am meisten verehrten Tempel, lehrte sie die Verehrung und den heiligen Brauch für die Gottheit, gab ihnen ihre Gesetze und richtete ihr Staatswesen ein. Er teilte das Volk in zwölf Stämme ein, da diese Zahl – entsprechend der Zahl der Monate, die das Jahr bilden - für die vollkommenste gehalten wurde.[95] (4) Ein Bild der Götter machte er überhaupt nicht für sie, weil er meinte, dass der Gott keine Menschengestalt habe, sondern Gott sei allein der Himmel, der die Erde umgebe, und Herr über alle.[96] Er richtete Opfer ein, die sich von denen bei anderen Völkern unterschieden, und auch fremdartige Lebensformen, denn wegen ihrer eigenen Vertreibung führte er ein ziemlich menschenscheues und fremdenfeindliches Leben bei ihnen ein.[97] Er wähl-

91 Danaos, der Zwillingsbruder des Aigyptos, flieht mit seinen 50 Töchtern in die Argolis, deren Kultur später als besonders alt gilt. Kadmos, der Gründer Thebens, gilt sonst als Phönizier; die gleichnamige ägyptische Stadt dürfte seinen Platz in der hier vorliegenden Überlieferung erklären.

92 Die Ankunft in einer unbesiedelten Gegend entspricht nicht der Tradition der hebräischen Bibel (vgl. etwa Josua 5,1 über die Amoriter und Kanaaiter).

93 Moses wird wie ein Gründer (»ktistes«) im griechischen Stil charakterisiert. Einen knappen Überblick über die neueren Thesen zu Moses als historischer Gestalt gibt Smend, 1995. S. auch unten Anm. 128.

94 Die Gründung der berühmten Stadt wird nur Moses (Anm. 93) zugetraut. Die hebräische Bibel weiß von der Existenz der Stadt schon vor der Ankunft der Juden (vgl. etwa 2 Samuel 5, 6.).

95 Die Zahl von zwölf Stämmen (Josua 3, 12) musste einem Griechen wie Hekataios als besonders überzeugend, weil „harmonisch" gelten; vgl. auch Herodot 1, 145 über die zwölf ionischen Stämme. Platon, Leges 745 B-C: Aufteilung der Bürger in zwölf Gruppen.

96 Die Bildlosigkeit des Kultes war für Hekataios (und viele andere) genauso „interessant" wie die Bildlosigkeit der persischen Religion für Herodot (Anm. 66).

97 „apanthropos tis kai misoxenos bios". Die für Hekataios (und seine Gewährsmänner) auffällige Zurückgezogenheit der Juden wird aitiologisch „erklärt" durch das Schicksal der Vertreibung aus Ägypten. In der Manetho-Tradition wird daraus ein regelrechter Schwur (Anm. 127). „Misoxenia" ist ein selten benutztes Wort: in der Weisheit Salomonis 19,13 wird sie den Ägyptern gegenüber den Juden vorgehalten; vgl. Schäfer, Judaeophobia, 1997, S. 171. Wenn man berücksichtigt, dass das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" aus der Torah stammt (Leviticus 19, 18), wird erkennbar, wie wenig die Nachfolger Herodots (s. Anm. 87) von dessen wissenschaftlicher Neugierde übernommen haben.

te von den Männern die angenehmsten und tüchtigsten als Anführer des ganzen Volkes aus und machte sie zu Priestern. Er gebot ihnen, sich im Tempel aufzuhalten und sich um die Verehrung für die Gottheit und die Opfer zu kümmern. (5) Dieselben Männer machte er auch zu Richtern über die wichtigsten Streitfälle und vertraute ihnen die Aufsicht über die Gesetze und die Sitten an.[98] Deshalb gibt es auch niemals einen König der Juden; die Gesamtführung des Volkes ist bei demjenigen, der die übrigen Priester an Klugheit und Tugend überragt. Den nennen sie Hohepriester und glauben, er sei für sie der Überbringer göttlicher Befehle.[99] (6) Er ist es, sagen sie, der in den Versammlungen des Volkes und in anderen Zusammenkünften die Gebote verkündet; die Juden sind dabei so folgsam, dass sie sofort zu Boden fallen und den Hohepriester, der ihnen die göttlichen Gebote verkündet, fußfällig verehren.[100] Am Ende ihrer Gesetze steht auch geschrieben, dass dies die Worte seien, die Moses von Gott gehört habe und den Juden verkünde.[101] Der Gesetzgeber verwandte auch viel Sorgfalt auf die Kriegführung und gebot den jungen Männern, sich in Tapferkeit und Ausdauer zu üben, und ganz allgemein im Ertragen jeder Entbehrung.[102] (7) Er führte auch Feldzüge gegen die benachbarten Völker; nach der Inbesitznahme des Landes nahm er eine Landverteilung vor und gab den einfachen Bürgern gleichgroße Landlose, den Priestern aber größere, damit sie höhere Einkünfte hätten und sich ungehindert um den Gottesdienst kümmern könnten.[103] Die einfachen Bürger durften ihre

98 Zur Richterfunktion der Priester vgl. Deuteronomium 19, 17; 21, 5. Megasthenes verglich die jüdischen Priester mit einer Priesterkaste (Anm. 119).

99 Zur Zeit der Abfassung von Hekataios' Schrift wurde das Amt des Hohepriesters in einer Familie vom Vater auf den Sohn tradiert.

100 Hat Hekataios vom Auftreten des Hohepriesters an Jom Kippur gehört (vgl. Leviticus 16, 32) ? Die fußfällige Verehrung wäre aus griechischer Sicht nicht weiter ungewöhnlich, ist aber hier ein Missverständnis, das sich auf das Knien der Gemeinde gerade (und nur) an Jom Kippur beziehen könnte.

101 Hekataios kennt also die Torah vom Hörensagen (vgl. Leviticus 26, 46; 27, 34; Numeri 36, 13).

102 In der späteren antisemitischen Tradition wird die Tapferkeit mit dem Glauben an die Unsterblichkeit erklärt: ... *animosque proelio aut suppliciis peremptorum aeternos putant* (Tacitus, Hist. 5, 5, 3).

103 Nach dem Zeugnis der hebräischen Bibel besitzen die Priester kein eigenes Land (vgl. Deuteronomium 10, 9; Numeri 18, 24). Hekataios übertrug hier vielleicht ägyptische Vorstellungen von der Privilegierung der Priesterkaste

Landlose nicht veräußern, damit nicht einige aus Habsucht die Landlose aufkaufen könnten und dadurch die Ärmeren unterdrückten und einen Mangel an Menschen herbeiführten.[104] Er zwang die Landbevölkerung, ihre Kinder aufzuziehen; da die Kinder mit geringem Aufwand aufgezogen werden konnten, hatte das Volk der Juden immer eine zahlreiche Bevölkerung.[105] Moses sorgte dafür, dass sich die Heiratssitten und Grabbräuche sehr von denen anderer Menschen unterschieden.[106] Später aber, als sie unter die Oberherrschaft anderer gerieten, wurden viele der angestammten Sitten der Juden aufgrund des Umgangs mit Fremdstämmigen zur Zeit der Herrschaft der Perser und der diese ablösenden Makedonen verändert."[107]

Hekataios ist kein Antisemit, er sieht die Juden aber auch nicht als Idealvolk. Im Grunde sieht er sie als Vertriebene aus Ägypten, die noch ein paar gute Eigenschaften der Ägypter beibehalten haben. Das, was Moses an Neuerungen bringt, leitet eher eine Entwicklung zum Schlechten ein. Und ein Hauptgesichtspunkt schon dieser ersten griechischen Darstellung ist die Erwähnung des „menschenscheuen und fremdenfeindlichen" Lebens – nach den Kriterien der herodoteischen Ethnographie eine durchaus kritische Bewertung.[108]

Trotz dieses Vorbehalts ist die erste Darstellung der jüdischen Kultur durch einen hellenistischen Autor im Großen und Ganzen positiv; dieser Eindruck wird bestätigt durch ein zweites Zeugnis, bei dem nicht wirklich zu entscheiden ist, ob es sich erklärt allein durch die Lektüre von Hekataios' Ägyptenbuch oder durch anderweitig erworbenes zusätzliches Wissen. Theophrast (ca. 371 – ca. 287 v. Chr.) hat die Juden in seinem nur in Fragmenten erhaltenen Werk »Über die Frömmigkeit« erwähnt:[109] „Die Syrer, von denen die Juden ein Teil sind,[110] opfern auch jetzt noch, aufgrund der ursprünglichen Einrichtung dieses Opfers, lebende Tiere. Wenn uns jemand die Anweisung gäbe, auf diese Weise zu opfern, würden wir vor einer solchen Handlung zurückschrecken. Es gibt auch keinen Opferschmaus,[111] sondern sie verbrennen sie die ganze Nacht hindurch und begießen sie mit Honig[112] und Wein, um die Opfer schneller vom Feuer verzehren zu lassen, damit nicht der, der alles sieht, sich diesem schrecklichen Anblick aussetzen muss. In den Tagen dieser Opfer fasten sie. Während der ganzen Zeit sprechen sie unablässig miteinander über die Gottheit, denn sie sind Philosophen ihrer gesamten Art nach,[113] und in der Nacht beobachten sie die Sterne, schauen sie an und rufen Gott mit ihren Gebeten an.[114] Sie waren die ersten, die Opfer von lebenden Tieren und von sich selbst einrichteten,[115] doch taten sie dies nicht freiwillig, sondern unter Zwang."

Theophrast verglich offenbar die jüdischen Opferformen mit denen der Ägypter, den „weisesten der Menschen", die den Göttern „bessere" Opfer darbrächten, nämlich Pflanzen. Theophrast scheint die jüdischen Opfer dementsprechend als „Verschlechterung" der ägyptischen geschildert zu haben. Auch die Schwäche der hellenistischen Intellektuellen für die Weisheit des Ostens hat dazu geführt, die erste Begegnung mit dem Judentum eher positiv zu prägen.[116] Klearchos von Soloi ließ Aristoteles

auf die Juden (vgl. Diodor 1, 73, 2 = FGrHist 264 Frg. 25 über die Priester Ägyptens).

104 Falls hier ein Reflex echter Landeskunde vorliegt, könnte sich diese Nachricht auf das sogenannte Jobeljahr beziehen (Leviticus 25, S. 8ff.).

105 Die Juden verhielten sich hier völlig anders als die Griechen, bei denen Kindesaussetzung praktiziert wurde. Vgl. Tacitus, Hist. 5, 5, 3: *augendae tamen multitudine consulitur.*

106 Dies sind ethnographische Topoi, die im Original sicher wesentlich ausführlicher behandelt worden sind. Tacitus, Hist. 5, 5, 3: *corpora condere quam cremare e more Aegyptio, eadem cura et de infernis persuasio, caelestium contra.*

107 Dieser Satz stammt nicht von Hekataios, sondern von Diodor selbst, der die Vorstellung von einer „Entartung" der Juden z. B. von Poseidonios übernommen haben könnte, der von einem positiveren Moses-Bild als Hekataios ausging; vgl. Malitz, 1983, S. 316f.

108 Zum Topos der Gastfreundschaft vgl. Trüdinger , 1918, S. 42. Im wirklichen Leben der Juden konnte natürlich von dieser isolierten Lebensweise keine Rede sein: zur Haltung gegenüber Fremden vgl. etwa Deuteronomium 23, 17.

109 Stern, 1974, Nr. 4.

110 Auch Megasthenes hielt die Juden für einen Teil der Syrer. Die damalige Zugehörigkeit von Judaea zum sog. Koile-Syrien dürfte das Missverständnis erleichtert haben; s. auch Stern, 1974, S. 14.

111 Das hat die griechischen Beobachter wohl besonders verwundert; vgl. Josephus, c. Apionem 2, 195.

112 Ein typisches Beispiel für die oberflächliche Kenntnis des Hekataios und seiner Gewährsmänner – s. etwa Leviticus 2, 11.

113 Bei dieser Formulierung könnte das Verständnis der Juden als einer „syrischen" Priesterkaste eine Rolle spielen (vgl. Anm. 119).

114 So stellte man sich „fremde" Priesterschaften gerne vor – vgl. Caesar, Bell. Gall. 6, 14, 6 über die Priester der Kelten.

115 Dies könnte eine Anspielung auf Abraham und Isaak sein (Genesis 22, 10). Auch Hekataios erwähnte Moses' Einrichtung von Opfern, die sich von denen aller anderen Menschen unterschieden (s. Anm. 97). Zum Problem der Menschenopfer s. auch Römer, 1999.

116 Geffcken, 1907, S. IXff.

über die Begegnung mit einem Juden sprechen,[117] Hermippos machte Pythagoras zum „Schüler" jüdischer Denker.[118] Manche Autoren, darunter Megasthenes, ein Autor über Indien, haben die Juden als Teil der Syrer begriffen, und die jüdischen Priester als eine besondere Kaste bei den Syrern, vergleichbar den Brahmanen bei den Indern.[119]

Solange es nicht zu politischen Konflikten kam, hat sich die überwiegend positive Prägung der jüdischen Ethnographie erhalten. Spannungen ließen aber nicht lange auf sich warten. Die Ansiedlung von Juden in Alexandreia führte zu Konflikten mit der altägyptischen Führungsschicht. Ein Reflex dieser Verhältnisse findet sich in den Fragmenten der Landesgeschichte des Ägypters Manetho, die dieser auf Griechisch schrieb, vermutlich in der Regierungszeit von Ptolemaios II. (283 – 246 n. Chr.).[120] Die hier interessierenden Fragmente des Werkes sind in Josephus' Schrift »Contra Apionem« erhalten.[121] Die Manetho-Fragmente bieten zwei judenfeindliche Traditionen.[122] Die erste Version ist die Gleichsetzung der Juden mit den Hyksos,[123] die etwa in der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. nach Ägypten eingefallen waren. Nach ihrer Vertreibung aus Ägypten sollen die Hyksos eine Stadt namens Jerusalem in „Syrien" gegründet haben. An einer anderen Stelle der Schrift spricht Josephus von einer zweiten Version des Manetho über die jüdische Urgeschichte. Hier sind die Juden Aussätzige,[124] zu deren Führer sich ein ägyptischer Priester aufschwingt:[125] „Er gab ihnen zu allererst das Gesetz, weder die Götter zu verehren noch sich der von den Ägyptern am meisten verehrten heiligen Tiere zu enthalten; sie sollten alle Tiere opfern und verzehren[126] und mit keinem Menschen verkehren, der nicht zu den Verschworenen gehöre.[127] Dies erließ er als Gebot, und sehr vieles andere,

117 Stern, 1974, Nr. 15.
118 Stern, 1974, Nr. 25.
119 Megasthenes (Stern, 1974, Nr. 14); vgl. Dihle, 1994, S. 73f.
120 Zu Manetho vgl. Stern, 1974, S. 62ff. und Dillery, 1999.
121 Vgl. dazu Goodman, 1999. Wenn Josephus die Juden gegen antisemitische Vorwürfe in Schutz nehmen wollte, so ist ihm dies gründlich misslungen: allein durch seine Schrift sind die Namen und „Argumente" einige der widrigsten Antisemiten der Antike erhalten geblieben.
122 Vgl. dazu Schäfer, Manetho-Fragmente, 1997.
123 Vgl. Seidlmayer, 1998.
124 Josephus, c. Apionem 1, 233 (= Stern, 1974, Nr. 21): „leproi anthropoi".
125 Stern, 1974, Nr. 21 (= Josephus, c. Apionem 1, 239 & 250).
126 Vgl. Tacitus, Hist. 5, 4, 2: *bos quoque immolatur, quia Aegyptii Apin colunt.*
127 Tacitus, Hist. 5, 4, 1: *Moyses quo sibi in posterum gentem firmaret, novos ritus contrariosque ceteris mortalibus indidit.* Diese „Absprache" wird dargestellt wie die Verschwörung zu einem Verbrechen – zum Topos vgl. den Schwur der Catilinarier (Sallust, Catilina 22, 1 - 2).

das den Gewohnheiten der Ägypter entgegengesetzt war. (...). Es heißt, dass der Priester, der ihnen eine Verfassung und Gesetze gab, ein Mann aus Heliopolis namens Osarsiph war, benannt nach Osiris, dem Gott von Heliopolis, und dass er, als er sich diesem Volk angeschlossen hatte, seinen Namen gewechselt habe und Moses genannt wurde."[128]

Es gibt eine Reihe von Unterschieden zwischen Hekataios und Manetho, die es ausschließen, dass sich Manetho nur auf diese eine Vorlage berufen hat; Manethos für die Juden wesentlich negativere Überlieferung dürfte sich nicht nur aus zeitgenössischen Vorurteilen, sondern schon aus altägyptischer Priester-Tradition herleiten.[129] Ein Konflikt aus früherer Zeit, der Anlass gegeben haben könnte für judenfeindliche Traditionen schon der Ägypter selbst, ist die Herrschaft des Kambyses über Ägypten. Damals waren die Perser die Schutzmacht der in Ägypten lebenden Juden, zum großen Zorn der Priesterschaft.[130] Die Zerstörung des jüdischen Tempels von Elephantine im Jahre 410 wurde das Fanal des vorgriechischen Antisemitismus in Ägypten.[131]

Mindestens so wichtig wie der Beitrag des Manetho und der von ihm tradierten altägyptischen Ablehnung der Juden wurde dann die antijüdische Propaganda im Seleukidenreich des zweiten Jahrhunderts v. Chr.; der Konflikt zwischen den Makkabäern und den Seleukiden führt zu einer weiteren Verschärfung griechischer Äußerungen über die Juden.[132] Wie man in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. über die Juden und ihre Bräuche sprechen konnte, wird durch ein Exzerpt aus dem Geschichtswerk des Poseidonios erkennbar, in dem wir aus dem Munde der Berater des Königs Antiochos' VII. alle die Vorurteile aufgezählt finden, die auch viel später noch von Bedeutung sein werden, weit über den Bereich der »Alten Geschichte« hinaus. Antiochos hat im Jahre 135

128 Auch bei späteren Autoren findet sich die Tradition, Moses sei ursprünglich ein Ägypter, und ein Priester, gewesen; vgl. Stern, 1974, S. 85. Zum Versuch von Assmann, 1998, in der Moses-Überlieferung eine verschüttete Tradition zur Geschichte Echnatons zu finden, s. die kritischen Bemerkungen von Görg, 1998. Den Hinweis darauf verdanke ich Erhart Graefe (Münster).
129 Vgl. dazu Raspe, 1998.
130 Zu den ägyptischen Zeugnissen über die Herrschaft der Perser vgl. Schwartz, 1949. Herodot hörte bei seinem Aufenthalt in Ägypten viel Schlechtes über Kambyses (vgl. 3, 27 – 29 über die Opferung des Apis-Stiers).
131 Vgl. dazu Schäfer, Judaeophobia, 1997 S. 121ff. und Yavetz, 1997, S. 53ff.
132 Zur historischen Einordnung s. Bringmann, 1980.

v. Chr. Jerusalem belagert:[133] „(1) Die meisten seiner Freunde rieten ihm, die Stadt im Sturm zu nehmen und das Geschlecht der Juden gänzlich zu vertilgen – allein die Juden unter allen Völkern schlössen sich aus vom Umgang mit jedem anderen Volk und sähen alle als Feinde an.[134] Sie sagten ihm auch, dass die Vorfahren der Juden gottlose, den Göttern verhasste Menschen gewesen seien, die man aus Äypten verjagt hätte. (2) Da sie weißen Ausschlag oder Aussatz gehabt hätten, seien sie um der Reinigung des Landes willen wie Fluchbeladene zusammengetrieben und über die Grenzen hinausgejagt worden.[135] Diese Vertriebenen hätten die Gegend um Jerusalem besetzt, das Volk der Juden begründet und den Hass gegen die Menschen an ihre Nachkommen vererbt. Deswegen hätten sie auch ganz ausgefallene Bräuche eingeführt: sie lehnten die Tischgemeinschaft mit jedem anderen Volk ab[136] und begegneten auch jedem ganz ohne Wohlwollen.[137] (3) Die Freunde erinnerten Antiochos auch an den Hass seiner Vorfahren gegen diese Nation. Denn Antiochos mit dem Beinamen Epiphanes, der die Juden im Kriege bezwungen hatte, war in das Allerheiligste des Tempels eingedrungen, das nach der Sitte nur der Hohepriester betreten durfte. Epiphanes habe in dem Allerheiligsten das steinerne Bild eines Mannes mit langem Bart gefunden, der auf einem Esel gesessen und in den Händen ein Buch gehalten habe.[138] Der König nahm an, dass dies das Bild des Moses sei, des Gründers Jerusalems und der jüdischen Nation, der auch die menschenfeindlichen und unsittlichen Gewohnheiten für die Juden zum Gesetz erhoben habe. Und da Epiphanes die menschenfeindliche Ablehnung aller Völker durch die Juden abscheulich fand, machte er es zu seinem ehrgeizigen Ziel, die jüdischen Sitten abzuschaffen. (4) Deswegen opferte er dem Bilde des Gründers und dem unter offenem Himmel aufgestellten Altar des Gottes eine große Sau und schüttete das Blut über das Standbild und den Altar. Das Fleisch ließ er zubereiten und befahl, mit der Brühe die heiligen Bücher der Ju-

133 Diodor 34 / 35, 1 = Stern, 1974, Nr. 63; vgl. Malitz, 1983, S. 309f.

134 Dies ist wesentlich schärfer formuliert als bei Hekataios (s. Anm. 97).

135 Vgl. die Erwähnung der Lepra bei Manetho (Anm. 124).

136 Tacitus, Hist. 5, 5, 2: *separati epulis.*

137 Tacitus, Hist. 5, 5, 2: *adversus omnes alios hostile odium.*

138 Der Vorwurf, die Juden verehrten im Allerheiligsten des Tempels einen Esel, gehörte seit dem 2. Jhdt. v. Chr. zum Inventar antisemitischer Schriften; zur Entstehung dieser Tradition in Ägypten s. Heinen, 1992, S. 130ff. Hier bei Diodor ist allerdings nicht von der Verehrung eines Esels, sondern nur von der Statue eines Esels die Rede. Pompeius wusste es später besser: *Romanorum primus Cn. Pompeius Iudaeos domuit templumque iure victoriae ingressus est: inde volgatum nulla intus deum effigie vacuam sedem et inania arcana* (Tacitus, Hist. 5, 9, 1).

den, die auch die menschenfeindlichen Gesetze enthielten, zu übergießen; er befahl auch, den sogenannten unsterblichen Leuchter, der ohne Unterlass im Tempel brannte, auszulöschen und den Oberpriester und die anderen Juden zu zwingen, von dem Fleisch zu kosten.[139] Davon erzählten die Freunde und forderten Antiochos auf, dieses Volk gänzlich zu vertilgen;[140] wenn er das nicht wolle, dann solle er ihre Gesetze aufheben und sie zwingen, ihre Lebensweise zu ändern."

Wie repräsentativ solche Zeugnisse für die Haltung hellenistischer Griechen gegenüber den Juden wirklich gewesen sind, dies ist eine andere Frage.[141] Antiochos VII. hat jedenfalls nicht auf seine Berater gehört, sondern gewährte im Jahre 135 v. Chr. einen glimpflichen Friedensvertrag.[142] Die Vorwürfe der seleukidischen Höflinge machen aber deutlich, dass die antisemitischen Topoi der Antike seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. sämtlich feststehen und später allenfalls noch verstärkt oder zugespitzt werden. Es sei angemerkt, dass ein antisemitischer Topos der Neuzeit fehlt: dass man einen Juden aufgrund seines Aussehens identifizieren könne.[143]

Überblickt man die antike Ethnographie, so nehmen die Juden einen ganz und gar ungewöhnlichen Platz als „Fremde" ein; ihre „Alterität" bleibt irritierend, hauptsächlich wohl durch das Festhalten an der überlieferten Religion und der dadurch bedingten Distanz zum alltäglichen Leben der Griechen. Es gibt in der gesamten griechisch-römischen ethnographischen Tradition kein einziges Volk, das so dauerhaft mit feindseli-

139 Tacitus, Hist. 5, 4, 2: *sue abstinent memoria cladis, quod ipsos scabies quondam turpaverat, cui id animal obnoxium;* vgl. dazu Schäfer. Judaeophobia, 1997, S. 75.

140 Der Ruf nach der „Ausrottung" eines ganzen Volkes an dieser Stelle ist für die Neuzeit besser „belegbar" als für die Antike. Augustus spricht in den Res Gestae von den Völkern, denen er, wenn es denn praktikabel gewesen sei, lieber verziehen habe als sie auszulöschen: *externas gentes, quibus tuto ignosci potuit, conservare quam excidere malui* (Res Gestae 3, 2). Domitian verstieg sich nach einem Gemetzel an den nordafrikanischen Nasamonen zu dem Ruf: „Ich habe verhindert, daß es noch Nasamonen gibt" (Cassius Dio 67, 6). Auf die Stellen hat mich A. Hartmann hingewiesen.

141 „Judenfreundliche" Literatur stammt ausschließlich aus dem Umkreis der jüdischen Diaspora selbst; zum sogenannten Pseudo-Hekataios s. Bar-Kochva, 1996.

142 Josephus, Ant. Jud. 13, 3, 245 – 247.

143 Vgl. dazu Cohen, 1993; speziell über das Zeugnis der Papyri Fikhman, 1999.

gen Topoi belegt worden ist,[144] deren Wirkung auf das politische Handeln weder damals noch heute zu unterschätzen ist.

Literatur

Assmann, J.: Zum Konzept der Fremdheit im alten Ägypten, in: Schuster, M. (Hg.): Die Begegnung mit dem Fremden. Wertungen und Wirkungen in Hochkulturen vom Altertum bis zur Gegenwart, Stuttgart u.a. 1996, S. 77-99.

Assmann, J.: Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur, München 1998.

Auscher, D.: Les Relations entre la Grèce et la Palestine avant la Conquète d' Alexandre, in: Vetus Testamentum 17 (1967), S. 9–30.

Aveline, J.: Aristophanes' Acharnians 95 - 97 and 100: Persians in the Athenian assembly, in: Hermes. Zeitschrift für Klassische Philologie 128 (2000), S. 500f.

Baltrusch, E.: Bewunderung, Duldung, Ablehnung: Das Urteil über die Juden in der griechisch-römischen Literatur, in: Klio. Beiträge zur Alten Geschichte 80 (1998), S. 403-421.

Bar-Kochva, B.: Pseudo-Hecataeus On the Jews. Legitimizing the Jewish Diaspora, Berkeley u.a. 1996.

Bichler, R.: Herodots Welt. Der Aufbau der Historie am Bild der fremden Länder und Völker, ihrer Zivilisation und ihrer Geschichte, Berlin 2000.

Boardman, J.: Kolonien und Handel der Griechen. Vom späten 9. bis zum 6. Jahrhundert v. Chr., München 1981.

Brandt, H.: Panhellenismus, Partikularismus und Xenophobie. Fremde in griechischen Poleis der klassischen Zeit, in: Eos. Commentarii Societatis Philologae Polonorum 80 (1992), S. 191-202.

Bringmann, K.: Die Verfolgung der jüdischen Religion durch Antiochos IV. Ein Konflikt zwischen Judentum und Hellenismus? In: A & A. Antike und Abendland. Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens 26 (1980), S. 176-190.

Brodersen, K. u.a.: Historische Griechische Inschriften in Übersetzung. Band I: Die archaische und klassische Zeit, Darmstadt 1992.

Brodersen, K.: Männer, Frauen und Kinder in Großgriechenland: Quellen und Modelle zur frühen Siedler-Identität, in: Mnemosyne 47 (1994), S. 47-63.

Cartledge, P. A.: The Greeks, Oxford 1993.

Cartledge, P. A.: Herodotus and »the other«: a meditation on empire, in: EMC. Échos du Monde classique, Classical Views 34 (1990), S. 27-40.

[144] Vgl. Yavetz, 1998, S. 105f.

Cartledge, P. A.: Metoikos, in: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, hgg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider, Band VIII. Mer - Op. Stuttgart u.a. 2000, Sp. 104-107.

Cobet, J.: Europa und Asien - Griechen und Barbaren - Osten und Westen. Zur Begründung Europas aus der Antike, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 47 (1996), S. 405-419.

Cohen, S. J. D.: "Those Who Say They are Jews and Are Not": How Do You Know a Jew in Antiquity When You See One? In: Diasporas in Antiquity. Ed. by Shaye J. D. Cohen and Ernest S. Frerichs, Atlanta u.a. 1993, S. 1-45.

Davidson, J. N.: Dover, Foucault and Greek Homosexuality: Penetration and the Truth of Sex, in: Past & Present. A Journal of Historical Studies 170 (2001), S. 3-51.

Dihle, A.: Die Griechen und die Fremden, München 1994.

Dillery, J.: The first Egyptian Narrative History: Manetho and Greek Historiography, in: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 127 (1999), S. 93-116.

Dougherty, C.: It's murder to found a colony, in: Cultural poetics in archaic Greece. Cult, performance, politics. Carol Dougherty, Leslie Kurke (Edd.), Cambridge 1993, S. 178-198.

Dunbabin, Th. J.: The Western Greeks. The History of Sicily and South Italy from the Foundation of the Greek Colonies to 480 B. C. Oxford 1948.

Fikhman, I. F.: The Physical Appearance of Egyptian Jews according to the Greek Papyri, in: Scripta Classica Israelica. Yearbook of the Israel Society for the Promotion of Classical Studies, 18 (1999), S. 131-138.

Geffcken, J.: Zwei griechische Apologeten, Leipzig u.a. 1907.

Görg, M.: Der sogenannte Exodos zwischen Erinnerung und Polemik, in: Jerusalem Studies in Egyptology. Ed. by Irene Shirun-Grumach, Wiesbaden 1998, S. 159-172.

Goodman, M. D.: Josephus' treatise Against Apion, in: Apologetics in the Roman empire. Pagans, Jews, and Christians. Mark Edwards, Martin Goodman, and Simon Price in association with Christopher Rowland (Edd.), Oxford 1999, S. 45-58.

Graham, A. J.: The western Greeks, in: The Cambridge Ancient History. Second Edition. Volume III Part 3. The Expansion of the Greek World, Eighth to Sixth Centuries B.C. Edited by John Boardman & N. G. L. Hammond, Cambridge 1982, S. 163-195.

Graham, A. J.: The colonial expansion of Greece, in: The Cambridge Ancient History. Second Edition. Volume III Part 3. The Expansion of the Greek World, Eighth to Sixth Centuries B.C. Edited by John Boardman & N. G. L. Hammon, Cambridge 1982, S. 83-162.

Graham, A. J.: Religion, women and Greek colonization, in: Religione e città nel mondo antico. Atti Vol. 11 (n. s. 1), 1980-1981, Roma 1984. S. 293-314.

Hall, E. M.: Inventing the Barbarian. Greek Self-Definition through Tragedy, Oxford 1989.

Hall, E. M.: Asia unmanned. Images of victory in classical Athens, in: War and Society in the Greek World. Edited by John Rich and Graham Shipley, London u.a. 1993, S. 108-138.

Hall, J. M.: Ethnic identity in Greek antiquity, Cambridge 1997.

Heinen, H.: Ägyptische Grundlagen des antiken Anti-Judaismus. Zum Judenexkurs des Tacitus, Historien V 2-13, in: Trierer Theologische Zeitschrift 101 (1992), S. 124-149.

Hornblower, S.: The Greek World 479 – 323 B. C., London u.a. 1983.

Jacoby, F.: Hekataios (4) aus Abdera, in: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Vierzehnter Halbband. Bd. VII 2 (1912) Sp. 2750-2769.

Leighton, R.: Indigenous society between the ninth and sixth centuries BC: territorial, urban and social evolution, in: Sicily from Aeneas to Augustus. New Approaches in Archaeology and History. Ed. by Christopher Smith and John Serrati, Edinburgh 2000, S. 15-40.

Lévy, E.: Apparition des notions de Grèce et de grecs, in: Hellenismos. Quelques jalons pour une histoire de l' identité grecque. Actes du colloque de Strasbourg 25 - 27 octobre 1989. Édités par S. Said, Leiden 1991, S. 49-69.

Long, T.: Barbarians in Greek Comedy, Carbondale u.a. 1986.

Lyons, C.: Sikel burials at Morgantina: defining social and ethnic identities, in: Early Societies in Sicily. New developments in archaeological research. Ed. by Robert Leighton, London 1996, S. 177-185.

Malitz, J.: Die Historien des Poseidonios, München 1983.

Moles, J. L.: Herodotus warns the Athenians, in: Roman poetry and prose, Greek poetry, etymology, historiography. Francis Cairns and Malcolm Heath (Eds.), Leeds 1996, S. 259-284.

Momigliano, A.: Flavius Josephus und Alexanders Besuch in Jerusalem, in: Arnaldo Momigliano. Die Juden in der Alten Welt, Berlin 1988, S. 57-66.

Murray, O.: Herodotus and Hellenistic Culture, in: Classical Quarterly 22 (1972), S. 200-213.

Murray, O.: The date of Hecataeus' work on Egypt, in: Journal of Egyptian Archaeology 59 (1973), S. 163-168.

Myres, J. L.: Persia, Greece and Israel, in: Palestine Exploration Quarterly 85 (1953), S. 8–22.

O'Neil, J. L.: Dorian and Ionian colonies in Sicily and their relations with the natives, in: Classicum. Joint bulletin of the Classical Association of New South Wales and of the Classical Languages Teacher's Association of New South Wales 15 (1989), S. 14-18.

Pelling, Ch. B. R. (1997): East is East and West is West - Or Are They ? National Stereotypes in Herodotus, in: Histos. The New Electronic Journal of Ancient Historiography. http://www.dur.ac.uk/Classics/histos/1997/pelling.html.

Pelling, Ch. B. R.: Aeschylus' Persae and history, in: Greek tragedy and the historian. Christopher Pelling (Ed.), Oxford 1997, S. 1-19.

Raeck, W. (1981): Zum Barbarenbild in der Kunst Athens im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr., Bonn 1980.

Raspe, L.: Manetho on the Exodus: a Reappraisal, in: Jewish Studies Quarterly 5 (1998), S. 124-155.

Rebenich, S.: Fremdenfeindlichkeit in Sparta? Überlegungen zur Tradition der spartanischen Xenelasie, in: Klio. Beiträge zur Alten Geschichte 80 (1998), S. 336-359.

Redfield, J. M.: Herodotus the Tourist, in: Classical Philology 80 (1985), S. 97-118.

Rihll, T. E.: War, slavery, and settlement in early Greece, in: War and Society in the Greek World. Edited by John Rich and Graham Shipley, London u.a. 1993, S. 77-107.

Römer, Th.: Le sacrifice humain en Juda et Israël au premier millénaire avant notre ère, in: Archiv für Religionsgeschichte 1 (1999), S. 17–26.

Schaefer, H.: Eigenart und Wesenszüge der griechischen Kolonisation (1960), in: Probleme der Alten Geschichte. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge, hgg. von Ursula Weidemann und Walter Schmitthenner, Göttingen 1963, S. 362-383.

Schäfer, P.: Judeophobia. Attitudes toward the Jews in the ancient world, Cambridge u.a. 1997.

Schäfer, P.: Die Manetho-Fragmente bei Josephus und die Anfänge des antiken "Antisemitismus", in: Collecting fragments. Fragmente sammeln, Glenn W. Most (Ed.), Göttingen 1997, S. 186-206.

Schmitthenner, W.: Kennt die hellenistisch-römische Antike eine »Judenfrage«? In: Die Juden als Minderheit in der Geschichte, hgg. von Bernd Martin und Ernst Schulin, München 1981, S. 9-29.

Schwartz, J.: Les Conquérants Perses et la Littérature Égyptienne, in: Bulletin de l' Institut Français d' Archéologie Orientale 48 (1949), S. 65-80.

Seidlmayer, S. J.: Hyksos, in: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, hgg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider, Altertum. Bd. V. Gru - Iug., Stuttgart u.a. 1998, Sp. 780.

Sigot, E.: Nomos ho panton basileus oder von fremden Ländern und Menschen, in: Der altsprachliche Unterricht. Arbeitshefte zu seiner wissenschaftlichen Begründung und praktischen Gestalt 39 (1996), H. 2, S. 53-73.

Smend, R.: Mose als geschichtliche Gestalt, München 1995.

Sonnabend, H.: Gastfreundschaft, Asyl, Vertreibung. Vom Umgang der Griechen mit Fremden in archaischer und klassischer Zeit, in: Toleranz und Lebensgestaltung in der Antike, Verantw. Redaktion: Holger Sonnabend, Eckart Olshausen, Stuttgart 1996, S. 23-34.

Spawforth, A. J. S.: Race, in: The Oxford Classical Dictionary. Edited by Simon Hornblower and Antony Spawforth, Oxford u.a. ^{3}1996, Sp. 1293.

Speyer, W.: Die Griechen und die Fremdvölker. Kulturbegegnungen und Wege zur gegenseitigen Verständigung, in: Eos 77 (1989), S. 17-29.

Stern, M.: Greek and Latin Authors on Jews and Judaism. Edited with Introductions, Translations and Commentary by Menahem Stern. Volume One. From Herodotus to Plutarch, Jerusalem 1974.

Trüdinger, K.: Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie, Basel 1918.

Tuplin, Ch. J.: Greek racism? Observations on the character and limits of Greek ethnic prejudice, in: Ancient Greeks west and east. Gocha R. Tsetskhladze (Ed.), Leiden u.a. 1999, S. 47-75.

Villard, F.: Le cas de Mégara Hyblaea est-il exemplaire?, in: La colonisation grecque en méditerranée occidentale. Actes de la rencontre scientifique en hommage à Georges Vallet organisée par le Centre Jean Bérard, l' École française de Rome, l' Istituto universitario orientale et l' Università degli studi di Napoli »Federico II«. (Rome - Naples, 15 - 18 novembre 1995), Roma 1999, S. 133-140.

Wells, J.: The Persian friends of Herodotus, in: The Journal of Hellenic Studies 27 (1907), S. 37–47.

Werner, J.: Kenntnis und Bewertung fremder Sprachen bei den antiken Griechen. I. Griechen und Barbaren: Zum Sprachbewußtsein und zum ethnischen Bewußtsein im frühgriechischen Epos, in: Philologus 133 (1989), S. 167-176.

Wolff, E.: Perser-Nomoi und geschichtliches Verstehen (1934), in: Herodot. Eine Auswahl aus der neueren Forschung, hgg. von Walter Marg, Darmstadt 1965, S. 404-411.

Yavetz, Z.: Judenfeindschaft in der Antike. Die Münchner Vorträge, eingeleitet von Christian Meier, München 1997.

Yavetz, Z.: Latin authors on Jews and Dacians, in: Historia. Zeitschrift für Alte Geschichte 47 (1998), S. 77-107.

Yerushalmi, Y. H.: »Diener von Königen und nicht Diener von Dienern«. Einige Aspekte der politischen Geschichte der Juden, München 1993.

Rom und die Juden: eine Beziehung zwischen Hass und Faszination[1]

Von Andreas Hartmann

I. Juden als Minderheit im römischen Reich: die Diaspora

Die Geschichte, die hier erzählt werden soll, ist die Geschichte einer Minderheit und sie beginnt recht eigentlich mit dem Siegeszug Alexanders des Großen. Wenn auch das von ihm eroberte Reich den Tod seines Schöpfers nicht überlebte, und die kurzzeitig erreichte politische Einheit des östlichen Mittelmeerraumes schnell wieder in eine disparate Vielheit auseinanderbrach, hatten die Unternehmungen des Makedonenkönigs doch zu einer ungeheuren und dauerhaften Erweiterung der griechischen Welt als Kulturraum geführt. Ein Charakteristikum der nun anbrechenden Epoche des Hellenismus ist die bis dahin unvorstellbare Mobilität von Menschen und Ideen: Fluchtbewegungen infolge politisch-militärischer Konflikte, Anwerbung von Söldnertruppen und Gründung neuer Städte führten zu an damaligen Maßstäben gemessen beachtlichen Migrationsprozessen. Wesentlich beteiligt an diesen umwälzenden Veränderungen war ein Volk, das die Griechen vormals kaum dem Namen nach gekannt hatten: die Juden[2]. Ergebnis der Entwicklung war die Begründung jenes Phänomens, dem bereits für die Wahrnehmung des Judentums im

---

1 Für den vorliegenden Text wurde die ursprüngliche Vortragsform beibehalten. Die Fußnoten sollen vor allem Hinweise auf wichtige antike Quellen geben. Im Rahmen dieses Aufsatzes kann nur begrenzt auf die teilweise heftigen Forschungsdiskussionen eingegangen werden, die der hier gebotenen Darstellung zugrunde liegen – hierfür muss auf die weiterführende Literatur im Anhang verwiesen werden. Als Einstieg in das Thema empfehlen sich insbesondere einige monographische Behandlungen neueren Datums: Feldman, Jew and gentile, 1993, Noethlichs, Judentum, 1996, Yavetz, Judenfeindschaft, 1997 und Schäfer, Judeophobia, 1997. Die Darstellung der Juden in den Geschichtsbüchern der Bundesrepublik Deutschland ist Gegenstand mehrerer Untersuchungen seit den 60er Jahren, für das hier behandelte Thema besonders einschlägig ist die Analyse von Castritius, Geschichtsbücher, 1985, S. 313-325.

2 Die erste sichere Erwähnung der Juden durch einen griechischen Autor findet sich bei Theophr. piet. ap. Porph. abst. 2,26. Noch Her. 2,104 hatte nur vage von „Syrern in Palästina" gesprochen.

Altertum entscheidende Bedeutung zukam[3], und das im Zentrum der folgenden Ausführungen stehen soll: die jüdische Diaspora[4].

Diese Erscheinung blieb zunächst auf den hellenistischen Osten beschränkt, erst das Ausgreifen Roms in diese Gebiete und die daraus resultierende Vereinigung von westlichem und östlichem Mittelmeerraum (*symplokê*), die bereits von dem griechischen Historiker Polybios als weltgeschichtlicher Wendepunkt erkannt wurde[5], schufen die Voraussetzung für eine Ausdehnung der jüdischen Diaspora in den Westen. Seit der Mitte des II. Jahrhunderts v. Chr., als der römische Staat in Form eines Bündnisvertrages erstmals politische Kontakte mit dem jüdischen Hasmonäerreich aufnahm[6], hielten sich wohl einzelne Juden in Rom auf[7], doch ist eine größere Gemeinde erst durch eine Rede Ciceros aus dem Jahre 59 v. Chr. sicher bezeugt[8]. Doch Rom und die großen italischen Hafenstädte wie Ostia und Puteoli blieben in gewissem Sinne stets Ausnahmen, die Diaspora wurde im Westen des Reiches nie in demselben Maße heimisch wie im Osten. So existieren erst aus dem II./III. Jahrhundert n. Chr. Belege für jüdisches Leben in Gallien sowie den Rhein- und Donauprovinzen[9].

Spätestens seit dem Antreten der attalidischen Erbschaft und der Einrichtung der Provinz *Asia* im Jahr 129 v. Chr. war der römische Staat mit jüdischen Minderheiten auch in den Untertanengebieten konfrontiert[10],

3 Gerade durch Diaspora und Proselytismus unterschieden sich die Juden in der Wahrnehmung der Römer grundlegend von anderen Barbaren (Yavetz, Jews and Dacians, 1998, S. 105f).

4 Für Ägypten siehe Hekat. Iud. ap. Ios. c. Ap. 1,185-186. Bis in das VIII. Jahrhundert v. Chr. reicht die babylonische Diaspora zurück. Auch in Ägypten siedelten sich bereits seit dem VI. Jahrhundert v. Chr. jüdische Söldner an – z. B. in Elephantine –, doch der entscheidende Zustrom von Juden erfolgte erst unter Alexander bzw. den ersten Ptolemäern (Hegermann, Diaspora, 1989, S. 131)

5 Pol. hist. 1,1-3.

6 1 Makk 8,17-30.

7 Nach Val. Max. 1,3,3 wurden 139 v. Chr. Chaldäer und Juden durch den *praetor peregrinus* Cn. Cornelius Scipio Hispanus aus Rom vertrieben, und ihre Altäre von öffentlichen Plätzen entfernt. Die Deutung dieser Passage ist – auch aufgrund textkritischer Probleme – bis heute umstritten. Zur Textkonstitution siehe Lane, Sabazius and the Jews, 1979, S. 35-38.

8 Cic. Flacc. 66-67. Dazu Wolff, Juden im antiken Rom, 1989, S. 37f.

9 Williams, Jewish communities, 2000, S. 308f.

10 Cic. Flacc. 68 berichtet von der Konfiskation der von den in den Provinz *Asia* ansässigen Juden gesammelten Tempelsteuer. Zu Versuchen, aus dem genannten Betrag auf die Zahl dieser Juden zu schließen vgl. Marshall, Flaccus, 1975, S. 146f.

und die auf lokaler Ebene häufig aufbrechenden Konflikte sollten ihn bald zwingen, Stellung zu beziehen. Genau dieser Prozess der Formierung von Denkmustern und Handlungsschemata als Ergebnis der Auseinandersetzung mit einer kulturellen Fremdgruppe soll hier behandelt werden. Exemplarisch werden am Umgang Roms mit dem Judentum und vor allem dem Diasporajudentum Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen antiker Minderheitenpolitik und antiken Reagierens auf das Fremde im allgemeinen deutlich[11]. Wenn also auch die Haltung Roms als maßgeblicher politischer Größe der damaligen Welt hier im Zentrum des Interesses stehen soll, so scheint es doch sinnvoll, zunächst einige grundlegende Fakten hinsichtlich der jüdischen Diaspora festzuhalten[12].

Demographische Aussagen über antike Gesellschaften sind in Ermangelung wirklich zuverlässigen Quellenmaterials stets mit großen Unsicherheiten behaftet, doch das Wenige, was wir wissen, deutet darauf hin, dass die Diasporagemeinden zumindest mancherorts eine erhebliche Größe aufweisen konnten[13]. Die Werte differieren dabei natürlich sehr stark, so dürfen wir in Rom etwa mit einem Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung von 2,5-6 % rechnen[14], in Alexandria hingegen von immerhin 20-40 %[15]. Eine erzwungene Ghettoisierung dieser Gemeinden ist dem Altertum fremd[16], auch wenn jüdische Siedlungsschwerpunkte in bestimmten Stadtteilen – sogenannte *ethnic neighbourhoods* – gut bezeugt sind, so z. B. in den römischen Vierteln *Subura* und *Transtiberim*[17].

11 Für die Auseinandersetzung Roms mit dem Fremden, d. h. dem „Barbaren", ist die grundlegende Untersuchung von Dauge, Barbare, 1981 heranzuziehen. Leichter zugängliche Darstellungen bieten Balsdon, Romans and aliens, 1979, Shaw, Rebels and outsiders, 2000, S. 373-382 und Timpe, Barbar, 2000, S. 203-230.

12 Dazu jetzt allgemein Barclay, Mediterranean diaspora, 1996.

13 Vgl. Strab. hist. ap. Ios. ant. 14,115 und Sen. superst. ap. Aug. civ. 6,11.

14 Wolff, Juden im antiken Rom, 1989, S. 39.

15 Barraclough, Philo's politics, 1984, S. 422.

16 Baltrusch, Urteil über die Juden, 1998, S. 414 behauptet, dieses Phänomen sei „gut bezeugt", kann aber nur den Bürgerkrieg in Alexandria 38 n. Chr. anführen. Ähnlich dürftig sind seine Belege für Pläne zur Ausrottung der Juden.

17 Phil. leg. 155. Auch in Alexandria konzentrierte sich die jüdische Bevölkerung nach Phil. Flacc 55 in zwei Stadtvierteln: „Es gibt fünf Stadtteile [...]: Zwei von ihnen werden ‚jüdische' genannt, weil die meisten Juden dort leben/dort hauptsächlich Juden leben. Nicht wenige von diesen wohnen aber auch in anderen Stadtteilen." Der griechische Text ist hier nicht eindeutig.

Auch hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Betätigungsfelder unterscheiden sich die Juden des Altertums in der Regel nicht von ihrer heidnischen Umwelt, sie arbeiten in der Landwirtschaft ebenso wie als Handwerker, Händler und Kaufleute[18]. Ein dem neuzeitlichen Feindbild des Juden als Geldverleiher und dem darauf aufbauenden nationalsozialistischen Zerrbild des „Finanzjuden" vergleichbares Stereotyp ist daher in Inschriften, Papyri und selbst der judenfeindlichen Literatur der Antike nicht belegt[19]. Auch Vorstellungen, Juden seien an Kleidung bzw. Physiognomie erkennbar, kennt das Altertum nicht[20]. Während in der hellenistischen Diaspora einzelne jüdische Familien zu bemerkenswertem Reichtum und Ansehen gekommen sind[21], scheinen die Juden in Rom eher den städtischen Unterschichten zuzurechnen gewesen zu sein[22]. Darauf weisen jedenfalls ihre wenig angesehenen Wohnquartiere, die dürftige Ausstattung ihrer aus Kostengründen als Katakomben angelegten Bestattungsplätze[23], eine gewisse Abhängigkeit von der Zulassung zum *frumentum publicum*[24] und nicht zuletzt die zahlreichen Anspielungen der römischen

Jedenfalls handelte es sich hier nicht um ein Ghetto im eigentlichen Wortsinne, denn Zwang wird auf die Juden erst im Zuge der Ausschreitungen von 38 n. Chr. ausgeübt (ebd.).

18 Hegermann, Diaspora, 1989, S. 164ff. Für Alexandria siehe Phil. Flacc. 56-57. Vgl. auch Applebaum, Social and economic status, 1976, S. 701-727.

19 CPJ 152 zielt auf die physischen Gefahren, die einem Griechen nach dem Pogrom von 38 n. Chr. im Judenviertel Alexandrias drohten, nicht auf die Geschäftspraktiken der jüdischen Geldverleiher. Anders sah das bezeichnenderweise noch Wilcken, Antisemitismus, 1909, S. 8-12.

20 Cohen, How do you know a Jew, 1993, S. 4-8.

21 Phil. Flacc. 76. Nach Ios. ant. 20,100 bekleidete Alexander, der Bruder Philos von Alexandria und Vater des Ti. Iulius Alexander, das Amt des Alabarchen in Alexandria und „war unter den reichsten seiner Mitbürger". Einzelne Juden gewannen auch Einfluss am Kaiserhof (Wolff, Juden im antiken Rom, 1989, S. 43).

22 Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 133.

23 Wolff, Juden im antiken Rom, 1989, S. 47. Vgl. aber die Einschränkungen bei Williams, Jewish burials, 1994, S. 178f und S. 182.

24 Jedenfalls stellt Phil. leg. 158 eine Regelung des Augustus besonders heraus, derzufolge Getreiderationen für die Juden zurückgelegt werden sollten, falls die Verteilung auf einen Sabbat fiel. Allerdings ist zu beachten, dass die Zugehörigkeit zur *plebs frumentaria* grundsätzlich keine Frage besonderer Bedürftigkeit, sondern Zeichen eines herausgehobenen Status innerhalb des *populus Romanus* unterhalb der eigentlichen *ordines* der Senatoren und Ritter war (Brennan, Principes and plebs, 2000, S. 47ff und S. 52-55).

Dichter, die Juden meist als Bettler und billige Traumdeuter kennen[25]. Hier sehen wir bereits einen wichtigen Grund, warum es in Rom – anders als in Alexandria – zu einer antisemitischen Radikalisierung xenophobischer Ressentiments gegenüber der jüdischen Fremdgruppe und vor allem zu tatsächlichen antijüdischen Handlungen nicht kam: Die Juden in Rom bildeten eine zumal von der konservativen Oberschicht aufgrund ihrer Bräuche und ihrer Armut verachtete Randgruppe, wurden aber nicht verfolgt, da sie niemals eine ökonomische oder politische Konkurrenz für das gesellschaftliche Establishment darstellten[26].

Was bereits antike Autoren an den Juden faszinierte (und irritierte), war ihr unbeirrbares Festhalten an der Vätersitte (*patria nomima*). Dabei kennzeichnete die jüdische Diaspora ein wesentlich höherer Grad an Hellenisierung als gemeinhin angenommen wird[27]. Die Sprache des Diasporajudentums war das Griechische[28], wohingegen Kenntnisse des Aramäischen oder gar Hebräischen auch bei gelehrten Juden sehr selten gewesen sein dürften[29]. So war die heilige Schrift der Juden zumindest außerhalb Judäas die *Septuaginta*[30], und im Bereich der Onomastik haben griechische und römische Namen bei weitem das Übergewicht über solche semitischer Provenienz. Die einzelnen Gemeinden organisierten sich um Synagogen in den Formen eines griechisch-römischen Vereines mit Ältestenrat (*gerousia*), Amtsträgern (*archontes*) und Patronen (*pater* bzw. *mater*

25 Mart. 12,57,13; Iuv. 3,10-16 (bettelnde Juden an der *Porta Capena*); Iuv. 3,296 (Synagoge als „Arbeitsplatz" für Bettler); Iuv. 6,542-547 (Juden als billige Traumdeuter).

26 Wolff, Juden im antiken Rom, 1989, S. 44 und 51.

27 Vgl. zum Folgenden Williams, Jewish communities, 2000, S. 316-321 mit Hinweisen auf charakteristische Quellenzeugnisse.

28 Bezeichnend die statistische Auswertung des epigraphischen Materials aus Italien bei Noy, Writing in tongues, 1997, S. 301. Zu jüdischen Inschriften allgemein vgl. Solin, Juden und Syrer, 1983, S. 587ff und Kant, Jewish inscriptions, 1987, S. 671-713.

29 Westenholz, Jewish presence, 1995, S. 21 und S. 33 (Rom), Barr, Hebrew, Aramaic and Greek, 1989, S. 101-102 (Alexandria) und ebd. S. 110-114 (Diaspora und Palästina allgemein).

30 Die Zielgruppe der *Septuaginta* waren die jüdischen Diasporagemeinden vor allem in Ägypten, für eine Rezeption durch Heiden gibt es bis in die Hohe Kaiserzeit keine nennenswerten Belege (Noethlichs, Judentum, 1996, S. 56f). Daher weist allein die Tatsache, dass eine Übersetzung der hebräischen Bibel in das Griechische überhaupt für notwendig erachtet wurde, auf weitgehende Unkenntnis der hebräischen Sprache unter den Diasporajuden hin.

synagogae)[31]: Entsprechend der unter Griechen und Römern verbreiteten Praxis war es auch üblich, Kindern derartige Ämter als besondere Auszeichnung zu übertragen. Wie ihre heidnischen Zeitgenossen betätigten sich Juden außerdem im Rahmen ihrer Gemeinden als Euergeten und ließen sich in entsprechenden Inschriften verewigen. Ehrenbeschlüsse für römische oder lokale Magistrate fassten die Gremien dieser Gemeinden in formaler Entsprechung zu Dekreten der griechischen Poleis ab[32]. Es wäre also gänzlich verkehrt, die Juden nur als Ausgegrenzte und Außenseiter in der antiken Gesellschaft zu sehen[33]. Ein solches Bild ergibt sich jedoch fast zwangsläufig aus den literarischen Quellen, und wir haben nun zu fragen, warum die Juden demzufolge nicht einfach als *eine* Minderheit unter vielen, sondern als *die* Minderheit schlechthin, warum sie in einem solchen Maße als Andere wahrgenommen wurden[34].

II. Römer und das Judentum: Wahrnehmungen des Anderen

Die Zusammenstellungen und Analysen der von heidnischen Autoren artikulierten Ansichten über die Juden und das Judentum sind Legion[35], und es würde den hier vorgegebenen Rahmen völlig sprengen, einen weiteren Versuch in diese Richtung zu unternehmen. Ohnehin ist in diesem Zusammenhang auf ein schwerwiegendes methodisches Problem hinzuweisen: Wir besitzen einen Großteil des einschlägigen Quellenmaterials nicht in direkter Überlieferung, sondern nur in Auszügen, die der jüdische Historiker Flavius Josephus seiner Schrift *Gegen Apion* einfügte. Dabei handelt es sich um den Versuch, polemische Angriffe vornehmlich griechischer Autoren auf das Judentum zu widerlegen, es handelt sich mithin um ein apologetisches Werk[36]. Paradoxerweise erreichte Josephus langfristig genau das Gegenteil von dem, was er angestrebt hatte, denn nur durch seine Kompilationstätigkeit wurde gerade den wüstesten antisemi-

31 Dazu Applebaum, Organization of Jewish communities, 1974, S. 464-503 und Williams, Roman Jewry, 1994, S. 132-141.

32 Ein gutes Beispiel diskutiert Bowsky, Jews of Berenice, 1987, S. 495-510.

33 Westenholz, Jewish presence, 1995, S. 84-87.

34 Bezeichnend der insgesamt keineswegs judenfeindliche Cass. Dio 37,17,2: „Sie unterscheiden sich von den übrigen Menschen in fast jeder Kleinigkeit ihrer Lebensführung."

35 Die beste monographische Darstellung bietet derzeit Schäfer, Judeophobia, 1997. Die Quellen sind leicht zugänglich in der kommentierten Sammlung von Stern, GLAJJ I/II, 1976-1980.

36 Dazu jetzt Goodman, Against Apion, 1999, S. 44-58.

tischen Pamphleten seiner Zeit das Überleben gesichert[37]. Mindestens die Hälfte der uns erhaltenen heidnischen Tradition über das Judentum stammt aus dieser oder ähnlichen Quellen, die aber ihrer Intention entsprechend gerade keinen repräsentativen Querschnitt der damals umlaufenden Literatur bieten[38]. Eine mögliche lange Liste antijüdischer Aussagen griechischer und römischer Autoren könnte daher den Eindruck einer in der antiken Welt weitverbreiteten Judenfeindschaft erwecken, doch dieser Schluss ist aufgrund der besonderen Überlieferungslage eben keineswegs ohne weiteres statthaft. Davon einmal abgesehen, stehen uns natürlich nur unzureichende Möglichkeiten zur Verfügung, die Repräsentativität der Aussagen einzelner Autoren für größere Segmente der Gesellschaft zu evaluieren[39]. Ich möchte daher im Folgenden einerseits einen eher strukturorientierten Zugriff unternehmen und auf grundlegende Bedingungsfaktoren für die Wahrnehmung des Judentums in der griechisch-römischen Welt hinweisen, andererseits einige wenige, besonders charakteristische Motive der heidnischen Literatur über das Judentum kurz erörtern.

Für den Angehörigen der konservativen römischen Oberschicht ist das Judentum zunächst eine *barbara superstitio*[40], d. h. nach üblicher Übersetzung ein „barbarischer Aberglaube". Doch hier ist Vorsicht geboten: Selbst Tacitus, der den zweifelhaften Ruhm genießt, der Verfasser der „großen Synthese"[41] des antiken Antisemitismus zu sein, bringt in eben diesem keineswegs judenfreundlichen Text durchaus Sympathie für Monotheismus und Anikonismus der jüdischen Religion auf[42]. Ähnliches gilt für den Historiker und Geographen Strabo von Amaseia, der in augusteischer Zeit eine der wohl positivsten Darstellungen des Exodus in sein Werk aufnahm[43]. Moses[44] erscheint hier als Anführer einer philoso-

37 Dies gilt gerade für die alexandrinische Exodustradition.

38 Noethlichs, Judentum, 1996, S. 7, bes. Nr. 52, und S. 133. Zu Verzerrungen des Quellenmaterials durch Josephus siehe Goodman, Against Apion, 1999, S. 52-55.

39 Vgl. Gager, Origins, 1983, S. 67 und 265-269.

40 Cic. Flacc. 67.

41 Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 15.

42 Tac. hist. 5,5,3-5. Positiv wird der Anikonismus der jüdischen Religion auch von Varr. ap. Aug. civ. 4,31 gewertet, der Parallelen zur Kultpraxis der frühen Römer zieht.

43 Strab. 16,35-37. Möglicherweise zurückgehend auf Poseidonios, doch wie meist in derartigen Fällen von Quellenforschung bleiben die Ergebnisse letztlich spekulativ (vgl. Stern, GLAJJ I, 1976, S. 264ff). Für unseren Zusammenhang genügt es, festzustellen, dass in augusteischer Zeit ein Autor ein Dekadenzmodell auf die jüdische Geschichte anwandte und dabei zwi-

phisch begründeten Protestbewegung gegen die widersinnige Tierverehrung der Ägypter, die er durch den Glauben an eine abstrakte Gottheit ersetzt – ein Gegensatz den übrigens auch Tacitus zugunsten des Judentums ausspielt[45]. Die Herrschaft des Moses in Jerusalem erscheint geradezu als Utopie eines idealisierten Philosophenkönigtums. Erst nach seinem Tod erfolgt nach dem Bericht Strabos die entscheidende Wende zum Negativen, denn nun gerät das jüdische Volk unter die Herrschaft „erst abergläubischer und dann tyrannischer Menschen", was die Einführung abwegiger Bräuche wie Verzicht auf Fleisch sowie Beschneidung von Männern und Frauen nach sich zieht[46]. Hier wird sehr deutlich, worauf die Kritik der heidnischen Autoren eigentlich abzielt, was ihnen am Judentum letztlich unverständlich bleibt: die Durchdringung und Reglementierung tendenziell aller Lebensbereiche durch ein feststehendes Gesetz, das sich als göttliche Offenbarung rationaler Kritik entzieht[47]. Genau dies war und blieb der griechisch-römischen Religiosität fremd, die vor allem in einer minutiösen Kultausübung bestand, aber nie ein verbindliches System dogmatischer Aussagen oder ein daraus abgeleitetes Regelwerk ethischen Handelns ausbildete[48]. Vor diesem Hintergrund musste das beharrliche Festhalten der Juden an bestimmten als barbarisch empfundenen Bräuchen für die Heiden schwer nachvollziehbar sein[49]. Es ist kein Zufall, dass das Christentum durch den Verzicht auf eben diese Vorschriften seine Akzeptanz außerhalb des Judentums erheblich befördern konnte[50]. Was also heidnische Autoren unter den Schlagworten *superstitio* bzw. *deisidaimonia* an der jüdischen Religion angreifen, ist weder der

schen positivem Kern und späteren superstitiösen Zutaten der Religion differenzierte.

44 Die Rezeption der Mosesgestalt in der heidnischen Antike wurde aufgearbeitet von Gager, Moses, 1972.

45 Tac. hist. 5,5,4.

46 Strab. 16,37. Beide Behauptungen entsprechen natürlich in dieser Form nicht den Tatsachen.

47 Vgl. Wolff, Juden im antiken Rom, 1989, S. 48. Zu der Bedeutung der Religion für den Alltag der Juden in der Antike siehe Safrai, Everyday life, 1976, S. 793-833.

48 North, Religious pluralism, 1992, S. 188. Unsere Schwierigkeiten, die heidnische Religiosität zu begreifen, rühren daher, dass die jüdisch-christlich-islamische Vorstellung einer Buchreligion für unseren Religionsbegriff prägend geworden ist. Gerade diese Schwierigkeiten können erahnen lassen, mit welchem Unverständnis gegenüber dem Judentum von heidnischer Seite fast zwangsläufig zu rechnen war.

49 Vgl. Baltrusch, Urteil über die Juden, 1998, S. 420.

50 Wiesehöfer, Juvenal , 1988, S. 334.

Gott der Juden selbst, noch die Vorstellung, die sich die Juden von ihm machten, sondern die praktischen Auswirkungen dieser Religion, der in ihren Augen unverhältnismäßige Einfluss religiöser Vorschriften auf das gesamte Leben[51]. Wenn Tacitus den *mos* der Juden als „aberwitzig und schmutzig" verurteilt, geht aus dem Kontext klar hervor, dass er damit den konkreten Kult meint, nicht die abstrakte Gottesvorstellung[52]. Dieser Sachverhalt wird durch den modernen Begriff „Aberglaube" nur bedingt zutreffend beschrieben[53], eher ließen sich hier Vergleiche mit modernen Vorstellungen von „religiösem Fanatismus" oder „Fundamentalismus" ziehen.

Eine selten gezogene, radikale Schlussfolgerung aus dem Anikonismus der jüdischen Religion ist der Vorwurf des Atheismus[54]: Wer sich kein Bild von Gott macht, der hat keinen Gott, so wird hier argumentiert. Ob freilich die Verurteilung mit dem Judentum sympathisierender Angehöriger der römischen Oberschicht unter Domitian unter der Anschuldigung der Gottlosigkeit[55] (*atheotês*) in diesem Sinne zu deuten ist, scheint zumindest fraglich. Hier dürfte eher der Vorwurf einer Vernachlässigung des hergebrachten Staatskultes eine Rolle spielen[56], dies stünde jedenfalls im Einklang mit dem gut bezeugten Konservatismus des letzten Flaviers in religiösen Fragen[57].

Oftmals führt die Bildlosigkeit der jüdischen Religion auch bei dem Judentum gegenüber weniger feindlich eingestellten Autoren zu Schwierigkeiten, den Gott der Juden zu beschreiben, und so gilt er etwa dem Livius als ein *deus incertus*[58], ein den Heiden unbekannter (aber durchaus

51 So definiert es auch Serv. Aen. 8,187 im Anschluss an Lucr. 1,66: „[...] superstitio est superstantium rerum, id est caelestium et divinarum, quae super nos stant, inanis et superfluus timor."

52 Tac. hist. 5,5,5. Es geht um den Kult der Priester im Tempel.

53 Beard u.a., Religions of Rome, 1998, S. 215f weisen auf die Differenzierung zwischen dem heidnischen Konzept der *superstitio* und dem christlichen der *falsa religio* hin.

54 Maneth. Aegypt. ap. Ios. c. Ap. 1,239 und Apoll. Mol. Iud. ap. Ios. c. Ap. 2,148. Vgl. aber Apoll. Mol. Iud. ap. Ios. c. Ap. 2,79, wo den Juden nur vorgeworfen wird, nicht dieselben Götter wie die anderen Völker zu verehren. Wie in diesem Beispiel ist nicht immer klar zu entscheiden, ob in den Quellen mit „Gottlosigkeit" tatsächlich Atheismus im modernen Sinne gemeint ist.

55 Cass. Dio 67,14,2-3.

56 Vgl. Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 379f, die allerdings dem Kaiserkult eine entscheidende Rolle zuschreibt.

57 Jones, Domitian, 1992, S. 99-109.

58 Liv. ap. Sch. Luc. 2,593 und davon abhängig Lyd. mens. 4,53.

existenter) Gott. Immer wieder unternahmen griechisch-römische Autoren den Versuch, diese Unsicherheit zu überwinden und den jüdischen Gott zu identifizieren, und so werden in der antiken Literatur Gleichsetzungen mit Jupiter Optimus Maximus, Sol, Dionysos u. a. vorgeschlagen[59]. Gerade die dogmatische Unbestimmtheit der heidnisch-polytheistischen Kulte eröffnete prinzipiell große Möglichkeiten zur Integration fremder religiöser Vorstellungen durch ihre synkretistische Anbindung an das griechisch-römische Pantheon. Derartige Avancen fanden jedoch von Seiten des strikt monotheistischen Judentums kein nennenswertes Echo[60]: Es kam nicht zu einer *interpretatio Graeca* bzw. *Romana* des jüdischen Gottes, das Judentum beharrte auf seiner Einzigartigkeit, für die Heiden blieb die jüdische Religion fremd und letztlich unverständlich – kurz, einer der wichtigsten Integrationsmechanismen der römischen Welt war gescheitert[61].

Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang noch eine extrem polemische Variante solcher Versuche, den jüdischen Gott näher zu bestimmen, nämlich die später auf die Christen übertragene Mär[62] von der angeblichen Eselsverehrung der Juden[63]. Sie entstand im graeco-ägyptischen Milieu Alexandrias und blieb wohl auch weitgehend auf dieses beschränkt[64]. Tacitus nahm diesen Vorwurf trotz seiner offensichtlichen Abhängigkeit von der alexandrinischen Exodustradition[65] bezeichnenderweise nicht auf, sondern berichtet lediglich von der Aufstellung

59 Varr. ap. Aug. cons. Ev. 1,22,30 und 1,23,31; Plut. quaest. conv. 4, 6,2; Cornel. Lab. ap. Macrob. sat. 1,18,18-21 (Orakel des Apollo von Klaros).

60 Trebilco, Jewish communities, 1991, S. 142ff.

61 Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 124. Baltrusch, Urteil über die Juden, 1998, S. 410 weist zu Recht darauf hin, dass der moderne Begriff „Toleranz" auf die Beziehungen der strukturell ähnlichen und sich daher nicht wirklich fremden polytheistischen Kulte untereinander nicht angewandt werden kann.

62 Tertull. apol. 16,1-3 und Min. Fel. Oct. 9,3.

63 Apion ap. Ios. c. Ap. 2,80 und Damokrit. Iud. ap. Suda s. v. *Damokritos*. Grundlegend dazu und bezüglich des Vorwurfs des Ritualmordes immer noch Bickermann, Ritualmord, 1927, S. 171-187 und S. 255-264 mit den Anmerkungen von Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 55-62.

64 Apions Zurückführung seiner antisemitischen Ausführungen auf Poseidonios ist mit großer Sicherheit zurückzuweisen (Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 60f).

65 Von den uns überlieferten Berichten kommt dem des Tacitus Lysimach. Aegypt. ap. Ios. c. Ap. 1,304-311 am nächsten, der allerdings auch nichts von einer Eselsverehrung der Juden weiß – zumindest soweit sich dies aus dem Exzerpt des Josephus beurteilen lässt.

einer Eselsfigur als Weihebild im Tempelhof[66] und begründet dies durch eine rationalistische Aitiologie nach dem Motiv der Rechtleite durch Tiere: Angeblich soll eine Herde Wildesel die Juden auf ihrem Marsch durch die Wüste zu einer Wasserstelle geführt haben[67]. Die Vorstellung von einem tatsächlichen Eselskult der Juden war in Ägypten verständlicher als in der griechisch-römischen Welt, weil die Juden hier in verschiedener Weise mit dem Gott Typhon/Seth, dem Mörder des Osiris, in Verbindung gebracht wurden[68], dem wiederum der Esel als heiliges Tier zugeordnet war. Es darf bezweifelt werden, dass diese mythologischen Zusammenhänge für die griechischen und römischen Autoren wirklich bedeutungsvoll waren, hier bot sich die Beibehaltung der Assoziation Juden-Esel aus anderen Gründen an: Das Tier galt als dumm und sexuell besonders aktiv[69], gegen die Juden erhob man die entsprechenden Vorwürfe der Leichtgläubigkeit[70] (*credulitas*) und des promiskuitiven Verhaltens[71], zumindest innerhalb des eigenen Volkes.

Die Wahrnehmung der Juden als Andere kulminierte in der Vorstellung, zum Wesen des Judentums gehöre ein „feindseliger Hass gegen alle anderen Menschen"[72] (*adversus omnes alios hostile odium, misanthropia, amixia*) und dieser stehe in einem scharfen Kontrast zu der verschworenen Gemeinschaft der Juden untereinander[73] (*concordia*). Woher kommt diese auf den ersten Blick so abwegige Diffamierung? Antike Autoren begründeten die angebliche Menschenfeindlichkeit der Juden zumeist

66 Tac. hist. 5,4,2. Die von Tacitus gebrauchte Formulierung *effigiem sacrare* wird am natürlichsten auf die Aufstellung eines Anathems bezogen (vgl. Poseid. ap. Diod. 34,1,3, wo ebenfalls kein Hinweis auf Eselskult vorliegt), das nicht notwendigerweise etwas mit der Gestalt der geehrten Gottheit zu tun hat. Kurz darauf geht Tacitus zudem explizit auf den Anikonismus der jüdischen Religion ein. Allerdings ist zu konzedieren, dass bereits Tertull. apol. 16,1-3 die Passage im Sinne einer Eselsverehrung der Juden (miss)verstand.

67 Tac. hist. 5,3,2.

68 Juden als Nachfahren des Typhon/Seth: Plut. Is. et Os. 31. Juden als Nachfahren der aus der dem Typhon/Seth heiligen Stadt Avaris geflohenen Hyksos: Maneth. Aegypt. ap. Ios. c. Ap. 1,75-90 und 1,237.

69 Plut. Is. et Os. 31.

70 Hor. sat. 1,5,100.

71 Tac. hist. 5,5,1 und Rut. Nam. red. 1,387. Auf derartige Ansichten spielt auch das notorische *pondus Iudaeus* in Mart. 7,35 an. Ganz ähnliche Anschuldigungen werden gegenüber den Christen erhoben (Min. Fel. Oct. 9,1-3).

72 Tac. hist. 5,5,1. Vgl. aber bereits Hekat. Aegypt. ap. Diod. 40,3,4. Auch dieser Vorwurf wird auf die Christen übertragen (Tac. ann. 15,44,4).

73 Cic. Flacc. 66; Tac. hist. 5,5,1.

aitiologisch als Folge der Vertreibung aus Ägypten: Diese Erfahrung habe die Juden dazu gebracht, die alten Götter ihrer ägyptischen Heimat abzulehnen und sich gegenüber allen Fremden fürderhin abweisend und feindlich zu verhalten[74]. Dieses Verhalten ist also in den Augen der Heiden untrennbar mit dem Exklusivitätsanspruch der jüdischen Religion verknüpft[75]. Tatsächlich werden ähnliche Vorwürfe auch gegenüber einer anderen gesellschaftlichen Randgruppe erhoben, die augenscheinlich einen Anspruch auf ein höheres Wissen erhebt, den Philosophen[76]. Genährt wird das Vorurteil hier durch das mitunter bewusst provozierende Auftreten[77], im Falle der Juden durch die Praktizierung von den täglichen Umgang mit den Heiden erschwerenden Reinheitsvorschriften und die Ablehnung von Mischehen[78]. Auch dass Nichtjuden seit den Tagen der seleukidischen Herrschaft das Betreten des inneren Tempelhofes in Jerusalem unter Androhung von Lynchjustiz untersagt war[79], konnte den Eindruck sektiererischer Abgeschlossenheit erwecken[80]. Der gleichzeitig gerühmte und beklagte Zusammenhalt der Juden besitzt ebenfalls einen realen Hintergrund in der bereits angesprochenen Organisation des Gemeindelebens in *collegia*. Im Gegensatz zu anderen Minderheiten und Randgruppen verfügten die Diasporagemeinden über eine institutionelle Struktur, die eine effektive Vertretung jüdischer Interessen nach außen – etwa im Falle von Unruhen oder Demonstrationen – erlaubte[81], die bestimmte Funktionen einer Sozialfürsorge übernahm und die den Fortbestand einer eigenständigen jüdischen Kultur auch in der Diaspora möglich machte, die aber auf der anderen Seite gerade wegen ihrer Geschlossenheit die Grenzlinie zwischen Juden und Nichtjuden wiederum umso deut-

74 So schon Hekat. Aegypt. ap. Diod. 40,3,3-4. Vgl. Tac. hist. 5,3,1.

75 Apoll. Mol. ap. Ios. c. Ap. 2,148: „[...] schmäht er uns als Gottlose und Menschenhasser [...]." Vgl. Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 16f.

76 Dio Chrys. or. 72,7-8.

77 Cass. Dio 66,3,5.

78 Ein solches lässt sich für das I. Jahrhundert n. Chr. erschließen (Goodman, Jewish proselytizing, 1992, S. 65f).

79 OGIS 598.

80 Interessant auch, dass Ios. bell. 2,488 geschlossene jüdische Wohnquartiere in den Städten für geeignet hält, die Bewahrung der Vätersitte zu erleichtern. Eine derartige Ghettoisierung gilt diesem Autor also als besonderes Privileg von Seiten der Herrscher, keinesfalls als Zeichen von Repression.

81 Cic. Flacc. 66. Dass fremde Ethnien in römischen Versammlungen einen besonderen Unruheherd darstellten, war jedoch allgemein ein Topos der politischen Invektive (vgl. nur Cic. Flacc. 57 über Phryger und Myser). Für konkrete Beispiele siehe Ios. bell. 2,80-82, Ios. bell. 2,105, Ios. ant. 17,330-331 und Suet. Iul. 84,5.

licher hervortreten ließ[82]. Derartige Kultorganisationen wurden zudem in Rom von staatlicher Seite stets als schwer kontrollierbare Fokalisationspunkte einer potentiellen Gegenmacht argwöhnisch beäugt[83]. In seinem Kern beruhte der Vorwurf der Misanthropie also auf der teilweise selbstgewählten[84] Rolle des Judentums als abgegrenzte Fremdgruppe innerhalb einer heidnischen Gesellschaft[85], soweit trifft das „substantialistische" Erklärungsmodell für die Entstehung der antiken Judenfeindschaft zu, das die Entstehung solchen Gedankengutes im Wesen des Judentums selbst, seiner Substanz begründet sieht[86].

Andererseits ist nicht zu übersehen, dass das Motiv des *adversus omnes alios hostile odium* mehr als andere antijüdische Stereotypen das Potential für eine antisemitische Radikalisierung in sich trug, die dann etwa in der alexandrinischen Judenpolemik auch erfolgte. In der extremsten, von dem Alexandriner Apion vertretenen Fassung äußert sich der Menschenhass der Juden folgendermaßen: Jedes Jahr fangen diese einen Griechen und mästen ihn im Tempel, um ihn dann in einem Wald zu opfern und sein Fleisch untereinander zum Verzehr aufzuteilen. Dabei schwören alle Juden den Eid, „niemals einem Griechen freundlich gesinnt zu sein"[87]. Einmal mehr stoßen wir also auf Alexandria als ein der Ausprägung antisemitischer Stereotypen offensichtlich besonders günstiges

82 Das bedeutet freilich nicht, dass sich die Diasporagemeinden gegen Proselyten und Sympathisanten abgeschlossen hätten.

83 Die Staatskulte befanden sich demgegenüber in den Händen der Magistrate bzw. gewählter Priester. Wie das Vorgehen gegen die Bacchanalien 186 v. Chr. zeigt, konnte das Misstrauen auch in massive Verfolgung umschlagen, die sich bezeichnenderweise nicht gegen die Verehrung der Gottheit an sich, sondern in erster Linie gegen die Kultorganisation richtete. Dazu North, Religious pluralism, 1992, S. 182-186.

84 Vgl. Alon, Judaism, 1977, S. 148-188 und Loewe, Gentiles, 1989, S. 250-266.

85 Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 123. Verschärft wurde diese Wahrnehmung noch dadurch, dass in Römern und Juden zwei sich als auserwählt betrachtende Völker aufeinander stießen, wobei die Römer jedoch die jüdische Erwähltheitstheologie gründlich missverstanden (Yavetz, Jews and Dacians, 1998, S. 100f).

86 Eine gute Einführung in diese Problematik gibt Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 1-11.

87 Apion ap. Ios. c. Ap. 2,91-96 und Damokrit. ap. Suda s. v. *Damokritos*. Es ist kein Zufall, dass hier dieselben Autoren einschlägig sind wie bezüglich des angeblichen Eselskultes im Jerusalemer Tempel. Das Kannibalismusmotiv ist in der römischen Literatur keineswegs nur mit den Juden verbunden, als Beispiel mögen die Angriffe auf die Ägypter in Iuv. 15 dienen.

Milieu. Der Grund hierfür ist in den dort besonders stark ausgeprägten sozialen und politischen Konflikten zwischen Griechen und Juden zu sehen, die die Verschärfung der negativen Einschätzung der Fremdgruppe zu antisemitischer Hetze im eigentlichen Sinne und auch konkretes Vorgehen gegen die ansässigen Juden nach sich zogen – darüber wird noch zu reden sein. In Rom fehlten diese Voraussetzungen weitgehend und so fanden extreme Anschauungen über den angeblichen Eselskult der Juden, die von ihnen verübten Ritualmorde und die Herleitung des Sabbats von einer Geschlechtskrankheit[88] keine Aufnahme. Während sich Abgrenzung und selbst offene xenophobische Ressentiments durchaus aus dem Wesen des Judentums erklären lassen, ist dies in Bezug auf den antiken Antisemitismus *stricto sensu* also nicht der Fall. Hier greift das „funktionalistische" Erklärungsmodell, demzufolge die Ausprägung antijüdischen Gedankengutes sich stets im Gefolge höchst realer Konflikte politischer, sozialer oder ökonomischer Natur vollzog.

Nach allem, was bis hierher gesagt wurde, stellt sich die Frage, warum die Juden, obwohl sie doch im günstigsten Falle belächelt oder verachtet wurden, dennoch von den Perioden der jüdischen Aufstände einmal abgesehen das gesamte heidnische Altertum hindurch nur selten verfolgt und mit der Ausrottung bedroht wurden[89]. Wenn man das Judentum in den Kreisen der römischen Oberschicht als einen moralischen Irrweg betrachtete, warum kam es dennoch nur unter Hadrian zu einer aktiven Hellenisierungspolitik, die an die Substanz der jüdischen Lebensweise rührte? Was verschaffte demnach dem Judentum eine weitgehende Tolerierung durch den römischen Staat, während das *nomen ipsum Christianum* über drei Jahrhunderte hin mit der Todesstrafe belegt blieb? Das Glück des Judentums war sein unbestreitbar hohes Alter und sein vorrangig ethnisches Fundament, das Verhängnis des Christentums seine späte Begründung und sein Wille zur Überschreitung aller ethnischen Grenzen. Tacitus formulierte in Bezug auf das Judentum: „Wie auch immer diese Bräuche eingeführt wurden, sie werden doch durch ihr Alter verteidigt."[90]

88 Apion. ap. Ios. c. Ap. 2,21.

89 So z. B. Poseid. ap. Diod. 34,1,1. Der radikale Vorschlag der Ratgeber dient hier als Folie für das vom Autor positiv bewertete moderatere Vorgehen Antiochos' VII. Sidetes. Dabei ist es durchaus nicht so, dass das Altertum und besonders auch Rom Genozid als politisch-militärische Option grundsätzlich abgelehnt hätten (vgl. nur RgdA 3,2). Dabei ist natürlich zu bedenken, dass ein fundamentaler Unterschied besteht, ob Forderungen nach Völkermord vor dem Hintergrund entsprechender technischer Möglichkeiten geäußert werden oder nicht.

90 Tac. hist. 5,5,1.

Das Christentum hingegen galt ihm als ein am besten mit Stumpf und Stiel auszurottender neuer Aberglaube[91]. Das Festhalten an der Vätersitte, dem *mos maiorum* bzw. den *patria nomima*, bildete das Fundament gerade auch der von Tacitus hochgehaltenen altrömischen Ethik, von den Juden zu fordern, sie aufzugeben, wäre daher absurd gewesen. Überspitzt formuliert bedeutet dies: Noch schlimmer als einer altehrwürdigen, aber perversen Sitte anzuhängen wäre in den Augen der Antike gewesen – sie aufzugeben. Das obstinate Beharren auf der Vätersitte ist daher eines der wenigen auch von heidnischen Autoren durchwegs positiv beurteilten Charakteristika des Judentums[92], auch wenn dies dem heutigen Betrachter angesichts der gleichzeitigen Ablehnung der jüdischen Lebensweise an sich geradezu paradox anmuten mag.

III. Rom und die Juden: Reaktionen auf den Anderen

1. Rechtliche Stellung

Bis hierher mussten wir versuchen, aus der Vielfalt individueller Anschauungen, deren tatsächliche Verbreitung im Altertum wir nur schwer abschätzen können, einige allgemeinere Erkenntnisse über die Wahrnehmung des Judentums als Fremdgruppe durch seine heidnische Umwelt zu gewinnen; kommen wir nun zu einem Gebiet, auf dem uns die römische Gesellschaft tatsächlich als Kollektiv entgegentritt, der Gesetzgebung. Auch hier ist freilich zu bedenken, dass wir es mit normativen Regelungen zu tun haben, die nur bedingt etwas über die Verhältnisse vor Ort aussagen. Gerade die Häufigkeit ähnlichlautender Privilegierungen zugunsten jüdischer Gemeinden in den Poleis des hellenistischen Ostens weist auf die Schwierigkeit der faktischen Durchsetzung dieser Rechtspositionen hin[93].

In seinen *Jüdischen Altertümern* überliefert der bereits erwähnte Flavius Josephus eine lange, angeblich vollständige Liste von Entscheidungen römischer Magistrate hinsichtlich der Rechtsstellung einzelner Dias-

91 Vgl. die Schilderung der neronischen Verfolgung bei Tac. ann. 15,44.

92 So schon Hekat. Iud. ap. Ios. c. Ap. 1, 191-193. Zur Echtheitsfrage vgl. Stern, GLAJJ I, 1976, S. 22ff. Gegen die Autorschaft des Hekataios von Abdera jetzt wieder Bar-Kochva, Pseudo-Hecataeus, 1996.

93 Zu diesem Problem vgl. Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 138-143.

poragemeinden[94]. Ohne auf diese Texte hier im Detail eingehen zu können, lässt sich ihr Inhalt prägnant als eine Garantie für die Diasporajuden zusammenfassen, gemäß der Vätersitte leben zu können[95]. Dies bedeutete vor allem den Schutz der Sabbatruhe, so dass Juden an diesem Tag beispielsweise nicht gerichtlich belangt werden konnten, der Gemeindeorganisation in Form von *collegia licita*, der Abhaltung von Versammlungen und Kultmählern, sowie der Sammlung und Abführung der Tempelsteuer. Mit anderen Worten: Den Juden wurde das Recht zugesprochen, ohne unmittelbare Nachteile in einigen wichtigen und im Alltagsleben gut erkennbaren Punkten „anders" als die Griechen sein zu dürfen. Für diese von römischer Seite für die Juden ergangenen Rechtssatzungen hat sich der Begriff „Privilegierung" eingebürgert, und auch ich verwende ihn hier, aber die Juden waren natürlich keine eigentlich privilegierte Gruppe. Diese sogenannten Privilegien dürfen nicht als Bevorzugung verstanden und daher auch nicht als Ausdruck einer römischen Judenfreundlichkeit fehlinterpretiert werden. Vielmehr war die Garantie der Vätersitte – und mehr enthalten die Regelungen ja nicht – für die Ordnungsmacht Rom der aussichtsreichste Weg, Ruhe und Ordnung in den Untertantengebieten zu halten, denn hätte man den Juden dies nicht gewährleistet, hätte dies zwangsläufig zu massiven Konflikten zunächst auf lokaler, dann aber auch auf überregionaler Ebene geführt[96]. Toleranz ist hier also keine Folge eines doktrinären Altruismus, sondern eines wohl kalkulierten Eigennutzes[97], und sie fand ein schnelles Ende, wenn die jüdischen Gemeinden – etwa in Rom – selbst als ein Unruheherd ausgemacht wurden[98].

Wenn auch nicht der Intention[99], so doch dem Ergebnis nach können wir die römische Politik gegenüber dem Judentum durchaus als tolerant bezeichnen, freilich mit einer wichtigen Einschränkung, die jüngst Karl Leo Noethlichs mit dem ungemein treffenden Begriff einer „repressiven

94 Ios. ant. 14,186-264. Dazu ist jetzt die ausführliche monographische Behandlung dieser Texte bei Pucci Ben Zeev, Jewish rights, 1998 zu konsultieren.

95 Noethlichs, Judentum, 1996, S. 89.

96 Noethlichs, Judentum, 1996, S. 89 und S. 136-137.

97 Rutgers, Roman policy, 1994, S. 70-73.

98 Integrationskonzepte im heutigen Sinne kennt die römische Politik grundsätzlich nicht, ihr Ziel ist in erster Linie die Verhinderung von Aufständen (Noethlichs, Judentum, 1996, S. 39ff).

99 Dabei gehe ich davon aus, dass heute in der Regel mit „Toleranz" mehr bezeichnet werden soll als bloße Duldung, nämlich die Anerkennung einer Eigenwertigkeit des Fremden. Davon kann wie dargelegt im Verhältnis zwischen Rom und dem Judentum kaum die Rede sein.

Toleranz"[100] gefasst hat. Rom garantierte entsprechend den eigenen konservativen Werten den Juden ein Leben nach der Vätersitte[101], war aber nicht gewillt, eine Ausbreitung dieser als moralisch minderwertig eingestuften Lebensweise auf andere Ethnien und vor allem in die Reichsaristokratie hinein zu dulden[102]. Bereits Cicero formulierte, jedes Volk habe seine eigene Religion, und das Judentum sei daher kein Maßstab für römisches Handeln[103]. Das eigentliche Feindbild des Tacitus hinwiederum, dies wird bei genauerer Analyse aller sich auf Juden beziehender Stellen in seinem Werk deutlich, sind nicht die Juden selbst, sondern die Proselyten, also die zum Judentum konvertierten Heiden[104]. Der sich mit diesen befassende Passus in dem schon zitierten Exkurs über die Juden in den *Historien* ist der hasserfüllteste des ganzen Abschnitts[105]. Der von Tacitus formulierte Judenhass wurzelt also wie der alexandrinische Antisemitismus in einem realen Konflikt, nämlich der Beobachtung einer gewissen Anziehungskraft östlicher Religionen und vor allem auch des Judentums auf die Römer. So gesehen legt gerade die in Überfremdungsängsten wurzelnde Polemik des Historikers ein beredtes Zeugnis dafür ab, dass viele seiner Zeitgenossen seine Verachtung und Ablehnung für jüdische Lebensformen nicht teilten[106]. Gegen diese Erscheinung richtete sich dann im Gefolge der Angriffe der *litterati* die kaiserliche Gesetzgebung des II. Jahrhunderts, die die Beschneidung mit der Kastration gleichsetzte

100 Noethlichs, Judentum, 1996, S. 140: „Es ist die Geschichte einer Minderheit auf reiner Toleranzebene ohne ‚Integration', bei allen Durchbrechungen in der Praxis. Die prinzipielle Duldung ging einher mit scharfer Abgrenzung und Verhinderung von Ausbreitung, ja mit der Intention zur ‚Schrumpfung'. Man könnte diesen Typ von Minderheitenpolitik als ‚repressive Toleranz' bezeichnen."

101 Noethlichs, Judentum, 1996, S. 36.

102 Cass. Dio 67,14,2-3.

103 Cic. Flacc. 69. Vgl. North, Religious pluralism, 1992, S. 177f.

104 Bezeichnend die (unzutreffende) Fokussierung der Darstellung auf die Proselyten mit Freigelassenenstatus bei Tac. ann. 2,85,5.

105 Tac. hist. 5,5,1-3. Wie bereits dargelegt konzipiert Tacitus seine Darstellung der jüdischen Bräuche nach einem Dekadenzmodell, d. h. er unterscheidet zwischen durch ihr Alter „gerechtfertigten" Einrichtungen und solchen, die später „aus reiner Schlechtigkeit" hinzukamen. Denn Grund dafür sieht der Historiker darin, dass „gerade die schlechtesten Elemente ihre väterlichen Kulte verschmähten" – ein klarer Bezug auf Proselyten. Obwohl der Gedankengang in diesem Abschnitt des Textes alles andere als klar ist, wird deutlich, dass gerade die ihm am verworfensten erscheinenden Eigenheiten des Judentums für Tacitus eng mit den Proselyten verbunden sind.

106 Dazu jetzt Rokeah, Proselytism, 1996, S. 206-224.

und schwer bestrafte. Nur Juden durften fortan die Beschneidung durchführen[107] und dies auch nur bei ihren eigenen Söhnen, nicht aber bei Proselyten oder den eigenen Sklaven[108]. Faktisch wurde damit der Proselytismus insgesamt unter Strafe gestellt, und unter Septimius Severus wurde die Konversion zum Judentum (oder Christentum) dann auch explizit verboten[109]. Dennoch sollte der antijüdische Unterton dieser Gesetzgebungsmaßnahmen nicht überbetont werden, vielmehr stellte die Beschneidung in den Augen der Griechen und Römer schlicht eine unstatthafte Verstümmelung des menschlichen Körpers dar[110], gerade die Zusammenstellung mit der Kastration in der Sanktionsklausel ist dafür bezeichnend. Die praktische Wirkung derartiger Verbote darf ohnehin bezweifelt werden: Mit Elagabal bestieg ein Beschnittener den römischen Kaiserthron[111].

Ähnliche Vorsicht ist in Bezug auf eine oftmals als grobe Diskriminierung angesehene Maßnahme angebracht: die Einrichtung des *fiscus Iudaicus* durch Vespasian[112]. Es wurde bereits erwähnt, dass die Juden bis 70 n. Chr. mit Billigung Roms eine jährliche Steuer an den Tempel von Jerusalem entrichteten, das *didrachmon*[113]. Mit der Zerstörung des Tempels durch Titus war diese Abgabe hinfällig geworden, doch Vespasian schrieb sie als Zwangssteuer fort, deren Erlös nun in die Kassen des wichtigsten Tempels in Rom floss, dem des Jupiter Capitolinus[114]. Ein derartiges Verfahren entsprach der römischen Praxis, die Finanzorganisation eroberter Gebiete so weit wie möglich beizubehalten[115]. Die Bestrafung[116] lag daher weniger in der Einrichtung der Steuer als solcher, sondern in der Zweckentfremdung zugunsten des römischen Staatskultes, der Ausdehnung der Steuerpflichtigkeit auch auf die Frauen und der Ausweitung der Altersgrenzen, so dass nun jeder Jude über drei Jahren zur Zahlung verpflichtet war[117]. Während Vespasian die Besteuerung noch auf praktizierende Juden beschränkte, erweiterte sie Domitian auch auf Apostaten, Proselyten und Sympathisanten[118]. Damit war der Tätigkeit der Delatoren Tür und Tor geöffnet und die unter Nerva vom Senat geprägten Münzen mit der Legende „FISCI IVDAICI CALVMNIA SVBLATA“[119] legen Zeugnis ab für die unter seinem Vorgänger eingetretenen Missstände[120]. Diese Vorgänge haben aber nichts mit einer „Judenverfolgung“ zu tun, denn dass bekennende Juden der Steuer unterlagen, stand außer Frage, die *calumnia* kann sich nur auf Fälle beziehen, in denen Personen, die sich nicht oder nicht mehr als Juden betrachteten, von Dritten angezeigt wurden. Dennoch mag ein gewisser Lenkungseffekt im Sinne einer Repression bei der Ausweitung der Steuer von Domitian intendiert gewesen sein[121], und die Verfolgung judaisierender Praktiken in der römischen Oberschicht unter seiner Herrschaft steht außer Frage[122], wenn auch derartige Vorwürfe wahrscheinlich mehr den Vorwand als den Grund für einen Hochverratsprozess darstellten[123].

Neben der Garantie der Vätersitte war für die Rechtsstellung der Diasporajuden die Frage des Bürgerrechts in ihren Gastgemeinden von entscheidender Bedeutung. In Rom dürften viele Juden, die als Sklaven in die Stadt gekommen und später freigelassen worden waren, das volle römische Bürgerrecht besessen haben[124]. Anders sah die Situation jedoch in den griechischen Poleis im Osten des Reiches aus, wo von jeher we-

[107] Ein reichsweites Beschneidungsverbot bestreitet jedoch Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 104.

[108] Nach einer Notiz der HA Hadr. 14,2 soll Hadrian die Beschneidung verboten haben. Ulpian weiß aber nur von einem Verbot der Kastration (Dig. 48,8,4,2). Spätestens durch Antoninus Pius wurde die Beschneidung der Kastration gleichgestellt, aber gleichzeitig den Juden gestattet, ihre Söhne (also keine Proselyten) zu beschneiden (Modestin. Dig. 48,8,11,praef.; vgl. Paul. sent. 5,22,3-4).

[109] HA Sept. Sever. 17,1.

[110] Wolff, Juden im antiken Rom, 1989, S. 48f. Skeptischer Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 104f.

[111] Cass. Dio 80,11,1

[112] Im angesprochenen Sinne deutet etwa Barrett, Patterns, 1973, S. 111, der auch den Widerstand gegen den Kaiserkult als Ursache der Diskriminierung ausmacht.

[113] Zur Tempelsteuer Ex 30,12 und Phil. spec. leg. 1,77-78. Zur Duldung durch Rom Ios. ant. 16,166-173.

[114] Cass. Dio 66,7,2.

[115] Ein gutes Beispiel bietet die *lex Hieronica* als Grundlage der Besteuerung Siziliens noch zu Zeiten Ciceros (Badian, Zöllner und Sünder, 1997, S. 78).

[116] Als solche deutet zweifelsfrei App. Syr. 50 die im Vergleich zu den anderen Völkern des Reiches höhere Steuerbelastung.

[117] Zum Folgenden vgl. Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 371-377.

[118] Suet. Dom. 12,2. Dazu Cohen, How do you know a Jew, 1993, S. 31.

[119] RIC Nerva 58, 72 und 82. Vgl. Cass. Dio 68,1,2.

[120] Williams, Domitian, 1990, S. 200.

[121] Zum Folgenden vgl. Williams, Domitian, 1990, S. 204-209.

[122] Cass. Dio 67,14,2-3.

[123] Nicht von ungefähr stellt Cass. Dio 68,1,2 die Maßnahmen Nervas gegen Missbrauch der Klagen wegen *maiestas* und wegen der Annahme jüdischer Bräuche zusammen.

[124] Phil. leg. 155.

sentlich eifersüchtiger über die Vergabe des Bürgerrechtes gewacht wurde als in Rom. Entgegen den Behauptungen des Flavius Josephus[125] scheint heute sicher zu sein, dass die Juden jedenfalls als Kollektiv das alexandrinische Bürgerrecht nicht besaßen, ähnliches gilt für andere hellenistische Städte[126]. Umstritten ist jedoch die Frage, ob die Diasporagemeinden in *politeumata* organisiert waren und gewissermaßen eine Stadt in der Stadt mit eigenem Rat, eigenen Magistraten und sogar eigenen Jurisdiktionskompetenzen bildeten[127]. Ein bei Josephus überliefertes Fragment aus den *Historien* des Strabo von Amaseia scheint für Alexandria in diese Richtung zu deuten[128], und *politeumata* als landsmannschaftliche Gruppierungen sind inschriftlich auch aus anderen Orten und für andere Minderheiten belegt[129], doch aus den ägyptischen Papyri lässt sich eine derartige Sonderstellung der Juden von Alexandria nicht ableiten[130]. Man wird die Kompetenzen des *politeumas* und seiner Organe daher nicht zu hoch ansetzen dürfen. Die Juden standen in Alexandria rechtlich gesehen zwischen den griechischen Vollbürgern und den Ägyptern bzw. den Fremden[131] (*xenoi*).

Insgesamt gesehen kann man die rechtliche Stellung der Juden im römischen Reich als durchaus befriedigend bezeichnen. Eine mit juristischen Mitteln oktroyierte soziale Deklassierung fand nicht statt[132], elementare Eigenheiten der jüdischen Lebensweise wurden auch gegen loka-

125 Ios. ant. 14,188; Ios. ant. 19,280-285; Ios. c. Ap. 2,32-42.

126 Honigman, Citoyenneté alexandrine, 1997, S. 62-90; Applebaum, Cyrene, 1979, S. 175-190 ; Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 227-230; Trebilco, Jewish communities, 1991, S. 184f.

127 Vgl. Barraclough, Philo's politics, 1984, S. 424ff.

128 Strab. hist. ap. Ios. ant. 14,117. Die Rolle des alexandrinischen *politeuma* wurde vor allem von Kasher, Jews in Egypt, 1985 betont.

129 OGIS 192 (Fremde in Kos); OGIS 592 (Kaunier in Sidon); OGIS 658 (Phrygier in Alexandria); SEG 16,931 (Juden in Berenike).

130 Zuckermann, Hellenistic politeumata, 1985-1989, S. 171-185 und Mélèze-Modrzejewski, How to be a Jew, 1993, S. 77ff.

131 Zu *xenoi* werden sie in Alexandria erst durch das Edikt des *praef. Aegypt.* Avillius Flaccus 38 n. Chr. erklärt (Phil. Flacc. 53-54).

132 Vgl. im Gegensatz dazu den Ausschluss der Juden aus dem Staatsdienst in der Spätantike durch Honorius (CT 16,8,24) und Theodosius II. (Nov. Theod. 3). Unter Justinian ist dann die rechtliche Scheidung in Orthodoxe und Heterodoxe voll ausgeprägt, die Juden verlieren u. a. die volle Zeugnisfähigkeit vor Gericht (CJ 1,5,21). Diese grundlegende personenrechtliche Diskriminierung berücksichtigt Baltrusch, Christianisierung, 1998, S. 35-39 m. E. nicht ausreichend, wenn er eine Kontinuität der römischen Judengesetzgebung von Augustus bis Justinian behauptet.

le Widerstände geschützt. Diese Toleranz wurde jedoch nur geübt, solange das Judentum innerhalb seiner national-ethnischen Grenzen blieb.

2. Soziale Stellung

Der Rechtsstatus einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe ist das eine, ihre tatsächliche soziale Stellung unter Umständen etwas gänzlich anderes. Zunächst einmal muss gesagt werden, dass wir über das Alltagsleben der Juden in Rom und ihre Beziehungen zu ihren heidnischen Nachbarn, die in den Armenvierteln der Tiberstadt oft ebenfalls ethnisch gesehen keine Römer waren, kaum gesicherte Aussagen treffen können. Wenn wir daher über das Sozialprestige der Juden und des Judentums sprechen, so können wir dieses nur in Bezug auf die römische Oberschicht aufhellen[133]. Wenig aussagekräftig ist dabei, dass zwischen jüdischen Dynasten und einzelnen Angehörigen der Nobilität bzw. des julisch-claudischen Kaiserhauses enge Beziehungen bestanden[134]. Toleranz gegenüber Mitgliedern des stark hellenisierten jüdischen Herrscherhauses ist durchaus mit Ablehnung und Verachtung gegenüber den Juden in Rom und dem Judentum an sich zu vereinbaren. Die Grenzen dessen, was an Nähe zwischen römischem und jüdischem Herrscherhaus möglich und tragbar war, zeigte ohnehin das Scheitern der Beziehung zwischen Titus und Berenike auf: Ein jüdischer Klientelkönig war etwas anderes als die Aussicht auf eine jüdische Kaiserin[135]. Auch der oft als besonderer Freund der Juden dargestellte Augustus belobigte seinen präsumtiven Nachfolger C. Caesar, weil dieser die Darbringung eines Opfers im Tempel von Jerusalem abgelehnt hatte[136]. Dem widerspricht nur scheinbar, dass für Augustus selbst täglich im Tempel geopfert wurde – finanziert wahrscheinlich aus dem Steueraufkommen Judäas[137]. Das Opfer für den Kaiser war Demonstration der Loyalität zu Rom, und auch im Rahmen des Kaiserkultes

133 Vgl. Wiesehöfer, Juvenal, 1988, S. 333.

134 Beispielhaft sei der Aufenthalt Agrippas I. in Rom, seine Freundschaft mit Caligula und seine Rolle nach dessen Ermordung genannt: Ios. bell. 2,178-180 und 206-214; Ios. ant. 18,126-204 und 236-239. Allgemein zu diesem Phänomen siehe Mitchell, Herod's people, 1998, S. 12f.

135 Cass. Dio 66,15,3-4. Dazu Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 385-388. Über die Quellen hinausgehende Informationen bietet Syme, Titus et Berenice, 1991, S. 647-662.

136 Suet. Aug. 93. Der leibliche Vater des C. Caesar, M. Vipsanius Agrippa, hatte jedoch ein Opfer im Tempel darbringen lassen (Ios. ant. 16,55; Phil. leg. 294-297).

137 Ios. c. Ap. 2,77; Phil. leg. 157 und 317.

wurde ja zumeist nicht *dem*, sondern *für den* Kaiser geopfert[138]. Als sich im Jahre 66 n. Chr. die Priester des Jerusalemer Tempels weigerten, weiterhin Opfer von Heiden – also auch vom Princeps – anzunehmen, war ihnen der Symbolgehalt und die Konsequenzen dieser Haltung wohl bewusst[139].

Politisch gesehen spielten Juden während der heidnischen Antike in Rom keine Rolle, die jüdischen Eliten drangen nicht in die Reichsaristokratie vor. Kein einziger Jude ist im *cursus honorum* bezeugt[140], erst das IV. Jahrhundert sah einen jüdischen Senator[141]. Diese Verhältnisse müssen jedoch nicht unbedingt auf eine bewusste Diskriminierung hindeuten und stellen jedenfalls keinen Einzelfall dar, denn auch aus Ägypten (ohne Alexandria) oder den Rheinprovinzen sind keine Angehörigen des Senatorenstandes sicher bekannt[142]. Für bekennende Juden war der römische Staatsdienst wohl schon deswegen nicht attraktiv, weil die dort zu erreichenden Ämter und Tätigkeiten stets mit kultischen Aufgaben verbunden waren, die mit der jüdischen Religion nicht zu vereinbaren waren. Erinnert sei hier nur daran, dass jede Sitzung des Senates mit einem Opfer begann[143], und dass in der *Curia Iulia* ein Altar der Victoria stand[144]. Aus diesen Gründen sollte später Tertullian auch für Christen den Dienst als Magistrat oder Soldat ablehnen[145]. Für Apostaten stellten sich diese Probleme nicht, und so konnte ein jüdischer Renegat wie Ti. Iulius Alexander[146] die höchsten Stufen der ritterlichen Laufbahn als *praefectus Aegypti* und vielleicht auch als *praefectus praetorio* erreichen. Dieser Mann war nicht unerheblich an der Machtergreifung der Flavier beteiligt, er kann als einer der *big player* in der Politik seiner Zeit gelten. Der Judenhasser Tacitus nennt ihn schlicht *inlustris eques Romanus*[147]. Dies illustriert

138 Rives, Religion, 2000, S. 267f.

139 Ios. bell. 2,409-410 sieht darin den Auslöser des Jüdischen Krieges. Dazu jetzt ausführlich Mell, Ausbruch des jüdisch-römischen Krieges, 1997, S. 97-122.

140 Bowersock, Senators from the Near East, 1982, S. 651-668. Lediglich Agrippa I. wurden die *ornamenta consularia* verliehen.

141 Noethlichs, Judentum, 1996, S. 78.

142 Bowersock, Senator from Cyprus, 1982, S. 669f; Reynolds, Senators from Egypt, 1982, S. 671-683; Eck, Senatoren aus Germanien, 1982, S. 539-552.

143 Suet. Aug. 35; Cass. Dio 54,30,1.

144 Cass. Dio 51,22,9.

145 Tertull. idol. 17-19.

146 Seine Apostasie ergibt sich aus Ios. ant. 20,100. Zu diesem Mann vgl. Burr, Iulius Alexander, 1955.

147 Tac. ann. 15,28. An anderer Stelle bezeichnet derselbe Autor Ti. Iulius Alexander als Ägypter (hist. 1,11), niemals aber als Jude.

besser als alles andere, dass die antike Judenfeindschaft selbst in ihren unerfreulicheren Manifestationen nie eine rassistische Grundlage gehabt hat. Nicht der Jude, sondern das Judentum wurde kritisiert, dem Apostaten wurden aufgrund seiner ethnischen Herkunft keine Steine in den Weg gelegt[148].

Trotz aller Ablehnung – die Polemik eines Tacitus wie auch die repressive Komponente der römischen Politik gegenüber dem Judentum lässt sich nur aus einer gewissen Anziehungskraft jüdischer Religion und Lebensweise auf Teile der heidnischen Bevölkerung erklären. Die schon angesprochenen Probleme mit dem *fiscus Iudaicus* unter Domitian zeigen, dass es offenbar viele Römer gab, die wenigstens mit einer gewissen Berechtigung des Sympathisierens mit dem Judentum bezichtigt werden konnten[149]. Das Problem des Proselyten- und Sympathisantentums kann hier nicht erschöpfend diskutiert werden, die Zahl wirklicher Proselyten war dem epigraphischen Befund nach wohl stets sehr gering[150], und insbesondere die lange verbreitete Ansicht, das Judentum des I. Jahrhunderts n. Chr. habe eine aktive Missionierung betrieben, wurde in jüngerer Zeit mit guten Argumenten in Frage gestellt[151]. Andererseits ist die Attraktivität jüdischer Sitten und Bräuche für Teile auch der römischen Oberschicht aber doch zu gut bezeugt, als dass wir das Phänomen einfach als antijüdische Wahnvorstellung beiseiteschieben könnten[152], und die Anziehungskraft einer Religion hat nicht zwangsläufig etwas mit aktiver Missionierung zu tun[153]. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Unterscheidung zwischen Proselyten, die sich völlig zum Judentum bekehrten und auch die Beschneidung vollzogen[154], und Sympathisanten,

148 Dagegen m. E. ohne zureichende Gründe Baltrusch, Urteil über die Juden, 1998, S. 413.

149 Cass. Dio 67,14,2: „[...] viele, die der jüdischen Lebensweise zuneigten, wurden damals unter diesem Vorwurf abgeurteilt."

150 Auf ca. 500 jüdische Inschriften aus Rom kommen nur sieben Erwähnungen von Proselyten (CIJ 21, 68, 202, 222, 256, 462 und 523).

151 Will u.a., Prosélytisme juif, 1992 und Goodman, Mission and conversion, 1994. Die genannten Autoren wenden sich gegen die Vorstellung einer aktiven Mission von Seiten der Juden zumindest im I. Jahrhundert n. Chr., weniger gegen die Annahme der Existenz von Heiden, die mit dem Judentum von sich aus sympathisierten.

152 Sen. superst. ap. Aug. civ. 6,11 und ep. 95,47; Cass. Dio 37,17,1, 67,14,2 und 68,1,2.

153 Zu Recht betont von Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 109-113.

154 Vgl. Cohen, Crossing the boundary, 1989, S. 13-33.

den sogenannten „Gottesfürchtigen“[155] (*theosebeis*). Deren Verhalten beschreiben die antiken Quellen recht vage als „judaisieren“ (*ioudaizein*) und tatsächlich dürfte es viele verschiedene Abstufungen und Schattierungen einer Annäherung an die jüdische Religion und Sitte gegeben haben. Mancher angebliche Sympathisant mag bestimmte Bräuche angenommen haben, ohne sich deshalb als Jude zu betrachten[156]. Der jüngere Seneca etwa gab seinen aus ganz anderen Quellen herrührenden Vegetarismus zur Zeit des Tiberius auf, um nicht für einen Juden gehalten zu werden[157].

3. Politische Praxis

Abschließend möchte ich nun noch kurz auf zwei konkrete Ereignisse eingehen, die zum einen die politischen Bedingungen, unter denen sich jüdisches Leben in der römischen Welt vollzog, illustrieren, zum anderen leicht als Belege für einen tiefsitzenden und weitverbreiteten Judenhass in der Antike missverstanden werden könnten.

Im Jahre 19 n. Chr. sah sich der römische Senat zu einem Vorgehen gegen die Juden und die Anhänger des Isis-Kultes in der Hauptstadt veranlasst[158]. Aufgrund der fragwürdigen chronologischen Einordnung eines noch dazu problematisch überlieferten Cassius-Dio-Fragments[159] wird diese Vertreibung oft als Reaktion auf eine aggressive Mission von Seiten des Judentums gedeutet. Schon die gleichzeitigen Maßnahmen gegen die Anhänger des Isis-Kultes sollten vor solchen Deutungen warnen[160]. Vertreibungen sind ein häufiges Phänomen in der Ordnungspolitik des frühen

155 Der Unterschied war auch römischen Autoren geläufig. So thematisiert Iuv. 14,96-106 gerade die Entwicklung vom nur sympathisierenden Vater zum Sohn, der schließlich auch die Beschneidung vollziehen lässt. Zu den wichtigsten Zeugnisse für die Existenz einer Gruppe von „Gottesfürchtigen“ gehört eine Inschriftenstele aus Aphrodisias (Reynolds u. a., Aphrodisias, 1987), deren Deutung und Datierung zu anhaltenden Diskussionen geführt haben.

156 Dazu kritisch Williams, Grammarian, 1995, S. 625-633.

157 Sen. ep. 108,22.

158 Ios. ant. 18,65-84; Tac. ann. 2,85,5; Suet. Tib. 36,1. Zu den mit der Ausweisung verbundenen rechtlichen Problemen Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 207f.

159 Cass. Dio 57,18,5a. Dazu Williams, Expulsion, 1989, 767-768. Grundsätzlich ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, dass Cassius Dio die ihm aus seiner Zeit geläufige Missionspraxis der Juden in das I. Jahrhundert zurückprojizierte (Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 111).

160 Rutgers, Roman policy, 1994, S. 69.

Prinzipates und beschränken sich nicht auf die Juden, sondern treffen ebenso andere gesellschaftliche Randgruppen wie Mathematiker, Astrologen, Philosophen und Schauspieler[161]. Auslöser ist zumeist eine politische Krisensituation, die es dem Regime nahe legt, potentielle Unruhefaktoren aus Rom zu entfernen. Eine solche Krisensituation war im Jahre 19 n. Chr. zweifellos vorhanden, die römische *plebs* revoltierte wegen chronischer Versorgungskrisen und der Konflikt zwischen dem Princeps Tiberius und seinem Adoptivsohn Germanicus steuerte gerade auf seinen Höhepunkt zu[162]. Die Juden ihrerseits galten bereits Cicero als aufrührerischer Teil des städtischen Proletariats[163], und auch wenn seine Darstellung sicher übertrieben ist, dürfte sie doch einen wahren Kern beinhalten. Im Gegensatz zu anderen Randgruppen verfügten die Juden über eine straffe Organisation in *collegia* und sie nutzten diese, um bei verschiedenen Gelegenheiten geschlossen aufzutreten und die Interessen der eigenen Gemeinde oder von Glaubensgenossen nachdrücklicher zu vertreten[164]. Aufruhr entsteht selten ohne organisatorische Kristallisationspunkte, und die *collegia* konnten als solche wirksam werden, das hatte die Geschichte der Späten Republik gelehrt und in der Provinz *Bithynia-Pontus* sollte es zu Zeiten Trajans auch nicht anders sein. Dass es tatsächlich zu Unruhen kam, an denen Juden beteiligt waren, ist angesichts der Getreideknappheit dieser Jahre und der sozial schwachen Stellung der meisten römischen Juden zudem alles andere als unwahrscheinlich[165]. Die Vertreibung von 19 n. Chr. ist daher qualitativ nicht mit einem staatlicherseits organisierten Pogrom zu vergleichen und trägt angesichts anderer polizeilicher Maßnahmen dieser Zeit nicht einmal den Charakter einer besonderen Judenfeindlichkeit[166].

161 Tac. ann. 4,14,3 (Schauspieler); Cass. Dio 58,15,8 (Astrologen). Vgl. allgemein Kneppe, Randgruppen, 1988, S. 165-176.

162 Williams, Expulsion, 1989, S. 782f.

163 Siehe Fußnote 81.

164 Williams, Expulsion, 1989, S. 779f.

165 Williams, Expulsion, 1989, S. 781f. In diese Richtung deutet überdies der Bericht bei Phil. leg. 160f, demzufolge Tiberius den Juden versichert haben soll, die Maßnahmen würden sich nur gegen die „Schuldigen“ richten. Die von Philo zudem behauptete Anstifterrolle des Sejan ist von der neueren Forschung zurückgewiesen worden (Hennig, Seianus, 1975, S. 160-179).

166 Rutgers, Roman policy, 1994, S. 74. Übrigens ist zu bedenken, dass unter Tiberius und Claudius stets nur die ansässigen Juden ausgewiesen wurden, nicht aber generell die Ansiedlung von Juden in Rom verboten wurde, was ja bei einer religionspolitischen Maßnahme zu erwarten gewesen wäre.

Dies ist jedoch unbestreitbar bei dem zu trauriger Berühmtheit gelangten Alexandriner Pogrom von 38 n. Chr. der Fall[167]. Hier führte der Regierungswechsel von Tiberius zu Caligula zu einer Situation, in der der römische Statthalter Avillius Flaccus seine einzige Chance für ein politisches Überleben in einem Bündnis mit den Anführern der griechischen Clubs in Alexandria sah[168]. Diese waren den Juden feindlich gesinnt und boten die unverzichtbare organisatorische Grundlage für die folgenden gewalttätigen Ausschreitungen[169], die wie eine neuere soziologisch orientierte Untersuchung nachwies nichts mit einem spontan aufbrechenden Massenwahn zu tun hatten, sondern bewusst geplant waren[170]. Worin aber hatte die Feindschaft zwischen Griechen und Juden in Alexandria ihren Ursprung[171]? Antijüdische Stereotypen waren in Ägypten spätestens seit dem Beginn des III. Jahrhunderts v. Chr. in Umlauf, wahrscheinlich schon viel länger[172] – die Sachlage wurde Ihnen von Herrn Malitz bereits dargelegt. Zu antijüdischen Ausschreitungen kam es aber in ptolemäischer Zeit kaum, die Existenz antijüdischer Denkmuster kann daher den vehementen Ausbruch von Gewalt 38 n. Chr. nicht hinreichend erklären[173]. Der Ursprung allen Übels lag in der Neuordnung Ägyptens durch Octavian, die hier nur ganz vereinfacht dargestellt werden kann[174]: In ptolemäischer Zeit war das Land geprägt von dem Gegensatz zwischen „Hellenen" und Ägyptern, wobei unter den ersteren alle Ausländer im Dienste der Lagidendynastie zu verstehen waren, also auch die unter Ptolemaios I. Soter in großer Zahl eingewanderten Juden[175]. Diese gehörten demnach zur privilegierten Führungsschicht des Landes. Dies änderte sich durch die fiskalische Neuorganisation Ägyptens unter Octavian, der die „Hellenen" enger als die Vollbürger der griechischen Poleis definierte. Da die Juden jedoch kein volles Bürgerrecht besaßen, wurden sie nun der Klasse der Ägypter zugerechnet und hatten damit die als soziale De-

167 Dazu allgemein Barraclough, Philo's politics, 1984, S. 429-436.
168 Phil. Flacc. 10-18.
169 Phil. Flacc. 4 und 135-137.
170 Bergmann u.a., Kalkül, 1987, S. 15-46, deren Ausführungen ich mich im Folgenden anschließe.
171 Vgl. dazu jetzt allgemein Haas, Alexandria, 1997, S. 19-121 und Sly, Philo's Alexandria, 1996, bes. S. 167-180.
172 Aziza, Récit de l'Exode, 1987, S. 46ff. Zentrale Bedeutung kommt hier der Zerstörung des jüdischen Tempels von Elephantine zu (Schäfer, Judeophobia, 1997, S. 121-135).
173 Braunert, Diaspora, 1975, S. 540f.
174 Vgl. Alston, Ethnicity and social space, 1997, S. 167ff; Lewis, Life in Egypt, 1983, S. 18-35.
175 Ios. bell. 2,487.

klassierung empfundene Kopfsteuer (*laographia*) zu zahlen[176]. Vor diesem Hintergrund erhielt die Frage des Bürgerrechtes in Alexandria eine ganz neue Bedeutung[177], und offensichtlich versuchten die Juden, entweder individuell[178] oder kollektiv eine Statusverbesserung zu erreichen[179]. Dies löste Ängste vor einer Minderung des eigenen Status bei den etablierten griechischen Führungsschichten aus[180], die durch zwei weitere Faktoren noch verstärkt wurden: Erstens dürften die Juden in Alexandria zahlreicher gewesen sein als die hellenischen Vollbürger – im Falle eines jüdischen Erfolges wären die Griechen also im schlimmsten Falle selbst zu einer Minderheit innerhalb der „Hellenen" geworden –, und zweitens waren die in Alexandria zu verteilenden politischen Positionen begrenzt, denn schon in ptolemäischer Zeit hatte die Stadt das Recht auf Volksversammlung (*ekklêsia*) und Rat (*boulê*) verloren, die Ressourcen um die die Oberschicht konkurrierte waren also ohnehin knapp. Den Juden war demgegenüber von Augustus ein eigener Ältestenrat[181] (*gerousia*) zugestanden worden, was Ressentiments von Seiten der griechischen Vollbürger weiter angeheizt haben dürfte. Im Grunde ging es also zumindest in den Augen der Griechen um die Frage, ob Alexandria „ihre" Stadt bleiben sollte oder nicht. Entsprechend sahen die Ziele der Bewegung aus: Beschränkung der Juden auf eines der Stadtviertel Alexandrias, also Ghettoisierung, Beschränkung des Zuzugs weiterer Juden, Erklärung der Juden zu Fremden ohne Aufenthaltsrecht[182] (*xenoi*). Dass dieser Konflikt erst 38 n. Chr. offen ausbrach hängt damit zusammen, dass erst die Regierung des als griechenfreundlich bekannten und vor allem in der Frage des Kaiserkultes empfänglichen Caligula überhaupt die Möglichkeiten zu eröffnen schien, die Frage endgültig zu bereinigen[183]. Es kam daher als Fanal für alles weitere zur Aufstellung von Bildern des Kaisers in den Synagogen, um diesen in den Konflikt hineinzuziehen[184], und die Rechnung sollte aufgehen. Ein ganz ähnlicher Vorfall einige Jahre später unter

176 Ios. bell. 2,488-489 versucht, die römische Politik zu entlasten, gesteht aber die sich verschärfende Konfrontation zwischen „Hellenen" und Juden ein. Vgl. Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 231f.
177 Baltrusch, Urteil über die Juden, 1998, S. 418.
178 Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 234f.
179 Barraclough, Philo's politics, 1984, S. 426f und Braunert, Diaspora, 1975, S. 543f.
180 Baltrusch, Urteil über die Juden, 1998, S. 420.
181 Phil. Flacc. 74.
182 Phil. Flacc. 53-55.
183 Phil. Flacc. 21-23.
184 Phil. Flacc. 41-42.

Claudius in der Stadt Dora zeitigte ganz andere Ergebnisse, hier wurden die Täter von der römischen Ordnungsmacht hart bestraft[185]. Es wird deutlich, dass das Pogrom von Alexandria nur unter den besonderen Voraussetzungen stattfinden konnte[186], die das geradezu pathologische Verhalten eines Kaisers schuf, der zu einem späteren Zeitpunkt gar die Aufstellung und Verehrung seines eigenen Standbildes im Tempel von Jerusalem fordern sollte[187]. Dabei muss betont werden, dass Caligula die Ausnahme, nicht die Regel darstellte. Für keinen anderen römischen Kaiser ist die Forderung nach einer Verehrung als Gott belegt[188], und der Kaiserkult wurde im Normalfall nicht von oben oktroyiert, sondern von unten angetragen, denn Hauptnutznießer des Kultes waren die lokalen Eliten, die ihn als Mittel sozialer Distinktion instrumentalisieren konnten. Deshalb war der Kaiserkult entgegen landläufiger Meinung eben nicht der Ausgangspunkt antijüdischer Animositäten von heidnischer Seite, und die Verweigerung der Juden in diesem Punkte wird bezeichnenderweise nur von einem antiken Autor als hochverräterisch gebrandmarkt, dem alexandrinischen Erzantisemiten Apion[189]. Es ist übrigens kein Zufall, dass die alexandrinische Exodustradition im I. Jahrhundert n. Chr. ihre endgültige Ausprägung erfuhr[190], konnte doch die Geschichte von der Vertreibung der Juden aus Ägypten wirksam deren Ansprüche auf das Bürgerrecht unterminieren: Die Juden waren eben „nur" Ägypter, noch dazu von den eigenen Landsleuten verstoßene Ägypter. Wie sollten sie da als „Hellenen" gelten können[191]?

185 Ios. ant. 19,300-311.

186 Bergmann u.a., Kalkül, 1987, S. 42f.

187 Ios. ant. 18,261. Vgl. Kraus Reggiani, Tempo di Caligola, 1984, S. 561-565.

188 Womit nicht gesagt ist, dass der Kaiser vor allem im griechischen Osten nicht bisweilen tatsächlich als Gott verehrt wurde, von sich aus gefordert hat es aber wohl nur Caligula. Zudem ist zu berücksichtigen, dass die antike Welt eine scharfe Scheidung in menschliche und göttliche Wesen nicht kannte (Beard u.a., Religions of Rome, 1998, S. 141f), so dass der Kaiser in vielen verschiedenen Abstufungen dem Numinosen angenähert werden konnte. Ein guter Überblick über das Phänomen des „Kaiserkultes" jetzt bei Beard u.a., Religions of Rome, 1998, S. 348-363.

189 Apion ap. Ios. c. Ap. 2,73-78. Tac. hist. 5,5,4 beurteilt das Verhalten der Juden in diesem Punkt neutral bis positiv.

190 Vgl. dazu jetzt auch die Ergebnisse der anregenden Analyse von Gruen, Heritage and Hellenism, 1998, S. 41-72. Über die Datierung des Lysimachos (Lysimach. Aegypt. ap. Ios. c. Ap. 1,304-311) kann nur gesagt werden, dass er wohl vor Apion lebte und schrieb. Wahrscheinlich ist er ein Zeitgenosse des Strabo von Amaseia.

191 Bergmann u.a., Kalkül, 1987, S. 23f.

Der weitere Ablauf der Ausschreitungen in Alexandria macht sehr deutlich, dass die Bezeichnung „Pogrom" im Grunde nicht ganz zutreffend ist. Die Juden werden in einem Stadtviertel zusammengetrieben[192] und von bewaffneten Wachmannschaften über mehrere Monate dort eingeschlossen[193]. Das hat nichts mit Ausschreitungen eines antisemitischen Mobs zu tun[194], sondern setzt eine gute Organisation und Planung voraus[195]. Später kam es von Seiten der Juden zu einem massiven Gegenschlag[196], so dass man insgesamt durchaus von einer bürgerkriegsähnlichen Situation sprechen kann, die sich erst mit dem Regierungsantritt des Claudius wieder beruhigte[197]. Dessen Reskript an die Stadt Alexandria ist uns durch einen glücklichen Zufall auf einem Papyrus erhalten[198]. Die Entscheidung des Kaisers ist ein schlagender Beleg für die römische Politik der Bewahrung von Ruhe und Ordnung durch Festschreibung des *status quo ante*: Den Juden wird das Leben nach Vätersitte garantiert, doch gleichzeitig befohlen, „in einer Stadt, die nicht die ihre ist", keine weitere Verbesserung ihres Rechtsstatus anzustreben[199]. Diese Haltung des Claudius ist weder judenfeindlich noch im heutigen Sinne „tolerant" – sie ist geprägt durch einen utilitaristischen Pragmatismus. Dies konnte aber nichts mehr daran ändern, dass es im Zuge des Konfliktes zu einer massiven und weiterwirkenden geistigen Brunnenvergiftung gekommen war. Die Auseinandersetzung zwischen Juden und Griechen hatte sich dauerhaft radikalisiert, und der alexandrinische Antisemitismus ging nun eine Verbindung mit einem verstärkten Antiromanismus ein[200].

192 Phil. Flacc. 55.

193 Phil. Flacc. 62-72.

194 Zu spontanen Ausschreitungen kam es jedoch im Gefolge des organisierten Vorgehens gegen die Juden: Phil. Flacc. 56 spricht von Plünderungen.

195 Bereits die Schändung der Synagogen beginnt mit einem Auflauf der Volksmassen im Theater am frühen Morgen (Phil. Flacc. 41), ein Verhalten das ohne vorherige Verabredung nicht denkbar wäre.

196 Ios. ant. 19,278-279.

197 Bergmann u.a., Kalkül, 1987, S. 43f.

198 CPJ 153.

199 Vgl. Smallwood, Jews under Roman rule, 1976, S. 248ff. Der für die Juden weniger angenehme Schlussteil des Edikts wird von Ios. ant. 19,280-285 bezeichnenderweise unterdrückt.

200 Bergmann u.a., Kalkül, 1987, S. 46. Produkt dieser Verbindung sind die semiliterarischen Texte der sogenannten „heidnischen Märtyrerakten" (*Acta Alexandrinorum*). Vgl. dazu neben Editionen und Kommentaren im CPJ auch Musurillo, Acts, 1954.

IV. Judenfeindschaft in der Antike: Zusammenfassung

Abschließend möchte ich versuchen, zusammenfassend einige Thesen zum Verhältnis zwischen den Juden und ihrer griechisch-römischen Umwelt zu formulieren:

(1) Die Judenfeindschaft der griechisch-römischen Antike hat nichts mit Rassismus zu tun[201]. Kritisiert wird nicht, dass jemand Jude *ist*, sondern dass er sich als Jude *verhält*. Das Judentum wird also als religiöse und kulturelle Gemeinschaft definiert.

(2) Die Judenfeindschaft der Antike entsteht aus einer weitverbreiteten xenophobischen Grundhaltung. Die Juden werden als Fremdgruppe wahrgenommen und daher wie andere Barbaren auch abgelehnt. Gleichzeitig verhindert die Nähe der Juden eine positive Wertung im Sinne eines Exotismus. Derartige Phänomene dürfen nicht an modernen Maßstäben gemessen werden, sondern müssen in ihrem antiken Kontext dargestellt und gedeutet werden.

(3) Antisemitismus als besondere, gegen Juden oder das Judentum gerichtete Feindseligkeit beginnt daher dort, wo das entsprechend den antiken Gegebenheiten normale Maß an Xenophobie überschritten wird. Dies geschieht mit besonderer Heftigkeit in Alexandria im Gefolge realer Konflikte sozialer und politischer Natur. Antisemitismus ist also die Folge, nicht die Ursache von Gruppenkonflikten, wenn er auch diese in einer Art Rückkopplung verstärken kann[202] und zudem über die Jahre eine intellektuelle Eskalation eintreten kann. Das Vorurteil bleibt auch nach dem Abflauen des zugrundeliegenden Konfliktes.

(4) Die Andersartigkeit der Juden war deshalb besonders auffallend, weil ihr exklusiver Monotheismus sie von vielen Ereignissen im Leben einer griechisch-römischen Stadt ausschloss, da diese oft mit kultischen Handlungen verbunden waren, also im Sinne des Judentums einen Götzendienst darstellten. Zudem entzog sich das Judentum weitgehend den synkretistischen Annäherungsversuchen der Heiden, und die Durchdringung des gesamten Alltags der Juden durch religiöse Vorschriften war zudem von einem heidnischen Religionsverständnis aus unverständlich und erschien als „Aberglaube".

[201] Hingewiesen sei aber darauf, dass die Inferiorität der Barbaren zuweilen durch eine Klimatheorie begründet wurde, so dass auch hier die kulturelle Unterlegenheit aus einer physischen abgeleitet wurde. Vgl. dazu Backhaus, Peri aerôn hydatôn topôn, 1976, S. 170-185.

[202] Bergmann u.a., Kalkül, 1987, S. 20.

(5) Noch in augusteischer Zeit werden Juden in Rom nicht als wirkliche Bedrohung empfunden, sondern gelten als Sonderlinge, die aus abergläubischer Furcht vor der Gottheit bestimmte Dinge nicht tun: Sie essen kein Schweinefleisch, lassen an jedem siebten Tag die Arbeit ruhen etc[203]. Diese Einschätzung ändert sich ab der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts n. Chr. unter dem Eindruck des Jüdischen Krieges, vor allem aber als Reaktion auf die zunehmend wahrgenommene Attraktivität des Judentums bis in die römische Oberschicht hinein[204]. Die konservativen *litterati* beginnen, in den Juden eine Gefahr für die überkommene römische Staatsreligion und den *mos maiorum* zu sehen. Diese Befürchtungen waren umso stärker ausgeprägt als sich die römische Gesellschaft nie als Sprach- oder Abstammungsgemeinschaft definiert hatte, sondern sich als Werte- und Kultgemeinschaft begriff[205]. Als Konsequenz kommt es zu einer intensivierten Propagierung antijüdischer Ressentiments und Stereotypen in der Literatur der Zeit[206], die offizielle Politik zieht mit dem Verbot der Beschneidung von Nichtjuden und damit des Proselytismus nach. Dass diese Entwicklung gerade am Ende des I. Jahrhunderts einsetzte, mag auch mit dem zunehmendem Eindringen lokaler Eliten in die Reichsaristokratie zusammenhängen, das dazu zwang, das Wesen des Römisch-Seins verstärkt zu definieren[207].

(6) Dennoch übte der römische Staat insgesamt gesehen gegenüber dem Judentum – wenigstens in seinen ursprünglichen national-ethnischen Grenzen – weitgehende Toleranz. Repressive Maßnahmen zielten vor allem darauf ab, eine Ausbreitung des Judentums unter der heidnischen Bevölkerung zu verhindern.

(7) Die weitgehend judenfeindliche Literatur der heidnischen Antike darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es konstruktive Beziehungen zwischen Heiden und Juden gegeben haben muss. Im Umfeld der Diasporagemeinden entwickelte sich ein Kreis von Sympathisanten, die bestimmte jüdische Bräuche wie die Sabbatheiligung übernahmen ohne mit der Beschneidung den letzten Schritt zum Proselytismus zu vollziehen[208]. Viele epigraphische und archäologische Belege zeugen von der Vitalität jüdischer Kultur bis in die Spätantike. Gerade diese

[203] Williams, Expulsion, 1989, S. 773f.

[204] Wardy, Pagan literature, 1979, S. 633f.

[205] Woolf, Becoming Roman, 1994, S. 119f.

[206] Wiesehöfer, Juvenal , 1988, S. 330f.

[207] Beard u.a., Religions of Rome, 1998, S. 221.

[208] Trebilco, Jewish communities, 1991, S. 164ff und ausführlich Wander, Gottesfürchtige, 1998.

zwischen Judentum und Hellenismus stehenden Gruppen bildeten die erste Zielgruppe der christlichen Mission und die Voraussetzung ihres Erfolges.

(8) Der Kaiserkult stellte kein zentrales Problem für das Verhältnis zum Judentum dar, da er nie mit demselben Absolutheitsanspruch wirksam wurde wie in der Spätantike das Christentum als neue Staatsreligion. Während in der heidnischen Antike der Staat die private Religionsausübung nicht als in seine Zuständigkeit fallend erachtete, änderte sich dies nach der Konstantinischen Wende. Zwar blieben wichtige Garantien staatlichen Schutzes gegenüber den Juden bestehen, doch kam es zu einer schrittweisen sozialen und rechtlichen Deklassierung, die auf einer scharfen Unterscheidung zwischen Orthodoxen und Heterodoxen beruhte und auf eine weitgehende Trennung von Christen und Juden hinauslief. Insbesondere sollte kein Rechtgläubiger in Abhängigkeit von einem Juden geraten, weshalb diesen die Zulassung zum Staatsdienst und die volle Zeugnisfähigkeit vor Gericht aberkannt wurde. In Intention und Inhalt entsprechen diese Regelungen übrigens weitgehend der 638 n. Chr. von Omar II. nach dem Fall Jerusalems erlassenen Christen- und Judengesetzgebung[209].

Literatur

Alon, G.: Jews, Judaism and the classical world. Studies in Jewish history in the times of the second temple and Talmud, Jerusalem 1977.

Alston, R.: Philo's *In Flaccum*: ethnicity and social space in Roman Alexandria, in: G&R 44 (1997), S. 165-175.

Applebaum, S.: The organization of the Jewish communities in the Diaspora, in: Safrai, S./Stern, M. (Hgg.): The Jewish people in the first century. Historical geography, political history, social, cultural and religious life and institutions. Volume one, Assen 1974, S. 464-503.

Applebaum, S.: The social and economic status of the Jews in the diaspora, in: Safrai, S./Stern, M. (Hgg.): The Jewish people in the first century. Historical geography, political history, social, cultural and religious life and institutions. Volume two, Assen 1976, S. 701-727.

[209] Noethlichs, Judentum, S. 123. Auch die Darstellung der Juden in Neuem Testament und Koran weist deutliche Parallelen auf. Auch hinsichtlich der Haltung des Islam zu anderen Religionen kann von Toleranz nur im Sinne von Duldung, nicht aber von „Anerkennung des anderen in seinem Anderssein" gesprochen werden (Simon, Islam, 1997, S. 307ff).

Applebaum, S.: Jews and Greeks in ancient Cyrene, Leiden 1979, (= Studies in Judaism in late antiquity. 28).

Aziza, C.: L'utilisation polémique du récit de l'Exode chez les écrivains alexandrins, in: Haase, W. (Hg.): ANRW II.20.1, Berlin u.a. 1987, S. 41-65.

Backhaus, W.: Der Hellenen-Barbaren-Gegensatz und die hippokratische Schrift Peri aerôn hydatôn topôn, in: Historia 25 (1976), S. 170-185.

Badian, E.: Zöllner und Sünder. Unternehmer im Dienst der römischen Republik, Darmstadt 1997.

Balsdon, J. P. V. D.: Romans and aliens, Chapel Hill 1979.

Baltrusch, E.: Bewunderung, Duldung, Ablehnung: das Urteil über die Juden in der griechisch-römischen Literatur, in: Klio 80 (1998), S. 403-421.

Baltrusch, E.: Die Christianisierung des Römischen Reiches. Eine Zäsur in der Geschichte des Judentums?, in: HZ 266 (1998), S. 23-46.

Bar-Kochva, B.: Pseudo-Hecataeus, "On the Jews": legitimizing the Jewish diaspora, Berkeley 1996.

Barclay, J. M. G.: Jews in the Mediterranean diaspora. From Alexander to Trajan (323 BCE-117 CE), Edinburgh 1996.

Barr, J.: Hebrew, Aramaic and Greek in the Hellenistic age, in: Davies, W. D./Finkelstein, L. (Hgg.): The Cambridge History of Judaism. Volume two: the Hellenistic age, Cambridge 1989, S. 79-114.

Barraclough, R.: Philo's politics. Roman rule and Hellenistic Judaism, in: Haase, W. (Hg.): ANRW II.21.1, Berlin u.a. 1984, S. 417-553.

Barrett, D. S.: Patterns of Jewish submission and rebellion in the Hellenistic-Roman world, in: Prudentia 5 (1973), S. 99-115.

Beard, M./North, J./Price, S.: Religions of Rome. Volume 1: a history, Cambridge 1998.

Bergmann, W./Hoffmann, C.: Kalkül oder "Massenwahn"? Eine soziologische Interpretation der antijüdischen Unruhen in Alexandria 38 n. Chr., in: Erb, R./Schmidt, M. (Hgg.): Antisemitismus und jüdische Geschichte. Studien zu Ehren von Herbert A. Strauss, Berlin 1987, S. 15-46.

Bickermann, E.: Ritualmord und Eselskult. Ein Beitrag zur Geschichte antiker Publizistik, in: MGWJ N. F. 35 (1927), S. 171-187 u. S. 255-264.

Bickhoff-Boettcher, N.: Das Judentum in der griechisch-römischen Welt. Gesellschaftliche und politische Beziehungen und Konflikte von der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. bis zum Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. Diss. Osnabrück 1984 (masch.).

Bowersock, G. W.: No senator from Cyprus, in: Epigrafia e ordine senatorio. Atti del colloquio internazionale AIEGL. Roma, 14-20 maggio 1981. Vol. II, Rom 1982, (= Tituli. 5), S. 669f.

Bowersock, G. W.: Roman senators from the Near East: Syria, Judaea, Arabia, Mesopotamia, in: Epigrafia e ordine senatorio. Atti del colloquio

internazionale AIEGL. Roma, 14-20 maggio 1981. Vol. II, Rom 1982, (= Tituli. 5), S. 651-668.

Bowsky, M. W. B.: M.: Tittius Sex. f. Aem. an the Jews of Berenice (Cyrenaica), in: AJPh 108 (1987), S. 495-510.

Braunert, H.: Jüdische Diaspora und Judenfeindschaft im Altertum, in: GWU 26 (1975), S. 531-547.

Brennan, T. C.: Principes and plebs: Nerva's reign as turning-point?, in: AJAH 15 (2000), S. 40-66.

Burr, V.: Tiberius Iulius Alexander, Bonn 1955.

Castritius, H.: Die Behandlung der Juden und des Judentums des Altertums in den gegenwärtigen Geschichtsbüchern der Bundesrepublik Deutschland, in: Internationale Schulbuchforschung 7 (1985), S. 313-325.

Castritius, H.: Die Haltung Roms gegenüber den Juden in der ausgehenden Republik und der Prinzipatszeit, in: Klein, T./Losemann, V./Mai, G. (Hgg.): Judentum und Antisemitismus von der Antike bis zur Gegenwart, Düsseldorf 1984, S. 15-40.

Castritius, H.: Politischer Konflikt und kollektive Gewalt im jüdisch-alexandrinischen Bürgerkrieg 38 - 41 n. Chr, in: Olshausen, E./Sonnabend, H. (Hgg.): Gewalt - Widerstand und Anpassung, Stuttgart 1994, S. 59-71.

Cohen, S. J. D.: Crossing the boundary and becoming a Jew, in: HThR 82 (1989), S. 13-33.

Cohen, S. J. D.: "Those who say they are Jews and are not": How do you know a Jew in antiquity when you see one?, in: Cohen, S. J. D./Frerichs, E. S. (Hg.): Diasporas in antiquity, Atlanta 1993, S. 1-45.

Dauge, Y. A.: Le barbare. Recherches sur la conception romaine de la barbarie et de la civilisation, Brüssel 1981.

Eck, W.: Senatoren aus Germanien, Raetien, Noricum, in: Epigrafia e ordine senatorio. Atti del colloquio internazionale AIEGL. Roma, 14-20 maggio 1981. Vol. II, Rom 1982, (= Tituli. 5), S. 539-552.

Feldman, L. H.: Jew and gentile in the ancient world. Attitudes and interactions from Alexander to Justinian, Princeton 1993.

Gager, J. G.: Moses in Greco-Roman paganism, Nashville u.a. 1972.

Gager, J. G.: The origins of anti-semitism. Attitudes toward Judaism in pagan and Christian antiquity, New York u.a. 1983.

Goodman, M. D.: Jewish proselytizing in the first century, in: Lieu, J./North, J./Rajak, T. (Hgg.): The Jews among pagans and Christians in the Roman empire, London u.a. 1992, S. 53-78.

Goodman, M. D.: Mission and conversion. Proselytizing in the religious history of the Roman empire, Oxford 1994.

Goodman, M. D.: Josephus' treatise *Against Apion*, in: Edwards, M./Goodman, M. D./Price, S. u. a. (Hgg.): Apologetics in the Roman empire. Pagans, Jews, and Christians, Oxford 1999, S. 45-58.

Gruen, E. S.: Heritage and Hellenism. The reinvention of Jewish tradition, Berkeley u.a. 1998.

Haas, C. J.: Alexandria in late antiquity. Topography and social conflict, Baltimore u.a. 1997.

Hegermann, H.: The diaspora in the Hellenistic age, in: Davies, W. D./Finkelstein, L. (Hgg.): The Cambridge History of Judaism. Volume two: the Hellenistic age, Cambridge 1989, S. 115-166.

Hennig, D.: L. Aelius Seianus. Untersuchungen zur Regierung des Tiberius, München 1975.

Herz, P./Kobes, J. (Hgg.): Ethnische und religiöse Minderheiten in Kleinasien von der hellenistischen Antike bis in das byzantinische Mittelalter, Wiesbaden 1998.

Honigman, S.: Philon, Flavius Josèphe et la citoyenneté alexandrine: vers une utopie politique, in: JJS 48 (1997), S. 62-90.

Jones, B. W.: The emperor Domitian, London u.a. 1992.

Juster, J.: Les juifs dans l'empire romain. Leur condition juridique, économique et sociale. [2 Bde.], Paris 1914.

Kant, L. H.: Jewish inscriptions in Greek and Latin, in: Haase, W. (Hg.): ANRW II.20.2, Berlin u.a. 1987, S. 671-713.

Kasher, A.: The civic status of the Jews in Ptolemaic Egypt, in: Bilde, P. (Hg.): Ethnicity in Hellenistic Egypt, Aarhus 1992, S. 100-121.

Kasher, A.: The Jews in Hellenistic and Roman Egypt. The struggle for equal rights, Tübingen 1985.

Kneppe, A.: Die Gefährdung der *securitas*: Angst vor Angehörigen sozialer Randgruppen der römischen Kaiserzeit am Beispiel von Philosophen, Astrologen, Magiern, Schauspielern und Räubern, in: Weiler, I./Graßl, H. (Hgg.): Soziale Randgruppen und Außenseiter im Altertum. Referate vom Symposion "Soziale Randgruppen und antike Sozialpolitik" in Graz (21. bis 23. September 1987), Graz 1988, S. 165-176.

Kraus Reggiani, C.: I rapporti tra l'impero romano e il mondo ebraico al tempo di Caligola secondo la 'Legatio ad Gaium' di Filone Alessandrino, in: Haase, W. (Hg.): ANRW II.21.1, Berlin u.a. 1984, S. 554-586.

Lane, E. N.: Sabazius and the Jews in Valerius Maximus: a re-examination, in: JRS 69 (1979), S. 35-38.

Leon, H. J.: The Jews of ancient Rome, Philadelphia 1960.

Lewis, N.: Life in Egypt under Roman rule, Oxford 1983.

Loewe, R.: Gentiles as seen by Jews after CE 70, in: Horbury, W./Davies, W. D. (Hgg.): The Cambridge History of Judaism. Volume three: the early Roman period, Cambridge 1989, S. 250-266.

Malitz, J.: Mommsen, Caesar und die Juden, in: Cancik, H. (Hg.): Geschichte - Tradition - Reflexion. Festschrift für Martin Hengel zum 70. Geburtstag. Bd. II: griechische und römische Religion, Tübingen 1996, S. 371-387.

Marshall, A. J.: Flaccus and the Jews of Asia (Cicero *Pro Flacco* 28.67-69), in: Phoenix 29 (1975), S. 139-154.

Mélèze-Modrzejewski, J.: How to be a Jew in Hellenistic Egypt?, in: Cohen, S. J. D./Frerichs, E. S. (Hg.): Diasporas in antiquity, Atlanta 1993, S. 65-92.

Mell, U.: Der Ausbruch des jüdisch-römischen Krieges (66-70 n. Chr.) aus tempeltheologischer Perspektive, in: ZRGG 49 (1997), S. 97-122.

Miller, S. S.: The Rabbis and the non-existent monolithic synagogue, in: Fine, S. (Hg.): Jews, Christians, and polytheists in the ancient synagogue. Cultural interaction during the Greco-Roman period, London u. a. 1999, S. 57-70.

Mitchell, S.: Herod's people. Roman-Jewish sympathies in the rise of Christianity, in: TLS 4953 (1998), S. 12f.

Musurillo, H. A.: The acts of the pagan martyrs. Acta Alexandrinorum. Edited with commentary, Oxford 1954.

Noethlichs, K. L.: Das Judentum und der römische Staat. Minderheitenpolitik im antiken Rom, Darmstadt 1996.

North, J.: The development of religious pluralism, in: Lieu, J./North, J./Rajak, T. (Hg.): The Jews among pagans and Christians in the Roman empire, London u.a. 1992, S. 174-193.

Noy, D.: Foreigners at Rome. Cititzens and strangers, London 2000.

Noy, D.: Writing in tongues: the use of Greek, Latin and Hebrew in Jewish inscriptions from Roman Italy, in: JJS 48 (1997), S. 300-311.

Oppenheimer, A./Müller-Luckner, E. (Hgg.): Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: vom alten zum neuen Schürer, München 1999.

Porten, B.: The Jews in Egypt, in: Davies, W. D./Finkelstein, L. (Hgg.): The Cambridge History of Judaism. Volume one: introduction; the Persian period, Cambridge 1984, S. 372-400.

Pucci Ben Zeev, M.: Cosa pensavano i Romani degli Ebrei?, in: Athenaeum 75 (1987), S. 335-359 .

Pucci Ben Zeev, M.: Jewish rights in the Roman world. The Greek and Roman documents quoted by Josephus Flavius, Tübingen 1998.

Rabello, A. M.: The legal condition of the Jews in the Roman empire, in: Haase, W. (Hg.): ANRW II.13, Berlin u.a. 1980, S. 662-762.

Reynolds, J. M.: Senators originating in the provinces of Egypt and of Crete and Cyrene, in: Epigrafia e ordine senatorio. Atti del colloquio internazionale

AIEGL. Roma, 14-20 maggio 1981. Vol. II, Rom 1982, (= Tituli. 5), S. 671-683.

Reynolds, J. M./Tannenbaum, R.: Jews and god-fearers at Aphrodisias. Greek inscriptions with commentary: texts from the excavations at Aphrodisias conducted by Kenan T. Erim, Cambridge 1987, (= PCPhS Suppl. 12).

Rives, J.: Religion in the Roman empire, in: Huskinson, J. (Hg.): Experiencing Rome. Culture, identity and power in the Roman empire, London 2000, S. 245-275.

Rokeah, D.: Ancient Jewish proselytism in theory and practice, in: ThZ 52 (1996), S. 206-224 .

Rosen, K.: Der Historiker als Prophet: Tacitus und die Juden, in: Gymnasium 103 (1996), S. 107-126.

Rutgers, L. V.: Roman policy towards the Jews: expulsions from the city of Rome during the first century C. E., in: CA 13 (1994), S. 56-74.

Safrai, S.: Religion in everyday life, in: Safrai, S./Stern, M. (Hgg.): The Jewish people in the first century. Historical geography, political history, social, cultural and religious life and institutions. Volume two, Assen 1976, S. 793-833.

Schäfer, P.: Judeophobia. Attitudes towards Jews in the ancient world, Cambridge 1997.

Shaw, B. D.: Rebels and outsiders, in: Bowman, A. K./Garnsey, P./Rathbone, D. (Hgg.): CAH^2 XI, Cambridge 2000, S. 361-404.

Simon, H.: Das Judentum in der Umwelt des mittelalterlichen Islam, in: ZRGG 49 (1997), S. 307-317.

Sly, D. I.: Philo's Alexandria, London u.a. 1996.

Smallwood, E. M.: The Jews under Roman rule. From Pompey to Diocletian, Leiden 1976.

Smallwood, E. M.: The diaspora in the Roman period before CE 70, in: Horbury, W./Davies, W. D. (Hgg.): The Cambridge History of Judaism. Volume three: the early Roman period, Cambridge 1989, S. 168-191.

Solin, H.: Juden und Syrer im westlichen Teil der römischen Welt. Eine ethnisch-demographische Studie mit besonderer Berücksichtigung der sprachlichen Zustände, in: Haase, W. (Hg.): ANRW II.29.2, Berlin u.a. 1983, S. 587-789.

Stern, M.: The Jewish diaspora, in: Safrai, S./Stern, M. (Hgg.): The Jewish people in the first century. Historical geography, political history, social, cultural and religious life and institutions. Volume one, Assen 1974, S. 117-183.

Ders.: Greek and Latin authors on Jews and Judaism. Edited with introductions, translations and commentary. [2 Bde.], Jerusalem 1976-1980, (= Publications of the Israel Academy of Sciences and Humanities, section of humanities: Fontes ad res Iudaicas spectantes).

Syme, R.: *Titus et Berenice*: a Tacitean fragment, in: Birley, A. R. (Hg.): Ronald Syme: Roman papers VII, Oxford 1991, S. 647-662.

Timpe, D.: Der Barbar als Nachbar, in: Ulf, C. (Hg.): Ideologie – Sport – Außenseiter. Aktuelle Aspekte einer Beschäftigung mit der antiken Gesellschaft, Innsbruck 2000, S. 203-230.

Trebilco, P. R.: Jewish communities in Asia Minor, Cambridge 1991.

Wander, B.: Gottesfürchtige und Sympathisanten. Studien zum heidnischen Umfeld von Diasporasynagogen, Tübingen 1998.

Wardy, B.: Jewish religion in pagan literature during the late republic and early empire, in: Haase, W. (Hg.): ANRW II.19.1, Berlin u.a. 1979, S. 592-644.

Westenholz, J. G. (Hg.): The Jewish presence in ancient Rome, Jerusalem 1995.

Wiesehöfer, J.: *Romanas autem soliti contemnere leges*: Juvenal und die Juden der Stadt Rom, in: Weiler, I./Graßl, H. (Hg.): Soziale Randgruppen und Außenseiter im Altertum. Referate vom Symposion "Soziale Randgruppen und antike Sozialpolitik" in Graz (21. bis 23. September 1987), Graz 1988, S. 325-338.

Wilcken, U.: Zum alexandrinischen Antisemitismus, Leipzig 1909.

Will, É./Orrieux, C.: «Prosélytisme juif»? Histoire d'une erreur, Paris 1992.

Williams, M. H.: The expulsion of the Jews from Rome in A.D. 19, in: Latomus 48 (1989), S. 765-784.

Williams, M. H.: Domitian, the Jews and the "Judaizers" - a simple matter of cupiditas and maiestas?, in: Historia 39 (1990), S. 196-211.

Williams, M. H.: The organisation of Jewish burials in ancient Rome in the light of evidence from Palestine and the Diaspora, in: ZPE 101 (1994), S. 165-182.

Williams, M. H.: The structure of Roman Jewry re-considered - were the synagogues of ancient Rome entirely homogeneous?, in: ZPE 104 (1994), S. 129-141.

Williams, M. H.: Tiberius and the disobliging grammarian of Rhodes. Suetonius, *Vita Tiberii* XXXII, 2 re-considered, in: Latomus 54 (1995), S. 625-633.

Williams, M. H.: Jews and Jewish communities in the Roman empire, in: Huskinson, J. (Hg.): Experiencing Rome. Culture, identity and power in the Roman empire, London 2000, S. 305-333.

Wolff, H.: Die Juden im antiken Rom, in: Rother, K. (Hg.): Minderheiten im Mittelmeerraum. Eine Vortragsreihe im Sommersemester 1988, Passau 1989, S. 35-62.

Woolf, G.: Becoming Roman, staying Greek: culture, identity and the civilizing process in the Roman East, in: PCPhS 40 (1994), S. 116-143.

Yavetz, Z.: Judenfeindschaft in der Antike. Die Münchener Vorträge. Eingeleitet von Christian Meier, München 1997.

Yavetz, Z.: Latin authors on Jews and Dacians, in: Historia 47 (1998), S. 77-107.

Zuckermann, C.: Hellenistic politeumata and the Jews. A reconsideration, in: SCI 8-9 (1985-1989), S. 171-185.

Die Mobilisierung der lateinischen Christenheit im 11. Jahrhundert: der „Kreuzzug“

Von Harald Dickerhof

Die Völkerwanderung aus allen Ländern der römischen Christenheit nach Jerusalem im Gefolge des Aufrufs Papst Urbans II. vom 27. November 1095 in Clermont führte die staunenden „Westler“ durch das kaiserliche Konstantinopel und konfrontierte sie mit der Welt des Islams: mit tapferen seldschukischen Kämpfern, die von den Franken als trojanische Verwandte angesehen wurden, denen leider der wahre Glaube fehlte, mit dem unbekannten Zuckerohr und bald auch mit den Besonderheiten des Toten Meeres. Zweifellos eröffnete das Unternehmen, das in lateinischen Herrschaften in Syrien und Palästina für rund 200 Jahre (bis 1291) Dauer gewonnen hat, eine Phase intensivierter Kulturbegegnung, die nicht nur Gewürze und Schminke in den Westen brachten, sondern auch – Mitte des 12. Jahrhunderts bei Otto von Freising – die Erkenntnis, das in den Moscheen keine Götzenbilder verehrt worden sind, also die Muslime keine Heiden waren, sondern eine verwandte, monotheistisch-abrahamitische Religion. Die Frage nach dem interkulturellen Dialog nicht nur im Outremer, sondern auch in religiös-kulturellen Zentren des Westens wie in Toledo, auf Sizilien, und namentlich auch in Cluny, wo Abt Petrus Venerabilis den Koran übersetzen ließ, rückt aber unter dem Eindruck der Ereignisse der letzten Wochen, wo von Kreuzzug und Dschihad und vom Zusammenprall der Kulturen (so Samuel Huntington, 1997) die Rede geht, ins zweite Glied gegenüber der anderen Frage, was es bedeutet, wenn neben dem „Staat“ auch die Kirche und insbesondere das Volk/die Gesellschaft als Agentur des Westens aufgetreten sind und ihre Anliegen und Überzeugungen jenseits eingespielter Rechts- und Interessenkonflikte einbringen konnten.

Weil der Historiker weder Richter über seine Altvorderen noch ihr Apologet sein soll, weil er Gott die Antwort auf die Frage überlassen muss, die Rudolf Hilstand formuliert hat: „«Gott will es!» – Will Gott es wirklich?“[1], fragt er weniger allwissend, was denn die Mobilisierung der lateinischen Christenheit in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bewirkt hat, die als „die Wasserscheide des Mittelalters“ und als „Wende“ bezeichnet wird.[2] Von dieser Wende ist übrigens in gängigen Geschichts-

---

1 So der Titel der Publikation R. Hiestands von 1998.

2 Vgl. Angenendt, A.: Geschichte der Religiosität im Mittelalter, Darmstadt 1997.

büchern nicht kompakt-eindrucksvoll die Rede[3], wenn ältere Modellklöster wie Cluny und Gorze und der Investiturstreit angesprochen werden, aber der Ruf nach der libertas ecclesiae ebenso wenig erwähnt wird wie die neuen Reformansätze der Zisterzienser und Augustinerchorherren, der „réveil évangelique", den Marie-Dominique Chenu so eindringlich geschildert hat[4], der die Laien mobilisiert und in der Armutsbewegung auch der reichen und herrschaftlichen Kirchen entfremden konnte. Unerwähnt bleibt ferner der Aufstieg der Theologie der Frühscholastik, der Kanonistik, die von den Streitschriften des Investiturstreits profitiert hatte, und schließlich das wissenschaftliche Studium des Corpus juris civilis in Bologna, so dass jenseits der Artes liberales wieder Fachwissenschaften etabliert waren. Von der Verdichtung und Vernetzung der europäischen Kommunikation im Zusammenhang mit der Entwicklung der Stadtkommunen ist nicht die Rede. Die Kreuzzüge werden unglücklich nach dem Niedergang des Rittertums angehängt. Ein Entwurf für den reformierten gymnasialen Geschichtsunterricht stellt die sub voce „europäische Expansion" neben die Ostsiedlung, als ob die Befreiung der Heiligen Stadt Jerusalem gleichbedeutend gewesen wäre mit Bauernland in deutscher Hand.

In der Tat war der erste Kreuzzug Expansion und Eroberung, ein Unternehmen, das eine unerhörte Resonanz ausgelöst und eine breite Literatur hervorgetrieben hat, die überwiegend unter dem Eindruck des unerwartet-wunderbaren Erfolgs der neuartigen „peregrinatio" entstanden ist und deren religiöse Deutungen ex eventu als „gesta dei per francos" (Guibert von Nogent) von der Forschung vielfach skeptisch beurteilt werden, die insbesondere sozialgeschichtliche Phänomene wie etwa die Ausbildung der Primogeniturerbfolge, die notwendig das Problem der Versorgung der jüngeren Brüder stellte, für den großen Anklang der Kreuzzugspredigt stark betont.[5] Freilich stand vor diesem wunderbaren Erfolg die Mobilisierung, die in der Tat als levée en masse der Christenheit und als Völkerwanderung bezeichnet werden kann, die mit mehr als 100.000 Teilnehmern ein Vielfaches der normalen Heeresstärke der Zeit stellte. An dieser Mobilisierung, an der berufene und unberufene Prediger mitgewirkt haben, und die der Papst dann selbst einzuschränken suchte, indem er etwa Jungvermählten das Verlassen ihrer Frau untersagte, kommt man nicht vorbei.

3 Vgl. Oldenbourg, Geschichte Jg. 7.

4 Chenu, M.-D.: La théologie au douzième siècle, Paris ^{2}1966.

5 Von der Zusammenstellung sämtlicher fassbarer Kreuzfahrer, die J. Riley-Smith in einem ersten Band „The First Crusaders", London 1997, betreibt, lassen sich weitere Aufschlüsse erwarten.

Die Lehre vom gerechten Krieg, die das Mittelalter vom Hl. Augustin übernommen hat, sah nur den Staat als ‚legitima auctoritas' für den Krieg an. Der König von Gottes Gnaden, der seit der Karolingerzeit nicht selten auch missionierend expandieren konnte, verlangte von der Kirche und vom Papst nur das Gebet mit erhobenen Amen für den Sieg, wie Karl der Große an Papst Leo III. geschrieben hat. Zu Ende des 11. Jahrhunderts standen freilich die christlichen Könige in Auseinandersetzung mit dem Reformpapsttum um die „libertas ecclesiae"; der geborene Beschützer des Papstes, der Römische Kaiser, unterhielt ein Gegenpapsttum, so dass Papst Urban II. sich zeitweilig nicht in Rom halten konnte, in Frankreich aber, wo er die berühmte Kreuzzugpredigt in Clermont gehalten hat, mit offenen Armen aufgenommen worden ist. Könige jedenfalls haben nicht an dem Unternehmen teilgenommen: mobilisiert haben nicht die legitimen staatlichen Gewalten, wiewohl territoriale Lehensverbände vielfach den Kern der Kreuzfahrertrupps gestellt haben, sondern die übernationale römische Kirche.

Die lateinische Kirche hat lange am Ethos ihres Gründers festgehalten, dessen Reich nicht von dieser Welt war, und mit der Tradition ein gespanntes Verhältnis zum Krieg, auch zum gerechten Krieg bewahrt, obwohl im 9. und 10. Jahrhundert die Abwehr heidnischer Einfälle – Sarazenen, Normannen und Ungarn – eine Aufwertung des christlichen Abwehrkampfes zum heiligen Krieg mit sich brachte, im Reich übrigens auch eine wachsende Inanspruchnahme geistlicher Reichsfürsten für die königliche Politik, die bald zu Heerführern mutierten. Gleichwohl durfte der Hl. Ulrich von Augsburg bei der Verteidigung seiner Stadt gegen die Ungarn nicht im Panzer, sondern nur im Messgewand auftreten, und gleichwohl unterfiel auch in heiligen und gerechten Kriegen der Krieger der Todschlagsbuße. So wurde es nach dem Sieg Wilhelms des Eroberers in Hastings 1066 gehandhabt, obwohl die Legitimität des Kriegs durch die Verleihung der Petersfahne vom Papst anerkannt worden war; selbst Gregor VII., den Carl Erdmann den kriegerischsten Papst der Geschichte genannt hat, blieb in dieser Tradition, auch wenn er den Motiven der Krieger zuletzt größere Aufmerksamkeit gewidmet hat[6].

Das Papsttum selbst war nolens-volens, nachdem der staatliche Schutz aus Konstantinopel gegen die Langobarden kollabiert war, als Protektor der Romanen in die Pflicht gerufen; Papst Gregor der Große hat die römischen Stadtmauern renoviert. Seine Nachfolger führten die Romanen gegen Byzanz und auch gegen die „nec dicenda gens Langobardorum". Nach einem entlastenden Zwischenspiel karolingischer Herrschaft

6 Vgl. Cowdrey, H. E. J.: Pope Gregory VII, Oxford 1998, S. 650ff.

in Italien organisierten die römischen Bischöfe im 9. Jahrhundert wiederum den Widerstand jetzt gegen die Sarazenen. Dieselbe Konstellation hat sich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wiederholt, als die Päpste als Herren eines petrinischen Patrimoniums Kriege gegen Normannen unter der Petersfahne führten, die offenbar nicht Gottes Segen fanden; Leo IX. wurde bei Civitate 1053 von den Normannen besiegt und gefangen. Diese Tradition päpstlich-kirchenstaatlicher Kriegführung, die auch mit geistlichem Lohn geworben hat, war keine Erfolgsgeschichte.

Für die Haltung der Kirche gegenüber dem Gebrauch von Waffen ist die Gottesfriedensbewegung des 10. und 11. Jahrhunderts wichtig geworden. Sie war Notwehr angesichts der Unfähigkeit der staatlichen Gewalt, besonders des westfränkischen Königtums, den Frieden zu gewährleisten. Darum hat die Kirche an der Versittlichung des sich ausbildenden Ritterstandes gearbeitet; die Vita des Gerald von Aurillac aus der Feder des großen Abtes Odo von Cluny (ca. 925) hat früh das Ideal eines Adeligen gezeichnet, der in der Welt lebte und durch seinen Weltdienst im christlichen Gebrauch von Macht und Reichtum Heiligkeit erworben hat. Aufgaben königlicher Herrschaft, Schutz für Witwen und Waisen, Mönche und Kleriker sind so auf die lokalen Machthaber übertragen worden, die dann auch für die Befriedung von Personengruppen und Zeiten (z. B. Freitag bis Sonntag wegen der Grabesruhe Christi) gewonnen werden konnten. Mehr noch: beeidete Friedensbündnisse haben auch Milizen vorgesehen, die gegebenenfalls unter paciarii/Friedenswächtern militärisch gegen Friedensbrecher vorgegangen sind: „Krieg gegen den Krieg" war so in Übereinstimmung mit der von Augustin geforderten recta intentio „pacis ergo" legitimiert. In der Ritterweihe, die um 1070 in Frankreich verbreitet war, hat der sich bildende adelige Kriegerstand sich zu diesem neuen christlichen Ethos bekannt, das die starre Pönalisierung militärischer Gewalt unterlaufen und – rechtskulturell fortschrittlich – der Intention der Handelnden gegenüber der Tathaftung das gebührende Gewicht gegeben hat. Im frühen 12. Jahrhundert hat sich diese Neuerung bei Petrus Abälard, aber auch bei seinem Gegenspieler Bernhard v. Clairvaux durchgesetzt, der den christlichen Ritterorden der Templer legitimiert hat.

Gerade der kriegerische Papst der Reform, der nach Carl Erdmann vor allem mit kriegerischen Mitteln den Primat des apostolischen Stuhls durchsetzen wollte, hat in einem Brief an den Abt Hugo von Cluny dieses neue Ethos, die Welt aktiv zu verbessern, scharf formuliert: er monierte nämlich, dass „diejenigen, die Gott zu fürchten und zu lieben scheinen, ... den Krieg Christi fliehen (de bello Christi fugiunt) und nur sich selbst liebend, die Ruhe suchen". Er sieht in dem Eintritt von Herzog Hugo I. von Burgund in Cluny gleichsam eine Fahnenflucht, denn es gäbe Mönche, Priester, Krieger usw., die Gott fürchten, aber kaum fromme Fürsten. Solche Herren der Welt zu entziehen führe dahin, „daß 100 000 Christen den Beschützer entbehren"; das „Geschrei der Armen, die Tränen der Witwen, die Verwüstung der Kirchen" werden auf den Abt zurückfallen, der den Weltdienst Herzog Hugos in ein geruhsames Klosterleben ermäßigt hat. In einem Wort: der Rückzug ins Kloster, das bis dahin als Ideal christlichen Lebens gegolten hat, wird bei Gregor VII. zum Egoismus; denn „die Liebe sucht nicht das Ihre" (1 Cor 13,5) und „wer den Nächsten liebt, erfüllt das Gesetz" (Röm 13,8)[7]. Es geht dem Papst um die Gestaltung der Welt nach der lex Christi, und er ruft dazu auch die Laien und insbesondere den Kriegeradel in die Pflicht. Komplementär zur Klerikalisierung der Kirche hat man gerade bei Papst Gregor VII. bahnbrechende Aussagen zum Weltdienst und zur Weltverantwortung der Laien. So hat er schon Jahre früher, 1074, angesichts der Gefährdung des byzantinischen Reichs durch den Vormarsch der Seldschuken nach der Katastrophe von Manzikert (1071) die Lateiner aufgerufen, es nicht bei Mitleid bewenden zu lassen für die „christlichen Brüder": „vielmehr fordern das Beispiel unseres Erlösers und die schuldige brüderliche Liebe von uns, unser Leben für die Befreiung der Brüder einzusetzen (1 Joh 3,16); denn wie er selbst sein Leben für uns einsetzte, müssen wir auch für unsere Brüder unser Leben einsetzen"[8]. Möglicherweise hat Papst Gregor VII. mit dem Konstantinopel-Plan, der sich nicht realisiert hat, schon die Idee einer Befreiung der Heiligen Stadt Jerusalem verbunden, so dass Urban II. auch hier auf den Schultern seines Vorgängers saß[9].

Papst Urban II. fand bei seiner berühmten Predigt zu Ende des Konzils von Clermont ein Publikum vor, das durch die Ausbildung eines christlichen ritterlichen Ethos', durch die Gottesfriedensbewegung, ferner durch zahlreiche kirchliche Aufrufe, für die Rechte des Apostolischen Stuhls als militia beati Petri, aber auch gegen die Muslim in Süditalien und Sizilien sowie in Spanien zu kämpfen, vorbereitet war für die Kreuzpredigt. Der Papst hatte kurz vorher auf einer Synode in Piacenza mit byzantinischen Unterhändlern gesprochen, die lateinische Hilfstruppen anwerben sollten. Indes hat Papst Urban mit seiner Predigt in Clermont und in anderen Städten Frankreichs eine Mobilisierung der lateinischen Christenheit erreicht, die die bescheidenen Dimensionen gesprengt hat, in denen sich die Pläne Kaisers Alexios I. Komnenos (1081-1118) beweg-

7 Register Gregors VII., VI, 17., Übersetzung bei Schmale, F. J.: Quellen zum Investiturstreit I, Darmstadt 1978, Nr. 98.

8 Register Gregor VII., I, 49, bei Schmale wie Anm. 7, Nr. 19.

9 Cowdrey, H. E. J.: Popes, Monks and Crusaders, London 1984, Nr. X: Pope Gregory VII's Crusading Plans of 1074, S. 37ff.

ten. Denn er hat allem nach[10] zu einer Wallfahrt nach Jerusalem aufgerufen, zu dem „Erbgut der Christen", das der Erlöser durch sein Blut erworben hatte, zur Befreiung der christlichen Kirche und der bedrängten Christen im Heiligen Land. Es gibt keine zuverlässige Überlieferung des Redetextes, aber der Kanon II des Konzils spricht von Jerusalem als Ziel der „Pilgerfahrt" (peregrinatio), die denn auch als „iter Hierosolimitanus" oder als „iter sacri sepulcri" bezeichnet wird. Jerusalem war dem christlichen Bewusstsein lebendig; die Stadt wurde auf Weltkarten als Mittelpunkt der Erde dargestellt, als „Nabel der Welt", und in einer Horizontverschränkung stand Jerusalem zugleich auch für das himmlische Jerusalem der Seligen. Die Wallfahrt nach Jerusalem war beliebt und galt seit Alters als Bußleistung, durch die man der Sündenstrafen ledig werden konnte. Seit der Okkupation Kleinasiens, Syriens und auch Palästinas durch die Seldschuken war die Wallfahrt in die Heilige Stadt erschwert, die Öffnung des Zugangs war ein Motiv, das in vielen Quellen als Grund der Pilgerfahrt angegeben wird, die darum auch – im Unterschied zur normalen peregrinatio – bewaffnet war. Guibert von Nogent hat genau diesen Aspekt als werbewirksam[11] apostrophiert. Gott habe zu anderen gerechten Kriegsgründen noch praelia sancta, heilige Schlachten eingerichtet, damit die Ritter (ordo equestris) und das Volk, die sonst in heidnischer Weise übereinander herfallen, ein neues Mittel fänden, die Gnade Gottes zu erwerben. Und sie müssten dazu nicht Mönch werden und die Welt verlassen, sondern könnten frei (consueta licentia) und in ihren gewohnten Kleidern und bei ihrem gewohnten Amt (officium) als Krieger bleiben und so Gottes Gnade gewinnen. Diese etwas mürrische Darstellung gewinnt in der Schilderung des anonymen süditalienischen Normannen, dem wir frühe „gesta Francorum et aliorum Hierosolimitanorum" danken, mehr spirituellen Tiefgang. Indem er das bei der Ankündigung der Passion gesprochene Wort Christi zitiert (Mt 17,24), „wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach", betont er die Christus-Mimetik der Kreuzfahrer, die ja auch in den Stoffkreuzen, die an den Gewändern der Pilger angeheftet wurden, symbolisiert war. Daneben vermittelte das Kreuz als Zeichen des Pilgers mit Waffenehre weitgehende rechtliche Privilegien, weil nämlich

10 Besonders C. Erdmann hat Jerusalem nur als hypothetisches Marschziel angesehen nach kleinasiatischen Kämpfen zur Unterstützung für Byzanz; H.E. Mayer hält daran fest, dass in Clermont Jerusalem nicht angesprochen worden war, dass die Frömmigkeit der Hörer die Heilige Stadt anstelle der Kirchen des Ostens substituiert hätte.

11 Vgl. Recueil des historiens des croisades, Historiens occidentaux IV, Paris 1879, S. 124.

der Schutz des Gottesfriedens und der Kirche auch auf Person und Besitz der Kreuzfahrer ausgedehnt worden sind. Und so sei eine mächtige Bewegung in allen Regionen Galliens entstanden, so dass jeder, der Gott reinen Herzens und Gemüts nachfolgen und ihm das Kreuz nachtragen wolle, nicht zauderte, den Weg zum Heiligen Grab eilig zu beschreiten – zum Heil der Seele, wie der Papst ausgeführt habe, „und in der Bereitschaft, für den Namen Christi vieles zu erdulden, Elend, Armut, Nacktheit, Verfolgungen, Not, Krankheit, Hunger, Durst usw.".[12]. Diese Christusnachfolge hat auch das ganze Unternehmen als Tat Gottes mit und an seinem Volk verstehen gelehrt als Zug „Deo duce", als „gesta Dei per Francos", wie Guibert sein Werk genannt hat. Genau das besagt die Antwort der Hörer in Clermont auf die Predigt Papst Urbans: „Deus lo vult", Gott will es, Gott war der Urheber des Kreuzzugs – der Terminus cruciatus wird erst im 13. Jahrhundert üblich, crucesignati begegnen unmittelbar nach 1095 – der Papst war nur Werkzeug; tatsächlich haben der Genuese Caffaro und Albert von Aachen dem Papst nur eine Nebenrolle zugewiesen. Freilich hat der wunderbare Erfolg der ersten peregrinatio nach Jerusalem dem Papst dauerhaft die rechtliche Kompetenz eingebracht, den Kreuzzug, der jetzt als defensio christlichen Landes figuriert, auszuschreiben.

Gott hat also gerufen und das neue Gottesvolk ist in Masse ausgezogen in der Nachfolge Christi, in einer militia Christi, in der sich die paulinische spirituelle Dimension mit der Realität des bewaffneten Heerzuges verband, der – wie schon Papst Gregor VII. formuliert hat – als Akt der Liebe zu Gott und dem Nächsten geschildert worden ist.[13]

Das Volk, vom Papst als cooperatores Dei apostrophiert, hat nun freilich eine zusätzliche, allem nach von der päpstlichen Kreuzpredigt nicht angesprochene, auch den kirchlichen Traditionen zuwiderlaufende Aufgabe für den Anfang des Unternehmens gesucht und im Rheinland gefunden in einer erschütternden Verfolgung der Juden, besonders in den rheinischen Bischofstätten. Es waren nur einzelne Abteilungen des Volkskreuzzuges, die vielleicht durch unautorisierte Kreuzzugsprediger verführt waren, vielleicht auch während des Anmarsches während der vorösterlichen Zeit durch das Geschehen der Karwoche zu folgenden Überlegungen kamen: „Sehet, wir ziehen den weiten Weg, um die Grab-

12 Hill, R. (ed.): The Deeds of the Franks..., London 1963, mit englischer Übersetzung, S. 1.

13 Vgl. Riley-Smith, J.: Crusading as an Act of Love, in: History 65 (1980), S. 177ff., den sich Gregor VII. entgehen lässt.

stätte aufzusuchen und uns an den Ismaeliten[14] zu rächen, und siehe, hier wohnen unter uns die Juden, deren Väter ihn unverschuldet umgebracht und gekreuzigt haben! So lasset zuerst an ihnen uns Rache nehmen und sie austilgen unter den Völkern, dass der Name Israel nicht mehr erwähnt werde; oder sie sollen unseresgleichen werden und zu unserem Glauben sich bekennen".[15] Die Alternative der Kreuzfahrer, die z. T. mit Städtern zusammenwirkten, lautete also: Taufe oder Tod. Jedenfalls hatten die askenasischen Judengemeinden in Speyer, Worms, Mainz, Köln, usw. durch die Rezeption der palästinensischen Talmud und der Midraschliteratur ein eigenes Gepräge strenger Gesetzlichkeit. Sie erwarteten den Messias nach der Vernichtung des Christentums – und erhofften dieses Ereignis für 1099. Nachdem Buße, Gebet und Wohltätigkeit, denen sich die Juden angesichts der drohenden Gefahr gewidmet hatten, von Gott nicht erhört wurden zur Strafe („zum Verhängnis") für die Versündigung mit dem goldenen Kalb (Ex 32,34), nachdem bischöflicher Schutz und bewaffneter Widerstand gescheitert waren, haben die Judengemeinden „die Kraft und Stärke [besessen], in seinem Tempel zu bestehen, sein Wort zu erfüllen und seinen großen Namen in seiner Welt zu verheiligen" nach dem „Gebot, für die Einheit seines heiligen Namen uns töten zu lassen". Mehr noch: in Erinnerung an die Widerstandskämpfe gegen die Römer, namentlich Rabbi Akiba und seinen Genossen, haben sie, um dem Abfall vom Glauben durch die Taufe zu entgehen, mehrfach gegen die breite jüdische Tradition der Hochachtung des Lebens verstoßen durch die kollektiv-rituelle Selbsttötung. Sie haben damit an das Abraham zugemutete Opfer seines Sohnes Isaac erinnert, das ja auch für die Hingabe des eigenen Sohnes Jesus Christus stand. „Seit dem Tag der Zerstörung des zweiten Tempels waren ihres Gleichen nicht"; „von der Zeit des ersten Menschen [hat es] eine so vielfache Opferung [nicht gegeben], daß 1100 Opferungen an einem Tag stattfanden" – ohne dass indes sich der Himmel verdunkelt hätte, wie damals. „Willst du hierbei an dich halten, Ewiger? denn für dich ließen die Personen ohne Zahl sich umbringen. Mögest du das vergossene Blut deiner Diener rächen bald in unseren Tagen und vor unseren Augen, Amen." In solchen Texten traumatisierter Überlebender beginnt die jüdische Geschichtsschreibung in

[14] Ismael war der Sohn Abrahams und der Hagar, die vertrieben worden sind, nachdem Sarah einen legitimen Sohn geboren hatte: Ismaeliten bzw. Hagarener gehören also zur Familiengeschichte.

[15] So Salomo bar Simson nach der Übersetzung Neubauer/Stern, Hebräische Berichte, 1892, S. 82ff. passim. Die Überlegung zur Wirkung der Fastenzeit bei Hiestand, R.: Juden und Christen in der Kreuzzugspropaganda, in: Haverkamp, A., S. 153ff. bes. S. 205ff.

Deutschland mit einem unerhörten Zeugnis der Glaubensstärke, die freilich den Geist der Rache ebenso wenig durchbrach wie die Ideologie der Kreuzfahrer.

Es ist unmöglich, den Weg der selbstbewussten cooperatores Dei hier zu begleiten. Die Trupps des Volkskreuzzuges, die schlecht diszipliniert und ärmlich ausgestattet waren, haben z. T. schon in Ungarn und auf dem Balkan requiriert und geplündert, so dass sie aufgerieben worden sind und gerade nicht – wie Robertus Monachus schildert – trotz Bewaffnung bescheiden das Nötige kaufen oder gar durch das Beispiel ihrer virtus und patientia, die Heiden von ihrer Wildheit abgebracht haben (Raymond von Aguilers)[16]. Peter dem Eremit, den Anna Komnene den Urheber der keltisch-barbarischen Heuschreckenschwärme nennt, begegnete Kaiser Alexios mit nachsichtlichem Respekt, die Plünderungen seines großen unbelehrbaren Trupps waren aber unerträglich, der schließlich von den Seldschucken aufgerieben worden ist. Aber auch die landschaftlich-rekrutierten Heeresverbände von Führern wie Raimund von Toulouse, Gottfried von Lothringen oder des italienischen Normannen Boemund haben schon unterwegs, dann zumal in Konstantinopel, wo sie endlich April 1097 alle versammelt waren, sich mit den kaiserlichen Truppen Scharmützel erlaubt – sogar am Gründonnerstag, wie Anna entrüstet und unrichtig schreibt. Die Kaisertochter unterscheidet zwischen den Einfältigen, die nach Jerusalem wollen und den Verschlageneren, die nur Konstantinopel erobern wollten, wie die Prinzessin noch Jahre nach der Eroberung der Heiligen Stadt schreibt; besonders Boemund von Tarent, einem alten, verschlagenen aber tapferen Feind des Kaiserreichs begegnete man – nicht ohne Grund – mit Misstrauen. Freilich war die Kreuzzugsidee im abendländischen Sinne dem byzantinischen Reich „völlig fremd. Der Kampf mit den Ungläubigen war hier nichts Neues. Als harte Staatsnotwendigkeit war er den Byzantinern eine Selbstverständlichkeit geworden, nicht als allgemeine christliche Angelegenheit"[17].

Die nötigen Verhandlungen über den Rechtsstatus alten, von den Seldschuken okkupierten Gebiets, das nach byzantinischer Auffassung natürlich an das Reich zurückfallen sollte, komplizierte zumal Kaiser Alexios, indem er von den Baronen einen Treueid, den man früher vielfach als Lehenseid gedeutet hat, verlangte. Herzog Gottfried soll Hugo von Vermandois, der als erster ein solches Juramentum geleistet hatte, einen „Sklaven" genannt haben, Raimund von Toulouse wandte ein, dass

[16] Vgl. für das folgende die Belege bei Dickerhof, H.: Über die Staatsgründung des ersten Kreuzzugs, in: Historisches Jahrbuch 100 (1980).

[17] Ostrogorski, G.: Geschichte des byzantinischen Staates, München ^{3}1963.

er für Gott, nicht für den Kaiser in den Kampf gezogen sei. Es ging also um die Autonomie des Kreuzzugs Deo duce gegenüber der byzantinischen Staatsmacht! Schließlich mussten die Kreuzfahrer, die ja byzantinische Schiffe zum Übersetzen nach Kleinasien brauchten, den Eid leisten; im Gegenzug hat der Kaiser versprochen, durch Lebensmittel, Kriegsgerät und ein griechisches Detachement Unterstützung zu leisten und sein Erscheinen auf dem Kriegsschauplatz in Aussicht gestellt.

Auf dieser Basis haben Byzanz und die Kreuzfahrer erfolgreich kooperiert in der Einnahme der alten Konzilstadt Nikäa, die - vor der Haustüre des Kaisers - Sitz eines Seldschukensultans geworden war; der Zug des Kreuzheers durch Kleinasien hat die Truppen des aus Nikäa vertriebenen Sultans gebunden, der in Dorylaeum eine zweite schmähliche Niederlage in offener Feldschlacht hinnehmen musste; eine dritte Schlacht bei Heraklea bewies mit dem Sieg über die Danischmendiden, dass die Lateiner in Fragen der Taktik keine Tölpel waren, wie Anna Komnene unterstellt. Jedenfalls standen sie am 21. 10. 1097 vor Antiochia, „dem Schlüssel" zum nördlichen Syrien, während die Energie von Unterführern wie Tankred und Balduin den Kontakt zu den in Byzanz verpönten monophysitistischen Armeniern hergestellt hat. Die Westler haben sich als adquisitores des ganzen Römerreichs gefühlt und Befehlshaber in 200 Städten und Burgen „in fidelitate Dei et sacri sepulcri" eingesetzt, die sämtlich in byzantinische Hand übergingen. So konnte der Basileus im Windschatten des Kreuzzugs seine Herrschaft in Kleinasien konsolidieren. Das Marschziel Jerusalem schloss also die Hilfe für die christlichen Brüder in Byzanz de facto ein.[18]

Der dramatische Kampf der Kreuzfahrer um Antiochia vom Oktober 1097 über die Eroberung am 3. Juni 1098 und schließlich zur Behauptung der Stadt mit dem Sieg über den Emir von Mosul am 28. Juni ist zur Weichenstellung im Verhältnis von Lateinern und Byzantinern, aber auch zu einer Wende in Mentalität und Ideologie der Kreuzfahrer geworden.

Die imposant mit 400 Türmen befestigte Stadt, in der ein seldschukischer Emir über eine vorwiegend christliche Bevölkerung aus Griechen und Armenien herrschte, war zu groß als dass das zusammengeschmolzene Heer der crucesignati sie hätte völlig einschließen können, obwohl die Ankunft einer genuesischen Flotte immerhin den Bau befestigter Lager ermöglichte, die im weiten Umkreis fouragieren mussten, gleichwohl aber unter Hunger und Kälte litten, so dass es anfangs 1098 zu Desertionen gekommen ist; folgenreich war insbesondere der Abzug der byzantinischen Abteilung unter dem General Tatikios aus dem Lager der depri-

[18] Vgl. anders Erdmann, wie Anm. 10.

mierten Lateiner, während Kerboga von Mosul ein großes Heer, um dessen Zusammenhalt es freilich schlecht stand, zum Entsatz von Antiochien zusammenbrachte, das freilich mit der vergeblichen Belagerung von Edessa, wo der Lothringer Balduin eine erste lateinische Kreuzfahrerherrschaft über Armenier errichtet hatte, wertvolle Zeit verloren hat.

In dieser extremen Bedrohung, zwischen der belagerten Stadt und dem Heer Kerbogas zerrieben zu werden, hat Boemund von Tarent – der mit einem Unterführer namens Firuz Verbindung aufgenommen hatte, der ihm Eingang in die belagerte Stadt versprach – von den anderen Kreuzzugsführern gegen den Widerspruch des Raimund von Toulouse sich die Herrschaft in Antiochia zusagen lassen, wenn Kaiser Alexios nicht persönlich mit Entsatz nach Antiochia komme; nur so glaubten sie, den Kreuzzug retten zu können. Tatsächlich konnten die Kreuzfahrer mit Hilfe des Firuz die Stadt wenige Tage vor der Ankunft Kerbogas erobern, während Kaiser Alexios, wohl auf Rat des Stefan von Blois, seinen Zug als chancenlos abgebrochen und so die crucesignati im Stich gelassen hat.

Die Lage der Kreuzfahrer, die in einer von Hunger gepeinigten Stadt von Kerboga belagert wurden, war verzweifelt. Hier beginnt nun eine „wunderbare", religiöse Geschichte des Kreuzzugs, auch wenn am Anfang nach Meinung der Forschung nur ein frommer Betrug gestanden hat, von dem schon im lateinischen Lager gemunkelt worden ist. Ein Provençale niedrigen Standes, Petrus Bartholomaeus, offenbarte dem Grafen Raimund, der Hl. Andreas habe ihm mitgeteilt, dass in der Peterskathedrale die Lanze vergraben sei, mit der der römische Hauptmann Christus am Kreuz die Seite durchbohrt hat. Tatsächlich kam bei der Suche eine Lanze zu Tage. Dieses Ereignis hat die Moral der Kreuzfahrer gerettet; ihr Ausfall führte zu einem wunderbaren Sieg über das überlegene Heer Kerbogas, bei dem auch – wie berichtet wird – Kriegerheilige mitgekämpft haben. Boemund hat sich die Zitadelle Antiochiens ergeben, so dass er faktisch Herr der Stadt war.

Gleichwohl hielt ein zermürbender Streit zwischen Boemund und Raimund von Toulouse, der für Restitution Antiochiens an Kaiser Alexios plädierte, die crucesignati ein halbes Jahr im Nordsyrien fest; hier haben sie auch mit dem Aufbau einer lateinischen Kirchenorganisation – auf Kosten der Griechen – begonnen. Dass sich der Normanne dabei durchgesetzt hat, belastete die Beziehung der Kreuzfahrerstaaten zu Byzanz mehr als ein halbes Jahrhundert, eine Solidarität des christlichen Kaiserreichs mit den – aus griechischer Sicht illegitimen – lateinischen Kreuzfahrerstaaten war kompromittiert.

Dieser politische Konflikt der Großen war offenbar nicht nach dem Sinn der einfachen crucesignati, die nach Jerusalem als wahrem Ziel des Unternehmens drängten. Nachdem ein erster Termin für den Aufbruch zur Heiligen Stadt am 1. November verstrichen war, hat – bezeichnend – das einfache Volk um Weihnachten dem Grafen von Toulouse das Oberkommando für den Abschluss des Unternehmens angeboten. Vorher war vom ganzen Heer Papst Urban II. gebeten worden, Führer auf der letzten Etappe nach Jerusalem zu sein! – Endlich am 13. Januar 1099 hat Raimund von Toulouse barfuß-reuig und als Pilger gekleidet die letzte Wegstrecke eröffnet und die anderen Führer – mit Ausnahme des Boemunds – nach sich gezogen. Als Raimund sich freilich in eine Belagerung von Arqa (nördlich von Tripolis) verbissen hat, statt mit den Kleinemiren sich vertraglich zu einigen, hat das Volk, das sich als neues, auserwähltes Gottesvolk verstanden hat, gemurrt, weil es zum Erbgut der Christen kommen wollte. Der Kreuzzug hat nach dem langen Aufenthalt in Syrien eine neue Zielstrebigkeit nach Jerusalem entwickelt.

Endlich, am 7. Juni 1099, haben die Kreuzfahrer rund drei Jahre nach dem Aufbruch die Heilige Stadt erblickt; der Hügel erhielt den Namen Montjoie. Am 13. Juni versuchte das Heer einen ersten Sturm auf Jerusalem, musste aber erkennen, dass man Belagerungsmaschinen brauchte, um zum Ziel zu kommen. Die Stadt war zeitweilig von den Artuqiden als seldschukisches Lehen beherrscht worden. Kurz vor der Ankunft der Kreuzfahrer, 1098, hatten die ägyptischen Fatimiden die Stadt zurückerobert. Eine fatimidisch-schiitische Gesandtschaft hatte den Lateinern ein Bündnis gegen die sunnitischen Seldschuken angeboten. Der Islam durchlitt also eine Phase inneren Verfalls und der Entsolidarisierung; das erklärt u.a. den Erfolg des ersten Kreuzzugs. Dass die Fatimiden kein Verständnis für die Ziele der crucesignati hatten, wird daraus deutlich, dass sie den möglichen Bündnisgenossen den Besuch in Jerusalem nicht zugestehen wollten. Kennzeichnend gibt es auch keinen spezifischen Terminus für die Kreuzfahrer, die durchweg nur als Franken bezeichnet werden. Jerusalem als Ort des Himmelsritts des Propheten Mohammed war eine von den Mystikern propagierte Vorstellung, die erst Zengi, der Herrscher von Mosul und Aleppo, den die Lateiner Sanguinus nannten, nach der Eroberung Edessas 1144 als religiöse Herrschaftslegitimation aufgegriffen hat; zunächst hat er vor allem gegen muslimische Konkurrenten gekämpft, erst sein Sohn Nur ad-Din hat die Eroberung Jerusalems für den Islam zum Ziel erhoben, die seinen Nachfolger Saladin nach der Katastrophe von Hattim 1187 gelingen sollte.

Zurück ins Jahr 1099: die Fatimiden hatten eine ansehnliche Besatzung nach Jerusalem gelegt und die Christen, die als unzuverlässig gal-

ten, aus der Stadt vertrieben. Zugleich war eine ägyptische Armee im Anmarsch, so dass sich die Gefahrsituation wiederholte, die man vor Antiochia erlebt hatte. Wieder hat eine Vision eines gewissen Petrus Desiderius für Siegeszuversicht gesorgt. Danach sollten die crucesignati durch Gebet und Fasten sich reinigen, dann eine Prozession um die Heilige Stadt vollziehen; nach 9 Tagen werde dann Jerusalem fallen. Man denkt an eine Modifikation des Berichts in Josua Kap. 6 über den Fall von Jericho. Tatsächlich fand die Prozession am 8. Juli statt, Petrus der Eremit, ein Prediger des Volkkreuzzugs, der in Antiochia desertiert, aber wieder eingefangen worden war, machte den Pilgern mit einer Predigt auf dem Ölberg Mut. In der Nacht vom 13./14. begann der Sturm, der am 15. Juli von Erfolg gekrönt war. In einem grauenvollen Blutbad wurden die Muslime, aber auch die Juden niedergemetzelt und damit die Vorschrift erfüllt, die Deuteronomium 20,16 für die Eroberung von Städten erlässt, „die der Herr, dein Gott, dir als Erbbesitz gibt"; dort „darfst du nichts, was Atem hat, am Leben lassen."[19] – Die Atrozität der Glaubenskrieger wurde in Byzanz gerügt, in den islamischen Zentren haben sie Entsetzen erregt! – Der Sieg gegen das ägyptische Entsatzheer für Jerusalem, das zu spät kam, bei Askalon am 12. August 1099, hat die christliche Herrschaft am heiligen Grab fürs Erste gesichert. Das Unternehmen Deo duce hat aber nicht zu einer Theokratie unter einem Patriarchen geführt, sondern einen Laien zum Führer gemacht, Gottfried von Lothringen, der – wie es Raimund von Toulouse vorgegeben hat – freilich nicht als König regieren konnte, weil es unmöglich erschien, dort eine Krone zu tragen, wo Christus die Dornenkrone getragen hat.

* * *

So kommt in der Wahl Gottfrieds zum advocatus sacri sepulcri noch einmal der Bezug zu Christus zum Ausdruck, der im Kreuz als Symbol der Christusnachfolge, auch in der rettenden Rolle der heiligen Lanze, vor allem aber in der Deutung des Unternehmens als Akt der Liebe prominent hervortritt, verzerrt in der Rache für Christi Tod an den Juden des Rheinlands.

Daneben aber spielt der alttestamentarische Gott, der sein Volk als Herr der Geschichte in sein „Erbteil" führt[20] eine große Rolle, – ein Mo-

[19] Das Kapitel gibt abweichende Anweisungen für Städte, die nicht Erbgut sind und sich unterwerfen (Versklavung) bzw. die kämpfen, wo aber nur die Männer getötet werden, Frauen, Kinder und Greise verschont werden.

[20] Vgl. meinen Beitrag, wie Anm. 16, bes. S. 101f.

tiv, das zugleich auch Probleme der Jerusalemwallfahrt im 11. Jahrhundert und ihrer Mutation in Staatlichkeit aufnimmt. Ausgangspunkt ist Augustins Exegese von Numeri 21 in Verbindung mit Deuteronomium 2,30ff. in den questiones in heptateuchum. Auf dem Zug ins gelobte, verheißene Land wiedersetzt sich der Amoriterkönig Seon dem Ersuchen Israels um unschädlichen Durchzug durch das Königreich, der nach Augustin jure humanae societatis patere debet. Gott hat aber das Herz Königs Seons verhärtet, so dass er den transitus inoxius mit Gewalt verhindern wollte und sein Reich – das außerhalb der terra repromissionis lag – Israel hinzugegeben worden ist. Natürliches Verkehrsrecht und göttliche Geschichtslenkung treffen also zusammen. Hrabanus Maurus und die Glossa ordinaria haben diese Stelle in der Exegese weitergereicht, Ivo von Chartres hat sie in die wissenschaftliche Kanonistik eingebracht, Gratian endlich, der Vater der wissenschaftlichen Kanonistik, hat sie in seinem Dekret zur Kriegslehre zitiert und ausführlich im Kontext göttlicher Geschichtslenkung besprochen (C 23 q 2 c. 3 bzw. dictum Gratiani zu C 23 q 5 c. 49). Hier führt er auch Werkzeuge an, die keine staatliche Autorität haben, die für den gerechten Krieg erfordert war, wie etwa viri sancti und Völker, die durch göttlichen Befehl in Gang gesetzt worden waren (populos divino jussu excitatos). Er denkt speziell an ein Volk ohne königliche Regierung. Ein solches Volk darf unter der Führung Gottes auch Vernichtungskriege schuldfrei führen, solang es dies nicht aus Hab- oder Herrschsucht tut. Er nennt das Volk der peregrini, die, wie einst die Juden, von Gott angetrieben waren, „excitatus ad occupandam terram promissionis et ad delendam gentes peccatrices". Der Kreuzzug wird also, wenn ich recht sehe, von Gratian auf die natürliche Verkehrsfreiheit und auf den göttlichen Auftrag zurückgeführt, der – wie im Kanon von Clermont – mit reiner Gesinnung ohne Selbstsucht erfüllt werden muss. Der Kreuzzug Deo duce ist also ein potentieller Staat, der nicht nur das Erbgut Gottes, sondern auch andere Herrschaften besetzen kann, die sich ihm (wie z. B. Antiochia) in den Weg stellen. Dabei geht Gratian von der Parallelität des alten und des neuen Israel der Kirche aus. – Der Gott der Geschichte, von dem Gratian spricht, hat befremdliche, alttestamentarische Züge. Aber er hat in der abendländischen Christenheit zusammen mit dem neuen evangelischen Christusbild Gefolgschaft und Kräfte mobilisiert, die durch herrschaftliche Einhegung in der byzantinischen Geschichte und in der Welt des Islams nicht zur Entfaltung gekommen sind.

Literatur

Chazan, R.: European Jewry and the First Crusade, Berkeley 1987.

Cowdrey, H. E. J.: Popes, Monks and Crusaders, London 1984.

Erdmann, C.: Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, Stuttgart 1935 [Klassiker].

Haverkamp, A. (Hg.): Juden und Christen zur Zeit der Kreuzzüge, Berlin 1999.

Mayer, H. E.: Geschichte der Kreuzzüge, Stuttgart u.a. ^{8}2000.

Prawer, J.: Die Welt der Kreuzfahrer, Wiesbaden ^{2}1976.

Riley-Smith, J. (Hg.): Großer Bildatlas der Kreuzzüge, Freiburg u.a. 1992.

Riley-Smith, J.: The First Crusade and the Idea of Crusading, London 1986.

Riley-Smith, J.: What were the Crusades? London 1977.

Setton, K. M. (ed.): A History of Crusades, Bd. VI, Philadelphia 1989. [S. 518ff. Bibliographie]

Quellen in Übersetzungen

Aachen, A. v.: Geschichte des ersten Kreuzzugs, übers. von H. Hefele, 2 Bde., Jena 1923.

Gabrieli, F.: Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht, München 1975. [Auszüge!] (ND 1999)

Komnene, A.: Alexias [Enkomiastischer Epos über Kaiser Alexios I. (1081-1118), von seiner Tochter Anna (geb. 1083) nach 1136 geschrieben], übers. von D.R. Reinsch, Köln 1996.

Lilie, R. J.: Byzanz und die Kreuzfahrerstaaten, München 1981, [c. 1: Erwartungen und Mißverständnisse: Der erste Kreuzzug nach Byzanz].

Neubauer, A./Stern, M.: Hebräische Berichte über die Judenverfolgungen während der Kreuzzüge, Berlin 1892. (ND. 1997)

Southern, R. W.: Western Views of Islam in the Middle Ages, Cambridge 1962.

(Weitere Quellen – insbesondere die Gesta Francorum – liegen in englischer und französischer Übersetzungen vor.)

Die Ausgrenzung der Juden im Recht süddeutscher Territorien vom 16. bis zum 19. Jahrhundert

Von Reinhard Heydenreuter

I. Einleitung

Am 1. Juni 1750 erließ der Bischof von Würzburg für sein Hochstift eine Judenverordnung, die im § 5 folgendes bestimmte:

Juden und Christen sollen ... nicht in einem Hause beisammen wohnen, da die unter denselben daraus entstehende Gemeinschaft zum öffentlichen Ärgernisse Anlaß gibt, auch in den geistlichen Rechten verboten ist. Den Beamten wird daher anbefohlen, dieses Beisammenwohnen in Zukunft nicht nur nicht zu gestatten... sondern auch, wo sich dermal dergleichen Gemeinschaft in solchen Häusern vorfinden, diesen Mißstand abzuschaffen. Da die Juden durch unflätiges Haushalten, die von ihnen bewohnte Häuser verunreinigen, den Nachbarn damit zur Last fallen, ja öfters Krankheiten verursachen: so wird denselben unter Androhung des Verlustes ihres Schutzes besondere Reinlichkeit anempfohlen und den Behörden aufgetragen, öftere Nachsicht zu pflegen

Erstaunlicherweise finden wir diese für Judenverordnungen des 16. bis 18. Jahrhunderts typischen diskriminierenden Bestimmungen noch einhundert Jahre später als weitergeltendes Recht (für das Gebiet des ehemaligen Hochstiftes) im Königreich Bayern. Abgedruckt wurden diese Teile der Würzburger Judenordnung in den von Georg Michael Ritter von Weber 1842 herausgegebenen *Provinzial- und Statutarrechten des Königreichs Bayern fürUnterfranken und Aschaffenburg*[1]. Der Jurist und Appellationsgerichtspräsident Weber druckte in seiner Sammlung noch zahlreiche andere ähnlich formulierte Judenrechte süddeutscher Territorien ab, soweit sie im Königreich Bayern noch Geltung hatten. Webers mehrbändiges Werk, das als Hilfsmittel für die Richter und Juristen im Königreich Bayern gedacht war, wird so für uns eines der wichtigsten Zeugnisse für die bis weit ins 19. Jahrhundert reichende rechtliche Ausgrenzung der Juden in Süddeutschland.

Schon ein flüchtiger Blick auf die vielfältigen regionalen Rechte im Königreich Bayern, die bis zur im Jahre 1900 erfolgten Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) galten (und damit die zahlreichen in Bayern aufgegangenen Territorien repräsentierten), zeigt uns, dass gerade

[1] Weber, Bd. 3/1, 1842, S. 497.

das Recht der Juden in den süddeutschen Staaten seit dem 16. Jahrhundert eine überragende Rolle spielte. Das liegt daran, dass fast alle Landesherren und Obrigkeiten aus finanziellen, sicherheitspolitischen und religiösen Erwägungen heraus die Stellung der Juden in ihrem Gebiete zum Gegenstand rechtlicher Regelungen machten. Beispielsweise erschöpfte sich die Gesetzgebung der Fürsten Schwarzenberg für ihre gefürstete Grafschaft Schwarzenberg vor allem in Judenverordnungen. So wurden dort 1756, 1764, 1791 und 1797 Judenverordnungen publiziert, die an Umfang und Regelungsgenauigkeit alle anderen Gesetzgebungsbemühungen des Fürstenhauses überragten.[2] Diese und andere rechtlichen Regelungen galten auch nach dem Übergang der jeweiligen Territorien (mit deren jüdischen Einwohnern) an Bayern weiter, so dass wir im Königreich Bayern bis zur endgültigen Gleichstellung der Juden 1871 neben dem alten kurfürstlich bayerischen Judenrecht und den gesetzlichen Regelungen des Königreichs noch zahlreiche regionale Judenrechte haben, unter denen vor allem die Judenrechte der Hochstifte Würzburg und Bamberg sowie der Markgraftümer Ansbach und Bayreuth von Bedeutung waren. In diesen Judenordnungen wurden vorwiegend die folgende Themenkreise normiert:

(9) Grundsätzliche Zulässigkeit und Modalitäten des Aufenthalts von Juden in einem Territorium
(10) Grunderwerb und Güterhandel der Juden
(11) Geschäftstätigkeit der Juden, Verträge mit Christen, berufliche Tätigkeiten
(12) Religionsausübung der Juden

II. Die Niederlassung im Territorium

1. Herzogtum und Kurfürstentum Bayern

Gerade am Recht der Juden lässt sich sehr gut zeigen, wie geltungsschwach und daher wiederholungsbedürftig rechtliche Regelungen in der Zeit des Absolutismus waren. Das gilt insbesondere dann, wenn die jeweilige Gesetzgebung (wie beim Niederlassungsrecht für Juden) von aktuellen Erwägungen bestimmt waren, wie etwa im Herzogtum Bayern des 16. Jahrhundert, wo der eben an die Regierung gekommene Herzog Albrecht V. (1550-1579) auf Druck der Landstände und ermutigt durch die Reichspolizeiordnung von 1548 (die das Judenregal in den Händen

[2] Weber, Bd. 2/1, 1838, S. 379.

der Landesherren bestätigte und den Wucher der Juden unter Strafe stellte) die Juden mit Mandat vom 23. 12. 1551 aus dem Herzogtum wies. Obwohl damit seit 1551 im Herzogtum und Kurfürstentum Bayern den Juden (ebenso wie den Wiedertäufern sowie den lutherischen und calvinistischen *Sektierern*) die Niederlassung de jure untersagt war und obwohl dieses Verbot Eingang in die Landes- und Polizeiordnungen (von 1553 und 1616) fand, so zeigen doch die späteren landesherrlichen Maßnahmen, dass diese Verbote keineswegs konsequent Beachtung fanden.

Das erklärt sich vor allem aus der Tatsache, dass im Alten Reich sowohl die Ausweisung von Juden als auch deren Duldung in der Regel wirtschaftlich motiviert waren. Das galt auch für die Ausweisung der Juden aus dem Herzogtum Bayern 1551, die nicht, wie man annehmen könnte,[3] ein Werk der Gegenreformation war. Die Ausweisung durch den Herzog erfolgte nämlich vor allem auf Druck des (damals fast schon protestantischen) Adels sowie der (aus Gewerbekonkurrenzgründen) judenfeindlichen Kommunen. Wie wenig die Judenausweisungen in der Regel mit der Gegenreformation zu tun hatten, zeigt auch die Tatsache, dass (wohl nach bayerischem Vorbild) 1555 die Juden auch aus dem protestantischen Fürstentum Pfalz-Neuburg ausgewiesen wurden.

Im Herzogtum und Kurfürstentum Bayern pflegte man die Aufenthaltsverbote von 1551, 1553 und 1616 vor allem durch landesherrliche Einzelgenehmigungen (Pässe, Toleranzpatente oder Schutzbriefe) zu durchbrechen. Aber auch die politischen Ereignisse, wie etwa der spanische Erbfolgekrieg und die Besetzung des Kurfürstentums Bayern durch die Österreicher bis 1715 gab den Juden die Möglichkeit, sich weitgehend unbehelligt im Lande niederzulassen. Als Max Emanuel nach Ende des Kriegs wieder nach Bayern zurückkam, gehörte die Ausweisung der Juden am 22. März 1715 zu seinen ersten Regierungsmaßnahmen.[4] Doch auch dieser Ausweisungsbefehl wurde nur noch halbherzig durchgeführt. Die Ausnahmen waren bereits die Regel geworden. Auch ein an die Juden adressiertes strenges Verbot vom 12. November 1726, das Laubhüttenfest zu feiern, zeigt nur, dass es im Kurfürstentum Judengemeinden gab. Eine Sonderstellung, von der auch andere Juden profitierten, genossen im Kurfürstentum Bayern die jüdischen Hoffaktoren, ohne deren Finanzkünste ein bayerischer Kurfürst im 18. Jahrhundert nicht mehr auskam. Beim Tode Max Emanuels hatte die jüdischen Bankiers Forderungen gegen den bayerischen Fiskus in Höhe von 5 ½ Millionen Mark. Das entsprach den gesamten Staatseinnahmen von zwei Jahren. Auch

[3] Schwarz, 1963, S. 57.
[4] Schwarz, 1963, S. 61.

eine weitere Ausweisung und Annullierung aller für Juden ausgestellten Pässe im Jahre 1732 war weitgehend unwirksam und wohl nur auf Außenwirkung bedacht.

Die stillschweigende Wiederzulassung und Duldung der Juden im Kurfürstentum hing vor allem damit zusammen, dass seit 1623 mit dem Erwerb der Oberpfalz auch bedeutende Judengemeinden zum Kurfürstentum gekommen waren. So wurde etwa nach 1662 Schnaittach mit seiner Judengemeinde dem kurfürstlichen Herrschaftsgebiet zugeordnet und 1740 fiel nach dem Aussterben der Grafen von Wolfstein der Ort Sulzbürg an Bayern, wo um die Mitte des 18. Jahrhunderts 28 Familien mit insgesamt 135 Juden saßen. Durch die Vereinigung der wittelsbachischen Länder unter dem Pfälzer Kurfürsten Karl Theodor kamen ab 1777 die alten Judengemeinden in Sulzbach und Pfalz-Neuburg zum Kurfürstentum, was eine entsprechende Toleranzpolitik unumgänglich machte. 1760 hatte Sulzbach eine eigene Judenordnung erhalten, in der die unbeschränkte Religionsausübung, Handelsfreiheit und die Erlaubnis zum Häuserbau normiert wurde. Besonders die Gemeinde Floß hatte ein bedeutende Judensiedlung; auf dem sogenannten Judenberg befand sich das einzige Ghetto in Bayern im 18. Jahrhundert. Erst 1819 wurde die Judengemeinde Floß aufgelöst und der Ortsgemeinde Floß einverleibt.[5]

Eine kurfürstliche Verordnung vom 27. November 1750[6] wies schließlich darauf hin, dass die aus dem Jahre 1551 herrührenden Bestimmungen der Landes- und Polizeiordnung (Aufenthaltsverbot, Verbot des Vertragsschlusses zwischen Christen und Juden) nicht auf Juden mit entsprechenden Privilegien und Rechten anwendbar seien. Die Vertragsfreiheit wurde nun für Verträge zwischen bayerische Untertanen oder Landsässen und ausländischen Juden gebilligt, soweit diese Verträge nicht offensichtlich wucherisch waren. Dass nun aber auch im Kurfürstentum selbst schon wieder zahlreiche Juden saßen und handelten, blieb nun auch den Regierungsstellen nicht mehr verborgen. Am 14.7.1753 wurde der für Justiz und Sicherheit zuständige Hofrat bezeichnenderweise vom Landesherrn darauf aufmerksam gemacht, *daß sich in hiesiger Residenzstadt...viele Juden dermalen gleichsam wie ansässig aufhalten...Ihro Churfstl. Durchlaucht...wollen...daß (kein) Jud, so nicht allhier notwendig zu tun und derowegen sonderbaren Paß erhalten, fernerhin mehr geduldet.*[7] Wenig später, am 2.9.1786 wurde der *Judenschaft allhier* die Genehmigung erteilt, das *Lauberfest* zu feiern, wenn sie 500 fl. an die

[5] Schwarz, 1963, S. 87.
[6] Mayr, Bd. 2, 1784, S. 1266.
[7] Mayr, Bd. 4, 1788, S. 776.

Armenkasse zahlten.[8] Ein beachtliches Zugeständnis, wenn man bedenkt, dass 1726 der bayerische Kurfürst noch Kriminalstrafen für das Feiern des Laubhüttenfestes angedroht hatte!

2. Andere Territorien

Die Niederlassung der Juden in denjenigen Territorien des Alten Reichs, die eine solche Niederlassung (Rezeption) duldeten, war von den unterschiedlichsten Voraussetzungen abhängig. Der bayerische Jurist Kreittmayr meinte 1756 dazu: *Die Conditiones und Cautelae, worunter man sie zu recipiren pflegt, sind gemeiniglich diese, daß sie friedlich, ruhig und ohne Ärgernis leben, sich durch besondere Kleidung distinguieren und erkenntlich machen, keine gestohlenen Sachen an sich bringen, Betrug, Wucher und Gotteslästerungen oder Schändungen und Schmähungen gegen unsere Religion nicht ausüben, in der Karwoche und am Ostertage nicht nur im publico nicht erscheinen, sondern auch Türe und Fenster verschließen, sich weder bei Christen als Dienstboten und Ehehalten verdingen, noch diese zu dergleichen Diensten annehmen, christliche Säugammen nicht gebrauchen, ihre Kinder, welche post annos discretionis convertiren wollen oder andere dahin Inclinierende keineswegs davon abhalten, viel weniger einen Christenmenschen verführen und zu ihrer Religion bereden sollen oder was dergleichen mehr ist.*[9]

Als Beispiel für die Kosten einer solchen Judenaufnahme seien nur die (preiswerten) Tarife der gefürsteten Grafschaft Schwarzenberg genannt. Dort war nach der Judenverordnung vom 31. Juli 1756 ein Vermögen von mindesten 400 fl. und ein Nachweis über gute Führung für die Aufnahme erforderlich. Als Aufnahmegebühr wurde für die zwei Städte Scheinfeld und Marktbreit 20 Reichstaler, in den Flecken und Dörfern 15 Reichstaler verlangt Das jährliche Schutzgeld betrug 6 Reichstaler.[10]

Die Juden, denen die Niederlassung gestattet worden war, konnten offensichtlich nicht immer von bereits am Ort befindlichen Juden aufgenommen werden oder sich ein eigenes Haus kaufen, sondern mieteten sich zunächst bei Christen ein. Dieses Nebeneinander- und Miteinander von Christen und Juden war verboten, wie die schon eingangs zitierte Würzburger Verordnung vom 4.2.1736 zeigt. Auch die Ansiedlung in der Nähe von Kirchen oder in judenfreien Gebieten untersagte eine Würzburger Verordnung vom 2.9.1765. Üblich war es auch, den Zuzug und die

[8] Mayr, Bd. 4, 1788, S. 697.
[9] Kreittmayr, Anmerkungen V, 1844, S. 586.
[10] Weber, Bd. 2/1, 1838, S. 635.

Ansiedlung der Juden auf bestimmte Orte und auf eine bestimmte Zahl zu begrenzen. Typisch ist etwa insoweit die Regelung im Großherzogtum Würzburg, wo nach Erwerb der ritterschaftlichen Gebiete 1806, in denen sehr viele Juden saßen, der Versuch gemacht wurde, die *auf mehreren Rittergütern verhältniswidrig angewachsenen Anzahl der Juden zu vermindern.*

Zu den größeren Gebieten in Süddeutschland, in denen die Juden seit dem 15. Jahrhundert kontinuierlich saßen, gehörten die Markgraftümer Ansbach und Bayreuth. Auch dort hatten im 15. Jahrhundert vertriebene Juden, etwa aus der Reichsstadt Nürnberg, Zuflucht gefunden. Auch hier waren es die Landstände, die wie in Bayern mehrfach im 16. Jh. die Ausweisung betrieben. Besonders die zünftisch regierten Städte und Märkte empfanden den jüdischen Handel und die jüdischen Wechsel- und Pfandgeschäfte als schwere Belastung. Da die Markgrafschaft von reichsritterschaftlichen Orten durchsetzt und flankiert war, brachten sich die Juden vor den Ausweisungen und Gewalttätigkeiten zwischen 1560-64 vor allem in den reichsritterschaftlichen Gebieten in Sicherheit, um dann, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, ungeachtet der Verbote an ihren alten Wohnort zurückzukehren. Kreittmayr kommentierte 1756 diese wirkungslosen Ausweisungsverfügungen der Territorien wie folgt:...*findet die Judenschaft hier und dort allerhand Wege sich einzuschleichen und es trifft allerdings bei ihr ein, was Tacitus...von den Astrologen und Sterndeutern schreibt: est genus hominum, quod semper vetatur, semper toleratur.*

III. Der Judenleibzoll

Der Judenleibzoll (Leibgeld) gehörte zu den einschneidensten Rechtsbeschränkungen der Juden im Alten Reich. Er ging von dem Grundsatz aus, dass Juden bei der Durchreise durch ein Territorium, in dem sie keinen Schutz genossen, wie Zollsachen zu behandeln sind. Die Anwendung von Sachenrecht auf Menschen ist uns aus dem Sklavenrecht der Antike bekannt und basiert auf der Vorstellung von der Kammerknechtschaft der Juden. Dieses ursprünglich kaiserliche Regal war im Laufe der Zeit auf die Landesherren übergegangen und wurde bald von allen Territorien des Alten Reichs in Anspruch genommen, zumindestens in der Form des Leibzolls. In Ansbach ist der Leibzoll schon seit dem 15. Jh. überliefert, er wird auch von Judenleichen verlangt, die durch das Land geführt werden.

Dieser Leibzoll wurde in der Regel als Tagesgebühr unmittelbar an der Grenze erhoben. Konnte ein Jude den Leibzoll nicht bezahlen, so musste er, was offensichtlich öfters vorkam, die mitgeführte Habe verkaufen oder er musste im Niemandsland zwischen zwei Territorialgrenzen solange ausharren, bis ihn jemand auslöste. Im Kurfürstentum Bayern wurde der Leibzoll durch kurfürstliches. Dekret vom 22. April 1733 eingeführt. Dieser ersetzte bzw. ergänzte die bisher übliche Geleitgebühr, wie sie etwa in der Landesordnung 1616 vorgeschrieben war. Jeder Jude, der keinen Freipass hatte, musste beim Eintritt ins Land zwei Gulden, bei den übrigen Zollstätten 15 Kreuzer und darüber hinaus täglich, solange er im Lande sich aufhielt, 15 Kreuzer Leibgeld zahlen. Judenfrauen zahlten die Hälfte. Durch den Leibzoll (im Kurfürstentum Bayern betrug er etwa Ende des 18. Jh. 20 Kreuzer pro Tag) wurde ein eventueller Verdienst der Juden schnell aufgebraucht, für viele war er ruinös, insbesondere weil die sonstigen Waren, die Juden mit sich führten, doppelt oder rein willkürlich besteuert wurden. Als etwa 1676 die aus Wien vertriebenen Juden durch Bayern zogen, waren erhebliche Summen an Zoll (gestaffelt nach Vermögen) plus 40 Kreuzer Leibzoll pro Person und Tag sowie zusätzliches Geleitgeld fällig. Die zusätzliche Bezahlung von Geleitgeld, eine Art Versicherungspolice, zeigt, dass der Leibzoll nicht als Garantie für sicheres Geleit gesehen wurde, sondern tatsächlich nur als Warenzoll verstanden wurde.[11]

Viele Territorien schafften schon im 18. Jahrhundert den Leibzoll ab, Ansbach etwa 1737 und das Kurfürstentum Bayern (unter österreichischer Besetzung) 1744. Im Kurfürstentum Bayern wurde er freilich wenig später wieder eingeführt, um dann endgültig erst mit Regierungsantritt Max IV Joseph 1799 zu fallen (im Königreich allgemein erst 1808). Humanistische Erwägungen und Nachklänge der Aufklärung sind im Großherzogtum Würzburg anlässlich der Abschaffung des Leibzolls am 30. Dezember 1806[12] zu hören: *Es war nicht aus Mangel an Einsicht oder im Gefühl der Menschenwürde, daß der Judenleibzoll bis auf diese Zeiten in unserm Großherzogtum erhoben wurde. Diese, die Juden in die Klasse verbotener Waren herabsetzende Abgabe wurde von der Regierung als Mittel gebraucht, um das Eindringen vermögensloser und dem Diebsgewerbe ergebener Juden in das Land zu hindern und vorzüglich dem wucherischen Handel Schranken zu setzen, welchen ein großer Teil der über die Gebühr auf den ritterschaftlichen Gütern vermehrten Judenschaft in die diesseitigen Lande trieb. Wir würden diese Abgabe gleich nach Antre-*

[11] Schwarz, 1963, S. 36ff.
[12] Weber, 1842, Bd. 3/1, S. 479.

tung Unserer Regierung aufgehoben haben, wenn die zu Unserem Großherzogtume gehörige Ritterschaft von einer fremden Gewalt Unserer Herrschaft nicht vorenthalten und wie auswärtig gehandelt worden wäre. Nun aber, da Unsere höchste Gewalt über die ingesessene Ritterschaft Unsers Großherzogtums in Gemäßheit Unsers Beitritts zu der rheinischen Conföderation anerkannt worden ist, eilen Wir, einen Abgabe aufzuheben, welche ungeachtet der hier unterschobenen edleren Zwecke dennoch Unsern Grundsätzen und Unserer Achtung für die Würde des Menschen widerstreben... Die Juden wurden nun am 1. Januar 1807 anderen Fremden gleichgestellt, die ritterschaftlichen Juden, die der Grafschaft Ortenburg und die Juden in den Gebieten des Deutschen Ordens und des Malteserordens wurden den altwürzburgischen Juden gleichgestellt und mit gebührenpflichtigen Schutzpatenten (je nach Vermögenslage jährlich zwei bis zehn Gulden) ausgestattet, die ihnen dann den Handel im gesamten Großherzogtum erlaubten.

IV. Sonstige steuerliche Belastungen

Grundlage der Duldung der Juden war ihre finanzielle Ausbeutung, insbesondere die Möglichkeit einer leichten Besteuerung. Interessanterweise häuften sich kaiserliche Schutzbriefe für Juden, verbunden mit entsprechenden Abgaben, zu einer Zeit, als die Reichsstädte nicht mehr im gewünschten Umfang vom Kaiser in Anspruch genommen werden konnten. Besonders seit dem 15. Jahrhundert wurden nun Juden vor allem für die Bestreitung der Kosten der Reichstage herangezogen. Daraus resultiert auch das Judenregal des Grafen von Pappenheim, der als Reichserbmarschall Reichsquartiermeister war und die Reichstage vorzubereiten hatte. Zu diesem Zweck wurden ihm in der jeweiligen Reichsstadt die Judenabgaben und die Juden zugewiesen. Die sonstigen Abgaben der Juden in Territorien und vor allem in Städten sind zahllos. In Hof mussten die Juden am Karfreitag, weil *ihre Voreltern unseren Herrn Jesum unschuldig ermordet* der Jugend zur Feier des Osterfestes eine Abgabe entrichten, die im Wirtshaus ausgegeben wurde. Als sich 1515 die Juden weigerten, diese Abgabe zu entrichten, wurden ihre Häuser von Jugendlichen geplündert.[13] Das Steuer- und Abgabenerfindungsrecht der Territorien, das ja im 18. Jh. seinen Höhepunkt erreichte, war gegenüber Juden besonders gestalterisch.

Erleichtert wurde die Steuererhebung bei den Juden, weil sie eine kirchliche Gemeinschaft bildeten, entweder auf der Ebene einer Stadt

[13] Schwarz, 1963, S. 35.

oder eines Territoriums, aber auch auf Reichsebene. Eine gegen Juden verhängte Steuer konnte vom Berechtigten daher pauschal von der organisierten jeweiligen Gemeinschaft eingehoben werden.

V. Strafrechtliche Probleme

Im Strafrecht waren die Juden den Christen gleichgestellt, d. h. sie waren dem gleichen Recht unterworfen. Ein Problem der Judengesetzgebung bestand darin, dass man Juden als Ungläubige prinzipiell nicht im Land dulden durfte, dass also der Aufenthalt als solcher de jure ein Delikt darstellte. Zwar war ihre Stellung besser als die von *Ketzern*, die als Getaufte wegen ihres Abfalls vom Glauben bestraft wurden. Ergebnis dieser juristischen Ausformulierung des Ketzereitatbestands waren die Wiedertäufer- und Hexenverfolgungen des 16. Jahrhunderts. Der Strafverfolgung wurden in den katholischen Gebieten lediglich die reichsrechtlich zu duldenden *Ketzer* (Sektierer) entzogen, also Protestanten (1555) und Reformierte (1648). Auch die Juden als Ungläubige konnten sich, geschützt durch reichsrechtliche Duldung und Gesetzgebung, dem strafrechtlich-religiösen Verfolgungswahn des 16. und 17. Jahrhunderts weitgehend entziehen. Schon durch ein Privileg Kaiser Karl V. vom 12. August 1530 waren die Juden vor Zwangstaufen geschützt und es war ihnen die freie Religionsausübung zugestanden worden.

Als Ungläubigen war den Juden allerdings der Verkehr mit Christen sowie Bekehrungsversuche bei Strafe verboten. (*Verführt er einen Christen und beredet ihn zur Annehmung des jüdischen Glaubens oder übt Gewalttätigkeit gegen einen convertierten Juden seiner Conversion halber aus, so wird er an Hab und Gut und Leben gestraft.*[14]). Auch sonst waren sie dem Strafrecht der Ungläubigen unterstellt. So ist beispielsweise im bayerischen Strafgesetzbuch von 1751 die Unzucht mit jüdischen, türkischen oder anderen ungläubigen Personen unter Strafe gestellt. Noch im Schwabenspiegel war dafür die Todesstrafe angedroht.

Zur Sicherung des landesherrlichen Judenschutzes, des Leibzolls und der anderen landesherrlichen Begünstigungen, die als Einnahmen beträchtlich zu Buche schlugen, bedurfte es vielfach strafrechtlicher Maßnahmen, um die Juden vor Angriffen auf Leib und Gut zu schützen. Die strafrechtliche Normierung solcher Verboten empfahl sich schon deswegen, weil der Landesherr für die Sicherheit der Juden und ihrer Ware garantierte und auch ohne schuldhaftes Verhalten Schadensersatz leisten musste, wenn der Schutzjude oder der sich mit landesherrlicher

[14] Kreittmayr, Anmerkungen V, 1844, S. 587.

musste, wenn der Schutzjude oder der sich mit landesherrlicher Bewilligung im Territorium aufhaltende Jude durch einen Untertan zu Schaden kam. Im Hochstift Würzburg wurde durch Verordnung vom 26. Mai 1666[15] bei Strafe von 50 Reichtalern verboten, dass irgend jemand Schutzjuden oder durchreisende Juden mit Worten oder Tätlichkeiten angreife. Im Kurfürstentum Bayern wurde noch am 17.8.1787 allen, die Juden beleidigen, eine empfindliche Kriminalstrafe angedroht.[16]

VI. Der Kauf von Immobilien durch Juden

Mit am detailliertesten wurde der jüdische Grunderwerb geregelt. Dieser war fast durchgängig in allen süddeutschen Territorien, wo die Niederlassung gestattet war, von der landesherrlichen Bewilligung abhängig (Würzburger Verordnungen von 27.1.1717 und 1.6.1750; Eichstätter Generale vom 14.3.1726, 23.6.1738 und 9.4.1750 und 1.8.1751[17]). Beschränkungen unterlag auch die Wahl des Hauses bzw. des Grundstücks, so durften sich etwa nach der Würzburger Verordnung vom 2.9.1765 die Juden keine Häuser in Kirchennähe oder in judenfreien Orten kaufen. In der Oberpfalz und im Herzogtum Sulzbach scheint nach dem Aussterben der altbayerischen Linie 1777 und der Wiedervereinigung der zu Pfalz-Neuburg, Sulzbach und dem Kurfürstentum Bayern gehörenden wittelsbachischen Gebiete der Güterhandel durch Juden einen solchen Umfang angenommen zu haben, dass Karl Theodor nach einem Gutachten der Oberlandesregierung den Güterhandel am 24. Juli 1787[18] ganz untersagte. Doch schon am 8. Dezember 1787[19] berichtigte man auf Intervention der Beamten in der Oberpfalz, die auf den großen fiskalischen Nutzen der Juden hinwiesen, dieses Verbot. Den Juden in Sulzbürg wurde erlaubt *in Rücksicht des dem Aerario dadurch zugehenden Nutzen, dann des von derselben schon immerhin und unzählige Jahr durchgenossenen freien Handels und Wandels, nebst den eigenen und walzenden Grundstücken auch ganze Bauerngüter, jedoch gegen Stellung einer Caution anzukaufen.. und zu verkaufen.* Das Gut durfte aber nicht geteilt und nur an einen Käufer veräußert werden.

Einschneidend und besonders diskriminierend war das den Christen zustehende Vorkaufs- und Einlösungsrecht, dem das Prinzip zugrunde

[15] Weber, Bd. 3/1, 1842, S. 481.
[16] Mayr, Bd. 4, 1788, S. 1044.
[17] Weber, Bd. 2/1, 1838, S. 329.
[18] Mayr, Bd. 4, 1788, S. 1041.
[19] Mayr, Bd. 4, 1788, S. 1054.

lag, dass Juden grundsätzlich einem Christen zu weichen hatten, wenn dieser an dem vom Juden erworbenen Grundstücken interessiert war. Im Hochstift Würzburg[20] erließ man zwischen 1750 und 1760 besonders detaillierte Regelungen (Verordnungen vom 1.6.1750, 13.8.1750 und 2.9.1765). Bei Grundstücken, die von Juden vor der Verordnung vom 1.6.1709 (Obrigkeitliche Zustimmungserfordernis) erworben worden waren, gestand man den Juden einen gewissen Bestandsschutz zu. Wurde das Grundstück verkauft, konnten Christen ein Vorkaufsrecht (Einstandsrecht) ausüben. Dieses Vorkaufsrecht musste innerhalb von sechs Wochen ausgeübt werden. Grundstücke, die vor oder nach dem 1.6.1709 ohne Genehmigung der Landesherrschaft gekauft wurden, konnten jederzeit von Christen gegen Erstattung des Kaufpreises samt Auslagen und Verwendungen beansprucht werden (Einlösung). Bei Grundstücken, die nach 1709 von Juden mit landesherrlicher Zustimmung, durch Versteigerung, durch Tausch mit einem anderen Juden, durch Erbschaft von einem Seitenverwandten oder auf ähnliche Weise erworben wurden, stand den Christen ein Einlösungsrecht innerhalb von drei Jahren ab Erwerb zu. Innerhalb dieser drei Jahre durfte der Erwerber ohne obrigkeitliche Genehmigung keine wertsteigernde Maßnahmen am Haus vornehmen.

Das Einlösungs- und Vorkaufsrecht durfte von den Christen nur bei wirklichen Bedarf und nicht aus *Mutwillen und Bosheit* ausgeübt werden. Darüber hinaus musste dem Juden, dessen Haus man ausgelöst hatte, am gleichen Ort eine andere Wohnung verschafft werden.

VII. Berufsbeschränkungen

Die allgemeine Beschränkung des Bettels, eines seit dem 16. Jahrhundert unlösbaren Problems der Landesherrschaft, wurde im 18. Jahrhundert, wo offensichtlich die Mobilität weiter zunahm, noch einmal intensiviert. Im Rahmen dieser Maßnahmen ist auch die Einschränkung des Hausierhandels zu sehen, in dem sich die Juden ein gewisses Monopol erlangt hatten. Es waren vor allem die entsprechenden Beschwerden der Städte und Märkte, die im 18. Jahrhundert zu einer Welle von Hausierverboten in den süddeutschen Territorien führten. Eine Ansbacher Judenordnung vom 12.7.1759 (§ 20) untersagte den bisherigen Hausierhandel, und im Kurfürstentum Bayern versucht man in mehreren Anordnung gegen den Handel der Juden vorzugehen.Das Problem war, dass Juden billiger verkauften und damit auf dem Markt eine beherrschende und für die Bevölkerung nicht unwichtige Rolle spielten. Dies zeigt der Text eines weiteren

[20] Weber, Bd. 3/1, 1842, S. 497ff.

kurfürstlichen Verbotes vom 3. Dezember 1781: *Seiner Churfürstl. Durchleucht zu Pfalzbaiern etc ist mißfälligst zu vernehmen gestanden, daß sich in höchst Dero diesseitigen Landen, besonders zu Marktzeiten, eine Menge fremder und meistenteils unbemittelter Juden einschleichen und mir ihren geringhaltigen Waren nicht nur das Publikum zu hintergehen trachten, sondern auch den berechtigten mit guten Waren versehenen Handelsstand empfindlichst beschädigen; indem diese Juden ihre Waren wegen der schlechten Qualität teils wohlfeiler zu geben, teils allerlei Sachen dagegen einzuhandeln pflegen, mithin desto leichtern Absatz finden und folglich das Publikum um so sicherer benachteiligen können. Wenn nun höchstgedacht Se. Churfürstl. Durchleucht sotanen Unfug mit Ernst gnädigst abgestellt wissen wollen; so verordnen Höchstdieselben anmit gnädigst, daß künftighin keinen fremden Juden, die nicht als Hoffaktors oder disländische Schutzverwandten aufgenommen oder mit keinem besondern Churfürstl. Paß...versehen sind, der Eintritt in hiesige Lande zu Besuchung der Jahrmärkte gestattet, sondern selbe jedesmal bei der ersten Grenzstation sogleich zurückgewiesen...*

Wie wenig wirksam auch dieses Verbot war, zeigt ein weiteres Verbot des Hausierhandels vom 16.10.1788[21]: *Wir gedenken auch nicht, dieser Gattung Leute das Hausieren zu gestatten, sondern erklären vielmehr in Kraft dies, daß all dergleichen Verwilligungen ohne Ausnahme, die sie ohne Unsre höchste Bestätigung erlangt haben ...von jetzo an kraftlos sein...*

Auch in anderen süddeutschen Territorien finden sich umfangreiche Regelungen zum jüdischen Handel. Nach einer hochstiftisch würzburgischen Verordnung vom 30. Dezember 1699 wurde den Juden das Auswechseln und die Ein- und Ausfuhr von Münzen, sowie der Wein- und Getreidehandel verboten. Besondere Bestimmungen traf die Verordnung über den von Juden häufig betriebenen Lederhandel: Der Hausierhandel mit Leder wurde den Juden wie jeder andere Hausierhandel verboten; an den Verkauf von Leder auf dem Markt durch Juden stellte man besondere Bedingungen (Aufbau von Verkaufsständen, das Leder darf nicht mit der rauhen Seite ausgelegt werden und muss frei zugänglich sein). Während die hochstiftische Verordnung von 1699 noch den jüdischen Handel auf die drei Tage Montag, Mittwoch und Freitag beschränkte, wurde ab 1742 der Handel freigegeben. Nur an Sonn-und Feiertagen war den Juden der Handel gänzlich untersagt. Auch in Würzburg war wie in vielen anderen Territorien der Hausierhandel der Juden immer wieder neu verboten worden, was darauf hinweist, dass diese Verbote, die immer wieder auch

[21] Mayr, Bd. 5, 1797, S. 104.

Ausnahmen normierten, nicht durchsetzbar waren. Beispielsweise verboten würzburgischen Verordnungen von 1699, 1700 und 1718 zwar den Hausierhandel, jedoch konnten sich die Kunden die Ware ins Haus bringen lassen. Ausgenommen vom Hausierhandel waren diejenigen Juden, die mit Zitronen und Apfelsinen handelten, sowie solche, die während der Messezeit von auswärts kamen und eine entsprechende Erlaubnis hatten. 1742 beschränkte man das Verbot auf die Residenzstadt und die geschlossenen Landstädte, während in den übrigen Orten das Hausieren zulässig war.[22]

VIII. Verträge zwischen Juden und Christen, Handelsbeschränkungen, Zinsnahme

In fast allen größeren Territorien des Alten Reichs wurden die Vertragsabschlüsse zwischen Christen und Juden gesetzlich und in höchst unterschiedlicher Weise geregelt. Eine große Zahl von Territorien, wie etwa das Herzogtum und Kurfürstentum Bayern untersagten solche Verträge vollständig (Landesordnung 1616 Buch 5, Tit. 1, Art. 5): Alle Verträge von Einheimischen mit ausländischen Juden waren nichtig, die entsprechenden Waren verfielen der Konfiskation. Andere Länder unterwarfen die entsprechenden Kontrakte der Protokollierung. Im Hochstift Würzburg mussten Verträge über 25 fl. protokolliert werden (Verordnungen von 1750 und 1753)[23], im Hochstift Eichstätt alle Verträge.

Die Abtretung der Forderungen von Juden gegen Christen an andere Christen untersagten schon die Reichspolizeiordnungen des 16. Jahrhunderts (1577 Tit. 20). Im Kurfürstentum Bayern wurde dieses Verbot noch im Bayerischen Landrecht von 1756 (II,3,8,3) wiederholt, auch wenn es unter den Juristen umstritten und von vielen Ausnahmen durchbrochen war. Im Hochstift Würzburg dagegen war im 18. Jahrhundert eine solche Zession durchaus gültig und dieser Rechtszustand galt für das Würzburger Gebiet auch nach der Einverleibung durch Bayern.[24] Das Verbot der Forderungsabtretung wurde im Königreich Bayern durch das Hypothekengesetz (§ 53) (für Hypotheken), dann durch das Gesetz vom 29.6.1851 und endgültig durch das Reichsgesetz vom 3.7.1869 (siehe unten) aufgehoben.

Besonders häufig sind gesetzliche Bestimmungen über Zinsnahme und Wucher der Juden. Die Reichspolizeiordnungen von 1530 und 1548

[22] Weber, Bd. 3/1, 1842, S. 507ff.
[23] Weber, Bd. 3/1, 1842, S. 501.
[24] Weber, Bd. 3/1, 1842, S. 506.

hatten den Versuch gemacht, den Juden die Zinsnahme gänzlich zu verbieten, ein Versuch, der von dem angestrengten Bemühen der Juristen und Theologen begleitet war, zu definieren, was Wucher ist. Schließlich wurde ihnen in der Reichspolizeiordnung von 1577 der übliche Zins von 5 Prozent zugestanden. Da dieser Zinssatz sich auch unter Christen durchgesetzt hatte, gewährten die Stände ihren Juden in der Regel einen entsprechend höheren Zins, meistens 6 Prozent.

IX. Die Stellung der Juden im Königreich Bayern

Seit dem Reichsdeputationshauptschluss und dem Erwerb neuer Gebiete in der Folgezeit wuchs die jüdische Bevölkerung im Kurfürstentum und (seit 1806) im Königreich Bayern vor allem durch den Erwerb der schwäbischen und fränkischen Gebiete schlagartig an. Die bedeutendste Judengemeinde (Korporation) war die des ehemaligen Hochstifts Bamberg, zu der auch die Juden der im Hochstiftsgebiet befindlichen reichsritterschaftlichen Territorien gehörte. Bedeutend waren auch die ansbachische und bayreuthische Judengemeinden, die ebenfalls die ritterschaftlichen Judengemeinden umfassten. Kleinere Korporationen gab es in den Fürstentümern Schwarzenberg, Öttingen-Wallerstein und Öttingen-Spielberg. Ohne Anschluss an einen größeren Verband lebten die Judengemeinden in Fürth und Pappenheim sowie in den ritterschaftlichen und hochstiftisch-augsburgischen Gemeinden von Ichenhausen, Kriegshaber, Hürben, Buttenwiesen und Pfersee. Dabei verblieb das Recht dieser neu in Bayern aufgegangenen Territorien, wie schon erwähnt, grundsätzlich in Geltung. Manche Landesherren haben noch kurz vor ihrer Mediatisierung durch Bayern den Juden für beträchtliche Summen Schutzrechte verkauft. Die Juden in Öttingen-Wallerstein erhielten erst am 24. Juli 1806 einen bis zum Jahre 1815 geltenden Schutzbrief mit einer ausführlichen Judenordnung gegen Zahlung eines Schutzgeldes von 9987 fl.[25]

So galten im neuen Königreich Bayern nebeneinander die verschiedenen Judengesetze, etwa die besonders einschränkenden des Kurfürstentums Bayern, wo die Ansiedlung strikt untersagt war, neben der außerordentlich fortschrittlichen der Rheinpfalz. Dort blieb auch nach dem Übergang an Bayern 1816/17 noch das französische Recht in Kraft, das den Juden auf der Grundlage der Gesetzgebung von 1791 und des kaiserlichen Dekrets vom 1808 praktisch das Bürgerrecht zugestand.

[25] Schwarz, 1963, S. 85.

Auch im neuen Bayern[26] galt der Grundsatz weiter, dass die Juden dem Staate schädlich seien. Deswegen galt das Toleranzedikt vom 26. August 1801, die anderen Religionszugehörigen die Ansiedlung ermöglichen sollte, nicht für Juden, wie in einer nachgeschobenen Verordnung vom 21. September 1801 ausdrücklich erläutert wurde. Entscheidend in den nächsten Jahren war vor allem das Wirken des Generallandesdirektionsrats Christoph Frh. von Aretin, der als historisch interessierter Jurist zu den nicht seltenen Vielwissern, Vielschreibern und Vielorganisatoren dieser Umbruchszeit gehörte. 1803 schrieb er eine Geschichte der Juden in Baiern. 1802 entwarf er ein umfangreiches Judenreglement,[27] das im wesentlichen den Inhalt des Judenedikts von 1813 vorwegnahm. Aretin wollte die innere Organisation des Judentums bestehen lassen. Den Juden sollte aber der Zugang zu den nichtzünftigen Gewerben geöffnet werden, mit Ausnahme des Brau- und Mühlgewerbes. Hier wirkte auch bei dem verständigen Aretin das alte Vorurteil von der Unreinlichkeit der Juden, dem wir ja bereits in der anfangs zitierten Verordnung begegnet sind. Das Judenreglement Aretins von 1802 kam zunächst nicht zu Durchführung, lediglich Einzelfragen wurden geregelt und zwar nicht immer im Interesse der Juden: So schloss das Königreich Bayern rigoros die Grenzen gegenüber unerwünschten Juden. Mit dem Erwerb der neuen Territorien mit jüdischen Siedlungen hatte nämlich Bayern auch das Problem der Betteljuden erworben, die auf ihre jüdischen Glaubensgenossen angewiesen waren und die jüdischen Gemeinden als Stützpunkte benutzten. Am 31.12.1806[28] erging eine Anweisung, keine Betteljuden ins Land zu lassen. Alle im Lande aufgegriffenen Betteljuden sollten abgeschoben werden. Am 16.8.1809 wurde man noch deutlicher: *Keinem ausländischen Juden, welcher durch sein Äußeres befürchten läßt, daß er sich im Lande durch Bettel oder auf andere unerlaubte Art fortzubringen versuchen möchte, besonders wenn derselbe mit Weib und Kindern an der Grenze ankommt, soll selbst gegen Vorweisung eines Passes, der Eintritt in Baiern gestattet werden, wenn nicht sein Geschäft, welches er in dem Lande hat, bestimmt und deutlich darin ausgedrückt ist oder er sich auf andere hinreichende Art vor der Grenz-Polizeibehörde ausweisen kann...*[29] Falls der Jude ins Land gelassen wurde, musste sein Pass visiert und in diesem sein Reiseweg, den er nicht verlassen durfte, eingetragen werden.

Seit 1806 versuchte man auch die Judenkorporationen aufzulösen, doch schleppte sich das Verfahren bis zum Judenedikt von 1813 hin.

[26] Vgl. zum folgenden Schwarz, 1963, S. 97ff.
[27] Schwarz, 1963, S. 102ff.
[28] Regierungsblatt (Rbl). 1807, Sp. 59.
[29] Rbl. Sp. 1350.

Immerhin schaffte man am 10.3.1808[30] mit Geltung für das ganze Königreich den Leibzoll der Juden ab.

Auch der Wiener Kongress hat sich mit der Rechtsstellung der Juden und der Vereinheitlichung des Judenrechts im Bereich des Deutschen Bundes befasst. In Art. 16 II der Deutschen Bundesakte[31] wurden diese Bemühungen wie folgt formuliert: *Die Bundesversammlung wird in Beratung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei und wie in Sonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Übernahme aller Bürgerpflichten* ermöglicht werden konnte. Die Bundesversammlung ernannte eine Kommission von fünf Mitgliedern, die ein entsprechendes Gutachten ausarbeiten sollten.

X. Das bayerische Judenedikt von 1813

Das bayerische Judenedikt vom 10. Juni 1813[32] brachte schließlich die seit 1801 laufenden Bemühungen um eine einheitliche Regelung des Judenrechts zu einem vorläufigen Abschluss. Das Ergebnis war eine Art Kompromiss. Einer weitgehenden Freiheit im Erwerbsleben stand eine strenge obrigkeitliche Überwachung gegenüber. Die grundlegende Bestimmung des Edikts war die Pflicht aller Juden, sich zur Erwerbung des Indigenats, also des Staatsbürgerrechts, in Matrikel einzutragen (Judenmatrikel). Bei der Eintragung mussten die entsprechenden Aufenthaltsberechtigungen vorlegt werden. Freilich zögerte sich die Anlage hinaus. Sodann musste im Zusammenhang mit dem Matrikeleintrag jeder Jude einen deutschen Familiennamen annehmen. Die Zahl der endgültig zugelassen Familien wurde beschränkt. Im § 12 des Judenedikts heißt es insoweit: *...daß die Zahl der Judenfamilien an den Orten, so sie dermal bestehen, in der Regel nicht vermehrt werden darf, sie soll vielmehr nach und nach vermindert werden, wenn sie zu groß ist.*

Innerhalb des Judenedikt stellte diese Bestimmung für die Juden die empfindlichste Einschränkung dar. Tendenziell lief sie auf eine Vertreibung der Juden hinaus und wurde von vielen Deutschen auch so verstanden. Bis zur endgültigen Festsetzung der Matrikelzahlen verging einige Zeit, die von den Juden genutzt wurde. Die Matrikelpflicht der Juden, die bis 1861 in Kraft blieb, wurde ähnlich der bayerischen Ansässigmachungs- und Verehelichungsgesetzgebung von 1834 zum Willkürinstrument der Kommunen, insbesondere nachdem diese durch das Gemeindeedikt vom 17. Mai 1818 die Zuständigkeit für die Ansässigmachung bekommen hatten. Wollte man sich als Jude in Bayern ansässig machen, bedurfte man einer Matrikelnummer, die sich vom Vater auf den Sohne vererbte oder für viel Geld neu erworben werden musste, wenn man einen Hausstand gründen wollte.

[30] Rbl. Sp. 1388.
[31] Huber, Quellen, Bd. 1, 1978, S. 84 (89).
[32] Rbl. Sp. 925.

Das Edikt vereinheitlichte die Voraussetzungen des Immobilienerwerbs durch Juden für ganz Bayern. Dabei handelte es sich keineswegs nur um eine Verbesserung der Rechtsstellung der Juden, da manche Beschränkungen des Edikts in einigen Landesteilen unbekannt waren. In den meisten Landesteilen, insbesondere dort, wo eine landesherrliche Genehmigung für den Kauf erforderlich war oder den Christen ein Vorkaufsrecht eingeräumt worden war, stellte die neue Regelung jedoch eine Verbesserung dar.

Völlig freigegeben war nun der Erwerb des Volleigentums bzw. (vor allem bei Landgütern) auch der Erwerb des Nutzeigentums (dominium plenum et utile) für den Eigenbedarf. Lediglich der Erwerb von Häusern in der Residenzstadt München bedurfte noch der landesherrlichen Genehmigung. Nicht zulässig war jedoch der Erwerb des Obereigentums (dominium directum), wenn das Nutzeigentum einem anderen zustand. Man wollte also vermeiden, dass Juden grundherrliche Rechte erwarben und damit zu Grundherren über christliche Familien wurden. Häuser und Grundstücke, die nicht zum Eigenbedarf bestimmt waren, durften von Juden im normalen Geschäftsverkehr nicht erworben werden, sondern nur bei öffentlichen Versteigerungen oder im Konkurs. Nicht geregelt waren im Edikt das Wiedereinlösungs- und Vorkaufsrecht der Christen. Weber ging 1842[33] offensichtlich noch vom Weiterbestehen des Vorkaufsrechts aus; ob das Wiedereinlösungsrecht noch weiter bestand, bezweifelte er, auch wenn er alle alten einschlägigen Bestimmungen abdruckte.

Unklar war darüber hinaus, inwieweit durch § 30 des Judenedikts auch diejenigen Provinzialrechte außer Kraft gesetzt wurden, die das jüdische Privatrecht vor allem in Ehesachen, Vormundschaften, Erbsachen und Inventuren regelten. Weber war in seiner Erörterung der Judenrechte des ehemaligen Hochstifts und Großherzogtums Würzburg der Meinung, dass man das Edikt dahingehend interpretieren müsste, dass die Juden nun den deutschen Gesetzen unterworfen seien - mit Ausnahme der Vorschriften, die den Verkehr zwischen Juden und Christen regelten. Dagegen hielten Gerichte die Anwendbarkeit von jüdischem Recht

[33] Weber, Bd. 3/1, 1842, S. 500.

durchaus für gegeben (Entscheidung des königlichen Appellationsgerichts vom 4.Mai 1835)[34] Einig waren sich die Juristen lediglich darüber, dass die Volljährigkeit der Juden nach dem Edikt über die Großjährigkeit vom 26. Oktober 1813 beurteilt werden muss und daher erst mit 21 Jahren eintrat. Weber meinte zu diesen wenig erfreulichen Unsicherheiten: *Die Rechte der Juden sind im Königreiche Bayern einander nicht gleich und es haben in den meisten Orten, wo Juden befindlich sind, bei ihren Contracten mit Christen noch die Exceptions-Gesetze statt, welche durch das Josephinische Gesetzbuch in dem ehemals zu Vorderösterreich gehörigen Ländern abgeschafft sind. Auch ist darüber noch mancher Zweifel entstand, ob die Juden unter sich in ihren bürgerlichen Rechtssachen nach dem Rechte des Thalmudes oder nach den gemeinen bürgerlichen Rechten zu beurteilen seien...Eine allgemeine Purification der jüdischen Rechte wäre daher zu wünschen, die mit der Frage der allgemeinen oder partiellen Emancipation der Juden in Verbindung steht.* [35]

XI. Die Gesetze vom 29. Juni 1851und 10. Nov. 1861

Mit Gesetz vom 29. Juni 1851[36] wurden schließlich die für die Juden geltenden unterschiedlichen Bestimmungen im Bereich des Bürgerlichen Rechts sowie die Cap. 10, § 11 Nr. 5 der Zivilprozessordnung (Untauglichkeit von jüdischen Zeugen bei Prozessen von Juden gegen Christen) aufgehoben. Auch das jüdische Sonder- Lokal- und Gewohnheitsrecht (Ritualgesetze), das die bürgerlichen Rechtsverhältnisse der israelischen Glaubensgenossen untereinander (vor allem im Familien- und Erbrecht) regelte, wurde nun aufgehoben und dem jeweiligen christlichen Recht angeglichen. Lediglich im Bezug auf die Bedingungen und Formen der Eheschließung und Ehescheidung beließ man es bei den entsprechenden religiösen Bestimmungen der israelitischen Glaubensgenossen. Diese Rechtsangleichung von 1851 war nicht unbedingt Ausdruck einer judenfreundlichen Haltung, insbesondere wenn man bedenkt, dass man (wenigstens bis zur Einführung des BGB im Jahre 1900) im Königreich Bayern die unterschiedlichen Rechtstraditionen der in Bayern aufgegangenen Territorien respektiert hat. Einen ausgesprochen judenfeindlichen Charakter hatte das schon 1861 wieder außer Kraft gesetzte Gesetz über die

[34] Weber, Bd. 3/1, 1842, S. 485.
[35] Weber, Bd.3/1, 1842, S. 476f.
[36] Gbl. S. 33.

gewerbsmäßige Güterzertrümmerung vom 28. Mai 1852[37], das die Strafbarkeit der Güterzertrümmerung auch auf Christen ausdehnte.

Die Matrikelpflicht, die drückendste Belastung für die Juden in Bayern fiel erst 1861: Mit dem Landtagsabschied vom 10. Nov. 1861[38] wurden die Beschränkungen der §§ 12, 13 und 18 I des Judenedikts von 1813 aufgehoben. Eine für die einzelnen Orte festgelegte Zahl an Juden gab es nun nicht mehr, die Voraussetzungen für die Ansässigmachung entsprachen nun den allgemeinen Verhältnissen. Bei den Gewerben war den Juden nun auch der bisher verbotene Betrieb von Brauereien und Gastwirtschaften erlaubt.

Die vollständige Gleichstellung der Juden bei der Gewerbeausübung, der Teilnahme an den Gemeindeanstalten, bei der Zulassung zum Staatsdienst und bei sonstigen staatsbürgerlichen Rechten, dann die Beseitigung des Judeneids brachte erst das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869, eingeführt in Bayern am 22. April 1871,[39] über die bürgerliche und politische Gleichstellung der Juden mit den christlichen Staatsangehörigen. Erst durch dieses Reichsgesetz wurden die Juden in Bayern zu gleichwertigen Staatsbürgern.

XII. Judenrecht und Judenemanzipation/Eine Zusammenfassung

Judengemeinden konnten sich in den süddeutschen Territorien des Alten Reichs vor allem in kleinen Rechtsgebieten entfalten bzw. dort, wo sich das Recht mehrere Herrschaftsträger überlagerte, wie etwa in Fürth, der Muttergemeinde der bayerischen Juden. Dort konkurrierten die Rechte des Domkapitels Bambergs, der Markgrafschaft und der Reichsstadt Nürnberg. Das hatte zu Folge, dass sich nach 1500 eine Judengemeinde entwickeln konnte, in der sich die aus Bayern und aus den Reichsstädten (wie Nürnberg) und 1670 die aus Wien ausgewiesenen Juden sammelten. 1582 lebten in Fürth 200 Juden, 1813 belief sich die Zahl der jüdischen Einwohner in Fürth auf 2450.

Rechtliche Beschränkungen für Juden im Gewerbeleben sind seit dem 18. Jh. vor allem durch die konkurrierenden Geschäftsleute in Städten und Märkten veranlasst worden. Insoweit ist die besonders noch im 19. Jh. geführte Diskussion um den jüdischen Hausierhandel in der Ständeversammlung und im Landtag vor allem eine Folge des kommunalen

[37] Gbl. S. 293.
[38] Gbl. S. 70.
[39] Reichsgesetzblatt, S. 292.

Gewerbeegoismus. Schon in der ersten Diskussion über die Juden in der ersten bayerischen Ständeversammlung von 1819 brachte es ein Abgeordneter auf den Punkt: Die Juden, meinte er, schaden nicht dem Handel, sondern nur dem Handelsstand, also dem ansässigen Gewerbe. Der Käufer hingegen habe nur den Nutzen von dieser Konkurrenz.

Die Geschichte der Emanzipation der Juden in Bayern ist kein Ruhmesblatt für das Königreich Bayern, wobei die Schuld für die Rückständigkeit der entsprechenden Gesetzgebung die Monarchen, die Regierungen, den Landtag (Ständeversammlung) sowie die Kommunen gleichermaßen trifft. Insoweit war die Interessenlage nicht wesentlich anders als bei der Frage der Ansässigmachung und Verehelichung, wo Bayern (sogar über die Reichsgründung 1871 hinaus) hinter der Gesetzgebung in den anderen deutschen Ländern zurückblieb.

Zitierte Literatur und gedruckte Quellen

Huber, E. R. (Hg.): Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 1, Stuttgart ^{3}1978.

Kreittmayr, W. X. A. Frh. v.: Anmerkungen über den Codicem Maximilianeum Bavaricum Civilem, 5. Teil, neue unveränderte Auflage, München 1844.

Mayr, G. K.: Sammlung der Kurpfalz-Baierischen allgemeinen und besonderen Lands-Verordnungen, Bd. 1-5, München 1784-1797.

Schwarz, S.: Die Juden in Bayern, München 1963.

Weber, G. M. Ritter v.: Darstellung der sämtlichen Provinzial- und Statutar-Rechte des Königreichs Bayern, 2. Band (in 2 Teilen). Die Rechte von Mittelfranken, Augsburg 1838.

Weber, G. M. Ritter v.: Darstellung der sämtlichen Provinzial- und Statutar-Rechte des Königreichs Bayern, 3. Band (in 2 Teilen). Die Rechte von Unterfranken und Aschaffenburg, Augsburg 1842.

Die Alte und die Neue Welt. (Latein)Amerika als Feld europäischer Alteritätserfahrungen.

Von Hans-Joachim König

I. Problemstellung

Am 5. Juli 2001 erschien in der Nr. 28 der Wochenzeitung *Die Zeit* auf der Titelseite ein Artikel von Martin Klingst zum Thema *Wer klagt an?*. Er beschäftigte sich im Kontext der Schwarzgeldaffäre der CDU, der Datenvernichtung im Kanzleramt und der dunklen Raffineriegeschäfte im Fall Leuna mit Korruption in Deutschland und ihrer mangelhaften Aufklärung. Im Untertitel bezeichnete der Autor Deutschland als Bananenrepublik und setzte es so mit ehemals korrupten Regierungen von Ländern Mittelamerikas wie etwa Nicaragua, Guatemala etc. gleich, die wegen ihrer prekären rechtsstaatlichen Strukturen und ihrer Situation als Entwicklungsländer in der öffentlichen Publizistik in den 1960er und 1970er Jahren mit dem negativen Beinamen Bananenrepubliken abqualifiziert wurden, einem bis heute üblichen Terminus.[1] Der Autor verwendete mit dieser Bezeichnung, die noch durch eine anschauliche Karikatur - drei Bananen in den Bundesfarben - verstärkt wurde, ein Bild aus dem Reservoir von Bildern, die sich die Alte Welt seit 1492 von der Neuen Welt machte.

Um dieses Reservoir von Bildern über das Andere bzw. die Anderen und Fremden, ihr Entstehen, ihre Wandlungen und ihr Fortwirken sowie die diesem Prozess zugrunde liegenden europäischen Selbstwahrnehmungen geht es mir in meinem Beitrag zum Problem der Alteritätserfahrungen. Es wird sich zeigen, dass solche Bilder gerade im Kontakt mit außereuropäischen Kulturen zwar von einer fremden Wirklichkeit handeln, aber zugleich auch Produkte eigener Sichtweisen sind und eine enge Korrespondenz zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung besteht, mithin die wahrgenommene Realität des Fremden oder Anderen ein Konstrukt des Wahrnehmenden ist, also primär die eigene, nicht die fremde Wirklichkeit den Bezugspunkt für die Formierung eines Bildes darstellt.

[1] Dieser Begriff findet sich wohl zuerst um 1904 im Roman *Cabbages and Kings* von O. Henry; siehe dazu Holden/Zolov, Latin America, 2000, S. 97.

II. Die Alte Welt als Folie der Neuen

Schon die Bezeichnung, mit der die Europäer seit 1503 in einer Begriffsvariante die ihnen bisher unbekannten Regionen des vierten Kontinent zu bezeichnen begannen, macht diesen Bezugspunkt deutlich. Der neuentdeckte Kontinent wurde für die Europäer eine „neue Welt". Die Bezeichnung *Mundus Novus* tauchte zum ersten Mal 1503 als Titel einer kleinen Schrift auf, die den Bericht des Florentiner Kosmographen und Astronomen Amerigo Vespucci über seine Erlebnisse und Beobachtungen während einer portugiesischen Expedition von 1501/02 an die brasilianische Küste enthielt. Kein anderer Text hat in Europa eine solche Resonanz gefunden und ist in so zahlreichen Ausgaben – mit einem Umfang von vier bis acht Seiten im Quartformat erschienen. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gab es mindestens 50 Editionen, davon allein in Deutschland mindestens zehn lateinische und 13 volkssprachige, wobei die meisten auf dem Text der ersten lateinischen Pariser Ausgabe basierten.[2] Schon der Titel des veröffentlichten Berichts von Vespucci *Mundus Novus* in den lateinischen bzw. *Von der neuw gefunden Region die wol ain welt genent mag weerden* in deutschsprachigen Ausgaben weist darauf hin, dass Vespucci im Gegensatz zu Kolumbus die „Inseln und Ländern im Indischen Meer" nicht für Anhängsel oder Teile Asiens, speziell Indiens, sondern für eine eigene Landmasse hielt. Die Beschreibung Vespuccis erfasste Geographie, Sternkonstellationen, Himmelskörper, Pflanzen und Völkerschaften als etwas tatsächlich „Neues", bisher nicht Bekanntes, das auf der Weltkarte des Ptolomäus nicht verzeichnet war, und erkannte das Land als einen eigenen Kontinent. Das veranlasste dann bekanntlich 1507 die beiden Geographen Martin Waldseemüller und Matthias Ringmann dazu, in ihrer *Cosmographiae Introductio* für die von Vespucci als Kontinent erkannte Landmasse entsprechend der Tradition, die Kontinente mit einem weiblichen Namen zu benennen, den Namen America nach ihrem „Erfinder" Amerigo vorzuschlagen und auf einer großformatigen Weltkarte die Gegenden des heutigen Brasiliens, eben diejenigen, die Vespucci beschrieben hatte, zum ersten Mal mit dem Namen America zu benennen.[3] Diese Bezeichnung setzte sich in Europa

[2] Zum Brief siehe König, Von den neu gefundenen Inseln, 1992, S. 105 ff.

[3] „Nunc vero et hec partes sunt latius lustratae et alia quarta pars per Americum Vesputium (ut in sequentibis audietur) inventa est quam non video cur quis iure vetet ab Americo inventore sagacis ingenii viro Amerigen quasi Americi terra sive Americam dicendam, cum et Europe et Asia a mulieribus sua sortita sint nomina", zitiert in: Wolff, America, 1992, S. 113.– Waldseemüller bedient sich hier einer etymologischen Figur, indem er aus dem Wort

bald neben dem von Spanien benutzten Begriff „Die Indien" (*Reinos de las Indias*) und Neue Welt durch. Oft benutzten die Autoren auch beide Namen nebeneinander, wie z. B. Jobst Ruchamer in der 1508 in Nürnberg erschienenen ersten „Weltgeschichte" *Newe vnbekanthe landte Und ein newe weldte in kurtz verganger zeythe erfunden* oder Hans Staden in seinem 1557 in Marburg veröffentlichten Erlebnisbericht *Wahrhaftige Historia und beschreibung eyner Landschaft der Wilden Nacketen, Grimmigen Menschfresser Leuthen, in der Newenwelt America gelegen, vor und nach Christi Geburt im Land Hessen unbekant biss uff diese ij.nechst vergangene jar, Da sie Hans Staden zu Homburg auss Hessen durch sein eygne erfarung erkant, und yetzo durch den truc and tag gibt.*

Immer aber war mit America oder mit der Neuen Welt das Andere, das Fremde verbunden, das es einzuordnen galt. Das Auftauchen einer neuen Welt bedeutete eine von außen kommende Herausforderung des Bestehenden, denn dieses Neue war nicht auf Fortschritte der Künste und Wissenschaften, sondern auf die Existenz anderer Regionen mit Flora und Fauna und anderer Menschen zurückzuführen, die eine reale und lebendige Alternative zu dem darstellten, was man bisher für die Welt gehalten hatte. Wie schwer es den Europäern fiel, Flora, Fauna und Menschen der Neuen Welt zu klassifizieren und mit Namen zu belegen, ja, dass sie sich dabei fast überfordert fühlten, zeigt sehr schön die Widmung zum ersten Teil der *Historia General y Natural de las Indias* des spanischen Chronisten Gonzalo Fernández de Oviedo von 1535.

M 1 Staunen über das bisher nicht Gesehene

„Ich weiß, es gibt in diesem Imperium Indien,[...], so große Reiche und Provinzen, so viele fremde Völker mit unterschiedlichen Sitten, Zeremonien und Götzendienst, abgeschieden von dem seit jeher bis in unsere Zeit Beschriebenem und Bekanntem, so dass das Leben eines Menschen zu kurz ist, um alles zu sehen, zu verstehen und einzuordnen. Welcher sterbliche Geist vermöchte eine solche Vielzahl von Sprachen, von Kleidung, von Gewohnheiten bei den Menschen dieser Indien zu verstehen? Solche Vielfalt der Tiere, Haustiere wie wilde Tiere? Solch unbeschreibliche Menge von Bäumen, voll von verschiedenen Früchten oder auch ohne Frucht, sowohl jener, die die Indios anbauen, als auch solcher, die die Natur von sich aus ohne die Hilfe sterblicher Hände hervorbringt? Wie viele Pflanzen und Kräuter, nützlich und heilbringend für den Menschen? Wie viele unzählige andere, die er gar nicht kennt,[...]? Solche Vielfalt der Raubvögel und anderer Vogelarten?

Amerige, das die griechische Bezeichnung für Erde, terra = ge enthält, in einer philologischen Wortspielerei die Sache benennt: America = Land des Americus.

Wie viele hohe und fruchtbare Berge, und andere so wild und verschieden? Wie viele Fluren und Landschaften für die Landwirtschaft geeignet, gelegen an zugänglichen Flussufern?"

Aus: Fernández de Oviedo, Historia I, S. 8

Ähnliches Staunen schwingt in den Worten, die der spanische Historiker Francisco López de Gómara im Widmungstext zum ersten Teil seiner *Historia General de las Indias* von 1552 an Karl V. richtete.

M 2 Warum die entdeckten Regionen Neue Welt genannt werden

„Erhabener Herr! Das größte Ereignis nach der Erschaffung der Welt ist, abgesehen von der Menschwerdung und vom Tod ihres Schöpfers, die Entdeckung der Indien, und deshalb nennt man sie Neue Welt. Man nennt sie nicht so sehr neue, weil sie neu gefunden ist, sondern weil sie riesig groß ist, fast so groß wie die Alte Welt, die Europa, Afrika und Asien umfasst. Man kann sie ebenfalls Neue Welt wegen all der Dinge nennen, die von denen der Alten Welt verschieden sind. Die Tiere sind, obwohl es nur wenige Gattungen gibt, sehr andersartig; ebenso die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, die Bäume, Früchte, Gräser und das Korn der Erde, während die Elemente denen von hier gleichen. Die Menschen sind wie wir, abgesehen von der Hautfarbe, denn sonst wären sie ja Tiere und Monster und stammten nicht von Adam ab, was aber zutrifft. Aber sie haben keine (Buchstaben)Schrift, kein Geld, keine Lasttiere – für die Ordnung, die Lebensbedingungen der Menschen äußerst wichtige Dinge. Dass sie nackt gehen, weil es warm ist und ihnen Wolle und Leinen fehlen, muss nicht verwundern. Da sie nicht den wahren Gott und Herrn kennen, begehen sie die schweren Sünden der Idolatrie, der Menschenopfer, des Verzehrs von Menschenfleisch, der Gespräche mit dem Teufel, der Vielweiberei und anderer übler Dinge."

Aus: López de Gómara, I, S. 156.

Angesichts dieser Vielfalt wurden deshalb unbekannte Pflanzen und Tiere der neuen Welt in den Berichten und Darstellungen häufig mit den bekannten europäischen verglichen und gemessen. So erschien z. B. das Lama in den deutschen Darstellungen des Berichtes, den Ulrich Schmidl über seine Erlebnisse am Rio de la Plata und in Paraguay 1534-1553 verfasste, als „indianisches Schaf".

M 3 Das indianische Schaf (Lama).



Aus: Knefelkamp /König, Welten, 1988, S. 187.

Hernán Cortés, der Kaiser Karl V. über seine militärischen und politischen Aktivitäten bei der Eroberung und Umgestaltung des Aztekenreiches zu einer spanischen Provinz ab 1519 sozusagen als sein eigener Chronist in fünf, bald in Europa bekannten Briefberichten informierte, zog immer wieder einen Vergleich mit Europa heran, um das Neue zu veranschaulichen.[4] So gab er im zweiten Brief vom 30. Oktober 1520 eine eindrucksvolle Schilderung der prächtigen Stadt Tlaxcala:

M 4 Die alte Welt als Vergleichsebene

„Diese Stadt ist so groß und so schön, dass ich über sie kaum die Hälfte von dem sagen werde, was ich sagen könnte, und selbst dieses ist fast unglaublich, ist sie doch schöner als Granada. Sie ist stärker befestigt, ihre Häuser, Gebäude, die Leute, die sie bewohnen, sind zahlreicher als die von Granada,

[4] Zu den Briefberichten siehe König, Von den neu gefundenen Inseln, 1992, S. 107 ff.

zur Zeit, als wir es eroberten, und mit allen Erträgen der Erde, Brot, Vögeln, Wild, Flussfischen, Gemüsen und anderen Lebensmitteln aufs reichlichste versehen. In dieser Stadt findet täglich ein großer Markt statt, zu dem sich mehr als dreißigtausend Käufer und Verkäufer einstellen. [...] Auf diesem großen Markt werden alle möglichen Waren feilgeboten, Lebensmittel, Stoffe und Gewänder, alles, was die Leute sich nur wünschen können; man sieht dort Schmuckstücke aus Gold und Silber, Edelsteine und märchenhaft schönes Federwerk, wie man seinesgleichen auf den berühmtesten Märkten der Welt nicht findet; es gibt hier Töpfe in allen möglichen Formen, vielleicht bessere als in Spanien; man verkauft Holz und Kohle, essbare Kräuter und Narden; auch Barbierstuben gibt es.[ ] An Bädern fehlt es nicht. Schließlich herrscht vollkommene Ordnung in dieser Stadt, deren Bewohner weise und gesittet erscheinen wie in keiner Stadt Afrikas.[ ] Die Bewohner regieren sich selbst wie Venedig."

Aus: Cortés, H., Die Eroberung Mexikos, 1980, S. 35

Den Aspekt der Neuheit hat Amerika nicht verloren. Er taucht mit anderen Konnotationen in anderen Kontexten immer wieder auf.

III. Amerika – der Kontinent des Anderen und Fremden

Seit der Entdeckung eines für die Europäer neuen Erdteils entstanden in Europa verschiedene Bilder, die sich teils überlagerten, teils auch in gewissem Widerspruch zueinander standen.[5] In den ersten beiden Jahrhunderten standen den Europäern – auch aus solchen Ländern wie Holland und Frankreich, die Kolonialbesitz in Amerika zu erwerben versuchten und nicht wie Spanien und Portugal dort tatsächlich Kolonialreiche aufgebaut hatten – vor allem Berichte von meist iberischen Entdeckern und Konquistadoren sowie offizielle Chroniken oder Geschichtswerke sowie Reisebeschreibungen zur Verfügung. Diese erschienen in Europa, z. T. in der Originalsprache, z. T. in Latein oder auch in den Volkssprachen. Im deutschen Raum, aus dem eigentlich nur wenige Personen an der Eroberung beteiligt waren, gab es wegen der perfektionierten Drucktechnik und verlegerischen Tätigkeit dennoch zahlreiche Americana.[6] Gerade die

[5] Wichtige Darstellungen und Analysen der ersten Bilder über die Neue Welt liefern u.a. Chiappelli, First Images of America, 1976. – Gewecke, Wie die neue Welt in die alte kam, 1986. - C.S.I.C., La Imagen del Indio en la Europa Moderna, 1990.

[6] Detaillierte bibliographische Angaben bei Harrisse, Biblioteca Americana Vetustissima, 1866; Neuausgabe besorgt von Sanz, C.: Vols. I -VI, Madrid

Sammlungen von Reisebeschreibungen haben eine große Wirkung erzielt. Sie begannen schon 1508 mit Jobst Ruchamers Werk, einer Übersetzung der Paesi novamente retrovati des Francanzano de Montalboddo und fanden ihre Fortsetzung mit den Sammlungen von Johann Huttich/Simon Grynäus (1532), Sigmund Feyerabend (1567), Conrad Löw 1598. Herausragend sind vor allem die berühmten Bände der Sammlung von Reisen nach Ost- und Westindien, die die Frankfurter Buchhändler-, Verleger- und Kupferstecherfamilie der de Bry seit 1590 in Frankfurt in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache mit einer Vielzahl von Kupferstichen illustriert herausgab, sowie diejenigen der 26 Schifffahrten des Druckers Levinus Hulsius in Nürnberg (seit 1590) und Frankfurt (seit 1603)[7] In der frühen Neuzeit ging die Imagination mehr von visuellen Bildern als von Texten aus. Geschäftstüchtige Verleger und Drucker ergänzten Berichte und Chroniken oder Flugblätter mit oft auch reißerischen Illustrationen, die die Neugier, ja Sensationsgier der Europäer befriedigten.[8] Später kamen dann neben Texten der Literatur oder der Geschichtsschreibung auch andere Medien wie Comics, Karikaturen, Zeitungen oder Filme hinzu, die Bilder transportierten, prägten und verstärkten.

1. Die Neue Welt und das wiedergefundene Paradies

In der Darstellung des Neuen lassen sich Bilder über Raum/Natur und über Menschen/Kulturen deutlich voneinander unterscheiden. Schon in den ersten, bald in Europa bekannt gewordenen Berichten über die neu gefundenen Inseln, wie z. B. im Kolumbus-Brief von 1493[9] oder im

1958-1960. – Sabin, Biblioteca Americana, 29 Vols. 1868-1936. (Repr. Amsterdam 1961-62). – Alden/Landis, European Americana. 1493-1776. Vol. I 1493-1600, 1980; Vol. II 1600 -1650, 1982; Vol. V 1701-1725, 1987; Vol. VI 1726-1750, 1988. – Zu deutschen Americana siehe Baginsky, German Works on America, 1492-1800, 1952; ferner Siebenmann/König, Das Bild Lateinamerikas im deutschen Sprachraum, 1992, darin u.a. die Synthesen zu Literatur bzw. Geschichte von Siebenmann, G., S. 181-207, König, H.-J., S. 209-229.

[7] Siehe dazu immer noch Böhme, Reiseberichte, 1904. Die prächtigen Illustrationen sind in der Sammlung von Sievernich, Theodor de Bry. America, 1990 zugänglich.

[8] Zugang zu solchen Bildern bieten u.a. Honour, The Golden New Land, 1975 (Speziell zu den USA); Duviols, L'Amérique espagnole, 1985; Knefelkamp/König, Die Neuen Welten, 1988; Wolff, America, 1992.

[9] Zum Kolumbusbrief siehe König, Von den gefundenen Inseln, 1992, S. 103 ff.

Vespucci-Bericht nahm die Beschreibung der Landschaft, der Pflanzen- und Tierwelt einen beträchtlichen Umfang ein. Die üppige südamerikanische Pflanzenwelt machte auf die ersten Entdecker und Eroberer einen überwältigenden Eindruck, sie wurde von ihnen in geradezu überschwänglichen Worten geschildert, wobei nicht selten die Vorstellung eines neuen oder wiedergefundenen Paradieses entstand, stellte man sich doch dieses seit alters her als idyllische Gartenlandschaft vor.[10]

M 5 Der Naturzustand im ersten Kolumbusbrief

„Erlauchter Herr!
Wohl wissend, dass Ihr Euch über den großen Sieg freuen werdet, den der liebe Herrgott mir auf meiner Fahrt hat zuteil werden lassen, schreibe ich Euch den vorliegenden Brief. Daraus werdet Ihr entnehmen können, dass ich in 33 Tagen von den Kanarischen Inseln mit der Armada, die die Erlauchtesten Herrscher Kastiliens mir anvertraut hatten, nach Indien gelangt bin. Ihr werdet daraus erfahren, dass ich dort zahlreiche Inseln, die reich besiedelt sind, entdeckt habe, von denen ich im Namen Ihrer Hoheiten in aller Form Besitz ergriffen habe, ohne dabei auf irgendeinen Widerstand zu stoßen.
Alle diese Inseln sind von erstaunlicher Fruchtbarkeit; doch gilt dieses in ganz besonderer Weise von letzterer Insel. An ihrer Küste öffnen sich zahlreiche Häfen, die in Europa schwer ihresgleichen finden; viele große Flüsse münden hier ins Meer. Das Land ist hochgelegen und wird von zahlreichen Gebirgsketten mit bedeutenden Erhebungen durchzogen, noch mehr, als dies auf der Insel Teneriffa der Fall ist. Alle diese Berge sind äußerst vielgestaltig und begehbar, von verschiedenerlei Bäumen besetzt und von solch' erstaunlicher Höhe, dass sie den Himmel zu berühren schienen. Meines Erachtens verlieren diese Bäume niemals ihren Blätterschmuck: sie waren so schön grün leuchtend wie die Bäume in der spanischen Heimat im Monat Mai. Einige von ihnen blühten, während andere fruchtbeladen waren. Dazwischen vernahm man den Sang der Nachtigallen und zahlreicher anderer Vögel, in jenem Monat November, da ich mich dort befand. Es gibt dort sechs oder acht verschiedene Arten von Palmen, deren wundersame Mannigfaltigkeit erstaunlich ist. Überdies sieht man dort außergewöhnlich viele Pinien, weite bepflanzte Ländereien und zahllose Vogelarten. Auch Honig und die verschiedensten Fruchtarten findet man dort. Das Innere des Landes ist stark besiedelt und reich an Erzgruben.
Die *Spanische Insel* [gemeint ist die Insel, die Kolumbus Hispaniola nannte, heute Santo Domingo. H.-J. K.] ist ein wahres Naturwunder: ihre zahlreichen Gebirge, weiten Ebenen und fruchtbaren Landschaften eignen sich in hervorragender Weise zur Anlage von Pflanzungen, zur Viehzucht und zur Errichtung von Städten und Ortschaften. Von der Schönheit der natürlichen Seehäfen kann man sich kein rechtes Bild machen, wenn man sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Die Flüsse sind äußerst zahlreich, sehr breit und viele von ihnen sehr goldhaltig. Bäume, Früchte und Pflanzen der *Spanischen Insel* unterscheiden sich sehr von jenen, die auf der Insel Juana gedeihen; hier gibt es viele Gewürze und große Goldminen, wie auch andere Erzgruben. Die Bewohner dieser Insel sind genau so wie jene aller anderen Inseln, die ich entdeckt und worüber ich Kunde erhalten habe, ohne Unterschied des Geschlechts vollkommen nackt, wie sie Gott erschaffen: einige Frauen bedecken einen einzigen Körperteil mit einem Blatt oder einem Wolllappen, den sie zu diesem Zwecke selbst verfertigen. Sie kennen weder Eisen noch Stahl, besitzen keine Waffen, mit denen sie umzugehen wüssten, nicht etwa deshalb, weil es ihnen an körperlicher Kraft gebrechen würde, sondern weil sie von Natur aus äußerst furchtsam sind. Als Waffe benützen sie nur jene Rohre, denen sie an ihrer Spitze ein kurzes, scharf zugespitztes Stück Holz anfügen. In Wirklichkeit aber setzen sie sich nicht einmal mit diesen Speeren zu Wehr, da es sich oft ereignet hat, dass ich zwei oder drei meiner Leute nach irgendeiner Siedlung geschickt hatte, um mit den Eingeborenen in Fühlung zu treten, die dort in großer Zahl versammelt waren, und diese, als sich meine Leute herankommen sahen, eiligst die Flucht ergriffen. Dies taten sie nicht etwa, weil man einem von ihnen ein Leid zugefügt hätte; ganz im Gegenteil: überall, wo ich mit ihnen in unmittelbare Berührung kam, schenkte ich ihnen, was ich gerade bei mir hatte, wie Stofffetzen und viele andere Kleinigkeiten, ohne dafür etwas zu verlangen. Sie sind eben von einer unheilbaren Feigheit.
Weiß man aber ihr Zutrauen zu gewinnen und ihre Furcht in den Wind zu schlagen, so erweisen sie sich als so ehrliche und freigebige Menschen, dass es niemand für möglich halten würde, der es nicht selbst erlebt hat. Was man auch von ihnen verlangt, nie werden sie es einem verweigern, sondern es einem herzlich gerne anbieten, wobei sie sich mit jeder noch so geringfügigen Gegengabe zufrieden geben.
[...]
Auf diesen Inseln konnte ich keine Ungeheuer in Menschengestalt feststellen, wie viele glauben machen wollen, sondern fand überall Leute von angenehmem Äußern. Es sind auch nicht Neger, wie in Guinea. Sie tragen lange Haare und vermehren sich nicht in den Gegenden, wo die Hitze der Sonnenstrahlen unerträglich wird."

Aus: Rodríguez Monegal (Hg.), 1982, S. 67-77, passim.

[10] Siehe Börner, Suche, 1984; Frübis, Wirklichkeit, 1995, S. 19f.

Der neue Kontinent war insofern auch neu und unverdorben, als mit ihm angesichts der Üppigkeit und Idylle der Natur in der Rückbindung an alte Vorstellungen von der Abfolge der Weltzeitalter und der Menschheitsentwicklung das Bild vom Goldenen Zeitalter und vom irdischen Paradies entstehen konnte. Die weitgehend naturbezogene und friedliche Tätigkeit der Bewohner auf den zuerst entdeckten Karibikinseln unterstützte dieses

Bild und führte zugleich zum positiven Bild des „Edlen Wilden" – als einem der beiden Grundmuster, die autochthone Bevölkerung zu sehen. Dies Bild beginnt mit dem ersten Brief von 1493, den Kolumbus als Kurzbericht über seine Entdeckungen an die spanischen Könige schrieb. Kolumbus schilderte die bei seiner ersten Begegnung angetroffenen Inselbewohner als schöne, freigiebige, friedliche, sanftmütige, fast furchtsame Menschen ohne Waffen, die kein Eisen kannten. Er erwähnte lobend die Vernunft der Inselbewohner, er hielt sie zur Annahme des Christentums würdig und fähig, da sie keinen Götzendienst pflegten. Ihre Nacktheit erscheint noch nicht in einem negativen Licht, vielmehr ist der paradiesische Zustand ein Hinweis auf das in „Indien" vermutete irdische Paradies, mit dessen zeitgenössischen Vorstellungen Kolumbus durch die Lektüre der Sammlung *Imago Mundi* des französischen Kardinals Pierre d'Ailly, die wohl zwischen 1480 und 1483 veröffentlicht wurde, vertraut war.

Von Anfang an verband sich mit dem Raum Amerika aus einem Wunsch nach Wiedergewinnung des Goldenen Zeitalters und nach einem ursprünglichen Gesellschaftszustand die Vorstellung von einem Utopia auf Erden, wie sie Thomas Morus 1516 mit seinem Werk *Utopia* als Alternative zum unreformierbaren Europa entwarf. Amerika erschien als Raum des Neuanfangs, wo sich die Möglichkeit einer neuen Gesellschaftsordnung eröffnete. Im Hinblick auf Institutionen und Lebensweisen waren nun Alternativen denkbar. In seinen Schriften ging Michel de Montaigne (1533-1592) auf eben diese Alternativen ein. Der europäische Kontakt mit fremden Kulturen brachte ihn zum Nachdenken über den Untergang der alten Welt und die Verderbtheit, mit der sie die neue angesteckt hatte. Für Montaigne machte die neue Welt die Willkür der Sitten seiner Heimat deutlich und übertraf in ihrer Einfachheit noch das reine Utopia, das sich die Philosophen der Antike vorgestellt hatten. In diesem Kontext einer gewissen europäischen Zivilisations- und Gesellschaftskritik schien im Primitivismus/Naturzustand der Urbevölkerung Amerikas die Idealzeit der Antike bewahrt zu sein. Primitivismus hatte hier eindeutig eine positive Konnotation.

2. Die Neue Welt als Region von mythischen Fabelwesen, bekannten und neuen

Neben dem Bild des (wieder)gefundenen Paradieses entstand zunächst als Ausdruck der Fremdheit und dann im Kontext der Legitimierung europäischer Zivilisierungs- und Christianisierungsanstrengungen das Bild von Amerika als einem Kontinent monströser Wirklichkeit. In übertriebenen und phantastischen Darstellungen berichteten Entdecker und so genannte Augenzeugen, dass sie im Landesinneren der Neuen Welt Monster oder mythische Gestalten getroffen hätten. Dadurch schienen sich die antiken und mittelalterlichen mythischen Vorstellungen von sagenhaften Inseln im Westen, von Monstern und Fabelwesen, vom Wilden Mann, von Giganten und Amazonen sowie von kopflosen Menschen zu bewahrheiten, die seit Plinius, Strabo, Isidor von Sevilla und besonders seit dem fiktiven Reisebericht des Ritters Sir John de Mandeville am Rande der bewohnten Welt als existent lokalisiert waren und wie sie in der Schedelschen *Weltchronik* von 1493 aufgelistet sind (s. M 6). Die Entdecker bzw. die Leser in Europa erwarteten geradezu solche Wesen, wie u.a. der erste Kolumbusbrief bezeugt. Es verwundert deshalb nicht, wenn man oft das gesehen zu haben vorgab, was man sehen wollte. Zu den bekanntesten in Amerika angeblich angetroffenen mythischen Gestalten gehören die Amazonen, von denen die Entdecker immer wieder gehört haben wollten und die der Spanier Francisco de Orellana bei der Suche nach dem *El Dorado* auf seiner unfreiwilligen Flussfahrt quer durch Südamerika 1541/42 getroffen zu haben glaubte, so dass dieser Fluss dann Amazonas genannt wurde[11]; ferner die Kopflosen, denen der englische Seefahrer und Entdecker Sir Walter Raleigh, wie er in seinem Bericht von 1596 schrieb, beim Stamm der Ewaipanoma am Caura-Fluß in Venezuela angeblich begegnet war[12] (s. M 7);

[11] Siehe den Bericht von Gaspar de Carvajal, einem Teilnehmer der Fahrt, in: Descubrimiento del río de las Amazonas.

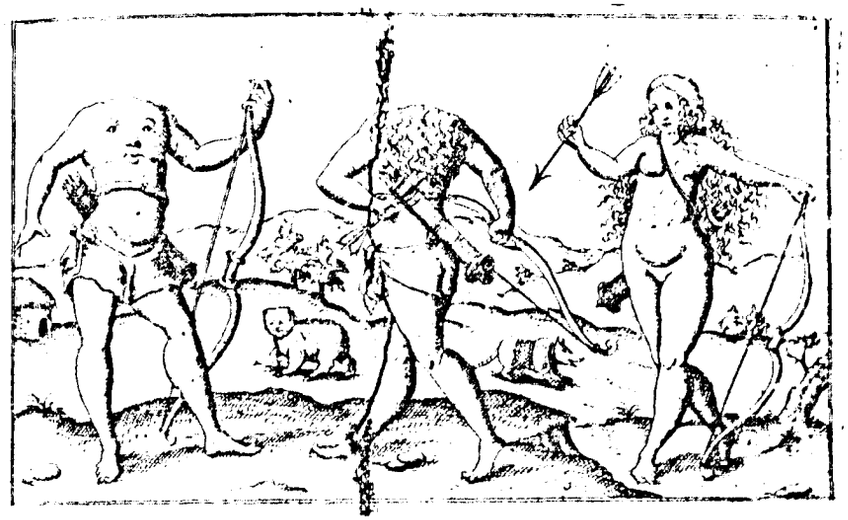
[12] Dem deutschen Publikum wurden die Kopflosen durch die verschiedenen Ausgaben in der Reihe der von Levinus Hulsius herausgegeben „Schiffahrten" und die entsprechenden Kupferstiche des Jodocus Hondius bekannt: Die Fuenffte. Kurtze Wunderbare Beschreibung deß Goldreichen Koenigrechs Guianae in America oder neuen Welt ... gelegen. So neulich Anno 1594,1595 vnd 1596 von dem Wolgebornen Herrn Herrn Walthero Ralegh einem Englischen Ritter besucht worden. ... Nürnberg 1599, 1601, 1612.

M 6 Das Repertoire von Monstern und Fabelwesen



Aus: Schedel, 1493 Liber Chronicarum.

M 7



Aus: Knefelkamp/König, Welten, 1988, S. 269.

sowie Giganten und Riesen, die in Patagonien angesiedelt wurden. Auch neue Mythen entstanden, wie die vom ungeheuren Reichtum des Vergoldeten, des *El Dorado*: Konquistadoren hatten in Südamerika Legenden vom „Vergoldeten" gehört, von einem indianischen König, der mit Goldstaub beschmiert in eine Lagune eingetaucht wird. Die Suche nach diesem *Dorado*, nach Gold und reichen Gebieten trieb manche Eroberer zu neuen Eroberungszügen auch in die unwegsamen Gebiete des Amazonasbecken. So auch die Expedition des Orellana. Die Legende lebte bis ans Ende des 16. Jahrhunderts fort. Eine der Gegenden, in denen man das Reich des „Vergoldeten" lokalisierte, war der Raum des Amazonas und Guayanas. So glaubte auch der englische Entdecker Sir Walter Raleigh an diese Legende und machte sich 1594/95 bei seiner Expedition nach Guayana auf die Suche nach dem sagenhaften Goldland. Sein Bericht über die angebliche Sitte des Kaisers von Guayana, seine Gäste bei Trinkgelagen mit einer klebrigen Masse zu beschmieren und dann mit Goldstaub anblasen zu lassen, veranlasste den Kupferstecher De Bry zur Illustration des „Vergoldeten" (s. M 8). In einer populären Vorstellung verschob sich dann später die Legende von der Person des *El Dorado* auf ein Bild von einem geographischen bzw. regionalen *El Dorado*.

M 8 Der El Dorado



Aus: Knefelkamp/König, Welten, 1988, S. 46.

3. Amerika als Region barbarischer Völker

Wirkmächtiger als diese mythischen Bilder wurde dann das negative Bild von den barbarischen, unzivilisierten, also inferioren Indios, das schon früh neben dem positiven Bild entstand. Es war die schon erwähnte Schilderung des Florentiners Amerigo Vespucci über die Tieflandindios an der brasilianischen Küste, die eine Veränderung des anfangs positiven Indiobilds zum Negativen bewirkte. Allem Anschein nach hat weniger die geographische Beschreibung der brasilianischen Landschaft als vielmehr die sensationelle, relativ detaillierte Schilderung der brasilianischen Tupinamba das Interesse von Autoren, Verlegern, Druckern und auch des Publikums geweckt. Tatsächlich enthält der Bericht, aus dem hier in der deutschen Version aus dem Jahre 1505 zitiert wird, wichtige und das Indiobild prägende Informationen.[13] Nach der Beschreibung des Landes, der Tiere und Pflanzen, der tropischen Üppigkeit kommt Vespucci auf die Menschen, deren auffälligstes Merkmal die Nacktheit ist, zu sprechen. Er

[13] Vespucci, Von der neu gefunden Region, 1505.

beschreibt dann weiter die Sitte, sich Steine in Nasen und Wangen zu bohren, womit sie sich seiner Meinung nach verunzieren. Weiterhin geht er auf ihre Geilheit und Promiskuität ein. Am phantastischsten aber klang die Beschreibung des Kannibalismus.

M 9 Die nackten Barbaren und Kannibalen

„So haben wir in dysen landen und region funden so vil und grosse der völckerscharen und leuten, daz die niemand erzelen möchte als man list in Apocalipsi / Ein volck sah ich ein mylt gütig vnd hantweisyg vnd gand alle nackend beide weyb vnd mann / vnd gantz an bedeckung ir leyben an allen enden / vnd wie sy aus mutter leib kummen also gand sy biß das sy gesterben / dann sie synd groß von leyb vierschrötig wol geschickt / guter schöner gelidmaß vnd geferbt ettlicher maß gegem roten / Das ich mein dyse von der ursach kumen das sy nackend gand vnd von der sonnen bescheynen also geferbt werden / Sy haben auch weyt vnd groß harlock und schartz/.

Eyn ander syt vnd weyse ist auch under vnd bey inen gnug abweysig und wider alle menschliche glaubung / Das ir frawen die eben gelüstig vnnd geill synd / vnnd iren mannen machen das innen ir bauch geschwellen in sollicher übermestung das sy vngestalt vnnd schmehlich erscheynen vnnd das tund sy mit etwas funden vnd zu nahung ettlicher gyfftigen thieren.(Vnd von sollicher sach geschicht das inen vil ir gemecht verlieren die inen von mangels wegen der artzney faulen vnd beleiben an gemecht /)Si haben kein tuch noch deck weder leines noch baumwolles / dann sy es nit bedörffen vnnd haben kein eygen gutt / Sunder alle ding synd innen gemeyn / Sy leben allesampt an ein künig vnd an ein gebietter vnd ist yr yeglicher im selbs ein her / So vil weyber nemen sy so vil sy wollen /(vnd der Sun mit der muter / vnd der bruder mit der schwester vnd der erst mit der ersten vnd der begegner mit der begegneten veruneynigen sich / Als dick als sy wollen scheiden sy die die vermehlichte / vnnd haben in sollichem gantz keyn ordnung / Darumb haben sy keynen tempel vnd halten kein gesatzt vnd synd nyt abgötter ...)

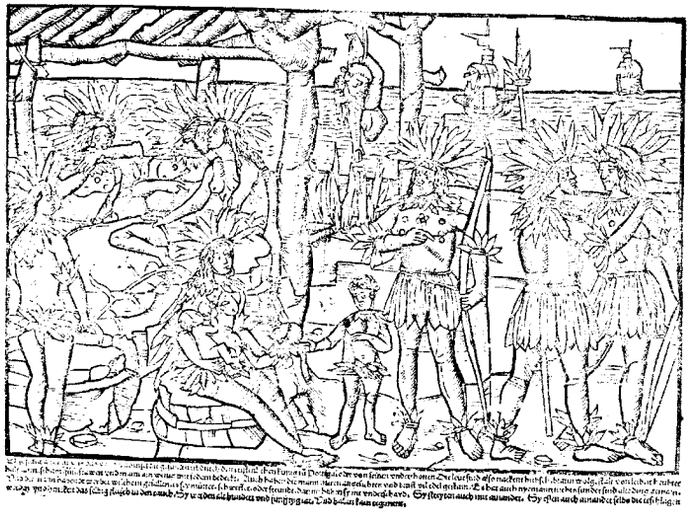
Die scharen des volcks haben auch krieg / vnd an kunst vnd ordenung / eltern mit iren reten vnd gebotten vnderbygen die iungen zu thun was sy wollen vnnd rüsten sy zu schlahen /vnd welche sy also im krieg vnd streytt fahen die furen sy hyn mit dz sy die bey leben lassen sunder inen selbs behalten das sy da von mestigen vn sy essen denn einer den andern der do obligt den der vnderligt essen vnd vnder andern fleisch ist inen menschen fleysch gemeynlich ir speyse / Dyser dingen aber solt du gewyß seyn das dyser zeytten gesehen ist das der vatter sein Sune vnd sein gemagel gessen hat / Vnd ich hab einen gekennt mit dem ich auch selbs geredt von dem sy sagten das er mer dann von dreyhundert menschen leiben gessen hat / Vnd bin in einer Stat gestanden syben vnd zweitzig tag da ich gesehen hab in den heusern ge-

saltzen menschen fleysch vnnd auffgehenckt ze derren / wie dann bey vns gewöhnlich ist Speck vnd schweyne fleysch auffzehencken."

Aus: Vespucci, A., Von der neu gefunden Region

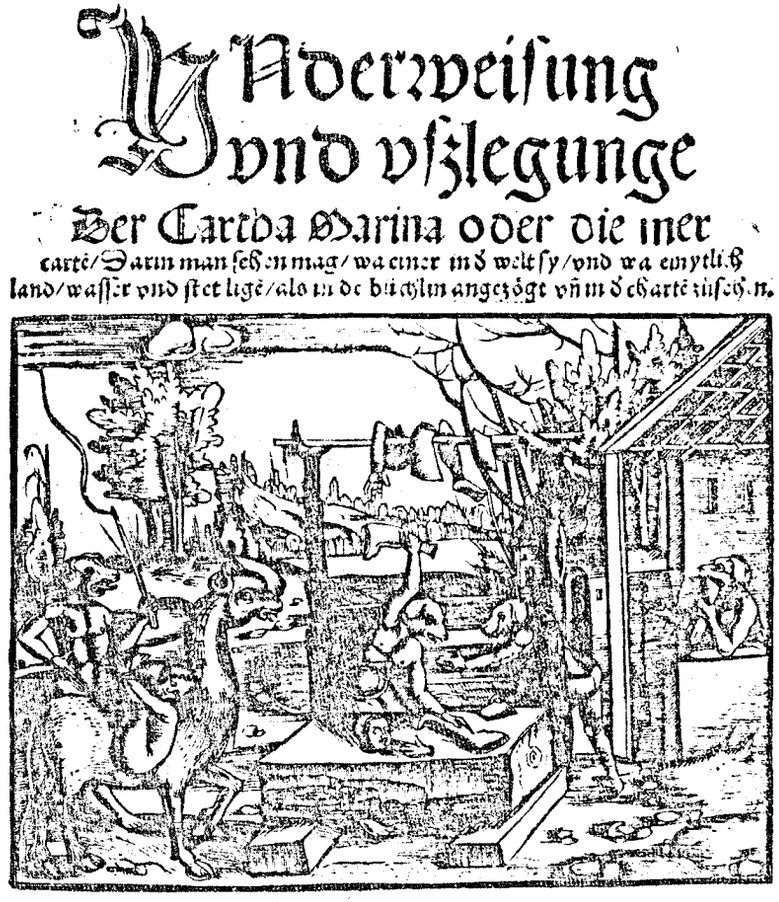
Dieser Bericht über den Naturzustand der Indios, über die fehlenden Vorstellungen von Privateigentum, über die schamlose Nacktheit, über das Fehlen politischer Ordnung und Religion, über Promiskuität und abartige Menschenfresserei hat wie kein anderer die Phantasie der Europäer erregt und gerade auch in Deutschland zu oft reißerischen Illustrationen über den wilden und barbarischen Indio in verschiedenen Ausgaben des Briefes geführt; nicht zuletzt deshalb, weil sich die Europäer darin in ihrer abendländischen Überlegenheit und in ihrer Abwertung des Nicht-Europäischen bestätigt sahen. Einige Ausgaben des Briefes verengten sich geradezu auf den Aspekt der Menschenfresserei oder der sexuellen Freizügigkeit, wie etwa der berühmte Einblattdruck aus dem Jahr 1505 (s. M 10) oder die Illustrationen der Ausgabe von 1509 aus Straßburg. Vespucci hatte sich in der Beschreibung der Tieflandindios, die angeblich sogar das Menschenfleisch zum Räuchern aufhängten, implizit an Maßstäben wie Grad der Bekleidung, staatliche Ordnung, europäische Moralvorstellungen und christliche Religion orientiert. Vornehmlich das Monströse prägte das Bild von den primitiven und „unmenschlichen" Bewohnern Amerikas (s. M 11)

M 10 Die Menschenfresser, Holzschnitt, 1505, n. d. Brief von Vespucci



Aus: Wolff, America, 1992, S. 29.

M 11 Indios als Monster und Fabelwesen, Titel-Holzschnitt, Lorenz Fries, Uslegung der Mercarthen, 1527



Aus: Wolff, America, 1992, S. 31.

Für das 16. Jahrhundert blieben die beiden von Kolumbus und Vespucci vorgegebenen Indiobilder lebendig, doch überwog das durch den Vespucci-Bericht geprägte negative Bild und verdeckte das positive weitgehend. Auch spätere Berichte modifizierten das Bild nur unwesentlich. Bedeutenden Einfluss auf das Indiobild in Deutschland/Europa oder, konkreter gesagt, auf das Fortleben des negativen Indiobildes haben die deutschen Augenzeugenberichte von Hans Staden und Ulrich Schmidl

ausgeübt, deren oft reißerisch illustrierte Reiseberichte über ihre Aufenthalte in Brasilien bzw. am Rio de la Plata zu einem Zeitpunkt, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, erschienen, als das stereotype Negativbild vom Indio in Europa längst gefestigt war.

Das in den zitierten Texten und Werken gezeichnete und, wie die zahlreichen Ausgaben vermuten lassen, vom Publikum goutierte Bild vom Indio als Wildem und Barbaren beruhte auf der Begegnung der Europäer mit indianischer Bevölkerung auf den Karibikinseln, an den Küstenzonen des Karibikraumes und an der brasilianischen Küste, den Hauptsiedlungsgebieten in den ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung. Hier trafen die Europäer tatsächlich auf indianische Völkerschaften, die in „paradiesischer" Nacktheit lebten, sexuell freizügig waren, über keine durchstrukturierten politischen oder gesellschaftlichen Ordnungen größeren Stils verfügten, nur selten in größeren Ansiedlungen wohnten und in einzelnen Regionen tatsächlich Kannibalismus praktizierten. Angesichts dieser den Europäern fremdartigen Züge erscheint es verständlich, dass sie diese Andersartigkeit auch als Inferiorität bewerteten. Das negative Bild blieb jedoch auch dann noch bestehen, als die Spanier mit der Eroberung Mexikos ab 1519 und der Perus ab 1532 auf andine Hochkulturen mit staatlicher Ordnung, mit Städten und einer ausgebauten Infrastruktur, mit bekleideten Menschen trafen und die Europäer z. B. von der Eroberung Mexikos bald durch die Briefberichte von Hernán Cortés erfuhren.

In ihnen berichtete Cortés nicht nur über seine Taten bei der Eroberung Mexikos und über den Widerstand der Heiden gegen die christlichen Eroberer, sondern schilderte auch voll Bewunderung die aztekische Hauptstadt Tenochtitlan, die Paläste der Stadt sowie den überwältigenden Hofstaat des aztekischen Herrschers Montezuma. Diese Berichte gaben auch eine detaillierte, allerdings verständnislose Darstellung der aztekischen Praxis von Menschenopfern. Eine abwertende Schilderung der Menschenopfer und der aztekischen Religion lag begreiflicherweise im Interesse des Eroberers, der mit dem Hinweis auf seine Christianisierungspflicht sein grausames und gewaltsames Vorgehen rechtfertigen konnte. Doch scheint Cortés, wie die Resonanz auf seine Briefe und die gedruckten Randbemerkungen in den Ausgaben in Deutschland zeigen, mit seiner Art der Darstellung einer Grundhaltung der Europäer entsprochen zu haben. Die Bewunderung richtete sich lediglich auf den materiellen Bereich der Kultur, solange der religiöse Bereich nicht betroffen war. Die Praxis der rituellen Tötung, deren tiefere Funktion zur Aufrechterhaltung der kosmischen und klimatischen Ordnung nicht verstanden, vielmehr als teuflischer Gegenpol zum Christentum betrachtet wurde, relativierte den hohen Zivilisationsgrad. Das führte dazu, dass ebenfalls der

bekleidete, staatlich organisierte Indio aufgrund seiner religiösen Praxis als Barbar galt. Hinzu kam, dass Widerstand gegen die Verbreitung des Christentums ohnehin die Ablehnung und Abwertung der fremden Kultur begründete. Bis zu einem gewissen Grad ist diese Haltung zu verstehen, vollzog sich doch die Eroberung und Christianisierung Amerikas zu einer Zeit, als in Europa die Christenheit gespalten war und mit der Neuen Welt eine neue katholische Welt als Ausgleich für Verluste in Europa zu entstehen schien. Vor allem aber verzerrte die Befangenheit in europäischen, frühneuzeitlich-mittelalterlichen und christlichen Wertvorstellungen die Perspektive von Autoren, Verlegern und Publikum. Indem als Bewertungsmaßstäbe für die Bevölkerung in der Neuen Welt europäische Vorstellungen von Religion, politischer Ordnung, Individualbesitz und christlicher Moral angelegt wurden, oder anders gesagt, die Europäer das, was sie in Amerika sahen bzw. wovon sie hörten und lasen, als eine Abweichung von der als allgemein gültig erachteten europäischen Norm ansahen, musste es ihnen schwer fallen, die Lebensgewohnheiten der Anderen als eigenständige Entwicklung zu akzeptieren. Dass angebliche konstatierte Inferiorität dazu dienen konnte, grausame Eroberung und Überfremdung zu legitimieren, erhellt aus zahlreichen Eroberungsberichten von Spaniern und Portugiesen.[14] Die Tatsache, dass Papst Paul III. im Jahr 1537, immerhin zu einer Zeit, als die Spanier in Mexiko und Peru Hochkulturen begegnet waren, in der Bulle „Sublimis Deus" ausdrücklich den Status der Indios als Menschen bescheinigen musste, verdeutlicht, wie schwierig es damals war, die autochthone Bevölkerung als Menschen anzuerkennen.[15] Verschiedenheit wurde auch von den Europäern, die nicht an der Eroberung beteiligt waren, als Ungleichheit und Inferiorität charakterisiert. Sie hatten wenig Zweifel an der europäischen Überlegenheit und Berechtigung des europäischen Vorgehens in der Neuen Welt.

So verband sich über Jahrhunderte mit Amerika vor allem der Aspekt der Inferiorität und des Wilden, wie er in den damals üblichen Erdteilallegorien dargestellt wurde. Die Neue Welt erschien als die personifizierte Amerika in Gestalt einer schönen, aber nackten India mit den Attributen einer barbarischen Menschenfresserin (s. M 12), oft in der Bildkomposition so angeordnet, dass Amerika mit den beiden anderen nichteuropäischen Erdteilallegorien Afrika und Asien der Weltbeherrscherin Europa untergeordnet war. (s. M 13). Eine ähnliche Symbolik der politischen und zivilisatorischen Unterordnung Amerikas unter Europa enthält der Kup-

[14] Siehe dazu König, Entdeckung und Eroberung Amerikas, 1992.
[15] Zur Bulle „Sublimis Deus" siehe Hanke, Pope Paul III, 1937.

ferstich aus dem Zyklus von Galle über die Ankunft des Amerigo Vespucci (s. M 14).

M 12 America als Barbarin, Prosopographia v. Galle, um 1600



Aus: v. Kügelgen, in: Siebenmann/König, 1992, S. 85.

M 13 Die vier Erdteile



Aus: Knefelkamp/König, Welten, 1988, S. 263.

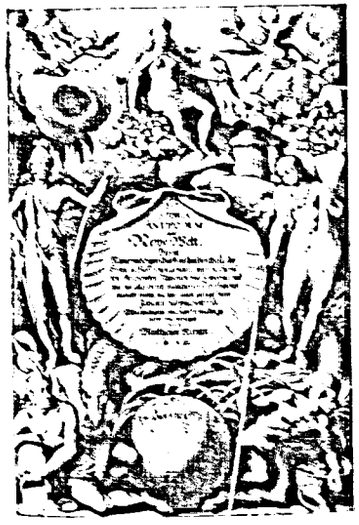
M 14 Landung des Vespucci, Kupferstich nach Stradanus, Ende 16. Jh.



Aus : Knefelkamp/König, Welten, 1988, S. 89.

4. Amerika – das El Dorado

Unabhängig aber vom ambivalenten Menschenbild galt Amerika, mit dem bis weit in das 17. Jahrhundert hinein fast ausschließlich der von Spanien und Portugal beherrschte Teil der Neuen Welt gemeint war, immer auch als Raum unermesslicher Reichtümer, und es erhärtete sich das Bild von seiner wirtschaftlichen Bedeutung für Europa. Visuell kommt dieser Tatbestand schlaglichtartig im Titelkupfer von M. Merian zu Johann Ludwig Gottfrieds *Historia Antipodum oder Newe Welt* von 1631 zum Ausdruck. Dieser Kupferstich stellt die personifizierte Amerika als Hüterin und Spenderin gewaltiger Schätze dar; er betont die ungeheuren Reichtümer der Neuen Welt an Edelmetallen, Pflanzen und Tieren samt edlen Wilden und hebt unmissverständlich die koloniale Bedeutung Amerikas für Europa hervor (s. M 15). In diesem Kontext fehlen die sonst üblichen grausamen und wilden Züge der indianischen Kannibalin. Interessant ist auch die Propagandaschrift aus dem Jahr 1670, die der Landgraf Friedrich Casimir von Hanau-Zweibrücken in Auftrag gegeben hatte, um für eine Kolonie in einem ihm von der holländischen Westindienkompagnie überlassenen Landstrich von Guayana am Orinoko zu werben; diese pries Amerika als eine Art paradiesisches Schlaraffenland an, das sich wegen seiner Vegetation, seines guten Klimas, seines freien Landes auch für Deutsche als Kolonialland anböte.[16]



M 15 Der Reichtum Amerikas, Titelkupfer: Historia Antipodum, 1631

Aus: Knefelkamp/König, Welten, 1988, S. 135.

[16] Gründlicher Bericht, 1607 (korrekt 1670).

5. Amerika und der Edle Wilde

In Werken, die sich mit der Neuen Welt Amerika beschäftigten, gab es nur selten eine Infragestellung der eigenen europäischen Kultur oder des europäischen Zivilisationsauftrags. Skrupel tauchten, wenn überhaupt, dann meist in Krisenzeiten auf. Erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist eine leichte Veränderung in der Bewertung der fremden Kultur und dementsprechend im Amerikabild zu erkennen. Dieser Wandel resultierte zum einem aus dem Schock durch den Dreißigjährigen Krieg und die damit einhergehende kulturkritische Selbstreflexion, wie sie im deutschsprachigen Raum z. B. Literaten wie Martin Opitz, Friedrich von Logau, Philipp Harsdörffer, Christian Hofmann von Hofmannswaldau und Andreas Gryphius[17] auch mit Blick auf Amerika und den fragwürdigen Wert seiner Entdeckung äußerten, sowie zum anderen aus einem allgemeinen Protest gegen die Hegemonialpolitik Spaniens in Europa und in der Neuen Welt. Nun stand nicht mehr die generelle abschätzige Haltung gegenüber den Amerikanern im Vordergrund; es finden sich vielmehr auch verständnisvolle Bewertungen hinsichtlich der aztekischen und inkaischen Kultur, verkörpert in den jeweils letzten Herrschern Montezuma und Atahualpa sowie in ihrem Leiden und gewaltsamen Sterben. In den Werken von Erasmus Francisci (1667, 1669, 1670), Olfert Dapper (1673) und Eberhard Werner Happel (1683, 1688)[18] wurden die Bewohner Mexikos und Perus dem Publikum als Beispiele eines noblen Charakters, ja sogar den zivilisierten Europäern als Vorbild des unverdorbenen Menschen vorgestellt. In diesem Sinn bemühte sich z. B. Happel darum, das Überlegenheitsgefühl der Europäer gegenüber den Amerikanern aufzubrechen, die wirkliche Natur der Amerikaner zu zeigen und so seine Leser erkennen zu lassen, dass die bisherige Abwertung pauschal und unangebracht war. In Frankreich zeichnete Jean François Marmontel in seinem Roman *Les Incas* (1777) ein positives Bild der Inkas. Friedrich

[17] Opity, Weltliche Poemata, 1644; Logau, Sinngedichte, 1872; Harsdörffer, Frauen-zimmer Gesprechsspiele, 1644; ders., Nathan und Jotham, 1650; Hofmann von Hofmannswaldau, Hochzeit, 1679; Gryphius, Kirchhofgedanken, (1657), hgg. von Palm, H., 1884.

[18] Francisci, Ost- und West-Indischer ... Lust- und Stats-Garten, 1667; ders., Guinesischer und Americanischer Blumen-Pusch, 1669; ders., Neu-polirter Geschicht - Kunst- und Sitten-Spiegel, 1670. (Der Kompilator E. Franciscus hieß eigentlich Erasmus von Finx.); Dapper, Unbekante Neue Welt, 1673. (Das Buch war 1671 in holländischer Sprache unter dem Namen Arnold Montanus erschienen.); Happel, Gröste Denkwürdigkeiten, 1683; ders., Thesaurus Exoticorum, 1688.

der Große schrieb über die Kontroverse zwischen Montezuma und Cortés ein Opernlibretto und nahm darin für Montezuma Partei.[19]

Mit diesen Ansätzen zu einer differenzierteren Betrachtung, in denen sich eine Konturierung des Bildes vom „Edlen Wilden" im Rousseau'schen Sinne andeutete[20], vollzog sich jedoch keine grundsätzliche Änderung des Amerikabildes. Die ursprünglichen negativen Bilder blieben bestehen. Weiterhin verband sich mit Amerika das Phantastische und Exotische. So wiederholte noch Mitte des 18. Jahrhunderts Johann Friedrich Schröter[21] die absurde These von den Kopflosen in Guayana, die der englische Pirat Walter Raleigh 1595 dort gesehen haben wollte und die in den berühmten Kupferstichen des Jodocus Hondius dem europäischen Publikum bekannt geworden waren. Bis Ende des 18. Jahrhunderts blieb das generelle Bild von der Inferiorität, Primitivität und Kulturlosigkeit des Indio bestehen, wie es beispielhaft unter dem Stichwort AMERICA in Johann Heinrich Zedlers *Großes Universal Lexikon Aller Wissenschaften und Künste* (1732) gezeichnet wurde.[22] Die Optik des überlegenen Europäers, der im Anderen nur das Inferiore sah und mit dem Begriff „Amerikaner" stets die indianische Urbevölkerung meinte, war noch ungetrübt.

M 16 America

> „America, ist eines von den 4. Theilen der Welt, und wird insgemein die neue Welt genennet. [...Darstellung der Geographie]. Die Eingebohrnen Americaner sind überhaupt alle sehr tueckisch, wild, grausam und von recht böser Art. [...] Vor Zeiten gab es auch Menschen Fresser in America, sonderlich in den Antillischen und Caribischen Eylanden, wie auch in Canada und an dem Amazonen Flusse. Jedoch der bißherige Umgang mit den Europäern hat die Wildheit der Americaner um ein ziemliches gemindert, und sie viel leutseliger gemacht". Die Europäer theilen heutiges Tages die Einwohner von America in viererley Gattungen. Die erste Gattung besteht aus denenjenigen, so aus Europa dahin kommen, und die geistlichen und weltlichen Ehren-Aemter daselbst verwalten. Die andere Sorte sind diejenigen, welche die Europäer mit denen aus Europa hinüber gebrachten Europäischen Weibern erzeugen. Man heisst sie die Crioli, und kommen in keine Consideration, indem sie niemals zu einigen hohen Amte gelangen. Die 3te Gattung sind die Schwartzen, oder Negros, so die Spanier in Africa kauffen, und her-

[19] Siehe dazu Honour, New Golden Land, 1975, S. 163 u. 279.

[20] Zu Rousseau siehe Weatherford, Erbe, 1995.

[21] Schröter, Allgemeine Geschichte, 1752-1753.

[22] Zedler, Universal Lexikon, 1732, Spalten 1721 - 1725, hier 1723. Als Quellen nennt er Dapper, Benzoni, Garcilaso de la Vega, Ramusio, Thomas Gage, Ortelius und Herrera.

nach in America wiederum zu Sclaven verkauffen. [...] Die 4te und letzte Art der heutigen Americanischen Einwohner sind diejenigen so noch von den alten Americanern herstammen, weil aber die Spanier als sie zuerst dahin kamen, sehr grausam mit den Einwohnern umgingen, und ihrer so viel Millionen umgebracht, so ist die Anzahl derselben sehr geringe. Etliche dieser Leute wohnen unter denen Spaniern, und sind sehr gut und aufrichtig, auch gar nicht so wild wie die andern, die nicht unter denen Spaniern, sondern in denen Wäldern und unwegsamen Bergen sich aufhalten, denn diese sind annoch wild und grausam, und fügen den Spaniern gar offters Schaden zu."

Aus: Zedler, 1732, Spalte 1721-1725, passim.

IV. Die geographische Differenzierung der Amerikabilder – zivilisiertes Nordamerika versus degeneriertes Lateinamerika

Seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vollzog sich bedingt durch die Erhebung der nordamerikanischen Kolonien gegen das englische Mutterland im Amerikabild ein tiefgreifender Wandel. Aus dem bislang zumeist einseitig negativen Amerikabild wurde ein viel komplexeres Gebilde, indem es sich in mehrfacher Weise inhaltlich veränderte und geographisch differenzierte. Horst Dippel hat in seiner Untersuchung über *Deutschland und die amerikanische Revolution* dargelegt, wie seit den frühen 1770er Jahren der Begriff „Amerikaner" eine Bedeutungsveränderung erfuhr; nun wurde der in Amerika, d.h. in den englischen Kolonien im Nordosten des Kontinents, in denen im Unterschied zum spanischen Kolonialreich die indianische Urbevölkerung aus der Gesellschaft ausgegrenzt blieb, lebende Weiße europäischer Abstammung zum eigentlichen „Amerikaner".[23] Seit dieser Zeit sind zwei auf die beiden geographischen und unterschiedlich kolonisierten Teilräume des Doppelkontinents bezogene Amerikabildkomplexe zu unterscheiden. Während die nachrevolutionären USA mit den Menschenrechtserklärungen und ihrem Demokratiemodell zum Vorbild für Europa wurden,[24] blieb Lateinamerika, auf das ich hier weiter eingehe, mit dem Makel des Inferioren behaftet.

Gerade vor der Folie der erfolgreichen USA im nördlichen Teil Amerikas verstärkte sich das undifferenzierte Bild vom inferioren Südamerika. Korrekturen wurden nicht angebracht, weil zu dieser Zeit eine auch

[23] Siehe dazu Dippel, Deutschland, 1972.

[24] Siehe Dippel, Faszination, 1989, S. 83-96; Honour, New Golden Land, 1975; Mesenhöller, Mundus Novus, 1992; Herget, Amerika, 1995.

nur halbwegs wissenschaftliche Beschäftigung mit den iberischen Kolonialreichen nicht erfolgte. Das allgemeine Interesse richtete sich auf den nördlichen Teil des Kontinents nicht nur wegen der spektakulären revolutionären Ereignisse[25], sondern auch wegen der restriktiven Einreisepolitik Spaniens gegenüber Ausländern. Im Übrigen wurden die Vorstellungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts durch die Thesen des französischen Naturforschers Georges-Louis Leclerc Buffon und ihre Verbreitung durch den preußischen Naturphilosophen Cornelius de Pauw geprägt.[26] Buffon hatte den amerikanischen Tieren eine genetische Degeneriertheit beigemessen, die er aus der Schwäche und Kleinheit der amerikanischen Tiere im Vergleich zu europäischen oder afrikanischen, verursacht durch geographische oder klimatische Widrigkeiten, abgeleitet hatte. De Pauw hatte diese These von der Inferiorität der Tiere auch auf die Menschen - sowohl auf die Indios als auch auf die Kreolen, die Nachkommen der Spanier - übertragen und sie geradezu als degeneriert bezeichnet. Beider Vorstellungen waren durch die *History of America* (1777) des schottischen Geistlichen und Historikers William Robertson weit verbreitet. Robertson hatte die abwertende Beurteilung des amerikanischen-indianischen Menschen nur insofern modifiziert, als er anders als de Pauw den Amerikanern nicht ihr Menschsein absprach, sie aber in moralischer und physischer Hinsicht auf dem Entwicklungsstand von Kindern einstufte. Antonello Gerbi hat in seiner berühmten Untersuchung *La Disputa del Nuovo Mondo* herausgearbeitet, wie sich im Jahrhundert der Aufklärung vor dem Hintergrund der neuen Idee von der Zivilisation Europas das negative Bild von der amerikanischen „Andersartigkeit" nun zu einer allgemeinen Theorie über die Minderwertigkeit der Natur der Amerikaner verdichtete und wie es weiterwirkte. An diesem neuerlichen negativen Bild vom südlichen Teil Amerikas waren auch deutsche Aufklärungsphilosophen bzw. Geschichtsphilosophen wie Herder und Hegel beteiligt. Sie haben im Bewusstsein der Deutschen das negative Bild endgültig zu Ungunsten der Amerikaner im indianisch-iberischen Teil Amerikas verankert.

Herder ist Buffon und de Pauw hinsichtlich der Dekadenztheorie, wenn auch mit unterschiedlicher Gewichtung, gefolgt. Johann Gottfried Herder, der mit seinen Arbeiten wie dem Hauptwerk *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-1785) wichtige Leitlinien der Aufklärungshistorie entwickelte, und für den Geschichte fortschreitende

[25] Zum Anstieg der Literatur zu Nordamerika siehe Dippel, Americana Germanica, 1976.

[26] Buffon, Histoire, 1749-1804; de Pauw, Recherches, 1768-1769.

Entwicklung zur Humanität bedeutete, zeichnete noch kein dezidiert negatives Bild vom amerikanischen Menschen. Im sechsten und siebten Buch seines Hauptwerks sowie in einem kleinen Text über den Jesuitenstaat in Paraguay[27] ging er auf die damalige Situation der Amerikaner, der Indios ein und fasste als Hauptmerkmal der Amerikaner Gutherzigkeit, Kindlichkeit, Unschuld und Einfalt zusammen. Er akzeptierte zwar die Vorstellungen von Schwäche, relativierte sie aber dadurch, dass er sie auf die gewaltsame Veränderung ihrer Lebensräume und Lebensart durch die Eroberung und Kolonisierung zurückführte. Infantilität und Primitivität beinhalten bei Herder ein gewisses Entwicklungsversprechen.

Die Unabhängigkeitsbewegung, das Freiheitsstreben, die Loslösung vom restaurativen Spanien zu Beginn des 19. Jahrhunderts ließ für einige Jahre ein positives Lateinamerikabild entstehen. Für eine kurze Zeit erhielten die spanischamerikanischen Kolonien mit ihren revolutionären Freiheitsbewegungen gegen das restaurative Spanien und mit ihren republikanischen Staatsbildungen - ähnlich wie einige Jahrzehnte zuvor die USA - sogar eine Vorbildfunktion für liberal-republikanische Veränderungsbestrebungen z. B. in Deutschland, wie aus Artikeln in zeitgenössischen politischen Zeitschriften, Lexika und einigen historischen Arbeiten ablesbar ist.[28] Diese Vorbildfunktion verschwand jedoch schnell wieder, als die Wirren in den lateinamerikanischen Ländern nach Erlangung ihrer Unabhängigkeit, d.h. politische Instabilität, interne, bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen, die Herrschaft von charismatischen, aber diktatorischen Einzelpersonen (Caudillismo) den europäischen liberal-republikanischen Vorstellungen widersprachen. Die politische Situation schien, wie Hegel dann vortrug, alte Vorurteile zu bestätigen. Mit dem Urteil des Geschichtsphilosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel erreichte die Dekadenztheorie ihren Höhepunkt. Hegel tat in seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, die er 1822/23 bis 1830/31 – also zu einer Zeit, als Europa selbst eher noch durch Restauration als durch Demokratie gekennzeichnet war – fünfmal las, die Amerikaner, speziell diejenigen des südlichen Teils, als Völker ohne Geschichte ab. Für Hegel waren Asien, Afrika und Europa der eigentliche Boden der Menschheitsgeschichte. Amerika erschien ihm dagegen in doppelter Hinsicht als Neue Welt: „Neu" nicht nur deshalb, weil sie später bekannt wurde, „neu" stellte sie sich vor allem wegen ihrer physikalischen, geistigen und politischen Beschaffenheit dar. Hegel beurteilte Amerika - Raum und die Menschen, deren Inferiorität er schon durch ihre fehlende Größe

[27] Herder, Paraguay, in: Adrastea (1802), S. 22-25; vgl. Schmitt, Herder, 1967.

[28] Siehe dazu Kahle, Simón Bolívar, 1980. – König, Bolívar y la independencia, 1986, S. 700-742; siehe auch König, Lateinamerikabild, 1992, S. 209-229.

zu erkennen glaubte - als unentwickelt, unvollkommen und als geschichtlich unreif. Wie Herder sah auch er in diesem Zustand die Anlage zukünftiger „zivilisierter" Entwicklung, die er jedoch auf den nördlichen Teil Amerikas beschränkte. In Nordamerika herrsche bürgerliche Ordnung, während Südamerika durch Chaos und gewaltsame Revolutionen geprägt sei.

M 17 Hegels Urteil hinsichtlich der Inferiorität Lateinamerikas

[...]

„Die Welt wird in die A l t e und N e u e geteilt, und zwar ist der Namen der neuen daher gekommen, weil Amerika und Australien uns erst spät bekannt geworden sind. Aber diese Weltteile sind nicht nur relativ neu, sondern überhaupt neu, in Ansehung ihrer ganzen physischen und geistigen Beschaffenheit. Ihr geologisches Altertum geht uns nichts an. Ich will ihr die Ehre nicht absprechen, dass sie nicht auch gleich bei Erschaffung der Welt dem Meere enthoben worden sei. Doch zeigt das Inselmeer zwischen Südamerika und Asien eine physische Unreife; der größte Teil der Inseln ist so beschaffen, dass sie gleichsam nur eine Erdbedeckung für Felsen sind, die aus der bodenlosen Tiefe heraustauchen und den Charakter eines spät Entstandenen tragen. Eine nicht mindere geographische Unreife zeigt Neuholland; denn wenn man hier von den Besitzungen der Engländer aus tiefer ins Land geht, so entdeckt man ungeheure Ströme, die noch nicht dazu gekommen sind, sich ein Bett zu graben, sondern in Schilfebenen ausgehen. Von Amerika und seiner Kultur, namentlich in Mexiko und Peru, haben wir zwar Nachrichten, aber bloß die, dass dieselbe eine ganz natürliche war, die untergehen musste, sowie der Geist sich ihr näherte. Physisch und geistig ohnmächtig hat sich Amerika immer gezeigt und zeigt sich noch so. Denn die Eingeborenen sind, nachdem die Europäer in Amerika landeten, allmählich an dem Hauche der europäischen Tätigkeit untergegangen. In den nordamerikanischen Freistaaten sind alle Bürger europäische Abkömmlinge, mit denen sich die alten Einwohner nicht vermischen konnten, sondern zurückgedrängt wurden. Einige Künste haben die Eingeborenen allerdings von den Europäern angenommen, unter andren die des Branntweintrinkens, die eine zerstörende Wirkung auf sie hervorbrachte. Im Süden wurden die Eingeborenen viel gewalttätiger behandelt und zu harten Diensten verwendet, denen ihre Kräfte wenig gewachsen waren. Sanftmut und Trieblosigkeit, Demut und kriechende Unterwürfigkeit gegen einen Kreolen und mehr noch gegen einen Europäer sind dort der Hauptcharakter der Amerikaner, und es wird noch lange dauern, bis die Europäer dahin kommen, einiges Selbstgefühl in die zu bringen. Die Inferiorität dieser Individuen in jeder Rücksicht, selbst in Hinsicht der Größe gibt sich in allem zu erkennen; nur die ganz südlichen Stämme in Patagonien sind kräftigere Naturen, aber noch ganz in dem natürlichen Zustande der Rohheit und Wildheit. Als die Jesuiten und die katholi-

sche Geistlichkeit die Indianer an europäische Kultur und Sitten gewöhnen wollten (bekanntlich haben sie einen Staat in Paraguay, Klöster in Mexiko und Kalifornien gegründet), begaben sie sich unter sie und schrieben ihnen, wie Unmündigen, die Geschäfte des Tages vor, die sie sich auch, wie träge sie auch sonst waren, von der Autorität der Väter gefallen ließen. [...] Die Schwäche des amerikanischen Naturells war ein Hauptgrund dazu, die Neger nach Amerika zu bringen, um durch deren Kräfte die Arbeiten verrichten zu lassen; denn die Neger sind weit empfänglicher für europäische Kultur als die Indianer. [...] Zu der Schwäche der amerikanischen Menschenorganisation gesellt sich dann noch der Mangel der absoluten Orange, wodurch eine gegründete Macht herbeizuführen ist, der Mangel nämlich des P f e r d e s und des E i s e n s , Mittel, wodurch besonders die Amerikaner besiegt wurden.

Da nun die ursprüngliche Nation geschwunden oder so gut wie geschwunden ist, so kommt die wirksame Bevölkerung meist von Europa her, und was in Amerika geschieht, geht von Europa aus. Europa warf seinen Überfluss nach Amerika hinüber, ungefähr, wie aus den Reichsstädten, wo das Gewerbe vorherrschend war und sich versteinerte, viele in andre Städte entflohen, die einen solchen Zwang nicht hatten, und wo die Last der Abgaben nicht so schwer war. [...] In der Tat bietet diese Auswanderung viele Vorteile dar, denn die Auswandernden haben vieles abgestreift, was ihnen in der Heimat beengend sein konnte, und bringen den Schatz des europäischen Selbstgefühles und der Geschicklichkeiten mit; und für die, welche anstrengend arbeiten wollen und in Europa die Quellen dazu nicht fanden, ist in Amerika allerdings ein Schauplatz eröffnet.

[...].

Mit Ausnahme von Brasilien sind in Südamerika allgemein Republiken, wie in Nordamerika, entstanden. Vergleichen wir nun Südamerika, indem wir dazu auch Mexiko rechnen, mit Nordamerika, so werden wir einen erstaunlichen Kontrast wahrnehmen.

In Nordamerika sehen wir das Gedeihen, sowohl durch ein Zunehmen von Industrie und Bevölkerung, durch bürgerliche Ordnung und eine feste Freiheit, die ganze Föderation macht nur einen Staat aus und hat ihre politischen Mittelpunkte. Dagegen beruhen in Südamerika die Republiken nur auf militärischer Gewalt, die ganze Geschichte ist ein fortdauernder Umsturz, föderierte Staaten fallen auseinander, andre verbinden sich wieder, und alle diese Veränderungen werden durch militärische Revolutionen begründet. Die näheren Unterschiede beider Teile Amerikas zeigen uns zwei entgegengesetzte Richtungen: der eine Punkt ist der politische, der andre die Religion. Südamerika, wo die Spanier sich niederließen und die Oberherrschaft behaupteten, ist katholisch, Nordamerika, obgleich ein Land der Sekten überhaupt, doch den Grundzügen nach protestantisch. Eine weitere Abweichung ist die, dass Südamerika erobert, Nordamerika aber kolonisiert worden ist. Die Spanier bemächtigten sich Südamerikas, um zu herrschen und reich, sowohl durch politische Ämter als Erpressungen, zu werden. Von einem sehr entfernten Mutterlande abhängend, fand ihre Willkür einen größeren Spielraum, und durch Macht, Geschicklichkeit und Selbstgefühl gewannen sie ein großes Übergewicht über die Indianer. Die nordamerikanischen Freistaaten sind dagegen ganz von Europäern k o l o n i s i e r t worden. Da in England Puritaner, Episkopalen und Katholiken in beständigem Widerstreit begriffen waren, und bald die einen, bald die andern die Oberhand hatten, wanderten viele aus, um in einem fremden Weltteile die Freiheit der Religion zu suchen. [...]

Vergleichen wir Nordamerika noch mit Europa, so finden wir dort das perennierende Beispiel einer republikanischen Verfassung. Die subjektive Einheit ist vorhanden, denn es steht ein Präsident an der Spitze des Staates, der zur Sicherheit gegen etwaigen monarchischen Ehrgeiz nur auf vier Jahre gewählt wird. [...]

Was nun das Politische in Nordamerika betrifft, so ist der allgemeine Zweck noch nicht als etwas Festes für sich gesetzt, und das Bedürfnis eines festen Zusammenhaltens ist noch nicht vorhanden, denn ein wirklicher Staat und eine wirkliche Staatsregierung entstehen nur, wenn bereits ein Unterschied der Stände das ist, wenn Reichtum und Armut sehr groß werden und ein solches Verhältnis eintritt, dass eine große Menge ihre Bedürfnisse nicht mehr auf eine Weise, wie sie es gewohnt ist, befriedigen kann. Aber Amerika geht dieser Spannung noch nicht entgegen, denn es hat unaufhörlich den Ausweg der Kolonisation in hohem Grade offen, und es strömen beständig eine Menge Menschen in die Ebenen des Mississippi. Durch dieses Mittel ist die Hauptquelle der Unzufriedenheit geschwunden, und das Fortbestehen des jetzigen bürgerlichen Zustandes, wird verbürgt. Eine Vergleichung der nordamerikanischen Freistaaten mit europäischen Ländern ist daher unmöglich, denn in Europa ist ein solcher natürlicher Abfluss der Bevölkerung, trotz aller Auswanderungen, nicht vorhanden: hätten die Wälder Germaniens noch existiert, so wäre freilich die Französische Revolution nicht ins Leben getreten. Mit Europa könnte Nordamerika erst verglichen werden, wenn der unermessliche Raum, den dieser Staat darbietet, ausgefüllt und die bürgerliche Gesellschaft in sich zurückgedrängt wäre. Nordamerika ist noch auf dem Standpunkt, das Land anzubauen. Erst wenn wie in Europa die bloße Vermehrung der Ackerbauer gehemmt ist, werden sich die Bewohner, statt hinaus nach Äckern zu drängen, zu städtischen Gewerben und Verkehr in sich hineindrängen, ein kompaktes System bürgerlicher Gesellschaft bilden und zu dem Bedürfnis eines organischen Staates kommen. Die nordamerikanischen Freistaaten haben keinen Nachbarstaat, gegen den sie in einem Verhältnis wären, wie es die europäischen Staaten unter sich sind, den sie mit Misstrauen zu beobachten, und gegen welchen sie ein stehendes Heer zu halten hätten. Kanada und Mexiko sind für dasselbige nicht furchtbar, und England hat seit fünfzig Jahren in Erfahrung gebracht, dass das freie Amerika ihm nützlicher ist als das abhängige. Die Milizen des nordamerikanischen Freistaates haben sich allerdings im Befreiungskriege so tapfer erwiesen als die Holländer unter Philipp II., aber überall, wo nicht die zu erringende

Selbständigkeit auf dem Spiele ist, zeigt sich weniger Kraft, und so haben im Jahre 1814 die Milizen schlecht gegen die Engländer bestanden.
Amerika ist somit das Land der Zukunft, in welchem sich in vor uns liegenden Zeiten, etwa im Streite von Nord- und Südamerika die weltgeschichtliche Wichtigkeit offenbaren soll; es ist ein Land der Sehnsucht für alle die, welche die historische Rüstkammer des alten Europa langweilt. Napoleon soll gesagt haben: Cette vieille Europe m'ennuie. Amerika hat von dem Boden auszuscheiden, auf welchem sich bis heute die Weltgeschichte begab. Was bis jetzt sich hier ereignet, ist nur der Widerhall der Alten Welt und der Ausdruck fremder Lebendigkeit, und als ein Land der Zukunft geht es uns überhaupt hier nichts an; denn wir haben es nach der Seite der Geschichte mit dem zu tun, was gewesen ist, und mit dem, was ist – in der Philosophie aber mit dem, was weder nur gewesen ist noch erst nur sein wird, sondern mit dem, was i s t und ewig ist -, mit der Vernunft, und damit haben wir zur Genüge zu tun."

Aus: Hegel, G., Vorlesungen, Einleitung, III, geographische Grundlage der Weltgeschichte, a) Die Neue Welt, 1980, S. 137-147, passim.

Damit formulierte Hegel zwischen den beiden Amerikas einen folgenschweren Gegensatz, der bis weit in das 19. und 20. Jahrhundert hinein das doppelte Amerikabild von Nord und Süd beeinflusste. Er brachte damit auch neue Bewertungskriterien ins Spiel. Nicht mehr die Verschiedenheit von „Sitten", von Kulturen diente zur Klassifizierung, nun war die Idee des Staates als „Objektivierung" der Geschichte eines Volkes das Hauptkriterium, das zwischen Völkern mit Geschichte und solchen ohne Geschichte unterschied. Lateinamerika gehörte nach Hegel zur zweiten Kategorie. Dies Verdikt war der Beginn eines neuen negativen Lateinamerikabildes, dem ungeachtet der politischen Krisensituation in Lateinamerika zur Zeit Hegels – es waren die ersten Jahre der Nachunabhängigkeitszeit – keine empirische Untersuchungen zugrunde lagen. Vor allem hatte Hegel die Korrekturen an dem bisherigen negativen Lateinamerikabild unberücksichtigt gelassen, die Alexander von Humboldt in einer Vielzahl von Schriften auf der Basis eigener Anschauung über den Raum und die Menschen, über die alten vorspanischen Kulturen, über die indianisch-kreolische Gesellschaft und über das politische System in Amerika vorgenommen hatte.[29] Mit Lateinamerika verband sich wieder das Gefühl der Fremdheit, weil das, was in den lateinamerikanischen Verfassungen festgeschrieben war und was man in Europa von „zivilisierten" Staaten erwartete, die europäischen Mustern folgten, nicht – noch nicht – funktionierte. Die ursprünglich der amerikanischen Urbevölkerung geltende Abwertung war nun auch auf die kreolische, mestizisierte Bevölkerung Lateinamerikas übertragen. Hegels Verdikt wirkte, in Deutschland z. B. daran zu erkennen, dass sich während des 19. Jahrhunderts nur wenige Historiker und dann eher unbedeutende der Geschichte und Gesellschaft Lateinamerikas gewidmet haben.

[29] Siehe dazu Minguet, Alexandre de Humboldt, 1969; ders., Alexander von Humboldt, 1992, S. 107-125.

V. Neue Bildelemente: (Latein)Amerika als Revolutions- und Opferkontinent

Europa/Deutschland ist seit dem 19. Jahrhundert in dem Maße immer näher an die Wirklichkeit Lateinamerikas herangerückt, wie wirtschaftliche Interessen ins Spiel kamen. In den Kreisen des Außenhandels, nicht nur im deutschen Kulturraum, nahm man das Leben in Übersee realistischer wahr, während man im Bereich der Literatur noch immer auf den Reiz der Andersheit baute, in deren positiven wie negativen Aspekten.[30] Lateinamerikanische Regierungen bemühten sich zwar darum, mit Geld- und Landversprechungen europäische Einwanderer ins Land zu holen und mit einer Politik der „Aufweißung" ihre Gesellschaften und Wirtschaften zu modernisieren. Aber im Unterschied zu den USA wurde Lateinamerika in den verbreiteten Druckmedien keinesfalls als erstrebenswerter Immigrationsraum oder gar als Asyl der Freiheit gesehen. Das Sammelbild einer Utopia, einer neueren und besseren Gesellschaftsordnung wurde selten mehr in den Südteil der Neuen Welt projiziert; allenfalls in literarischen Werken gab es noch Anklänge an frühere Paradiesvorstellungen und Reichtumsmythen. Selbst als Lateinamerika seit den 1920er und besonders 1930er Jahren und später zu einem realen Fluchtziel besonders für jüdische Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich wurde, entwickelte sich kein spezifisches Bild im Sinne eines Kontinents der Freiheit. Dies Bild blieb den USA vorbehalten. In der Exilliteratur einiger Schriftsteller wie z. B. Stefan Zweig, Franz Werfel, Paul Zech, Egon Erwin Kisch und Anna Seghers entstand in Bezug auf Lateinamerika lediglich das Bild der allgemeinen Andersheit.[31] Sie selbst fanden in ihren jeweiligen Gastländern zwar Aufnahme, sie sahen aber auch die realen gesellschaftlichen Zustände von Armut, sozialer Ungerechtigkeit

[30] Vgl. Siebenmann, Lateinamerikabild, 1992, S. 192-202; Rössner, M., Lateinamerikavisionen, 1992, S. 162-177.

[31] Zu einigen Beispielen siehe Siebenmann, Lateinamerikabild, 1992, S. 199-201.

und Diskriminierung der unteren Bevölkerungsschichten durch die weiße Oberschicht. Auch die prekären politischen Strukturen waren nicht dazu angetan, mit Lateinamerika den Aspekt Freiheit zu verbinden, zumal manche Staaten Lateinamerikas nach 1945 deutschen Nazis ebenfalls Unterschlupf gewährten.

In den 1960er und 1970er Jahren nun, als revolutionäre Bewegungen wie die von Fidel Castro 1959 in Cuba oder die von Salvador Allende 1969/70 in Chile erfolgreich waren, als in der so genannten 1968er Bewegung und von linken Intellektuellen auch die eigenen Gesellschaften in Europa kritisch beleuchtet und auf Zivilisationsdefizite hinterfragt wurden, als sich im Zusammenhang auch mit dem Zweiten Vatikanum und einer Hinwendung der Katholischen Kirche zu den Problemen von Unterentwicklung und sozialer Gerechtigkeit eine allgemeine Solidarität mit der Dritten Welt formulierte, entstand ein differenzierteres und komplexeres Bild von Lateinamerika. Zu den früheren negativen Bewertungen traten nun neue, positive Elemente hinzu, die sich auf eine neue Selbstwahrnehmung in Europa bezog. Aus der allgemeinen Kritik am europäischen und US-amerikanischen Imperialismus und Ausbeutungsverhalten sowie an einer Entwicklungspolitik, die eher den Industrieländern nützte, resultierte eine Parteinahme für „Süd" gegen „Nord". Es formte sich ein Bild, das alte Züge von Utopia enthielt bzw. neu definierte: Lateinamerika wurde nun einerseits als „Opferkontinent" wahrgenommen, wo seit der Entdeckung, Eroberung und europäischen Kolonisation und durch diese Einflussnahme Armut, soziale und ökonomische Ungleichheit sowie insgesamt Entrechtung herrschten (s. M 18 und 19). Zu den Entrechteten gehörten auch und vor allem die autochthonen Bevölkerungsgruppen, die ehemaligen schwarzen Sklaven und die Indios, die nun nicht mehr als von Natur aus Inferiore, sondern als zu Unrecht aus der Gesellschaft ausgegrenzte Gruppen galten. Lateinamerika wurde andererseits auch als „Revolutionskontinent" wahrgenommen, wo die Möglichkeit einer neuen Gesellschaftsordnung bestand, d.h. wo anders als in Europa tatsächlich noch soziale Revolutionen stattfanden und sich die Entrechteten in der Hoffnung auf eine Sozialutopie erfolgreich zur Wehr setzten oder im Kontext neuer kirchlicher Organisationen wie den Basisgemeinden gesellschaftliche Veränderungen forderten. Die europäischen Studentenbewegungen, sei es in Deutschland, Italien oder Frankreich solidarisierten sich nicht nur mit den Befreiungsbewegungen der Dritten Welt, sondern nahmen diese auch zum Vorbild und griffen auf Theorie- und Praxiselemente von Persönlichkeiten aus der Dritten Welt zurück. Zu ihnen gehörte neben Franz Fanon, Ho Chi Minh auch Ernesto Che Guevara, der gemeinsam mit Fidel Castro die Kubanische Revolution von

1959 vorangetrieben hatte und die Revolution in andere Länder Lateinamerikas hatte exportieren wollen. Seine Schriften zur Revolution, d.h. zur Methode, die Revolution durchzuführen, fanden bei den Studentenbewegungen und bei der intellektuellen Neuen Linken große Resonanz; er selbst wurde, besonders nach seinem gewaltsamen Tod 1967 in Bolivien, wo er die Bauern zur Revolution hatte führen wollen, geradezu zu einer Ikone der europäischen Bewegung für sozialen Wandel (s. M 20 und 21).[32]

Massenmedien und Schriftsteller wie Hans Magnus Enzensberger, Peter Weiss, Egon Erwin Kisch, Franz Josef Degenhardt, aber auch Drittweltorganisationen und Kirchen mit ihren Entwicklungsdiensten sowie Schulbücher und Unterrichtseinheiten haben an diesem Bild Lateinamerikas mitgewirkt.[33] In ihm ist die Korrespondenz zwischen Selbst- und Fremdbild sehr deutlich zu erkennen.

M 18 Karikatur zur Entwicklungsproblematik



„Señor, weiß eigentlich Ihre linke Hand, was die rechte tut?"

Aus: Meueler, Soz iale Gerechtigkeit, S. 21.

[32] Vgl. Gilcher-Holtey, 1968, 1998, passim.
[33] Siehe Sareika, Dritte Welt, 1980, passim.

M 19 Fiesta Peruana

Fiesta Peruana

Da hocken sie auf Kirchenstufen:
Bauern ohne Land,
Hirten ohne Herden, tausendmal verbrannt.
Ihre Frauen tragen Kinder,
auf dem Rücken und im Leib.
Hüte, bunte Lumpen,
Zöpfe, Mann und Weib.
Fiesta Peruana.

Da hocken sie auf Kirchenstufen,
Köpfe zwischen Knien,
wissen, warum Geier
über ihnen ziehn.
Das ist alles, was sie wissen,
tausendmal verbrannt,
träumen nicht einmal von
einem anderen Land.
Fiesta Peruana.

Da hocken sie auf Kirchenstufen,
murmeln Litanein,
die sie nicht verstehen,
atmen Weihrauch ein.
Und das Zeichen Fidel Castros
an der Häuserwand
schreibt, sagen die Priester,
Satans Klauenhand.
Fiesta Peruana.

Da hocken sie auf Kirchenstufen,
und von Mund zu Mund
gehen die Fuselflaschen.
Priester lauern, und
dann rollen sie von Kirchenstufen:
Bauern ohne Land,
Hirten ohne Herden,
tausendmal verbrannt.
Fiesta Peruana.

Aber einmal stehen sie auf Kirchenstufen,
Gewehre in der Hand,
nehmen sich die Herden,
nehmen sich ihr Land.
Vertreiben alle Priester,
Hacendados aus dem Land,
schreiben unser Zeichen
frei an jede Hand.
FIESTA PERUANA!

Franz Josef Degenhardt

Aus: RP-Modelle, Entwicklungshilfe, 1971, S. 59.

M 20 Die Ikone Che Guevara



Aus: Kraushaar, S. 209.

M 21 Che Guevara als Heiligenbild



Aus: Ruetz, S. 44/45 (Bildausschnitt, 1967).

Dies aus der Zivilisationskritik und aus der Abwehr des Eurozentrismus entstandene positive Bild Lateinamerikas war nur temporär, erlebte allerdings zwanzig Jahre später im Kontext des Gedenkens und Bedenkens zum 500. Jubiläum der Fahrt des Kolumbus, also der „Entdeckung" Amerikas eine Wiederbelebung und Neukonturierung. Noch einmal wurde besonders bei Drittweltorganisationen und Kirchen sowie in Unterrichtseinheiten das Bild vom Opferkontinent Amerika lebendig. Diese fragten in einer verständlichen Verteidigung der Interessen der seit 500 Jahren Unterprivilegierten in Amerika, was denn Entdeckung und europäische Kolonisation, die ein Prozess voller Gewalttätigkeiten gewesen seien, an Positivem gebracht hätten. Fragen nach den Folgen der Kolumbusfahrt erhielten mit dem Hinweis auf Armut, Ausbeutung und kulturelle Entfremdung meist negative Antworten. Die Kritik sparte das Verhalten der Kirche als Verbündeter der Kolonialherren nicht aus, ja häufig kam diese Kritik aus kirchlichen Kreisen selbst, die der Theologie der Befreiung positiv gegenüberstanden. Zusätzlich zum europäischen Verhalten ge-

genüber Amerika während der Kolonialzeit wurde auch das imperiale Verhalten der USA gegenüber den unabhängigen Staaten Lateinamerikas angeprangert. Zahlreiche Graphiken und Karikaturen bilden Lateinamerika teils witzig, teils bewegend als Opferkontinent ab, wobei begleitende Texte allerdings in einer oft moralisierenden und undifferenzierten Art und Weise den historischen Prozess eigentlich unstatthaft verkürzen.

M 22 1992 – Kein Grund zum Feiern!

„Denen, die sich vor knapp fünfhundert Jahren aufgemacht haben, um Neuland zu entdecken, soll hier nicht übel nachgeredet werden. Die Herren Cortés, Colón und Konsorten und Kohorten trifft nur bedingte historische Schuld. Sie hatten den Auftrag, Amerika zu entdecken und von seinen Bodenschätzen Besitz zu ergreifen; und diesen Auftrag erfüllten sie, auf akribische und z. T. auch überaus bestialische Weise.

Historische Schuld trifft aber jene in vollem Umfang, die sich in der Folgezeit bis heute daran gemacht haben, diese Besitzergreifung auf die in der „Neuen Welt" lebenden Menschen systematisch auszuweiten bzw. sie, wenn nicht millionenfach auszumerzen, in Arbeitstiere zu verwandeln, zu versklaven, ihrer Identität als anderen kulturellen Wertsystemen folgende menschliche Wesen zu berauben. Ihre sozialen Organisationsformen wurden liquidiert, ihre Führer umgebracht und ihre Tempel in Schutt und Asche gelegt. Wer in diesem Zusammenhang von der scheinbar gleichberechtigten „Begegnung zweier Welten" spricht, ist mehr als nur Schönfärber, er ist schlicht Lügner.

Und genau diesen Vorwurf müssen sich die Organisatoren der 500-Jahrfeiern gefallen lassen, die sich anschicken, in Spanien und auch anderswo (z. B. in Santo Domingo, sicher auch in anderen lateinamerikanischen Hauptstädten) mit gewaltigen finanziellem Aufwand ein historisches Ereignis zu zelebrieren, das sich seinem Wesen dadurch auszeichnet, dass Spanien als Speerspitze eines gesamten Kontinents – Europa – einen gesamten anderen Kontinent – Amerika – an dessen selbstbestimmter Entwicklung gehindert hat.

Mercker, U., in: Lateinamerika „500 Jahre Evangelisierung 1492-1992. Dokumentation 1989-92", aus: ila, Adveniat Nr. 125, Mai 1989. "

Aus: Religion betrifft uns, 1991, S. 29.

M 23 Andacht unterm Kreuz, Werkmappe 1492-1992. 500 Jahre Eroberung.



Aus: Ebda.

M 24 Karikatur: Wer entdeckt eigentlich wen?



„Er sagt, daß er Kolumbus heißt und gekommen ist, um uns zu entdecken!"

Aus: Unentdecktes Amerika, 1992, S. 15.

Es ist interessant, dass diese Frage danach, wer denn wen entdeckt hat und worin eigentlich die Zivilisationsmission des Kolumbus bestanden hat, Walter Hasenclever und Kurt Tucholsky schon 1931/32 in ihrer Komödie *Christoph Kolumbus oder die Entdeckung Amerikas* satirisch beantwortet haben: Die pompös landenden Spanier treffen die friedlichen Eingeborenen zigarrenrauchend beim Bridge; die Indianer haben die Zivilisation mit den drei großen *Ws* – Wirtschaft, Währung und Waffen – längst überwunden, so dass die überheblichen Europäer als die wirklichen Wilden dastehen. Dieser Text gewinnt besonders vor der Folie des ursprünglichen Kolumbusbriefs an Witz.

M 25 Viertes Bild der Komödie *Christoph Kolumbus*

Eine Palmenbucht am Ozean. Links eine offene Hütte mit Tierfellen. Rechts ein Feuerplatz, an dem vier braune Männer in Badehosen auf niedrigen Steinen sitzen und Bridge spielen. Sie rauchen dicke Zigarren. Rechts der Häuptling; ihm gegenüber der Medizinmann; zwischen beiden der Trommler; mit dem Rücken zum Publikum ein Jäger. Alle tragen Goldschmuck in den Ohren.
HÄUPTLING Ein Pique. TROMMLER Drei Karo. MEDIZINMANN Drei Pique. JÄGER Passe. HÄUPTLING Passe. TROMMLER Kontra.
ALLE ÜBRIGEN Passe!

Sie spielen. Man sieht einen Eingeborenen vom Meer heranlaufen. Während des Folgenden wird ruhig weitergespielt.

EINGEBORENER Herr Häuptling! Herr Häuptling! Ein Kriegsschiff!
HÄUPTLING Kriegsschiffe gibt's nicht mehr.
EINGEBORENER Mit Kanonen. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.
TROMMLER Das sind Märchen. Kanonen haben wir abgeschafft.
EINGEBORENER Es sind Fremde. Lauter weiße Männer mit komischen Hüten auf dem Kopf. Sie tragen Gewehre und sind sehr aufgeregt.
HÄUPTLING Was sind das für Wilde, die da mit Gewehren kommen?
MEDIZINMANN Sollten es Menschenfresser sein?
TROMMLER Mein Urgroßvater hat immer von einem großen Erdteil im Osten erzählt, wo sich die Menschen gegenseitig schlachten.
EINGEBORNER *läuft hin und her* Herr Häuptling! Die Fremden haben ein Boot heruntergelassen und landen!
HÄUPTLING Kontrakt erfüllt.
MEDIZINMANN Sogar ein Überstich.
EINGEBORENER Herr Häuptling! Die Fremden kommen näher!
HÄUPTLING Lass sie kommen. Wir haben das Game.
TROMMLER *zum Jäger* Du hast deinen König falsch abgeworfen.
JÄGER Weil du geblufft hast.

HÄUPTLING Meine Herren, plaudern wir oder spielen wir!? Du gibst.

Der Trommler teilt die Karten aus.
Unterdessen sind Kolumbus, Vendrino, Offizier und Schiffsarzt näher gekommen.

TROMMLER Ein Sans.
MEDIZINMANN Zwei Cœur.
JÄGER Vorsicht! Gefahrenzone!

Kolumbus mit seinen Herren ist da. Er trägt Galauniform und einen Federhut. Die Übrigen sind in prunkvoller Uniform, besonders Vendrino. Die Wilden stehn langsam auf. Es entsteht eine verlegene Pause; keiner weiß, was er sagen soll.
VENDRINO Mahlzeit!
HÄUPTLING Ein schöner Tag heute.
KOLUMBUS Ein sehr schöner Tag.
HÄUPTLING Haben Sie gute Überfahrt gehabt?
KOLUMBUS Ja, danke.
HÄUPTLING Mit wem habe ich die Ehre?
KOLUMBUS Wir kommen im Namen Ihrer spanischen Majestäten.
Ich bin Christoph Kolumbus, Großadmiral der Oceans und Vicekönig dieses Landes.
HÄUPTLING Ich bin der Häuptling. Das ist der Medizinmann, das ist der Trommler, und dieser Herr ist ein Schwager von mir.
KOLUMBUS Wir kommen in friedlicher Absicht. Wir wollen bloß von diesem Land Besitz ergreifen.
TROMMLER *zu Vendrino* Verzeihung – Sind Sie Menschenfresser?
VENDRINO Ich bin Zivilkommissar. Wir werden hier Ordnung machen.
Er sieht sich um. Also das kommt hier alles weg. Hier müssen solide Häuser hin. Ihr habt ja nicht mal einen richtigen Hafen. Was sind das für armselige Hütten! Aus Stroh. Sagt denn die Baupolizei da nichts? Hier müsste mal Zug in die Bude gebracht werden. Zunächst werden wir mal das Land besetzen.
HÄUPTLING Wollt ihr nicht Platz nehmen?
Alle setzen sich.
KOLUMBUS Die spanischen Majestäten entbieten euch ihren Gruß. Wir haben euch entdeckt. Ich hoffe, ihr werdet euch dieser Ehre würdig erweisen.
HÄUPTLING Gefällt es Ihnen hier?
VENDRINO Da müssten Sie mal zu uns nach Madrid kommen. Da sieht es ganz anders aus.
HÄUPTLING Wie heißt Ihr Land?
KOLUMBUS Spanien.
HÄUPTLING Ist das ein großes Land?
KOLUMBUS Das größte Land der Erde.
HÄUPTLING Warum kommen Sie dann hierher?

KOLUMBUS Wir brauchen Kolonien.
HÄUPTLING Was ist das?
KOLUMBUS Das sind Länder, die wir zivilisieren. Wir bringen ihnen die Segnungen der Kultur. Wir zeigen ihnen, dass ihre Sitten und Gebräuche barbarisch sind und dass man so leben muss wie wir.
HÄUPTLING Und dann?
KOLUMBUS Dann gehören sie uns.
HÄUPTLING *rauchend* Sehr interessant. MEDIZINMANN Wirklich sehr interessant. *Er raucht.* TROMMLER Außerordentlich interessant.
Alle drei blasen dicke Rauchwolken vor sich hin.
HÄUPTLING Ich fürchte, ihr werdet enttäuscht sein. Hier gibt es nicht viel zu erobern.
KOLUMBUS Warum nicht?
HÄUPTLING Weil nichts da ist.
VENDRINO Darf ich mal sehn, was Sie da im Ohr haben?
MEDIZINMANN *nimmt einen Ring aus dem Ohr* Bitte sehr.
VENDRINO Gold! Gestempelt? Nein. *Er reicht den Ring Kolumbus. Der Ring wandert von Hand zu Hand.* Haben Sie noch mehr davon?
MEDIZINMANN Von diesem wertlosen Metall?
VENDRINO Erlauben Sie mal...! So einen Ring trägt man bei euch in den Ohren?
MEDIZINMANN Wir nehmen jeden Morgen einen neuen.
VENDRINO Können wir nicht ein Tauschgeschäft machen? Ihr gebt uns Gold, und wir geben euch dafür Waren.
TROMMLER Was sollen wir damit?
VENDRINO Handeln!
TROMMLER Wir brauchen nichts.
VENDRINO Seit wann sind Waren dazu da, dass sie gebraucht werden! Hauptsache ist die Produktion. Ein moderner Staat muss seine Produkte andern Völkern verkaufen.
HÄUPTLING Und die verkaufen an euch?
VENDRINO Das möchten sie, aber das erlauben wir nicht. Nur wir dürfen verkaufen.
HÄUPTLING Wenn die Anderen aber nicht kaufen wollen?
VENDRINO Dann führen wir Krieg mit ihnen.
HÄUPTLING *rauchend* Sehr interessant. Medizinmann *rauchend* Außerordentlich interessant. *Sie rauchen mit viel Dampf.* Wenn aber alle Krieg führen und keiner mehr etwas kaufen kann, weshalb öffnet ihr dann nicht die Grenzen?
KOLUMBUS Weil wir eine Nation sind.
HÄUPTLING Und wenn eine andere Nation dasselbe sagt?
OFFIZIER Dann ist es keine richtige Nation.
Die Eingeborenen rauchen schweigend und blasen dicke Rauchwolken vor sich hin.

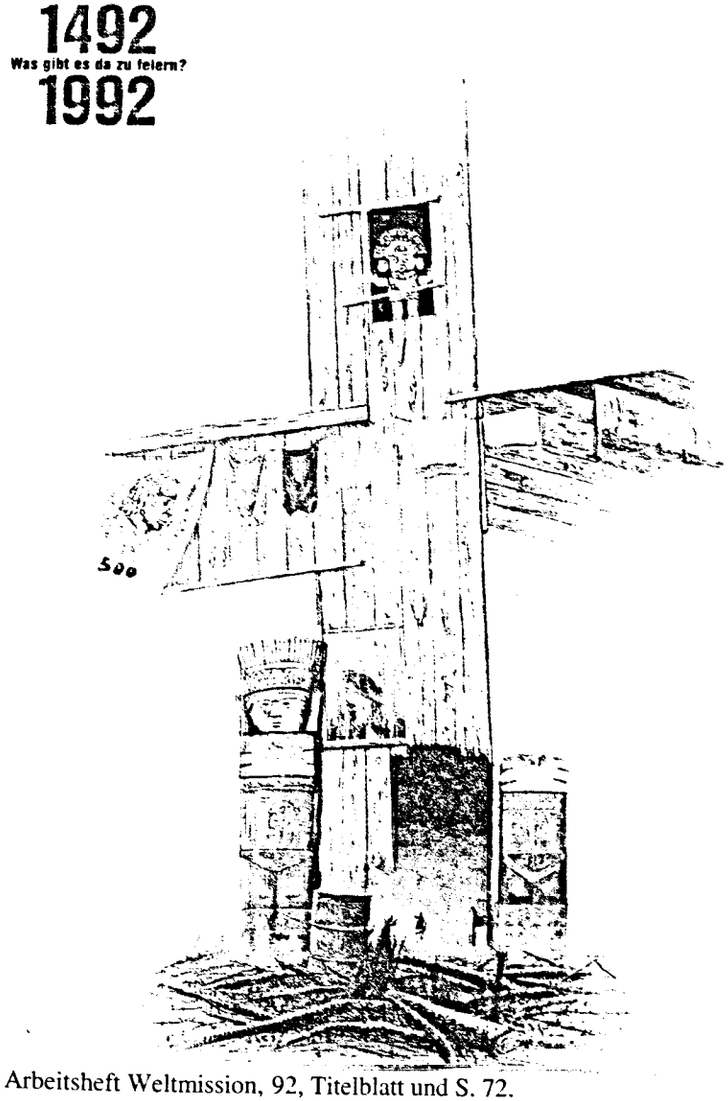
KOLUMBUS Ihr seid ein kleines Volk, und wir sind ein großes Volk. Unterwerft euch und liefert eure Waffen ab.
HÄUPTLING Wir haben keine Waffen.
VENDRINO *schlägt mit der Faust auf den Stein* Wollen Sie sich über uns lustig machen? Wir sind hier die Eroberer.
HÄUPTLING Wir missverstehen uns. Wir haben wirklich keine Waffen. Wir haben ein paar Speere und Pfeile für die Jagd – das ist alles.
KOLUMBUS Haben Sie denn keine Armee?
HÄUPTLING Wir haben eine Armee gehabt. Wir hatten auch Kriegsschiffe und Waffen. Wir haben sogar Geld gehabt. Das ist lange her. Unsere Ahnen, die sehr weise waren, haben erkannt, dass diese Dinge die Menschen ins Unglück bringen. Und da haben sie alles das abgeschafft. Seitdem ist Friede.
VENDRINO Wie kann man auf einer so niedrigen Kulturstufe stehn! Aber so geht das nicht weiter. Hier muss organisiert werden! Wir werden eine kaufmännische Niederlassung gründen. Selbstverständlich unter spanischer Oberhoheit. Wir werden euch Rechtsschutz gewähren...
EINGEBORENER *stürzt in großer Aufregung herein* Herr Häuptling! Herr Häuptling! Die Fremden nehmen uns unsere Ohrringe fort!
HÄUPTLING Ist das der Rechtsschutz?
VENDRINO Das ist kein Rechtsschutz. Das ist eine Beschlagnahme.
KOLUMBUS Ich verbiete jede Plünderung. Herr Oberleutnant, sorgen Sie für Disziplin!
OFFIZIER Zu Befehl, Herr Admiral! *Stramm ab.*
MEDIZINMANN Muss man bei euch immer gehorchen?
SCHIFFSARZT So oft ein Vorgesetzter befiehlt.
HÄUPTLING Wer ist bei euch Vorgesetzter?
SCHIFFSARZT Wer mehr Gehalt bekommt.
HÄUPTLING Sehr interessant. *Er raucht.* MEDIZINMANN Wirklich sehr interessant. TROMMLER Außerordentlich interessant.
Sie blasen große Rauchwolken vor sich hin.
KOLUMBUS Was haben Sie da für feurige Dinger im Mund?
MEDIZINMANN Das sind Zigarren.
HÄUPTLING Bitte, bedienen Sie sich. *Er bietet Zigarren an.*
VENDRINO Wächst das hier? *Er beißt hinein.*
MEDIZINMANN Das ist nicht zum Essen. Das ist zum Rauchen. *Er gibt ihm mit seiner Zigarre Feuer.*
KOLUMBUS Sonderbare Sitten.
VENDRINO *bläst durch die Zigarre* Schmeckt nicht übel. *Zu Kolumbus* Können Sie sich vorstellen, dass die Königin so etwas in den Mund steckt? *Verschluckt sich und hustet.*
MEDIZINMANN *klopft ihm auf den Rücken* Sie müssen ziehn, nicht pusten.
ARZT Ihr sitzt hier so den ganzen Tag herum, raucht dicke Zigarren und tut nichts?
HÄUPTLING Was sollen wir denn tun?
ARZT Arbeiten. Bei uns in Spanien wird von morgens bis abends gearbeitet.

HÄUPTLING Habt ihr denn so viel Arbeit?
VENDRINO Wenn wir keine haben, dann machen wir uns welche.
Von fern her ertönt ein dumpfes Trommeln. Der Trommler holt eine Trommel aus dem Gebüsch und lauscht.
KOLUMBUS Was ist das?
TROMMLER Still. Eine Nachricht.
KOLUMBUS Hier aus dem Dorf?
TROMMLER Nein. Das ist sehr weit weg.
Er horcht und schlägt dann in gleichem Rhythmus auf die Trommel.
KOLUMBUS Was machen Sie denn da?
TROMMLER Ich gebe die Nachricht weiter. *Er trommelt wieder.*
VENDRINO Also das hört auf! Wo kämen wir hin, wenn alle trommelten! Da gäbe es ja kein Bankgeheimnis mehr.
TROMMLER *während des Trommelns* 90-92-95
VENDRINO Sind das Preise?
TROMMLER Nein. Das sind Spiele. Wir gehen herum und schlagen mit einem Stock einen kleinen Ball in die Löcher, und wer die wenigsten Schläge macht, der hat gewonnen.
VENDRINO Das kommt mir ziemlich idiotisch vor.
KOLUMBUS Und das trommeln Sie durch das ganze Land?
TROMMLER Es ist das Einzige, was uns wirklich interessiert.
VENDRINO Sonderbares Volk.
HÄUPTLING *erhebt sich* Wir haben eine große Bitte. Ich wage sie gar nicht auszusprechen.
KOLUMBUS Sprechen Sie doch.
HÄUPTLING Ich habe Furcht, Sie könnten beleidigt sein.
KOLUMBUS Kann ich etwas für Sie tun?
HÄUPTLING Wir möchten gern unsern Rubber zu Ende spielen. Vielleicht können wir die Unterhaltung morgen fortsetzen. Sie sind selbstverständlich für die Nacht unsere Gäste. *Zu Kolumbus* Darf ich Ihnen meine bescheidene Hütte anbieten? *Er zeigt auf die Hütte.*

Aus: Hasenclever /Tucholsky, Christoph Kolumbus, 1931/32, S. 61-66.

Eindrucksvoll beschrieb das Titelplakat der Rogate-Aktion von 1992 den „Opferkontinent" Lateinamerika seit 1492 (s. M 26): Die Zerstörung der autochthonen Kultur und der Umwelt, Armut und Ausbeutung. Geht von dem Kreuz Hoffnung aus? Immerhin gibt das Standbild aus vorspanischer Zeit mit abgeschlagenem Kopf dem Kreuz Halt.

M 26 Das Kreuz, Plakat von Hermann Buß



Aus: Arbeitsheft Weltmission, 92, Titelblatt und S. 72.

Diese zeitweilige Vorstellung vom Opferkontinent hat das Grundbild Lateinamerikas als einer Region, die Europa in Bezug auf Gesellschaft und Wirtschaft unterlegen ist, nicht verdrängt. Der Begriff „Bananenre-

publiken" sagt alles. Zweifellos machen es solche Erscheinungen wie politische Instabilität, diktatorische Regime, Gewalt, Korruption, Armut, Ungerechtigkeit und Ungleichheit, Kokaanbau und Drogenmafia schwer, mit Lateinamerika nicht den Eindruck von Inferiorität zu verbinden. Die modernen Massenmedien als Meinungsmacher und Bildverbreiter verdüstern zusätzlich das Gesamtbild, indem sie sich aus Marktgründen auf die schlechten Nachrichten aus Lateinamerika konzentrieren.[34]

Diese Sichtweise resultiert aus einem ungetrübten europäischen Selbstbewusstsein und Optimismus hinsichtlich der europäischen Entwicklung und ihrer Übertragbarkeit auf andere Regionen der Welt. Wenn solche Modelle in anderen Gesellschaften nicht funktionieren, werden nicht die Modelle in Frage gestellt, vielmehr werden Misserfolge den anderen – „inferioren" – Gesellschaften angelastet. Europa plus das nördliche Amerika, die USA – als Verwirklichung europäischer Ideen – und deren Entwicklung in politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht gelten immer noch als Maßstab und Beurteilungskriterium. Erst seit einigen Jahrzehnten, seitdem daraus abgeleitete Entwicklungsmodelle in der so genannten Dritten Welt nicht zu den gewünschten und vorausgesagten Erfolgen führten, ist bei Politikern und Wissenschaftlern eine differenziertere Haltung erkennbar, die anders als vorher nach den Entwicklungsbedingungen fragt und nicht mehr nur vom europäisch/US-amerikanischen Muster ausgeht.

VI. Zusammenfassung

Der Beitrag hat gezeigt, welche Bilder über (Latein)Amerika in den Köpfen der Leser im Laufe der Jahrhunderte geformt worden sind. Die Analyse hat ergeben, dass dabei positiv oder negativ besetzte Vorstellungen und Entwürfe der europäischen Gesellschaft immer wieder auf die Neue Welt und die beiden Amerikas projiziert worden sind. Nicht wie sie war, sondern wie sie sein sollte, bestimmte das europäische Bild von der „neuen" Welt. In den Anfängen der Amerika-Berichterstattung, als nur wenige Europäer Zugang zu diesem Kontinent hatten, gab es schlechthin phantastische Berichte, deren Realitätsgehalt naturgemäß kaum einer der Leser nachprüfen konnte. Mit zunehmenden Kommunikationsmöglichkeiten, mit dem Entstehen neuer Medien wurden die Übertreibungen seltener. Insgesamt ging die Geschichte der europäischen oder deutschen Amerikabilder einher mit der Geschichte ihrer Vermittlung. Neben der

[34] Siehe dazu Fohrbeck/Wiesand, Dritte Welt,1984, ferner Gutiérrez Girardot, Verzerrung, 1984.

mündlichen Kommunikation spielten vor allem die Druck- und Bildmedien eine wichtige Rolle bei der Ausbildung spezifischer Wahrnehmungskategorien des Fremden, des Anderen, die es als Konstruktion des Eigenen überhaupt erst erkennen lassen. Stereotype und Medien gehören zusammen. Beide versuchen die komplexe Wirklichkeit schlagwortartig zu verdichten. Dabei entstanden teilweise notwendige, teilweise beabsichtigte Verzerrungen. In der frühen Neuzeit (16. und 17. Jahrhundert) waren es vor allem Reiseberichte, Reisebeschreibungen, Augenzeugenberichte, Flugblätter, Weltchroniken und Cosmographien sowie die – allerdings erst noch sporadische – literarische Verarbeitung. Danach traten neben diese Genera auch die allgemeine Geschichtsschreibung und die Literatur. Die Suche nach den Bildern von Amerika hat uns einen Blick in die Innenwelt europäischen Bewusstseins ermöglicht; die Entwicklung und Veränderung des Amerikabildes waren Ausdruck sozialer, politischer und kultureller Prozesse. Diese Einsicht vermag dazu beizutragen, die eurozentrische Sichtweise der bisherigen Betrachtung von Amerika zu entlarven.

Es ist zu hoffen, dass unter dem Eindruck von Problemen wie wieder erwachtem Nationalismus, ethnischen und kulturellen Minderheiten oder Multikulturalität, Problemen, die in Europa/Deutschland immer virulenter werden, die Europäer beginnen, die Vielfalt der Kulturen und gesellschaftlichen Systeme zu akzeptieren. Schule, Universität und Medien können dazu beitragen, zu reflektieren und bewusst zu machen, wie bei der Qualifizierung bzw. Abqualifizierung der „Anderen" der eigene Standort, die eigene Optik mitwirkt; wie und dass sich Selbst- und Fremdbild ergänzen und aufeinander wirken. Dann könnten die Bilder von Lateinamerika als Konstrukte erkannt werden, die nicht die Wirklicht abbilden und die Realität Lateinamerikas als Region des Anderen nicht erfassen.

Bibliographie

Alden J./Dennis C. L. (Hgg.): European Americana. A Chronological Guide to Works Printed in Europe Relating to the Americas, 1493-1776. Vol. I 1493-1600, New York 1980; Vol. II 1600 -1650, 1982; Vol. III 1651-1675, 1996; Vol. IV 1676-1700, 1997; Vol. V 1701-1725, 1987; Vol. VI. 1726-1750, 1988.

Arbeitsheft Weltmission '92. 1492-1992. Was gibt es da zu feiern? Materialien für Gemeinden, Schulen und Gruppen, Hamburg 1992.

Baginsky, P. B.: German Works on America, 1492-1800, Berleley u.a. 1952.

Böhme, M.: Die großen Reisesammlungen des 16. Jahrhunderts und ihre Bedeutung, Straßburg 1904.

Börner, K. H.: Auf der Suche nach dem irdischen Paradies. Zur Ikonographie der geographischen Utopie, Frankfurt/M. 1984.

Buffon, G.-L. Leclerc: Histoire naturelle, générale et particulière, avec la description du Cabinet du Roi, 44 Vols., Paris 1749-1804.

De Carvajal, G.: Descubrimiento del río de las Amazonas según la relación hasta ahora inédita de fra. Gaspar de Carvajal, con otros documentos referentes a Francisco de Orellana y sus compañeros ... con una introducción histórica y algunas ilustraciones por José Toribio Medina, Sevilla 1894.

Chiappelli, F. (Hg.): First Images of America: The Impact of the New World on the Old, 2 Vols., Berkeley u.a. 1976.

Cortés, H.: Die Eroberung Mexikos. Drei Berichte von Hernán Cortés an Kaiser Karl V.. Übers. von Spira, M. und Koppe, C.W., Frankfurt/M. 1980.

C.S.I.C. (Hg.): La Imagen del Indio en la Europa Moderna, Sevilla 1990.

Dapper, O.: Die Unbekante Neue Welt oder Beschreibung des Welt-teils Amerika, und des Sud-Landes: ... Durch Dr. O.D. Zu, Amsterdam 1673.

Dippel, H.: Deutschland und die amerikanische Revolution. Sozialgeschichtliche Untersuchung zum politischen Bewußtsein im ausgehenden 18. Jahrhundert. (Phil. Diss. Köln 1972). Engl. Ausgabe Chapel Hill, N.C. 1977.

Dippel, H.: Americana Germanica, 1770-1800. Bibliographie deutscher Amerikaliteratur, American Studies/Amerikastudien 42, Stuttgart 1976.

Dippel, H.: Faszination und Wandel im europäischen Amerikabild. Vom Eldorado zum Paradigma, in: König, H.-J. u.a. (Hg.): Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen, 1989, S. 83-96.

Epistola Christoferi Colom (cui etas nostra multum debet: de Insulis in mari Indico nuper inventis...), Basel 1494.

Eyn schön hübsch lesen von etlichen inßlen, die do in kurtzen zyten funden synd durch den künig von hispania. vnd sagt von grossen wunderlichen dingen die in den selben inßlen synd, Straßburg 1497.

Fernández de Oviedo, G.: Historia General y Natural de Las Indias. Edición y Estudio Preliminar de Juan Pérez de Tudela Bueso. 5 vols., Madrid 1959.

Feyerabend, S.: Weltbuch in zwei Bänden, Frankfurt 1567.

Filippi, A. (Hg.): Bolívar y Europa en las crónicas, el pensamiento político y la historiografía. Vol. I: Siglo XIX, Caracas 1986.

Fohrbeck, K./Wiesand, A.: Dritte Welt und Medienwelt, in: Zeitschrift für Lateinamerika (1984), H. 26, S. 21-32.

Francisci, E.: Ost- und West-Indischer wie auch Sinesischer Lust- und Stats-Garten...., Nürnberg 1667.

Francisci, E.: Guinesischer und Americanischer Blumen-Pusch...., Nürnberg 1669.

Francisci, E.: Neu-polirter Geschicht - Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völcker... dem Schau-begierigen Leser dargestellt von Erasmo Francisci, Nürnberg 1670.

Frübis, H.: Die Wirklichkeit des Fremden. Die Darstellung der Neuen Welt im 16. Jahrhundert, Berlin 1995.

Gerbi, A.: La Disputa del Nuovo Mondo. Storia di una polemica, 1750-1900. Milano, Napoli ^{2}1983.

Gewecke, F.: Wie die neue Welt in die alte kam, Stuttgart 1986.

Gilcher-Holtey, I. (Hg.): 1968. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft, Göttingen 1998.

Gottfried, J. L.: Historia Antipodum oder Newe Welt. ... Mit Landtafeln vnd Kupferstücken gezieret vnd verleget durch Matthaeum Merian. 1631. Franckfurt am Mayn.

Gründlicher Bericht von Beschaffenheit und Eigenschaft/ Cultivierung und Bewohnung / Deß in America zwischen dem Rio Orinoque und Rio de las Amazonas an der vesten Küst in der Landschafft Guiana gelegenen [...] strich landes. [...] Gedruckt zu Franckfurt Anno 1607 (korrekt 1670).

Gryphius, A.: Kirchhofgedanken, in: Palm, H.: Lyrische Gedichte (1657), Tübingen 1884.

Gutiérrez Girardot, R.: Die Verzerrung Lateinamerikas in den Medien, in: Zeitschrift für Lateinamerika, (1984), H. 26, S. 33-37.

Häbler, K. (Hg.): Der deutsche Kolumbus-Brief, Straßburg 1900.

Hanke, L.: Pope Paul III and the American Indians, in: Harvard Theological Review 30 (1937), S. 65-102.

Happel, E. W.: E. G. Happelii Gröste Denkwürdigkeiten der Welt. Oder so genannte Relationes Curiosae, Hamburg 1683.

Happel, E. W.: Thesaurus Exoticorum oder eine mit Aussländischer Raritäten und Geschichten Wohlversehene Schatzkammer. Hamburg, 1688.

Harrisse, H.: Biblioteca Americana Vetustissima. A Description of Works relating to America, published between the years 1492 and 1551, New York 1866. Neuausgabe besorgt von Carlos Sanz, Vols. I -VI, Madrid 1958 – 1960.

Harsdörffer, P.: Frauen-zimmer Gesprechsspiele, Nürnberg 1644.

Harsdörffer, P.: Nathan und Jotham, Nürnberg 1650.

Hasenclever, W., Tucholsky, K.: Christoph Kolumbus oder Die Entdeckung Amerikas. Komödie in sechs Bildern mit einem Vorspiel. (1931/32), Ausgabe Berlin, 1985.

Hegel, G. W. F.: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Stuttgart 1980.

Herder, J. G.: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, in: Sämtliche Werke hg. von B. Suphan. Bde. XIII u. XIV. Nachdruck Ausgabe Berlin 1887. Hildesheim, New York o.J.

Herder, J. G.: Paraguay. Republik der Jesuiten daselbst, in: Adrastea, in: Sämtliche Werke Bd. XXIV, Hildesheim, New York o.J., S. 22-25.

Herget, W. (Hg.): Amerika. Entdeckung, Eroberung, Erfindung, Trier 1995.

Hofmann von Hofmannswaldau, Ch.: Hochzeit Gedichte und Begräbnüss Gedichte: Deutsche Vbersetzungen und Gedichte, Bresslau 1679.

Holden, S./Zolov, E. (Hgg.): Latin America and the United States. A Docuemntary History, New York 2000.

Honour, H.: The New Golden Land. European Images of America from the Discovery to the Present, New York 1975.

Huttich, J./Grynäus, S.: Novus Orbis Regionum ac Insularum Veteribus Incognitarum, Basel 1532. Deutsche Übersetzung von Herr, M.: Die New Welt, der landschaften vnnd Jnsulen, so bis hie her allen Altweltbeschrybern vnbekant, Straßburg 1534.

Kahle, G.: Simón Bolívar und die Deutschen, Berlin 1980.

Knefelkamp, U./König, H.-J.: Die Neuen Welten in alten Büchern, Bamberg 1988.

König, H.-J./Reinhardt, W./Wendt, R. (Hgg.): Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung, Berlin 1989.

König, H.-J.: Bolívar y la independencia en los escritos de cronistas y pensadores alemanes del siglo XIX, in: Filippi, A. (Hg.): Bolívar y Europa Vol. I, (1986), S. 700-742.

König, H.-J.: Verständnislosigkeit und Verstehen, Sicherheit und Zweifel: Das Indiobild spanischer Chronisten im 16. Jahrhundert, in: Bitterli, U./Schmitt,

E. (Hgg.): Die Kenntnis beider „Indien" im frühneuzeitlichen Europa, München 1991, S. 37-62.

König, H.-J.: Von den neu gefundenen Inseln, Regionen und Menschen. Zu den Briefen von Christoph Kolumbus, Amerigo Vespucci und Hernán Cortés, in: Wolff, America, 1992, S. 103-108.

König, H.-J.: Die Entdeckung und Eroberung Amerikas, 1492-1550, Freiburg u.a. 1992.

König, H.-J.: Das Lateinamerika-Bild in der deutschen Geschichtsschreibung, in: Siebenmann, G./König, H.-J. (Hgg.): Das Bild Lateinamerikas, Tübingen, 1992, S. 209-229.

König, H.-J.: Vielfalt der Kulturen oder europäisches Muster? Amerika und Indios in frühen deutschen Schriftzeugnissen, in: Prosperi/Reinhard, Neue Welt, 1993, S. 175-213.

Kohl, K.-H. (Hg.): Mythen der Neuen Welt. Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas, Berlin 1982.

Kraushaar, W.: 1968. Das Jahr, das alles verändert hat, München u.a. 1998.

Kügelgen, H. v.: Texte zu Erdteil-Allegorien, in: Siebenmann, G./König, H.-J. (Hgg.): Das Bild Lateinamerikas, Tübingen, 1992, S. 55-89.

Löw, C.: Meer oder Seehanen Buch, Köln 1598.

Logau, F. v.: Sämtliche Sinngedichte, hgg. von Gustav Eitner, Tübingen 1872.

López de Gómara, F.: Crónica de la Historia General de las Indias y Conquista de Méjico, Zaragoza 1552. Neuausgabe in: Historiadores Primitivos de Indias I, S. 155-455.

Mesenhöller, P. (Hg.): Mundus Novus. Amerika oder die Entdeckung des Bekannten. Das Bild der Neuen Welt im Spiegel der Druckmedien vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert, Essen 1992.

Meueler, E.: Soziale Gerechtigkeit. Einführung in die Entwicklungsproblematik am Beispiel Brasiliens und der Bundesrepublik Deutschland. Textbuch. Materialien, Düsseldorf o. J. (ca. 1970/71).

Minguet, Ch.: Alexandre de Humboldt. Historien et Géographe de l'Amérique espagnole (1799-1804), Paris 1969.

Minguet, Ch.: Alexander von Humboldt und die Erneuerung des Lateinamerikabildes, in: Siebenmann, G./König, H.-J. (Hgg.): Das Bild Lateinamerikas, Tübingen, 1992, S. 107-125.

Montaigne, M.: Essais (1580), Zürich 1992.

Morus, T.: Utopia (1516), New Haven 1970. Dtsch. Übersetzung. Utopia, in: Der utopische Staat, Reinbek 1960.

Opitz, M.: Martini Opity, Weltliche Poemata. Zum viertenmal vermehret vnd vebrsehen heraus geben Franckfurt am Mayn 1644, darin: "Lob des Krieges Gottes".

Pauw, C. de: Recherches philosophiques sur les Américaines ou Mémoires intéressants pour servir à l'histoire de l'espèce humaine, 2 Vols., Berlin 1768-1769.

Prosperi, A./Reinhard, W. (Hgg.): Die Neue Welt im Bewusstsein der Italiener und Deutschen des 16. Jahrhunderts, Berlin 1993.

Raleigh: Die Fuenffte // Kurtze Wunderbare / // Beschreibung Deß Goldreichen Koenig= //reichs Guianae in America oder newen Welt/ // vnter der linea Aequinoctiali gelegen: So neulich Anno 1594.1595. vnd 1596. von dem Wolgebornen Herrn / Herrn Walthero Ralegh einem Englischen Ritter / besucht worden. Erstlich auß Befehl seiner Gnaden in zweyen Buechlein beschrieben / darauß Jodocus Hondius, eine schöne LandtTafel ...gemacht. Noribergae, Impensis Levinii Hulsii, 1599.

Religion betrifft uns. 500 Jahre Christianisierung Lateinamerikas. Von Cortez bis Romero, Aachen 1991.

Religionspädagogische Modelle: Entwicklungshilfe. Arbeitsmaterial, Frankfurt/M., München 1971.

Rodríguez Monegal, E. (Hg.): Die Neue Welt. Chroniken Lateinamerikas von Kolumbus bis zu den Unabhängigkeitskriegen, Frankfurt/M. 1982.

Rössner, M.: Lateinamerikavisionen im frühen 20. Jahrhundert, in: Siebenmann, G./König H.-J. (Hgg).: Das Bild Lateinamerikas, Tübingen, 1992, S. 162-177.

Ruchamer, J.: Newe vnbekanthe landte Und ein newe weldte in kurtz verganger zeythe erfunden, Nürnberg 1508.

Ruetz, M.: 1968 – Ein Zeitalter wird besichtigt, Frankfurt/M. 1997.

Sabin, J. (Hg.): Biblioteca Americana: A Dictionary of books relating to America. From its discovery to the present time. 29 vols, New York 1868-1936. (Repr. Amsterdam 1961-62).

Sareika, R.: Die Dritte Welt in der westdeutschen Literatur der sechziger Jahre, Saarbrücker Beiträge der Literaturwissenschaft 1, Frankfurt/M. 1980.

Schedel, H.: Liber chronicarum, bei Anton Koberger, Nürnberg 1493.

Schmidl, U.: Wahrhafftige vnd liebliche Beschreibung etlicher fürnemen Indianischen Landtschafften vnd Insulen, die vormals in keiner Chronicken gedacht vnd erstlich in der Schiffart Ulrici Schmidts von Straubingen mit grosser gefahr erkündigt vnd von jhm selber auffs fleissigst beschrieben vnd dargethan, in: Feyerabend, S. (Hg.): Ander theil dieses Weltbuchs von Schiffarten. Warhafftige Beschreibungen aller vnd mancherley sorgfeltigen Schiffarten. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, Anno 1567, f. 1 - 26. - Es gibt Neuauflagen 1597 von de Bry und 1599 von Hulsius.

Schmitt, A. R.: Herder und Amerika, The Hague, Paris 1967.

Schröter, J. F.: Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America, 2 Bände, Halle 1752-1753.

Siebenmann, G./König H.-J.(Hgg.): Das Bild Lateinamerikas im deutschen Sprachraum, Tübingen 1992.

Siebenmann, G.: Das Lateinamerikabild in deutschsprachigen Texten, in: Siebenmann G. und König H.-J. (Hgg.): Das Bild Lateinamerikas, Tübingen, 1992, S. 181-207.

Sievernich, G. (Hg.): Theodor de Bry. America. 1590-1643, Amerika oder die Neue Welt; die „Entdeckung" eines Kontinents in 346 Kupferstichen, Berlin 1990.

Staden, H.: Wahrhaftige Historia und beschreibung eyner Landschaft der Wilden Nacketen, Grimmigen Menschfresser Leuthen, in der Newenwelt America gelegen, vor und nach Christi Geburt im Land Hessen unbekant biss uff diese ij.nechst vergangene jar, Da sie Hans Staden zu Homburg auss Hessen durch sein eygne erfarung erkant, und yetzo durch den truc and tag gibt. Getruckt zu Marpurg, Fastnacht 1557.- Zwei weitere Ausgaben erschienen noch 1557, dann 1567 (Sigmund Feyerabend) und 1593 (de Bry).

Todorov, T.: The Conquest of America: The Question of the Other, Cambridge 1984. Deutsche Ausgabe: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt/M. 1985.

Unentdecktes Amerika. Dokumente, Quellen und Berichte. Textheft zur Rogate-Aktion 1992. Was gibt es da zu feiern? 1492-1992: 500 Jahre nach Kolumbus, Hamburg 1992.

Vespucci, A.: Von der neu gefunden Region die wol ein welt genent mag werden / durch den Cristenlichen künig von portigal / wunderbarlich erfunden, Basel 1505.

Weatherford, J.: Das Erbe der Indianer, München 1995 (zuerst Engl. Ausgabe: Indian Givers, New York 1988).

Well, E. (Hg.): De Insulis inventis; Ein schön hübsch lesen. Facsimile der lat. und deutschen Ausgabe, München 1922.

Wolff, H. (Hg.): America. Das frühe Bild der Neuen Welt, München 1992.

Zedler, J. H.: Großes vollständiges Universal Lexikon Aller Wissenschaften und Künste, Halle, Leipzig 1732, Spalten 1721 – 1725.

Das andere Amerika: Alteritätskonstruktionen zwischen den Amerikas im 19. Jahrhundert[1]

Von Stefan Rinke

Bestimmte Bilder von Amerika, die Hoffnungen und Ängste transportierten, waren bereits seit der Entdeckung in die für die Europäer "Neue Welt" hineinprojiziert worden. Amerika, das war von Beginn an nicht nur ein neu entdeckter Kontinent, sondern auch der äußerst wirkungsmächtige Teil eines Mythos. Es war zum einen das Land der Verheißung, seine Entdeckung der Beginn eines goldenen Zeitalters, in dem sich der Gedanke der Westwanderung der Großreiche und Zivilisationen erfüllte, in dem ein Neuanfang ohne den Ballast europäischer Traditionen und Konventionen möglich zu sein schien. Zum anderen stand es aber auch für eine Welt von Brutalität und ungezähmter Wildheit, von Kannibalismus und Promiskuität.[2] Die europäische Außensicht auf die Amerikas wurde zur Grundlage für die Eigenwahrnehmung der Eroberer und Siedler in den Amerikas. Diese 'neuen' Amerikaner und ihre kreolischen und mestizisierten Nachfahren bildeten im Laufe der Kolonialzeit eigene Identitäten, die sich von den europäischen Ursprüngen bewusst abgrenzten.[3] So blieb Europa neben den autochthonen Bevölkerungsgruppen über Jahrhunderte hinweg der wichtigste Bezugspunkt von Alteritätskonstruktionen. Zwischen den Polen der amerikanischen Ureinwohner einerseits und der europäischen Ursprungsländer andererseits mussten sich amerikanische Identitäten konstituieren.

Hinzu kam jedoch eine Entwicklung, die bereits in der Kolonialzeit begann. Die unterschiedlichen Erfahrungen im Norden und im Süden der Amerikas erregten die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen und waren aufgrund der vielfältigen macht- und handelspolitischen sowie religiösen Gegensätze zwischen den Mutterländern Spanien und England immer

---

1 Die Grundlagen für diesen Beitrag wurden im Rahmen einer interdisziplinären Lehrveranstaltung an der Katholischen Universität Eichstätt geschaffen. Ich danke meinem Freund und Kollegen Josef Raab und den Studierenden dieser Veranstaltung für anregende Kritik. So weit nicht anders vermerkt, stammen die Übersetzungen von mir.

2 Todorov: The Conquest of America, 1984; König: Entdeckung und Eroberung, 1992; König, Amerikabilder im deutschen Sprachraum, 1998; Pagden: European Encounters with the New World, 1993.

3 Elliott: Introduction, 1987, S. 5.

wieder - nicht selten über Gebühr - betont worden. Bis auf den heutigen Tag wurde und wird das gute vom schlechten, das moderne vom rückständigen, das erfolgreiche vom gescheiterten Amerika wieder und wieder abgegrenzt (wobei je nach Perspektive des Betrachters und den Konstellationen des historischen Kontextes offen ist, mit welchem Attribut das nördliche und mit welchem das südliche Amerika belegt wird). Damit werden die seit der "Entdeckung" bestehenden Dichotomien in der Bewertung der "Neuen Welt" perpetuiert und für die Konstruktion von konträren und sich gegenseitig ausschließenden Sphären innerhalb der Amerikas dynamisiert.[4] Das 'andere' Amerika wurde somit schon frühzeitig zu einem Bezugspunkt für die Erfindung des 'eigenen' Teils des Doppelkontinents, und das galt für den Norden wie für den Süden gleichermaßen.

Die bislang vorliegenden Forschungen zu den Wahrnehmungsmustern zwischen den Vereinigten Staaten und Lateinamerika haben sich zumeist entweder auf die eine oder die andere Perspektive konzentriert.[5] Die meisten dieser Studien wurden noch bis vor kurzem von einem konventionellen Modell der Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie geleitet, das sich durch seine Dichotomien und seinen Homogenitätsanspruch auszeichnete. Einen neuen Weg hat in jüngster Zeit die aus der Historiographie zu Lateinamerika entstandene neue kulturelle Geschichte der interamerikanischen Beziehungen beschritten. Diese der postkoloniale

4 Das zeigte sich auch daran, dass das südliche und entdeckungs- wie begriffsgeschichtlich 'ältere' Amerika im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend an den Rand gedrängt wurde. Die Vereinigten Staaten wurden im Sprachgebrauch vieler Europäer zu 'Amerika' erhoben, während das 'ursprüngliche' Amerika nun die terminologische Spezifizierung 'Latein' oder 'Ibero' benötigte. Ibold: Die Erfindung Lateinamerikas, 1998, S. 77-98.

5 Zur lateinamerikanischen Sichtweise s.v.a.: de Onís: The United States as Seen By Spanish American Writers, 1952. Joseph: As Others See Us, 1959. Radler: El Gringo, 1962. Del Río: The Clash and Attraction of Two Cultures, 1965. Vigil: The Ugly Anglo, 1967. Reid: Spanish American Images, 1977. Rama: La imagen de los Estados Unidos, 1981. Rangel: The Latin Americans, 1987. Zur U.S. Perspektive u.a. Johnson: Latin America in Caricature, 1980. Fifer: United States Perceptions of Latin America, 1991. Pike: The United States and Latin America, 1992. Berger: Under Northern Eyes, 1995. Park: Latin American Underdevelopment, 1995. Die unzähligen, diplomatiegeschichtlichen Studien auch jüngeren Datums (v.a. US-amerikanischer) Historiker haben - von wenigen Ausnahmen abgesehen - die Untersuchung von Alteritätskonstruktionen demgegenüber souverän mißachtet. S. z.B. den Überblick bei Gilderhus: An Emerging Synthesis? 1995. Eine positive Ausnahme ist Schoultz: Beneath the United States, 1998.

len Theorie verpflichtete Geschichtsschreibung hat herausgestellt, dass die scharf gezeichneten Gegensätze kritisch hinterfragt werden müssen - und zwar gerade dann, wenn man von Alteritätskonstruktionen und Kultur spricht. Die Konstruktionen des Anderen entstehen schließlich in Kontaktzonen, in denen Bilder, Stereotypen und Vorurteile über das Andere/Fremde umdefiniert, angeeignet und abgesondert werden. In diesem Prozess werden Identitäten und Kulturen ständig konstruiert, verändert und neu gedacht.[6] Kultur ist also nichts Statisches, sondern "ein prozessuales Produkt der Interaktion zwischen Systemen, deren Grenzen [...] erst in diesem Austauschvorgang gezogen und beständig revidiert werden."[7] Nach diesem Verständnis kann man argumentieren, dass die Erfahrung von Differenz geradezu konstitutiv für jegliches Verständnis von Kultur ist. Daher ist die Rekonstruktion der Bilder vom 'anderen' Amerika grundlegend für das Verständnis kultureller Prozesse in diesem Doppelkontinent.

Diese Bilder bildeten und bilden nicht einfach eine objektive Wirklichkeit ab, sondern beinhalten Einstellungen, Haltungen und Vorurteile, die ein Einzelner oder eine Gruppe vom Gegenstand der Betrachtung hat. Sie sind zwischen dem wahrnehmenden Subjekt und dem wahrgenommenen Objekt stehende Filter, die es den Betrachtern erlauben, die vielfältigen vorhandenen Informationen zu verarbeiten und zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzufügen. Das geschieht, indem die komplexe Realität auf eine überschaubare Größe reduziert wird. Das aus dem Blickwinkel des Wahrnehmenden Fremde wird durch Vergleiche auf der Grundlage der eigenen Erfahrungen, Wertvorstellungen, des eigenen Wissens usw. wahrgenommen und ent-fremdet oder angeglichen. Vom Moment der Begegnung an setzt sich die Perzeption des Eigenen mit dem des Fremden in Beziehung. Beide Ebenen der Wahrnehmung beeinflussen sich also wechselseitig. Jedoch wird das Fremdbild wesentlich vom Eigenen durch die bereits genannten Bedingungsfaktoren konstruiert. Die Alterität kann als Bedrohung oder Chance begriffen werden, ist aber immer eine Herausforderung, die zu einer Überprüfung und Umformung des

6 Joseph: Close Encounters 1998, S. 3-46; Rinke: Encountering the New History of Inter-American Relations, 2000.

7 Clifford: The predicament of Culture, 1988, S. 13. Diesen Überlegungen liegt ein Kulturbegriff zugrunde, der „Kultur" nicht als etwas Statisches oder gar Elitäres versteht, sondern „als Produktion von Bedeutungen und Identitäten, als Prozess, als relationales Geschehen und als Praxis" (siehe Conrad/Kessel: Kultur & Geschichte, 1998, S. 14), oder um mit Clifford Geertz zu sprechen als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe" (Geertz: Dichte Beschreibung, 1987, S. 25).

Eigenen führt. An den Bildern vom Anderen, vom Fremden, zumal der anderen Nation, lassen sich also eher die eigene als die fremde Realität ablesen, lassen sich Deutungsmuster, Begriffe und Symbole nationaler Selbstfindung erkennen. Bilder sind die Grundlage für bestimmte Handlungen und Reaktionen. Die Handlungen wiederum beeinflussen die Bilder. Es handelt sich also um einen Prozess, bei dem sich beide Ebenen wechselseitig konstituieren.

Die Alteritätskonstruktionen zwischen den Amerikas stehen in einem engen Wechselverhältnis zueinander, da die Bilder vom jeweils Anderen sich zum Teil aus den Perzeptionen dieses Anderen speisen. D.h., 'der' Angloamerikaner wird aus der Perspektive der Lateinamerikaner erst dann zum 'Anderen', zum 'Yankee' oder zum 'Gringo', wenn man ihm bestimmte Sichtweisen des 'Eigenen' unterstellt oder nachweist. Diese unterstellten oder erwiesenen Sichtweisen auf Lateinamerika beeinflussen dann nicht nur das Bild, das man sich vom Angloamerikaner macht, sondern auf subtile Art und Weise auch jenes, welches man von sich selbst entwirft. Die historische Untersuchung der Wahrnehmung des fremden Amerikaners und der Konstruktion von Differenz macht deutlich, dass die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Anderen in diesen Perzeptionsprozessen permanent verschwimmen. Die Zusammensetzung der daraus resultierenden Bilder muss man sich wie das Funktionieren eines Kaleidoskops vorstellen: negative und positive Stereotypen existieren gleichzeitig. Wie in einem Kaleidoskop werden sie ständig neu gemischt; bestimmte Farben und Formen treten in den Vordergrund, während andere in den Hintergrund gedrängt werden, ohne jedoch komplett zu verschwinden. Das Resultat ist ein wenig trennscharfes und sich ständig veränderndes Konstrukt.

Die Perzeptionsprozesse finden in bestimmten historischen Kontexten statt, die durch Konstellationen ungleicher Machtverteilung geprägt sind. Dabei sind die Übergänge zwischen der ideologischen und der realpolitischen 'Sphäre' wiederum fließend, denn beide konstituieren sich wechselseitig: keine Macht ohne die Vorstellung von Hierarchie und Subordination, keine Subordination ohne die Erfahrung von fremder Überlegenheit. Im konkreten Fall sind daher die traditionell von Spannungen und Ambivalenzen geprägten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Lateinamerika als wichtiger Bestandteil des Alteritätsdiskurses anzusehen.

Im folgenden werden die anglo- und lateinamerikanischen Alteritätsdiskurse im 19. Jahrhundert in Form eines Überblicks erstmals in ihrer wechselseitigen Bedingtheit analysiert, ohne dass damit der Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden soll. Dabei orientiere ich mich an einem

chronologischen Raster, dass sich an die Historiographie der interamerikanischen Beziehungen anlehnt. Der Beschreibung des Kontextes der politischen Verflechtungen folgt eine Analyse der Bilder aus den beiden Perspektiven. Ferner versucht der Beitrag, die Interaktionen zwischen den jeweiligen Perzeptionen zu verdeutlichen, was hier allerdings aufgrund der unbefriedigenden Forschungslage nur ansatzweise erfolgen kann.

I. Die Entdeckung der Unterschiede (ca. 1650-1825)

Die koloniale Situation brachte es mit sich, dass sowohl die spanischen und portugiesischen als auch die englischen Kolonien in Amerika ihre soziokulturellen Fixpunkte zunächst in Europa suchten und fanden. Wechselseitige Beziehungen zwischen den Amerikas und Kenntnisse voneinander waren daher rar und beschränkten sich auf die spanischen Besitzungen im nördlichen Neu-Spanien sowie auf den karibischen Raum. Aufgrund der vielfältigen Rivalitäten zwischen den wichtigsten europäischen Kolonialmächten gerade in der Karibik kam es jedoch schon seit dem 16. Jahrhundert und verstärkt im 17. und 18. Jahrhundert zu konfliktiven, wenn auch punktuellen Kontakten zwischen Amerikanern aus dem Norden und aus dem Süden des Kontinents. Die Auseinandersetzungen zwischen England und Spanien, die sich im 18. Jahrhundert zuspitzten, folgten machtpolitischen und kommerziellen Interessen. Dabei wurde die Schwäche Spaniens zunehmend deutlich. Während im spanischen Kolonialreich in diesem Zeitraum über weite Strecken und in vielen Regionen ein Niedergang zu verzeichnen war, stiegen die englischen Kolonien nicht zuletzt aufgrund ihrer dynamisch wachsenden Bevölkerung zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor auf. Ein Effekt dieser Entwicklung war der florierende Schmuggelhandel angloamerikanischer Händler mit den iberischen Besitzungen vor allem in der Karibik sowie die engen Verflechtungen im Dreieckssystem des transatlantischen Sklavenhandels.[8]

Neben die wirtschaftlichen Interessen trat die von führenden neuenglischen Puritanern wie etwa Cotton Mather getragene Idee eines theokratischen "Neuen Jerusalems" im Land der Azteken. Die protestantische Mission sollte die dort lebenden Indios vom Katholizismus befreien. Konfessionelle Vorurteile, wie sie etwa in der 'schwarzen Legende' spanischer Gräueltaten gegenüber der indianischen Urbevölkerung ihren Ausdruck fanden, wurden in diesem Zusammenhang zur Grundlage späterer

[8] Liss: Atlantic Empires, 1983.

negativer Stereotypen zwischen Nord und Süd.[9] Die utopischen Projekte eines Cotton Mather aber können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Auseinandersetzung mit den amerikanischen Nachbarn bei der Entwicklung kolonialer Identitäten kaum eine Rolle gespielt zu haben scheint. Obwohl viele strukturelle Ähnlichkeiten in der Situation der Siedler in Amerika (die Entstehung kreolischer Eliten, die Konflikte mit der autochthonen Bevölkerung etc.) vorhanden waren, scheint die geographische Entfernung zu groß, das Interesse am anderen Amerikaner zu gering gewesen zu sein.[10]

Das änderte sich zumindest graduell, als zunächst im Norden der Loslösungsprozess vom Mutterland gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine neue Dynamik gewann. Bei der spanischen Krone weckten die Probleme der Briten mit ihren aufmüpfigen Kolonien in Amerika nach 1763 Hoffnungen. Später unterstützte Spanien den angloamerikanischen Unabhängigkeitskampf zunächst finanziell und dann ab 1779 auch militärisch. Diese Taktik zur Schwächung Englands war allerdings ein zweischneidiges Schwert, denn die spanischen Besitzungen in Florida und anderen Teilen Nordamerikas waren durch den Expansionsdrang der Kolonisten potenziell bedroht.[11] Darüber hinaus war die Sorge vor dem ideologischen Gehalt der Unabhängigkeitsbewegung groß und wohl begründet. Im Zuge der Verbreitung aufklärerischen Ideenguts intensivierten sich in der Tat die Kontakte intellektueller Eliten. Das Interesse einzelner Lateinamerikaner an angloamerikanischen Persönlichkeiten wie etwa Benjamin Franklin erwachte bereits in den 1760er Jahren.[12] Führende Denker wie Hipólito Unánue und Thomas Jefferson teilten die Abwehrhaltung gegen die von diversen europäischen Autoren wie Buffon, de Pauw, Raynal oder Robertson verbreiteten Theorien von der Minderwertigkeit Amerikas.[13]

9 Bartolomé de las Casas' "Breve relación" erzielte diverse englische Auflagen; de Onís: The United States as Seen By Spanish American Writers, 1952, S. 14ff.

10 Forschungsergebnisse zur Rolle des interamerikanischen Alteritätsdiskurses in der Kolonialzeit sind rar. In dem von Pagden und Canny herausgegebenen Sammelband (Colonial Identity, 1987) wird auf Ähnlichkeiten und Unterschiede verwiesen, ohne die gerade für den karibischen Raum interessante Frage der Querverbindungen zu stellen.

11 Langley: America and the Americas, 1989, S. 18f.

12 Englekirk: Franklin, 1957, S. 321. Furlong: The Influence of Benjamin Franklin, 1956, S. 259. Zu weiteren Verbindungen v.a. Bernstein: Origins of Inter-American Interest, 1945.

13 Gerbi: La disputa del nuevo mundo, 1960.

Von größerer politischer Tragweite waren dann aber vor allem die Ideen der angloamerikanischen Revolutionäre und das Beispiel ihrer Staatenbildung für die Vordenker der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen. Schon mit den spätkolonialen Aufstandsbewegungen in den 1780er Jahren wurde das spanische Kolonialreich in Amerika Teil der Epoche der atlantischen Revolutionen. Lateinamerikanische Eliten blickten seit der Revolution der englischen Kolonien mit großem Interesse nach Norden. Man fühlte sich den Mitbewohnern der "Neuen Welt" in ihrem Kampf gegen Kolonialismus und Unterdrückung solidarisch verbunden, und die fremdartigen USA wurden als politisches und wirtschaftliches Modell geachtet.[14] Die Bewunderung für die Erfolge der Angloamerikaner, für ihre Institutionen und insbesondere für George Washington fand weite Verbreitung. Kreolische Rebellen wie der Venezolaner Francisco de Miranda oder der Chilene José Miguel Carrera, die dem angloamerikanischen Beispiel folgen wollten, suchten und fanden nun verstärkt direkte Kontakte und Unterstützung in den jungen Vereinigten Staaten, was in vielen Fällen durch freimaurerische Verbindungen erleichtert wurde.[15] Von ihren Reisen berichteten sie über die fremdartige Gesellschaftsordnung, das vorbildliche Bildungssystem, den erstaunlichen Wohlstand dieser anderen Amerikaner.[16]

Das Bild, das Männer wie Miranda sich von den Vereinigten Staaten machten, bestand allerdings nicht nur aus kritikloser Bewunderung. Miranda kritisierte die seines Erachtens zu weitgehende Demokratisierung, die ungebildete und unqualifizierte Personen in wichtige Ämter gebracht hatte, und den Materialismus der angloamerikanischen Jugend, der die demokratischen Tugenden bedrohte. Auch das Fehlen sozialer Schranken missfiel ihm. Ebenso wenig fand die Idee religiöser Toleranz, wie sie in den Vereinigten Staaten praktiziert wurde, ungeteilte Zustimmung. Zwar gab es unter den lateinamerikanischen Revolutionären antiklerikale Stimmen, die das angloamerikanische Beispiel als positiv ansahen, aber gerade konservative Lateinamerikaner verurteilten diese Praxis, die sie als Grund für den angeblich allgemeinen Verfall von Sitten und Moral im nördlichen Amerika ansahen.[17]

14 Rama: La imagen de los Estados Unidos, 1981, S. 12-19.

15 Sater: Chile and the United States, S. 9. Zeuske: Francisco de Miranda, 1995. Rinke: Pillars of the Republics, 2001.

16 Reid: Spanish American Images, 1977, S. 16 und 26-33.

17 Reid: Spanish American Images, 1977, S. 19ff.

Grundlegender als diese Kritik war die Erkenntnis, dass es sich trotz aller Gemeinsamkeiten in den historischen Erfahrungen bei Anglo- und Hispanoamerika um zwei grundsätzlich verschiedene Gebilde handelte. Der kolumbianische Staatsmann José Manuel Restrepo drückte dies in einem Brief an einen Freund in den USA unmissverständlich klar aus: "Es gibt einen ebenso großen Unterschied zwischen den Söhnen der Spanier und ihrer Kolonien und den früheren englischen Kolonien wie zwischen Tag und Nacht."[18] Was diese Erkenntnis für Konsequenzen bei der Schaffung politischer Institutionen hatte, zeigte sich vor allem bei Simón Bolívar. In seiner Eröffnungsrede an den Kongress von Angostura im Februar 1819, als der Unabhängigkeitskrieg noch keineswegs entschieden war, präzisierte Bolívar seine Verfassungsvorstellungen in Abgrenzung von dem, was er als das zwar "vortreffliche", aber für Lateinamerika wenig praktikable angloamerikanische Modell ansah (M1). Vor dem Hintergrund der Wahrnehmung einer absoluten Alterität des Nordens konstruierte er ein Verfassungsmodell, das in der Abkehr vom Föderalismus und in der Stärkung der Exekutive ein Gegenprojekt sein sollte.

M 1 Simón Bolívar, Eröffnungsrede an den Kongress von Angostura, 15. Februar 1819.

> Je mehr ich die Vortrefflichkeit der Föderativen Verfassung Venezuelas bewundere, desto überzeugter bin ich von ihrer Unanwendbarkeit auf unseren Staat. Und meiner Ansicht nach ist es ein Wunder, daß dieses Modell in Nordamerika noch so gedeihlich in Kraft ist und nicht bei der ersten Störung oder Gefahr umgestoßen wird. Obwohl jenes Volk ein einzigartiges Vorbild an politischen Fähigkeiten und moralischer Kraft ist; ungeachtet dessen, daß seine Wiege die Freiheit war, daß es in Freiheit aufgezogen und sich von reiner Freiheit nährte - in einem Wort, obwohl dieses Volk in vielerlei Hinsicht einzigartig in der Geschichte des Menschengeschlechtes ist, ist es ein Wunder, wiederhole ich, daß ein so schwaches und kompliziertes System wie das föderative es unter so schwierigen und heiklen Umständen wie den vergangenen zu regieren vermochte. ... Ich muß sagen, daß mir nicht im entferntesten der Gedanke gekommen ist, Lage und Wesen von zwei so unterschiedlichen Staaten wie dem englisch-amerikanischen und dem spanisch-amerikanischen gleichzustellen. Wäre es nicht sehr schwer, auf Spanien den Kodex der politischen, bürgerlichen und religiösen Freiheit Englands anzuwenden? Nun, noch schwerer ist es, die Gesetze Nordamerikas auf Venezuela zu übertragen. Sagt nicht der *Geist der Gesetze*, daß diese für das Volk geeignet sein müssen, welches sie sich schafft ...? Das ist der Kodex, den wir um Rat fragen müssen, und nicht der von Washington!

Aus: Bolívar: Reden und Schriften, 1984, S. 50f.

[18] Zitiert in Reid: Spanish American Images, 1977, S. 19.

Bolívars Vorbehalte gegen den Modellcharakter der Vereinigten Staaten speisten sich nicht zuletzt aus der Erkenntnis, dass der Nachbar im Norden schon seit langem damit begonnen hatte, eine Interessenpolitik zu verfolgen, die sich wenig um die Belange der Lateinamerikaner kümmerte. Das nationale Interesse der USA galt der staatlichen Stabilisierung sowie dem wirtschaftlichen und territorialen Wachstum. Die antikoloniale Solidarität ging daher keineswegs soweit, einen offenen Konflikt mit Spanien zu riskieren. Nicht die angloamerikanischen Nachbarn, sondern die Briten wurden die entscheidenden Verbündeten im lateinamerikanischen Unabhängigkeitskampf.[19] Darüber hinaus gewann das Bild vom "Koloss des Nordens", der mit seinem Machtpotenzial und seinem Expansionismus ganz Amerika zu verschlucken drohte, in Lateinamerika an Verbreitung.[20] Unterfüttert wurde diese Wahrnehmung von zwei parallel laufenden Prozessen, die um die Wende des 18. Jahrhunderts einsetzten. Zum einen brachte die Liberalisierung des spanischen Kolonialhandels ab 1797 den angloamerikanischen Handelsinteressen in Lateinamerika neue Perspektiven, was sich unter anderem in der Eröffnung der ersten US-Konsulate im karibischen Raum niederschlug. Zum anderen wurde die (Süd-)Westexpansion in den Vereinigten Staaten nicht zuletzt auf Kosten Spaniens dynamisch vorangetrieben. Der Kauf Louisianas im Jahr 1803 und die daran anschließende Lewis und Clark-Expedition, das Interesse der USA an Kuba und Puerto Rico, das um 1809 erwachte, die Annexion Westfloridas von 1811 und der Erwerb Ostfloridas 1819, die um 1813 einsetzende Kolonisation im nördlichen Mexiko, all dies schien die Meinung der Skeptiker zu bestätigen.

Gegen Ende der lateinamerikanischen Unabhängigkeitskriege stand der angloamerikanische Vormachtanspruch im Doppelkontinent informierten Beobachtern klar vor Augen. In der Erklärung des US-Präsidenten James Monroe vom Dezember 1823, der sogenannten Monroe-Doktrin, wurde dies sehr deutlich gemacht. Obwohl sich Monroes Erklärung in erster Linie gegen europäische Rückeroberungspläne wandte, ließ das Dokument unschwer den Anspruch auf eine angloamerikanische Führungsrolle in den Amerikas erkennen. Dieser Anspruch basierte auf der Vorstellung vom Doppelkontinent der Amerikas als einer eigenen, von Europa unterschiedlichen "Hemisphäre" mit einem genuin amerikanischen Regierungssystem. Auch in dieser Hemisphäre aber sollten

[19] Whitaker: The United States, 1964, S. 94-97. Das geringe Interesse wurde auch daran deutlich, dass das Ansinnen El Salvadors, sich 1823 an die USA anzuschließen, in Washington auf Ablehnung stieß.

[20] De Onís: The United States, 1952, S. 25.

die Regeln einer Hierarchie der Mächte gelten und die Vereinigten Staaten standen nach dem Selbstverständnis ihrer führenden Staatsmänner schon aufgrund ihrer historischen Vorreiterrolle bei der Loslösung vom Mutterland an erster Stelle und waren die "natürlichen Führer" in der Region.[21]

Die Vorstellung der eigenen Überlegenheit war aufs engste verwoben mit einem Bild Lateinamerikas, das sich in diesem Zeitraum durch die nun häufigeren Berichte in den Zeitungen und die Zunahme der direkten Kontakte vertiefte und vor allem negative Züge trug. Die lange Kriegsdauer und die vielerorts daraus resultierenden chaotischen Zustände waren der Nährboden zur Verstärkung der ohnehin vorhandenen Ressentiments. Nach einer Reise durch Spanien 1779/80 schrieb etwa der damals 12jährige spätere Ghostwriter der Monroe-Doktrin und Präsident John Quincy Adams in sein Tagebuch: "[Die Spanier] sind faul, schmutzig, frech, kurz ich kann sie nur mit einem Haufen von Schweinen vergleichen."[22] Laut Adams war der Katholizismus die Ursache dieser Fehler. Als führender Politiker übertrug er seine Vorurteile später bedenkenlos auf Lateinamerika. Auch die Unabhängigkeit und das Entstehen von Schwesterrepubliken änderte nichts an der negativen Einschätzung. Aufgrund der dem iberischen Charakter angeblich innewohnenden Defizite wurden die Entwicklungsmöglichkeiten der jungen Staaten von Thomas Jefferson äußerst skeptisch bewertet (M2).

M 2 Thomas Jefferson an Alexander von Humboldt (Monticello, 14.4.1811)

> [Die lateinamerikanischen Staaten] werden jetzt zum Schauplatz politischer Revolutionen, um ihren Platz als integrale Mitglieder der großen Familie der Nationen einzunehmen. ... Welche Regierungsform werden sie errichten? Wieviel Freiheit können sie vertragen ohne Trunkenheit? ... Ich glaube, sie werden das Muster unserer Konföderation und gewählten Regierung kopieren, die Rangunterschiede abschaffen, ihre Nacken vor ihren Priestern beugen und in der Intoleranz verharren. Ihr größtes Problem wird die Schaffung ihrer Exekutive sein. Ich befürchte, dass sie ungeachtet der Experimente Frankreichs und der Vereinigten Staaten von 1784 mit einem Direktorium beginnen werden und dass, wenn die unvermeidbaren Schismen in dieser Art von Exekutive sie zu etwas anderem treiben, ihre große Frage sein wird, ob man eine auf Jahre zu wählende, eine auf Lebenszeit bestimmte oder gar eine erbliche Exekutive einsetzt. Aber wenn nicht Bildung unter ihnen schneller verbreitet werden kann, als die Erfahrung verspricht, könnte der Despotismus über sie kommen, bevor sie die erforderliche Befähigung besitzen, um das bereits Erreichte abzusichern.

Aus: Jefferson: Writings, 1984, S. 1247f.

[21] H. M. Brackenridge zitiert bei Langley: America and the Americas, 1987, S. 42. S.a. Wehler: Der Aufstieg des amerikanischen Imperialismus, 1974, S. 10-13. Zur Monroe-Doktrin s. den Überblick bei Dent: The Legacy of the Monroe Doctrine, 1999.

[22] Zitiert in Schoultz: Beneath the United States, 1998, S. 5.

Die Berichte der ersten Gesandten der USA aus den lateinamerikanischen Hauptstädten schienen die Vorbehalte zu bestätigen. Fehlende Achtung vor dem Gesetz, Hinterhältigkeit und Gemeinheit wurde den Bewohnern der neuen Staaten im Süden attestiert, ohne dass die besonderen Bedingungen langandauernder bürgerkriegsähnlicher Zustände näher diskutiert worden wären. In der Tat waren Anarchie, Despotismus und Militärherrschaft an der Tagesordnung und bestärkten die angloamerikanischen Beobachter in der Auffassung, dass es sich bei den spanischen Kreolen letztlich auch nur um minderwertige Abkömmlinge eines despotischen Systems handelte, die die vielbeschworenen "Freiheiten eines Engländers" nicht nur nicht kannten, sondern auch nie erreichen könnten. Die Politik, die aus diesen Perzeptionen resultierte war naturgemäß zurückhaltend. In der Regel galt, dass solange die Handelsbeziehungen einigermaßen reibungslos funktionierten, Lateinamerika am besten sich selbst überlassen bleiben sollte.[23]

Unter den noch sehr wenigen, aber dafür sehr einflussreichen Vertretern der lateinamerikanischen Eliten, die sich in dieser Frühphase ein Bild vom nördlichen Nachbarn machten, wurde die Furcht vor dem Expansionismus der Vereinigten Staaten und vor ihren hegemonialen Ansprüchen in der gesamten Hemisphäre zu einem wichtigen Faktor für die eigenen politischen Entwürfe. Es war daher nicht erstaunlich, dass Bolívar kurze Zeit nach Monroes Erklärung und unter dem Eindruck dieser neuen Doktrin die Idee eines lateinamerikanischen Staatenbundes unter Ausschluss der Vereinigten Staaten verwirklichen wollte. Die Angloamerikaner waren nach Bolívars Auffassung Fremde, die aufgrund ihres Charakters nicht in das ihm vorschwebende panamerikanische Abkommen passten.[24] Die Fremdheit der anderen Amerikaner wiederum war Grundlage der Konstruktion des Eigenen, die Bolívar bereits auf dem Kongress von Angostura noch eher tastend versucht hatte:

[23] Schoultz, Beneath the United States, 1998, S. 13.

[24] S. dazu vor allem Bolívars Brief an Francisco de Paula Santander (Arequipa, 30.5 und 7.6.1825) in: Bolívar: Cartas del Libertador, 1929, Bd. 4, S. 436-441.

"Vergegenwärtigen wir uns, dass unser Volk weder das europäische noch das nordamerikanische ist, dass es eher eine Mischung aus Afrika und Amerika ist als eine Emanation von Europa. ... Es ist unmöglich, genau zu sagen, zu welcher menschlichen Familie wir gehören. Der größte Teil der Eingeborenen wurde ausgerottet; der Europäer hat sich mit dem Amerikaner und dem Afrikaner vermischt, und dieser hat sich mit dem Indianer und mit dem Europäer vermischt. Wir sind alle aus dem Schoß derselben Mutter geboren worden, aber unsere Väter, unterschiedlich in Ursprung und Blut, sind Ausländer, und alle unterscheiden sich sichtbar in der Hautfarbe; diese Verschiedenheit birgt eine Verpflichtung großer Tragweite."[25]

In der Phase der atlantischen Revolution von ca. 1763 bis 1825 hatten sich die Amerikaner des Nordens und des Südens durch zunehmende Kontakte untereinander - wenn auch begrenzt auf eine kleine transnational agierende Elite - in ihrer Verschiedenheit entdeckt. Die kontinuierliche Re-Konstruktion dieser Verschiedenheit sollte prägend werden für die weitere Entwicklung des Alteritätsdiskurses. In den folgenden sechs Jahrzehnten wurde aus Kontakt Konflikt und aus Verschiedenheit Gegensatz.

II. Die Erfindung der Gegensätze (1825-1889)

Erst mit der Erreichung der Unabhängigkeit waren die jungen Republiken im Süden also nach Meinung führender Anglo- und Lateinamerikaner zu einem Teil des gemeinsamen Amerikas geworden, der neuen Welt der westlichen Hemisphäre, die gegen die alte der europäischen Monarchien stand. Dass dies keineswegs ein partnerschaftliches Zusammenleben nach sich ziehen mußte, war angesichts der gerade diskutierten unterschiedlichen Definitionen dieser Hemisphäre nicht weiter erstaunlich. Im Gegenteil, zwischen den 20er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden die Erben der alten Kolonialmächte, die neuen Staaten Lateinamerikas, immer wieder mit dem angloamerikanischen Expansionsdrang konfrontiert.

Die ideologischen Grundlagen dieses Expansionismus lassen sich bis auf die Pilgerväter zurückführen. Vorherbestimmung und Auserwähltheit waren Teil des kalvinistischen Glaubens, den die Puritaner mit nach Amerika brachten. Die Vorstellung von Neuengland als einem neuen Israel, einer *City upon a hill*, und die damit verbundene Überzeugung einer religiösen Superiorität insbesondere gegenüber dem Katholizismus wurde im Lauf des 19. Jahrhunderts durch einen säkularen Messianismus ergänzt. Dieser wuchs sich zu einer regelrechten Expansionsideologie mit westlicher Stoßrichtung aus und fand im Begriff 'Manifest Destiny', den der Journalist John O'Sullivan 1845 popularisierte, einen griffigen Slogan. Die offenkundige Bestimmung der Vereinigten Staaten war es demnach, die Translation der Weltreiche zu vollenden, sich bis zum Pazifik auszudehnen und den nordamerikanischen Subkontinent in angloamerikanischen Besitz zu nehmen. Die autochthone Bevölkerung war demnach ebenso zu verdrängen wie die lateinamerikanischen Erben des spanischen Kolonialreichs in dieser Region. Dabei waren alle Mittel recht.[26]

Die Stereotypisierung des lateinamerikanischen Anderen gewann in diesem Zeitraum eine neue Qualität: aus der Verschiedenheit wurde der Gegensatz. Immer wieder stellten vergleichsweise gut informierte angloamerikanische Publizisten und Diplomaten, die im Gegensatz zur Generation der Unabhängigkeitskriege direkte Erfahrungen vor Ort sammeln konnten, Vergleiche der eigenen Leistungen und Entwicklungen mit denen der Nachbarn im Süden an. Das Ergebnis war vernichtend: die Mexikaner, so äußerte sich ein US-Gesandter, waren eine "dumme und amoralische Rasse". Sein Kollege in Rio de Janeiro berichtete von einem "traurigen Defekt entweder in den Institutionen des Landes oder im Temperament und in den Sitten des Volkes".[27] Was die Gesellschaftsordnung anging, so stellten die Angloamerikaner schon früh das Fehlen einer Mittelschicht in Lateinamerika fest. Das war bedenklich, da sich nach Meinung etwa Ralph Waldo Emersons "alle großen Männer" aus eben dieser Schicht rekrutierten. Was "Temperament und Sitten des Volkes" anbelangte, so trugen die Angloamerikaner in jenen Jahren ein schillerndes Potpourri von ressentimentgeladenen Vorurteilen zusammen, wonach die Latinos zu weiblicher Schwäche und Emotionen, zu kindlicher Kraftlosigkeit und Phantastereien neigten und diebisch, feige, hinterlistig, faul, gesetz- und treulos etc. waren.[28]

Mit der Intensivierung der Kontakte, zumal auf der Ebene der nun häufiger anzutreffenden Kaufleute und Unternehmer, gab es auch erste Ansätze zu einer ausgewogeneren Betrachtung des anderen Amerikaners. Zumindest ansatzweise dachten einige Beobachter selbstkritisch über die Präsenz der eigenen Landsleute in Lateinamerika nach. So beklagte sich ein in Chile weilender Kaufmann aus den USA in einem Leserbrief von

25 Bolívar: Reden und Schriften, 1984, S. 52.

26 Stephanson: Manifest Destiny, 1995.

27 Zitate in Schoultz: Beneath the United States, 1998, S. XV und S. 19.

28 Pike: The United States and Latin America, 1992, S. 47-52.

1857, dass seine Landsleute in besonderem Maß dazu neigten, lateinamerikanische Regierungen und Bevölkerungen in Bausch und Bogen zu verdammen, wenn sich etwa juristische Komplikationen ergaben. Obwohl "die Gegenwart eines Yankees ... von den Nasen des Volkes" schon oft als Gestank wahrgenommen worden war, erinnerte er daran, dass in diesen "jungfräulichen Ländern" nach wie vor große Sympathien für die Angloamerikaner gehegt würden.[29]

Derartige Selbstkritik blieb allerdings eine Ausnahme und fand keine weite Verbreitung. Die Latinos waren nach der aus den Quellen rekonstruierbaren Ansicht der Angloamerikaner unfähig, sich die Natur zu unterwerfen, das Land zu besiedeln und auszubeuten. Daraus leiteten viele Angloamerikaner - besonders die in die Weiten von Texas vordringenden Siedler - das Recht ab, dieses "bevölkerungslose oder nur von Wilden bewohnte Land" in den eigenen Besitz zu nehmen, wenn nötig auch durch bewaffnete Interventionen und Kriege.[30] Der Alteritätsdiskurs wurde zur Grundlage einer neuen expansionistischen Politik, die von einigen Zeitgenossen als quasi unvermeidbar, da Naturgesetzen folgend, stilisiert wurde (M3).

M 3 Der Freibeuter William Walker beschreibt die Motive für seine Übergriffe in Zentralamerika (1860)

> Das, was ihr unwissend als "Freibeuterei" bezeichnet, ist nicht das Produkt einer überstürzten Leidenschaft oder unregulierten Begierde, sondern es ist die Frucht der feststehenden und unfehlbaren Instinkte, die in Übereinstimmung mit Gesetzen stehen, die so alt sind wie die Schöpfung selbst. Es ist nur unsinniges Geschwätz, wenn davon gesprochen wird, ohne die Anwendung von Gewalt feste Beziehungen herzustellen zwischen der reinen weißen amerikanischen Rasse, wie sie in den Vereinigten Staaten existiert, und der gemischten hispano-indianischen Rasse, wie sie in Mexiko und Zentralamerika existiert. Die Weltgeschichte hat keine solche utopische Vision anzubieten, dass sich eine minderwertige Rasse sanft und friedlich der Kontrolle eines höherwertigen Volkes unterwirft. Wann immer auch Barbarei und Zivilisation oder zwei unterschiedliche Formen der Zivilisation sich frontal gegenüberstehen, muss das Ergebnis Krieg sein.

Aus: Holden/Zolov: Latin America and the United States, 2000, S. 41.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und den lateinamerikanischen Republiken zwischen 1825 und 1889 gestaltete sich denn auch als Kette von Übergriffen, Interventionen und Usurpationen seitens staatlicher und nichtstaatlicher Akteure des Nordens. Neben

29 The Republic of Chili, in: Daily National Intelligencer (24.2.1857), S. 1.

30 Zitiert in Schoultz: Beneath the United States, 1998, S. 31.

das bereits genannte Expansionsstreben und die Sicherung des freien Zugangs zu den Märkten trat die innenpolitische Instrumentalisierung der Expansion durch die südlichen Bundesstaaten, die größtes Interesse an der Ausdehnung der Zahl der Sklavenhalterstaaten innerhalb der Union durch die Annexion von karibischen Territorien hatten (u.a. der Dominikanischen Republik).[31]

Die Mittel zur Erreichung der Ziele waren vielfältig und reichten von diplomatischem und wirtschaftlichem Druck über gewaltsame, aber punktuelle Aktionen bis hin zu offenen Kriegshandlungen. In die erste Kategorie fallen die Verträge zur Sicherung exklusiver Transitrechte über den Isthmus von Panama und durch Nicaragua ebenso wie die vorbehaltlose Rückendeckung für private Geschäftsleute bei der Ausbeutung etwa ecuadorianischer Guanovorkommen und kubanischer Zuckerplantagen oder beim Erwerb von Eisenbahnbaukonzessionen in Peru, Chile und Costa Rica. Konflikte blieben nicht auf die unmittelbaren Nachbarn der Vereinigten Staaten beschränkt. Eine punktuelle Gewaltanwendung in einem internationalen Konfliktfall nahmen die USA schon 1831 in einer "Strafaktion" gegen die Provinzen am Río de la Plata vor. Später fielen die Aktivitäten des angloamerikanischen Freibeuters William Walker in Zentralamerika und seine Unterstützung durch die Regierung in Washington in diese Kategorie. Ebenso etablierte sich ab Mitte des Jahrhunderts z.B. in Nicaragua, Mexiko und Kolumbien die Praxis der Intervention durch reguläre US-Truppen "zum Schutz amerikanischen Lebens und amerikanischer Interessen".[32]

Weitreichender war jedoch der offene Krieg von 1846-48 gegen den direkten Nachbarn Mexiko, dessen dünn besiedeltes nördliches Territorium zu den wichtigsten Zielregionen des angloamerikanischen Expansionsstrebens zählte. Für Mexiko führte dieser Krieg zum Verlust von rund 50 % seines Staatsgebiets, für die USA aber brachte er eine territoriale Vergrößerung um ca. 33 % sowie den Gewinn der pazifischen Westküste mit sich (M4).[33] Letztlich war es den rassistischen Vorurteilen der Angloamerikaner zu verdanken, dass Mexiko nicht komplett annektiert wurde. In der vom Krieg angeheizten Stimmung um die Jahrhundertmitte betrachteten sie die Mexikaner als in der "Hierarchie der Rassen" sogar noch unter den indianischen Stämmen stehend. Eine Einverleibung Mexikos hätte bedeutet, dass diese Mexikaner die Bürgerrechte der Vereinigten Staaten erhalten hätten.

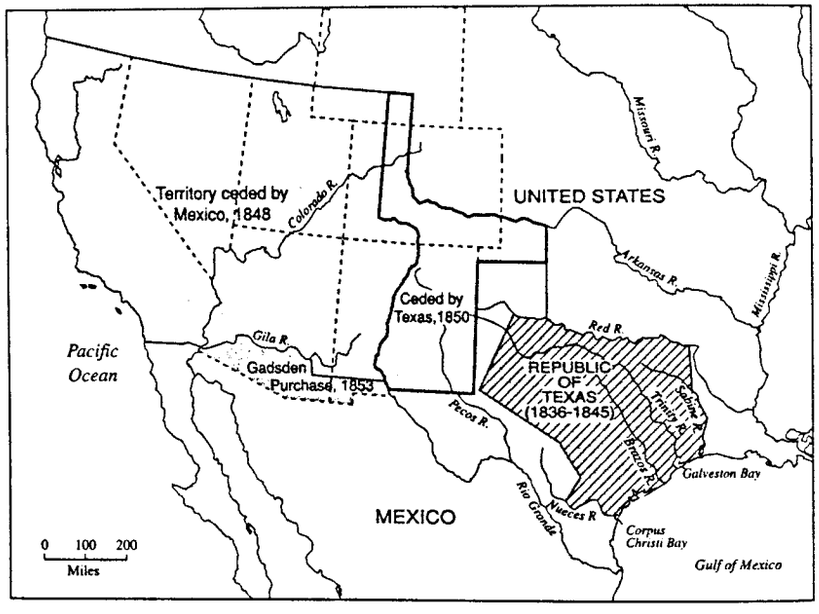
31 Schoultz: Beneath the United States, 1998, S. 39-40.

32 König: El intervencionismo, 1988.

33 Vázquez: Mexicanos y Norteamericanos, 1977.

Dies wurde von den Schützern der "angelsächsischen Rasse" kategorisch abgelehnt.[34]

M 4 Eroberungen und Erwerbungen der USA in Mexiko, 1845-53



Aus: Henretta et al., America, 1999, S. 370.

Meldeten die Vereinigten Staaten im Lauf des 19. Jahrhunderts vor allem im mittelamerikanischen und karibischen Raum ihre Vormachtansprüche erfolgreich an, so zeigten sie demgegenüber wenig Interesse an europäischen Verstößen gegen die Monroe-Doktrin. Ob die Briten und Franzosen Buenos Aires mit einer Blockade belegten, ob England sich die Falkland Inseln/Malvinen sicherte oder ob Spanien sich bemühte, die Dominikanische Republik und die Staaten der pazifischen Westküste zurückzuerobern, die Vereinigten Staaten sahen passiv zu oder kooperierten sogar mit den Europäern wie im Fall des britisch-amerikanischen Vertrags zur gemeinsamen Kontrolle eines zukünftig zu bauenden transisthmischen Kanals (1850). Die Hilferufe einzelner lateinamerikanischer Regierungen, die sich auf das in der Monroe-Doktrin enthaltene Interventionsverbot beriefen, verhallten in Washington unerhört. Den lateinamerikanischen Stereotypen von den USA wurde in diesen Jahren das Element der angloamerikanischen Heuchelei hinzugefügt.

[34] Schoultz: Beneath the United States, 1998, S. 34. Pike: The United States and Latin America, 1992, S. 47.

In der Tat kritisierten vor allem gebildete Lateinamerikaner wie etwa der Chilene Francisco Bilbao den US-Expansionismus und den Anspruch der Vereinigten Staaten, "Schiedsrichter der Welt" sein zu wollen.[35] In der Tradition von Bolívar wurde die Idee einer amerikanischen Liga unter Ausschluss der USA weitergegeben, für die der führende argentinische Intellektuelle Juan Bautista Alberdi schon 1844 mit Nachdruck plädierte. Zwischen 1825 und 1889 kam es tatsächlich zu diversen Einigungsprojekten und sogar zu zwei Kongressen. Allerdings blieben diese ergebnislos.[36]

Das Bedrohungsgefühl, das der "Koloss des Nordens" in Lateinamerika auslöste, speiste sich auch aus den oft als verletzend empfundenen Vorurteilen der Angloamerikaner. Diejenigen Lateinamerikaner, die mit diesen Vorurteilen konfrontiert wurden, waren oft Reisende, d.h. Angehörige der Eliten, die ihrerseits rassistische Ressentiments gegenüber der eigenen indianischen oder afroamerikanischen Bevölkerung hegten. Mit eben diesen Gruppen auf eine Stufe gestellt zu werden, bedeutete eine schlimme Beleidigung. Ebenso schwer zu ertragen war die Überheblichkeit, die manche Angloamerikaner zur Schau trugen, wenn sie den Latinos gute Ratschläge zur Beschleunigung ihrer Entwicklung gaben.[37]

Jedoch waren auch scharfe Kritiker des angloamerikanischen Expansionismus wie Bilbao zumeist weit davon entfernt, die Vereinigten Staaten insgesamt zu verurteilen oder gar die Yankees ihrerseits als minderwertige "Rasse" zu diskriminieren. Im Gegenteil, gerade die Charaktereigenschaften der Bewohner der USA wurden als Ursprung ihres scheinbar grenzenlosen Expansionsstrebens angesehen, das durchaus auch Bewunderung erregte. Die Vereinigten Staaten waren die Modellrepublik, die aufgrund ihrer politischen Institutionen, ihres funktionierenden Föderalismus, ihrer Trennung von Kirche und Staat und seit Ende des Bürgerkriegs vor allem aufgrund ihrer wirtschaftlichen Entwicklung und ihrer Industrialisierung bewundert wurden. Bilbao etwa bezeichnete die Nachbarn im Norden als modernes Äquivalent zum antiken Griechenland.[38] Viele politisch einflussreiche Mitglieder der Bildungseliten teilten diese Ansicht. Wenngleich sie sich zumeist weiter nach europäischen Vorbil-

[35] Bilbao: El evangelio americano, 1865, S. 400.
[36] Rama: La imagen de los Estados Unidos, 1981, S. 14f.
[37] Pike: The United States and Latin America, 1992, S. 107ff.
[38] Bilbao: El evangelio americano, 1865, S. 400.

dern - vor allem Frankreich und England - ausrichteten, so wurden doch Teile des Erfolgsmodells USA als nachahmenswert angesehen. Das spiegelt sich sogar in den selbstbewussten kulturellen Unabhängigkeitserklärungen eines Andrés Bello, Juan Bautista Alberdi oder Domingo Faustino Sarmiento wider.[39]

Der spätere argentinische Staatspräsident Sarmiento nahm eine Ausnahmestellung in der Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten und in der Entwicklung des Alteritätsdiskurses ein, weil er das Land selbst bereiste und enge Kontakte mit führenden Persönlichkeiten im Norden pflegte. Sein Interesse an einer Reform des argentinischen Erziehungswesens führte ihn 1847 in die USA. Die Überraschung über das vom Fortschrittsoptimismus und unbändigen Expansionsdrang seiner Bewohner geprägte Land spiegelt sich in seinem Reisebericht wider, der weite Verbreitung unter den gebildeten Eliten Lateinamerikas fand und dazu beitrug, bestimmte Bilder von den Vereinigten Staaten zu begründen. Nach Sarmientos Auffassung erschienen die Vereinigten Staaten in dem von Bürgerkriegen geplagten Lateinamerika als leuchtendes Vorbild ja als perfekteste Staatsform auf Erden. Begünstigt wurden sie laut Sarmiento durch die günstigen Verkehrswege und den Reichtum an Bodenschätzen. Darüber hinaus fielen ihm der Erfindergeist der "Yankees" und ihre praktische Orientierung auf, die zur direkten Umsetzung theoretischer Erkenntnisse in nützliche und gewinnbringende Produkte führte. Dadurch und durch die den Puritanern zu verdankende Arbeitsethik war es den Angloamerikanern gelungen, die Natur zu beherrschen. Die Beherrschung der Natur durch die Zivilisation war für Sarmiento, den Autor des *Facundo* (eines der Schlüsselwerke der lateinamerikanischen Literatur), von besonderer Bedeutung. Anders als in seinem heimischen Río de la Plata-Raum war in den USA aber nicht der Gegensatz von Stadt und Land, von Zivilisation und Barbarei (so der Untertitel des *Facundo*) grundlegend. Im Gegenteil, Sarmiento erkannte gerade im ländlichen Leben der USA die Grundlage der Demokratie, die nicht zuletzt durch ein perfektes Schulsystem das ganze Land bis hin zur kleinsten Einheit des Farmhauses erreichte (M5).

[39] Rama: La imagen de los Estados Unidos, 1981, S. 16. Miller: In the Shadow of the State, 1999, S. 174f. Selbst der Mexikaner Justo Sierra, der dem Nachbarn äußerst reserviert gegenüberstand, empfahl die Nachahmung - allerdings zur Stärkung der eigenen Widerstandskraft und aus Angst vor erneuten Usurpationen. Reid: Spanish American Images, 1977, S. 38f.

M 5 Domingo Faustino Sarmiento berichtet von einer Reise in die USA, 1847.

> Ich verlasse die Vereinigten Staaten ... in dem Zustand der Erregung, der durch die Wahrnehmung eines neuen Dramas erzeugt wird. ... Die Vereinigten Staaten sind unvergleichbar, eine Art von Extravaganz, die auf den ersten Blick schockiert und die Erwartungen enttäuscht, weil sie vorgefaßten Ideen entgegenläuft. Aber diese unfaßbare Extravaganz ist groß und würdevoll, manchmal erhaben, und folgt immer ihrem besonderen Charakter. ...
> Mitten in der bleiernen Nacht, die auf Südamerika lastet, waren [wir] immer Stolz auf die Aureole, die über den Vereinigten Staaten erstrahlt, und haben neuen Mut aus ihr geschöpft. Schließlich haben wir uns gesagt, um uns gegen die Übel der Gegenwart zu stählen: "Die Republik existiert, stark und unbesiegbar, und ihr Licht wird uns erreichen, wenn der Süden den Norden widerspiegelt." Es stimmt: die Republik existiert! Wenn man sie aber von nahem betrachtet, sieht man, dass sie in Vielem nicht mit der abstrakten Idee übereinstimmt, die wir uns von ihr gemacht hatten. ...
> Warum traf die angelsächsische Rasse zufällig auf diesen Teil der Welt, der sich so hervorragend für ihre gewerblichen Instinkte eignete? Und warum fiel Südamerika, wo es Gold- und Silberminen und gutmütige, unterwürfige Indios gab, an die spanische Rasse - eine Region, die für ihre stolze Faulheit, Rückständigkeit und wirtschaftliche Unfähigkeit wie gemacht war? ...
> Das amerikanische Dorf ist eine kleine Ausgabe des gesamten Landes, mit seiner bürgerlichen Regierung, seiner Presse, seinen Schulen und Banken, seiner kommunalen Organisation ....
> Im Westen, wo die Zivilisation nachläßt, und im Fernen Westen, wo sie wegen der geringen Bevölkerung kaum vorhanden ist, ändert sich der Eindruck natürlich. ... Aber sogar in diesen abgelegenen Siedlungen gibt es den Anschein perfekter Gleichheit zwischen den Menschen in Kleidung, Umgangsformen und sogar in ihrer Intelligenz. ...
> Sie haben keine Könige, Adlige, privilegierte Klassen, Männer, die zum befehlen geboren wurden, oder menschliche Maschinen, die zum gehorchen geboren wurden. ... Wohlstand ist unter ihnen gleichmäßiger verteilt als in allen anderen Ländern. Man sagt, dass dieser Wohlstand nur auf die Leichtigkeit zurückzuführen ist, neues Land in Besitz zu nehmen. Aber warum wachsen dann in Südamerika, wo es sogar noch leichter ist, neues Land in Besitz zu nehmen, weder die Bevölkerung noch der Wohlstand ...?

Aus: Sarmiento: Viajes en Europa, Africa, i América, 1909, S. 344-402.

Die Vereinigten Staaten waren in den Augen gebildeter Lateinamerikaner neben der konkreten Gefahr für die eigene Souveränität auch zu einem Utopia des Wohlstands, des Fortschritts und der Gleichheit der Menschen geworden, und sie waren das krasse Gegenbild zur eigenen Unvollkom-

menheit. Aus der Perspektive der Angloamerikaner funktionierte der Alteritätsdiskurs im entgegengesetzten Sinn: Lateinamerika wurde zum negativen Gegenbild des eigenen Fortschritts und der eigenen Perfektion. Die Bilder vom anderen Amerikaner waren integraler Bestandteil des angloamerikanischen Glaubens an den Ausnahmecharakter der eigenen Gesellschaft und sie wurden zur Grundlage des Rassismus, der in diesen Jahrzehnten immer wichtiger wurde.

III. Die Vertiefung der Polarität (1890-1914)

Der vom Rassimus geprägte Diskurs des amerikanischen Anderen, bei dem die Lateinamerikaner in den Augen der Yankees als feminin weich und schwach, als kindlich wild und unzivilisiert, als barbarisch falsch und verlogen dargestellt wurden, die Angloamerikaner aber in den Augen vieler Latinos als männlich kraftvoll, stark und zivilisiert erschienen, sollte im letzten Jahrzehnt des 19. und in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts durch den Eintritt der USA in das imperialistische Wettrennen eine neue Dimension gewinnen. In diesen Jahren verdichteten sich die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Nord und Süd vor allem durch das wachsende Engagement angloamerikanischer Investoren in der Region. Im akademischen Bereich wurden die Grundlagen eines Studentenaustauschs gelegt, der allerdings eine Einbahnstraße von Lateinamerika in die Vereinigten Staaten blieb. Angloamerikanische protestantische Missionare und der YMCA wurden nun in der Region aktiv. Außerdem begannen US-Presseagenturen damit, das europäische Nachrichtenmonopol in Lateinamerika zu untergraben. Aus dieser Intensivierung der Kontakte ergab sich aber noch kein grundsätzlicher Wandel der Alteritätsdiskurse. Alterität wurde nun noch stärker als zuvor mit einer rigiden Hierarchisierung verbunden, die durch die Verwendung und beständige Wiederholung von Stereotypen abgesichert wurde.[40] Allerdings führte diese kolonialistische Vertiefung der Polarität auch zu Gegenreaktionen, die ihrerseits stereotype Darstellungen des Anderen benötigten, um Eigenes zu definieren.

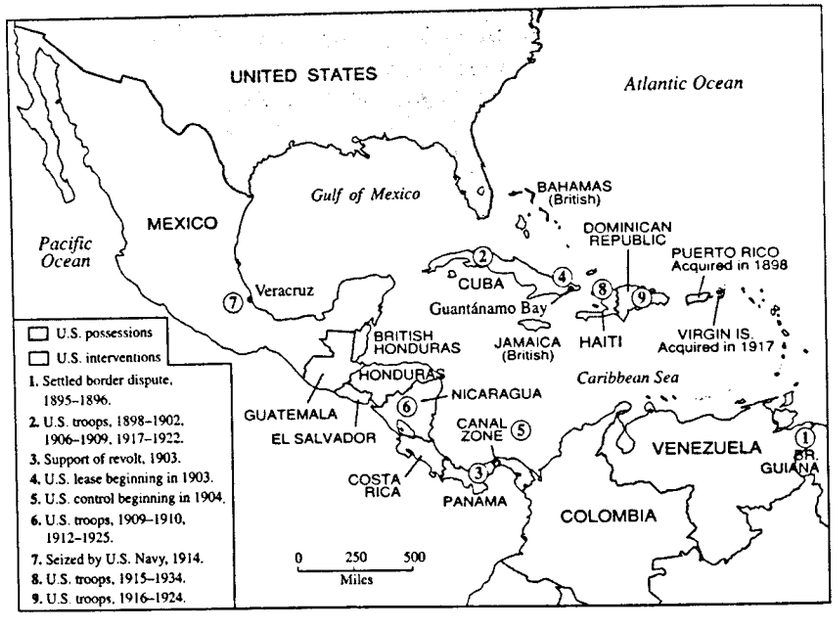
Nach dem vermeintlichen Ende der Westexpansion und der Siedlungsgrenze wurde der universalistische Anspruch immer deutlicher, der mit der "offenkundigen Bestimmung" der Angloamerikaner verbunden war. In den 1890er Jahren begannen die USA damit, ihre wirtschaftlich und strategisch motivierten, ideologisch überbauten Hegemonialansprüche in der von ihnen so bezeichneten westlichen Hemisphäre durch den

[40] Raab: Los Gringos, 2000, S. 544f.

Ausbau der Flotte und eine aktive Außenwirtschaftspolitik zu untermauern. Dieses Jahrzehnt sah darüber hinaus den Beginn der angloamerikanischen Wirtschaftsexpansion in Lateinamerika. Ein wichtiger Markstein war dabei der neue Panamerikanismus, der im Gegensatz zu Bolívars Intentionen von den Vereinigten Staaten dominiert wurde. Die vier panamerikanischen Konferenzen vor dem Ersten Weltkrieg und die Gründung des *Bureau of the American Republics* boten den USA eine Plattform für die Formulierung ihrer handelspolitischen Ziele, wenngleich sie auf den massiven Widerstand einiger lateinamerikanischer Staaten stießen, die eine Einschränkung ihrer nationale Souveränität befürchteten.

Dass diese Befürchtungen nicht unbegründet waren, zeigte sich in diesen Jahren an der Zunahme der direkten und indirekten Interventionen, die die Vereinigten Staaten in ihrem "Hinterhof" durchführten. Den Empfehlungen des Marinestrategen Alfred T. Mahan folgend, etablierten die USA ihre Kontrolle über die Karibik. Die folgende Karte (M6) zeigt die Schwerpunkte der direkten militärischen und diplomatischen Eingriffe der Vereinigten Staaten in dieser Region zwischen 1895 und 1925. Im Gegensatz zum europäischen Vorgehen in Afrika und Asien handelte es sich nicht um den Erwerb großer geschlossener Kolonialgebiete, sondern vielmehr um die Sicherung strategisch wichtiger Punkte zur informellen Kontrolle des karibischen Raums. So erreichte z.B. Präsident Theodore Roosevelt 1904 mit diplomatischem Druck einen unbefristet erneuerbaren Mietvertrag für die Kanalzone von Panama, das sich erst kurz zuvor dank US-Militärhilfe von Kolumbien getrennt hatte. Interventionen, die nicht selten langfristige militärische Besatzungen nach sich zogen, wurden wie etwa im revolutionären Nachbarland Mexiko weiterhin oft mit der Notwendigkeit des Schutzes von US-Bürgern und Interessen begründet. Die territorialen Erwerbungen beschränkten sich in diesen Jahren im wesentlichen auf Puerto Rico, das nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg 1898/99 an die Vereinigten Staaten fiel, während Kuba - auch als Folge dieses Kriegs - für einige Jahrzehnte aufgrund eines in der Landesverfassung verankerten Interventionsrechts der USA in einem quasi-kolonialen Status stand.

M 6 Interventionen der Vereinigten Staaten im karibischen Raum, 1895-1925.



Aus: Henretta et al.: America, 1999, S. 603.

Grundlegend für die aggressive Außenpolitik der Vereinigten Staaten, die keineswegs auf den karibischen Raum begrenzt blieb, war die zeitgemäße Weiterentwicklung der Monroe-Doktrin. Um jeden Vorwand für unerwünschte europäische Interventionen zu beseitigen und gleichzeitig den eigenen Vormachtanspruch zu unterstreichen, reservierten sich die USA im sogenannten *Roosevelt-Corollary* von 1904 die Rolle eines Ordnungshüters und Schuldeneintreibers in den Amerikas. Interventionen in der "westlichen Hemisphäre" waren laut Roosevelt legitim, wenn "chronisches Fehlverhalten oder eine Schwäche, die zu einer allgemeinen Auflösung der Banden zivilisierter Gesellschaft führt", die USA dazu zwingen würden.[41] Wann dieser Zustand erreicht war, definierten allerdings die Vereinigten Staaten, die damit Richter und Polizist zugleich sein wollten. Das entsprach einer imperialistischen Geisteshaltung, nach der, um mit den Worten des US-Senators Albert Beveridge zu sprechen, die "starken und zivilisierten" Vereinigten Staaten im Gegensatz zu den "wilden und senilen Völkern" von Gott dazu auserwählt waren, die Welt vor einem

41 Holden/Zolov: Latin America and the United States, 2000, S. 101.

Rückfall in die Barbarei zu bewahren.[42] Nach diesem Selbstverständnis waren die Angloamerikaner die Inkarnation männlicher Zivilisiertheit, stoischer Selbstkontrolle und überlegter Zielgerichtetheit.

Nichts von alledem waren die Lateinamerikaner. Im Gegenteil, "Wildheit" und "Barbarei", das waren genau die Elemente, die in den Bildern in den Vordergrund rückten, die sich Angloamerikaner um die Jahrhundertwende von ihren südlichen Nachbarn machten. Das Selbstbewußtsein eigener Überlegenheit funktionierte vor der Folie des Unterlegenheit des anderen, animalischen und leidenschaftlichen südlichen Amerikaners, der seinen Leidenschaften ungehemmt frönt, sich nach den Vorstellungen der Zeit damit selber schwächt und sich die Möglichkeit nimmt, von der Stufe der Unterentwicklung bzw. des abhängigen Kindes zu der des vollwertigen Erwachsenen aufzusteigen.[43] Durch die Erfindung und Wiederholung derartiger Sterotypen wurde für die amerikanische Polarität von Nord und Süd der unanfechtbare Status eines Naturgesetzes konstruiert.

Eine hervorragende Quelle zur Rekonstruktion der vorherrschenden angloamerikanischen Stereotypen, sind Karikaturen, die in diesem Zeitraum in Zeitungen und Zeitschriften weite Verbreitung fanden. Insbesondere während des Spanisch-Amerikanischen Kriegs entstand eine Vielzahl davon. Das Beispiel aus der Zeitschrift *Puck* vom August 1898 (M7) zeigt, wie das 'Manifest Destiny' eine Ladung von wild schreienden und dunkelhäutigen Waisenkindern mit der Aufschrift Puerto Rico, Cuba, Philippines und Hawaii im Waisenhaus USA abliefert. Onkel Sam und Miss Liberty nehmen sie mit gemischten Gefühlen in Empfang, wobei Onkel Sam mit Blick auf die im Hintergrund unbändig tobende Kinderschar von Mexiko, Texas und Kalifornien kommentiert: "Bei Gott! Ich wünschte, es würden nicht immer so viele auf einmal kommen; aber wenn ich sie schon nehmen muß, so glaube ich, daß ich mit ihnen genauso gut fertig werde wie mit den anderen."

42 Zitiert in Schoultz: Beneath the United States, 1998, S. 90.

43 Zum Aspekt der Triebunterdrückung s. Pike: The United States and Latin America, 1992, S. 53.

M 7 "Ein bisschen aus der Fassung"



Aus: A Trifle Embarrassed, in: Puck (3.8.1898), S. 1.

Was diese Karikatur klar ausdrückt, ist zum einen das angloamerikanische Selbstverständnis, dass es sich bei den kolonialen Erwerbungen nicht um durch eine aggressive oder gar imperialistische Politik gewonnene neue Besitzungen handelte, sondern dass die "offensichtliche Vorsehung" dafür verantwortlich war. Ferner wird hier das Bild von Lateinamerikanern als wilden, unzivilisierten, quasi auf der Stufe von Kleinkindern stehenden Wesen vermittelt. Diese abhängigen Wesen sind nun völlig auf Onkel Sam angewiesen, doch aufgrund ihrer dunklen Hautfarbe werden sie nicht gerade beglückt in Empfang genommen, so dass sich der Titel der Karikatur, "A Trifle Embarrassed" nicht nur als "ein bisschen aus der Fassung", sondern auch als "ein bisschen peinlich berührt" übersetzen läßt.

M 8 "Einen Rohrstock für einen bösen Jungen schneiden" (1910)



Aus: Johnson: Latin America in Caricature, 1980, S. 141.

Dass die Bedenken Onkel Sams scheinbar berechtigt waren, zeigt die nächste Karikatur (M8). Wiederum wird der Lateinamerikaner als unartiges Kind ins Bild gesetzt, das von seinem übermächtigen Erziehungsberechtigten, Onkel Sam, eine Tracht Prügel erwartet. Dieses Mal handelt es sich um Nicaragua, wo sich zwischen 1909 und 1911 Unruhen ereigneten, die zum Eingreifen der US-Marineinfanterie führten. Grund für die Intervention war der Schutz angloamerikanischer Investoren und die Einsetzung einer Washington genehmen Regierung in Managua. Die Karikatur unterstellt, Nicaragua habe die Monroe-Doktrin übertreten und verdiene daher eine Strafe. Das entsprach zwar nicht den Tatsachen, passte jedoch in das Bild des ohnmächtigen, aber frechen und aufsässigen Latinos.

Was der sogenannte "schwarze Kontinent" Afrika für die Europäer war, das wurde - allerdings auf eine subtilere, da in der Regel nicht durch direkte Kolonialherrschaft abgesicherte Art und Weise - Lateinamerika für die Vereinigten Staaten: eine vom schicksalhaften Gang der Zivilisation vorbestimmte Last, die der "weiße Mann" zu schultern - i.e. in Besitz zu nehmen bzw. zu kontrollieren - hatte. Der andere Amerikaner brauchte nun nicht mehr als der abgrundtief böse Feind oft auch in propagandistischer Absicht abgewertet zu werden, weil er ja schon besiegt und wehrlos, ja gar nicht mehr ernst zu nehmen war, wie insbesondere der in diesen Jahren in den USA geschaffene Begriff der 'Bananenrepublik' belegt.[44] Die Niederlage und Wehrlosigkeit der Latinos aber vertiefte nur das Bild ihrer angeblich "rassisch" begründeten Minderwertigkeit, das mit den stereotypen Darstellungen als trotziges Kind, als schwache Frau, als barbarischer Afroamerikaner, als anarchistischer Mischling etc. erzielt wurde.

Die Vorurteile vieler Yankees waren den lateinamerikanischen Eliten nur allzu bewusst. In einer Zeit, in der der Positivismus den Zeitgeist bestimmte, gab es weiterhin nicht wenige Intellektuelle, die, wie z.B. der Argentinier Carlos Bunge oder der Bolivianer Alcides Arguedas, das Stereotyp der "rassischen" Unterlegenheit Lateinamerikas - und implizit der Überlegenheit der USA - teilten und daraus pessimistische Prognosen für das Schicksal der eigenen Nation ableiteten.[45] Allerdings brachten gerade die Ereignisse des Jahres 1898 auch eine Änderung im Alteritätsdiskurs in Lateinamerika. Der Spanisch-Amerikanische Krieg zeigte die

[44] O. Henry (alias William S. Porter) prägte den Begriff in seinem Roman *Cabbages and Kings* von 1904. S. Holden/Zolov: Latin America and the United States, 2000, S. 97.

[45] Stabb: In Quest of Identity, 1967, S. 12-33.

Macht der Vereinigten Staaten und die Ohnmacht Kubas mehr als deutlich und wurde als Zäsur verstanden, die ein Umdenken erforderlich machte. Vor diesem Hintergrund standen die außergewöhnlich heftigen Reaktionen, die die USA in Lateinamerika in diesen Jahren auslösten. Auf der politischen und völkerrechtlichen Ebene wurde vor allem mit der Formulierung der Calvo- und Drago-Doktrin (1896, 1902) der Anspruch auf ein Interventionsrecht ausländischer Mächte zurückgewiesen, da dies als Verletzung der Souveränität der betroffenen Staaten gewertet wurde.[46] Wie in der Karikatur aus der argentinischen Zeitschrift *Caras y Caretas* (M9) sahen viele Lateinamerikaner die USA - hier personifiziert durch Präsident Roosevelt - nun als einen neuen Imperator, der unter dem Deckmantel der Monroe-Doktrin den gesamten Subkontinent für sich beanspruchte.

M 9 Die Yankee Gefahr (1904)



Aus: Shaw: A Cartoon History, S. 135.

[46] Conil Paz: Historia de la Doctrina Drago, 1976.

Noch nachhaltiger war aber die von lateinamerikanischen Intellektuellen und Schriftstellern formulierte Kritik an den USA. Diese Kritik richtete sich nicht nur gegen den US-Imperialismus und die Konstruktion einer angeblichen Superiorität der angelsächsischen "Rasse", sondern auch gegen die als materialistisch eingeschätzte angloamerikanische Zivilisation, der eine genuin lateinamerikanische Identität, basierend auf dem lateinischen, spanischen und/oder indianischen bzw. afrikanischen Erbe, entgegengesetzt werden sollte. Ein äußerst wichtiger Vorläufer war der Kubaner José Martí, der lange Jahre in den Vereinigten Staaten lebte. Als Reaktion auf den neuen Panamerikanismus warnte er u.a. in seinem bekannten Essay *Nuestra América* (1891) vor dem Expansionismus der USA und forderte eine Rückbesinnung auf den eigenen Stolz (M10).

M 10 José Martí warnt vor dem Expansionismus der USA (1891)

> ... die Stunde ist nahe, zu der ein unternehmerisches, machtvolles Volk, das unser ihm unbekanntes Amerika verachtet, anrückt und enge Beziehungen fordert. Wir müssen uns darüber im klaren sein: die mannhaften Völker, die sich mit Gewehr und Gesetz aus sich selbst schufen, lieben ausschließlich Völker, die wie sie selbst mannhaft sind; die Stunde der hemmungslosen Herrschsucht [Nordamerikas]... ist selbst in den Augen des Furchtsamsten nicht so nahe, als daß keine Zeit mehr dafür bliebe, zurückhaltend, aber beständig unseren Stolz unter Beweis zu stellen, denn so könnte man Nordamerika die Stirn bieten und in andere Bahnen lenken. ...
> Gegen die Menschheit sündigt ..., wer Rassenkampf und Rassenhaß schürt und verbreitet. Aber im Schmelztiegel der Völker kristallisieren sich infolge der unmittelbaren Nähe andersartige Völker besondere und weiterhin wirksame Merkmale heraus ..., die in einer Zeit innerer Unordnung ... in Form nationaler Vorurteile in eine schwerwiegende Bedrohung schwacher und isolierter Nachbarländer umschlagen könnten, die vom starken Land als überkommen und minderwertig abqualifiziert werden. ... Auch dem blonden Volk des Kontinents darf man nicht aus dörflicher Antipathie eine angeborene und unabwendbare Bösartigkeit unterstellen, bloß weil es unsere Sprache nicht spricht, das Haus anders sieht als wir dies tun, ... ; sicherlich es schätzt weder heißblütige noch dunkelhäutige Menschen und es blickt von seiner noch unsicheren Position auf diejenigen herab, denen die Geschichte weniger günstig gesinnt war und die nun in heldenhaften Etappen den Weg zur Republik erklimmen.

Aus: Martí, Unser Amerika, 1982, S. 65f.

Martís Bild der Vereinigten Staaten war keineswegs einseitig negativ, denn er kannte das Land aus eigener Anschauung und hegte durchaus Bewunderung vor allem für die Energie der angloamerikanischen Nationsbildung.[47] Rassistische Stereotypen und Auto-Stereotypen ablehnend, forderte er eine kritische Auseinandersetzung mit den USA und kam zu weitsichtigen und differenzierten Erkenntnissen über die Funktion des politischen Systems dort. Trotz dieser Leistung enthielt gerade *Nuestra América* Passagen, in denen ein unversöhnlicher Gegensatz von Imitation und Originalität konstruiert wurde. Nachahmung aber war nun verpönt. Implizit wurde damit ähnlich wie schon bei Sarmiento die Existenz eines Gegensatzes zu den Vereinigten Staaten akzeptiert. Jedoch anstatt staunend und bewundernd vor dem anderen Amerikaner zu verharren, wurde eine bewusste Abkehr und eine Besinnung auf das Eigene gefordert, oder wie Martí schrieb: "... zu vieles ist Nachahmung, die Rettung liegt im eigenständigen Erzeugen. ... Aus Bananen soll man Wein machen - und wenn er auch sauer schmeckt, so ist es doch unser Wein!"[48]

Wesentlich dezidierter als bei Martí wurde dieser Gegensatz im vielleicht wirkungsmächtigsten Werk der lateinamerikanischen Literatur dieser Jahrzehnte ausgemalt und daraus ein Modell eigener Stärke abgeleitet. In seinem kulturkritischen Essay *Ariel* (1900) präsentierte der Uruguayer José Enrique Rodó die Idee einer Antithese zwischen Nord- und Südamerika. Rodó übersetzte die in Europa geläufige kritische Definition des Begriffs 'Amerikanismus' und präsentierte die USA in der Figur des Caliban, der Verkörperung des krassen Utilitarismus (M11):

M 11 José Enrique Rodó kritisiert den angloamerikanischen Materialismus (1900)

> Die enge Verbindung des Nützlichkeitsbegriffs als Idee menschlicher Bestimmung mit der Gleichheit im Mittelmaß als Norm der sozialen Verhältnisse bildet die Formel dessen, was man in Europa den Geist des *Amerikanismus* zu nennen pflegt. ... Wenn man vom Utilitarismus sagen konnte, er sei das Wort des englischen Geistes, so können die Vereinigten Staaten als die Fleischwerdung des Wortes vom Nutzen angesehen werden. Und das Evangelium dieses Wortes verbreitet sich dank der materiellen Wunder seines Triumphes über die Welt. Hispano-Amerika ist in dieser Hinsicht längst keine Diaspora mehr. Der mächtige Staatenbund überzieht uns mit einer Art moralischer Konquista. Die Bewunderung für seine Größe und Stärke schreitet mit Riesenschritten im Geiste unserer führenden Männer und, mehr noch vielleicht, in dem der Massen voran, die leicht vom Eindruck des Sieges geblendet werden. - Und von der Bewunderung ist es nur ein kleiner Schritt zur Nachahmung. ... Man ahmt den nach, an dessen Überlegenheit

[47] Raab: Pan-amerikanisches Ideal, 1998.

[48] Martí: Unser Amerika, 1982, S. 63; s .a. Miller: In the Shadow of the State, 1999, S. 180f.

> oder Ansehen man glaubt. - Viele die ein aufrichtiges Interesse an unserer Zukunft haben, träumen bereits von der Vision eines entlatinisierten Amerika ...
>
> Aus: José Enrique Rodó, Ariel, 1994, S. 136f.

Dagegen stand Ariel - sprich Lateinamerika - für Idealismus, Ethik, Wissenschaft und Kunst, wurde aber von Caliban in seiner freien Entfaltung behindert. Rodó nannte auch positive Teilaspekte der Zivilisation der Vereinigten Staaten wie das Erziehungssystem, das Selbstbewusstsein und den Optimismus der Angloamerikaner. Er wendete sich aber gegen die kritiklose Bewunderung und den Imitationsdrang, die 'Nordomanie', zahlreicher Vertreter der lateinamerikanischen Mittel- und Oberschichten. Rodó mahnte eine Besinnung auf eigene Werte und die erst noch zu schaffende geistige Einheit Lateinamerikas an. Die Entwicklung der Antithese war keineswegs originell doch reflektierte und prägte Rodós *Ariel* wie kein anderes Werk den Zeitgeist in Lateinamerika und wurde zur Grundlage der Bewegung des 'Arielismo' zu Beginn des 20. Jahrhunderts.[49] Nicht mehr die Imitation, sondern die bewusste Konstruktion des idealisierten Authentischen und Eigenen wurde zum Gebot der Stunde.

Eigene Identität in der Gegensätzlichkeit zu den Vereinigten Staaten zu erkennen, bedeutete aber weder bei Martí noch bei Rodó noch bei den vielen Autoren, die in ihre Fußstapfen traten, das Modell der USA völlig abzulehnen. Im Gegenteil, je klarer die tiefen sozialen und wirtschaftlichen Probleme nach einem Jahrhundert der Unabhängigkeit in den einzelnen Ländern erkannt und diskutiert wurden, desto genauer wurde auch der Erfolg der Vereinigten Staaten analysiert. So unterwarf etwa der Historiker Francisco Encina 1911 die Zustände in seinem Heimatland Chile einer Radikalkritik und betonte, dass die Angloamerikaner demgegenüber durch Disziplin, Exaktheit und Moral den wirtschaftlichen Aufstieg geschafft hätten.[50] Sein Landsmann Tancredo Pinochet Le-Brun führte das chilenische Dilemma auf die fehlende Arbeitsmoral der herrschenden Schichten und auf den Ausverkauf der wirtschaftlichen Ressourcen an Ausländer zurück. Allerdings wollte er den USA nicht die Schuld an der Krise seines Landes geben. Stattdessen empfahl er den Chilenen, vom angloamerikanischen Beispiel zu lernen, sich auf sich selbst zu besinnen

[49] Gewecke: Ariel versus Caliban? 1983, S. 43-68. Jurt: Literatur und Identitätsfindung in Lateinamerika, 1982, S. 68-95. Ette: Rodó, Prospero und die Statue Ariels, 1994, S. 217-220. Werz, Das neuere politische und sozialwissenschaftliche Denken, 1992, S. 232ff.

[50] Encina: Nuestra inferioridad, 1972.

und die Entwicklung durch eine nationalistische und protektionistische Wirtschaftspolitik voranzubringen.[51]

An den Texten Pinochets und Encinas wird deutlich, dass die Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten in Lateinamerika ambivalent blieb. Man war nicht mehr bereit, die vorgegebene Rolle des minderwertigen Kindes im System des "eigennützigen Paternalismus" (Schoultz) der USA zu akzeptieren. Andererseits führte der Weg zum Eigenen über das genaue Studium des anderen Amerikaners, der so vieles von dem erreicht hatte, was man selbst erst noch erstrebte. Nach diesem Verständnis befand sich Lateinamerika tatsächlich noch in einem frühen, jugendhaften Entwicklungsstadium, das seine volle Reife noch nicht erlangt hatte. Für die Vereinigten Staaten wiederum waren die Perzeptionen der Lateinamerikaner die Bestätigung für das bereits Erreichte und für den Anspruch auf Vorherrschaft und vollwertige Mitgliedschaft im Konzert der Weltmächte. Als mit dem Ersten Weltkrieg das Kräfteverhältnis in den Amerikas ein für allemal zugunsten der Vereinigten Staaten festgelegt wurde und die Europäer, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ihren Einfluß in der Region verloren, waren die Bilder vom amerikanischen Anderen, die die Übernahme der Rolle einer Hegemonialmacht legitimierten, schon seit langem gefestigt.

Zusammenfassung

Die Alteritätsdiskurse zwischen den Amerikas gewannen nicht nur für die interamerikanischen Beziehungen, sondern auch für das Selbstverständnis der an ihnen beteiligten Akteure im Laufe des 19. Jahrhunderts grundlegende Bedeutung. Auffallend ist ihre kontinuierliche Intensität, die in Krisenzeiten jeweils noch zunahm. Trotz der bei den amerikanischen Eliten über weite Strecken noch zu konstatierenden Fixiertheit auf Europa bei ihrer Suche nach Entwicklungsmodellen war der andere Amerikaner im Bewußtsein immer präsent. So konnten die Vereinigten Staaten ihren Anspruch auf Aufnahme in den Kreis der Weltmächte damit begründen, dass sie die "Last des weißen Mannes" in Lateinamerika geschultert hatten, während Lateinamerika die eigene Rückständigkeit zumindest teilweise durch die Wahrnehmung des Entwicklungsvorsprungs zum großen Nachbarn im Norden erkannte. Von der Entdeckung der Unterschiede in der ausgehenden Kolonialzeit über die Erfindung der Gegensätze in der vom Expansionismus der USA geprägten Mitte des 19. Jahrhunderts bis hin zur Vertiefung der vermeintlichen Unvereinbarkeit aufgrund von

[51] Pinochet Le-Brun: La conquista de Chile, 1909.

pseudowissenschaftlichen sozialdarwinistischen Argumenten um die Jahrhundertwende wurden die Gegensatzpaare, die den interamerikanischen Alteritätsdikurs bestimmten, immer weiter ausgefeilt. Dies führte zum Konstrukt einer Polarität zwischen Norden und Süden, zwischen gut und schlecht, oben und unten, stark und schwach. Diese vermeintlich unauflösliche Gegensätzlichkeit rief in Lateinamerika zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine den Dualismus sozusagen auf den Kopf stellende von Intellektuellen getragene kulturelle Gegenbewegung des Antiimperialismus aus, die ihrerseits dazu beitrug, die Gegensätze zu vertiefen.

So wie die Pole einander existentiell bedürfen, bedingten sich die Konstrukte des jeweils anderen Amerikaners, des Yankees und des Latinos, gegenseitig. Zum einen wurde das angloamerikanische Selbstverständnis der eigenen Unaufhaltsamkeit durch die Bewunderung und die Befürchtungen in Lateinamerika verstärkt. Damit erfüllte der Alteritätsdiskurs eine wichtige Funktion in der Legitimation der Politik der USA gegenüber Lateinamerika, die im gesamten 19. Jahrhundert zielstrebig die eigenen nationalen Interessen verfolgte - den Erhalt der nationalen Sicherheit, die Sicherung wirtschaftlicher Vorteile, die Austragung innerer Auseinandersetzungen (zumal in der Sklavereifrage). Zum anderen wurden aber auch die Haltungen der Latinos durch das Selbstbewusstsein der Angloamerikaner beeinflusst. Bei vielen Lateinamerikanern förderte der Alteritätsdiskurs die Erkenntnis der eigenen Probleme. Die Auseinandersetzung mit den USA bewegte sich zwischen den Polen von Euphorie und Ablehnung, ohne auf diese Extreme festgelegt zu sein. Sicherlich führte sie oftmals zu einem Unterlegenheitsgefühl, das zunahm, je stärker die Entwicklungswege der beiden Amerikas auseinanderklafften. Allerdings wird man kaum von einem Minderwertigkeitskomplex sprechen können, denn es gab in allen Phasen auch abwägende Stimmen, die dazu aufforderten, die Vor- und Nachteile der Vereinigten Staaten zu analysieren.

Die für die Literatur der USA herausgearbeiteten Bildkomponenten, wonach die Latinos anti-christlich, unfrei und die Freiheit bedrohend, ignorant, unmoralisch, unzuverlässig, ja sogar bösartig seien, lassen sich mit geringen Modifikationen auf das Bild der Lateinamerikaner von den Yankees übertragen.[52] Andere von den Angloamerikanern gepflegte Bildvorräte wie die der wirtschaftlichen Unterentwicklung, der demokratischen Instabilität, der außenpolitischen Schwäche, der Faulheit, der Unzivilisiertheit oder der Radikalität Lateinamerikas wiederum lassen sich mit umgekehrten Vorzeichen in den lateinamerikanischen Bildern vom nördlichen Nachbarn wiederfinden. Der interamerikanische Alteritätsdiskurs wurde und wird teilweise noch immer durch derartige Vorstellungen geprägt. Was ihm nach vor fehlt, ist die kritische Reflexion über den anderen Amerikaner; ist der Versuch, den Anderen in seiner Eigenart wahrzunehmen, ohne ihn an das Eigene anzugleichen; der Versuch, vom Anderen zu lernen, ohne ihn zu idealisieren oder blind nachzuahmen; der Versuch, den Anderen zu respektieren. Dies bleibt ein ungelöstes Problem für die Beziehungen zwischen den Amerikas.

[52] Breinig: Problematik, 1990, S. 138.

Literatur

Bauer, J.: The Mexican War, Oxford 1974.

Berger, M.: Under Northern Eyes. Latin American Studies and U.S. Hegemony in the Americas, 1898-1990, Bloomington 1995.

Bernstein, H.: Origins of Inter-American Interest, 1700-1812, Philadelphia 1945.

Bilbao, F.: El evangelio americano, in: Obras completas, Buenos Aires 1865, S. 311-444.

Bolívar, S.: Cartas del Libertador. Bd. 4. Hgg. v. Vicente Lecuna, Caracas 1929.

Bolívar, S.: Reden und Schriften zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Hgg. v. Hans-Joachim König, Hamburg 1984.

Breinig, H.: Zur Problematik der Vermittlung fremdkultureller Phänomene durch die Literatur. Das Mexikobild bei amerikanischen Schriftstellern, in: Breinig, H. (Hg.): Interamerikanische Beziehungen. Einfluß - Transfer - Interkulturalität, Frankfurt 1990, S. 137-155.

Clifford, J.: The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art, Cambridge, MA 1988.

Conil Paz, A.: Historia de la Doctrina Drago. Homenaje al Doctor Luis María Drago, Caracas 1976.

Conrad, C./Kessel, M. (Hgg.): Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998.

Del Río, A.: The Clash and Attraction of Two Cultures. The Hispanic and Anglo-Saxon Worlds in America, Baton Rouge 1965.

Dent, D.: The Legacy of the Monroe Doctrine. A Reference Guide to U.S. Involvement in Latin America and the Caribbean, Westport, CT 1999.

Elliott, J.: Introduction. Colonial Identity in the Atlantic World, in: Canny, N./Pagden, A. (Hgg.): Colonial Identity in the Atlantic World, 1500-1800, Princeton 1987, S. 3-13.

Encina, F.: Nuestra inferioridad económica, sus causas y sus consequencias, Santiago 1972 [1911].

Englekirk, J.: Franklin en el mundo hispánico, in: Revista Iberoamericana 21 (1957), S. 319-371.

Ette, O.: Rodó, Prospero und die Statue Ariels. Das literarische Projekt einer hispanoamerikanischen Moderne, in Rodó, J. E.: Ariel, übers. und hgg. v. Ette, Mainz 1994, S. 193-237.

Fifer, V.: United States Perceptions of Latin America. A 'New West' South of Capricorn? Manchester 1991.

Furlong, G.: The Influence of Benjamin Franklin in the River Plate Area before 1810, in: The Americas 12 (1956), S. 259.

Geertz, C.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/M. 1987.

Gerbi, A.: La disputa del nuevo mundo. Historia de una polémica, 1750-1900, Mexico 1960.

Gewecke, F.: Ariel versus Caliban? Lateinamerikanische Identitätssuche zwischen regressiver Utopie und emanzipatorischer Rebellion, in: Iberoamericana 7 (1983), H. 2/3, S. 43-68.

Gilderhus, M.: An Emerging Synthesis? U.S.-Latin American Relations Since the Second World War, in: Hogan, M. (Hg.): America in the World. The Historiography of American Foreign Relations, New York 1995.

Henretta, J. u.a.: America. A Concise History, Boston, MA 1999.

Holden, R./Zolov, E. (Hgg.): Latin America and the United States. A Documentary History, New York 2000.

Ibold, F.: Die Erfindung Lateinamerikas. Die Idee der 'latinité' im Frankreich des 19. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen auf die Eigenwahrnehmung des südlichen Amerika, in: König, H. J./Rinke, S. (Hgg.): Transatlantische Perzeptionen. Lateinamerika - USA - Europa in Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1998, S. 77-98.

Jefferson, T.: Writings. New York 1984.

Johnson, J.: Latin America in Caricature, Austin, TX 1980.

Joseph, F.: As Others See Us. The United States Through Foreign Eyes, Princeton, NJ 1959.

Joseph, G.: Close Encounters: Toward a New Cultural History of U.S.-Latin American Relations, in: id./u.a. (Hgg.): Close Encounters of Empire. Writing the Cultural History of U.S.-Latin American Encounters, Durham, NC 1998, S. 3-46.

Jurt, J.: Literatur und Identitätsfindung in Lateinamerika. José Enrique Rodó, *Ariel*, in: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 8 (1982), S. 68-95.

König, H.-J.: Die Entdeckung und Eroberung Amerikas, 1492-1550, Freiburg u.a. 1992.

König, H.-J.: El intervencionismo norteamericano en Iberoamérica, in: Historia de Iberoamérica, Tomo III, Historia Contemporánea, Madrid 1988, S. 405-478.

König, H.-J.: Entstehen, Fortwirken und Wandlungen der Amerikabilder im deutschen Sprachraum seit 1492: Ein Überblick, in: König, H.-J./Rinke, S. (Hgg.): Transatlantische Perzeptionen. Lateinamerika - USA - Europa in Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1998, S. 25-59.

Krakau, K.: Lateinamerika und Nordamerika im historischen Vergleich, in: Krakau, Lateinamerika und Nordamerika im historischen Vergleich: Gesellschaft, Politik und Wirtschaft im historischen Vergleich, Frankfurt/M. 1992, S. 9-19.

Langley, L.: America and the Americas. The United States in the Western Hemisphere, Athens 1989.

Liss, P.: Atlantic Empires. The Network of Trade and Revolution, 1713-1826, Baltimore, 1983.

Martí, J.: Unser Amerika [1891], in: Rama, A. (Hg.): Der lange Kampf Lateinamerikas. Texte und Dokumente von José Martí bis Salvador Allende, Frankfurt 1982, S. 56-67.

Miller, N.: In the Shadow of the State. Intellectuals and the Quest for Identitiy in Twentieth Century Spanish America, London 1999.

Pagden, A.: European Encounters with the New World from Renaissence to Romanticism, New Haven, CT 1993.

Park, J.: Latin American Underdevelopment. A History of Perspectives in the United States, Baton Rouge 1995.

Pike, F.: The United States and Latin America. Myths and Stereotypes of Civilization and Nature, Austin 1992.

Pinochet Le-Brun, T.: La conquista de Chile en el siglo XX, Santiago 1909.

Raab, J.: Pan-amerikanisches Ideal und US-amerikanische Vormacht: José Martís Sicht des 'vecino formidable', in: König, H.-J./Rinke, S. (Hgg.): Transatlantische Perzeptionen. Lateinamerika - USA - Europa in Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1998, S. 139-160.

Raab, J.: Los Gringos. Latin American Literary Views of the U.S.A., in: Hagenbüchle, W./Raab, J. (Hgg.): Negotiations of America's National Identity, Tübingen 2000, Bd. 2, S. 538-570.

Radler, D.H.: El Gringo: The Yankee Image in Latin America, Philadelphia 1962.

Rama, C.: La imagen de los Estados Unidos en la América Latina. De Simón Bolívar a Salvador Allende, Mexiko D.F. ²1981.

Rangel, C.: The Latin Americans. Their Love-Hate Relationship with the United States, New Brunswick 1987.

Reid, J.: Spanish American Images of the United States, 1790-1960, Gainesville 1977.

Rinke, S.: Encountering the New History of Inter-American Relations, in: Notas. Reseñas Iberoamericanas 7 (2000), H. 3, S. 2-22.

Rinke, S.: Pillars of the Republics: Early Monuments and the Politics of Memory in the Post-Colonial Americas, in: Iberoamericana 1 (2001), H. 4, (im Druck).

Rodó, J. E.: Ariel [1900], übers. und hgg. v. Ottmar Ette, Mainz 1994.

Sarmiento, D. F.: Viajes en Europa, Africa, i América, 1845-1847 [1847], in: Obras completas, Paris 1909, Bd. V, S. 344-440.

Sater, W.: Chile and the United States. Empires in Conflict, Athens, GA 1990.

Schoultz, L.: Beneath the United States. A History of U.S. Policy Toward Latin America, Cambridge, MA 1998.

Shaw, A.: A Cartoon History of Roosevelt's Career, New York 1911.

Stabb, M.: In Quest of Identity. Patterns in the Spanish American Essay of Ideas, 1890-1960, Chapel Hill 1967.

Stephanson, A.: Manifest Destiny. American Expansionism and the Empire of Right, New York 1995.

Todorov, T.: The Conquest of America. The Question of the Other, Cambridge, MA 1984.

Vázquez, J.: Mexicanos y Norteamericanos ante la Guerra del 47, Mexiko 1977.

Vigil, A.: The Ugly Anglo: An Analysis of White Extremism in Latin-American Relations. New York 1967.

Wehler, H.-U.: Der Aufstieg des amerikanischen Imperialismus. Studien zur Entwicklung des Imperium Americanum, Göttingen 1974.

Werz, N.: Das neuere politische und sozialwissenschaftliche Denken in Lateinamerika, Freiburg 1992.

Whitaker, A.: The United States and the Independence of Latin America, 1800-1830, New York 1964.

Zeuske, M.: Francisco de Miranda und die Entdeckung Europas. Eine Biographie, Münster 1995.

Italienische Ziegelarbeiter in Bayern
Das Phänomen der Wanderarbeit und seine Auswirkungen auf das Herkunftsland am Beispiel der Region Friaul

Von Karl Gattinger

„Auch ich in Arkadien!"

Dieser gern zitierte Ausruf Goethes verdeutlicht besonders prägnant jenes Italienbild, das deutschen Dichtern und Denkern bis in die jüngste Zeit vorschwebte. In Anlehnung an das antike Arkadien Vergils wurde Italien geradezu als Ideal heraufbeschworen. Glaubt man den Schilderungen aus Dichterhand, war *„das Land, wo die Zitronen blühn"*[1], das Paradies auf Erden. Die Begeisterung für diesen vermeintlichen Garten Eden war noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts derart grenzenlos, dass selbst die unübersehbare Armut der Menschen, die dieses Land bewohnten, romantisch verklärt wurde: Der Dichtermund machte aus schmutzigen Kindern reizende Geschöpfe, und notdürftig zusammengeflickte alte Kleider wurden zur malerischen Tracht.

Neben dieser dichterisch verklärten Seite zeigte sich das Land aber auch in einem weitaus prosaischerem Bild: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte Italien zu den ärmsten Ländern Europas. Als Hermann Hesse aus Italien noch Verse nach Hause schickte wie: *„Kindermenschen treiben Markt und Kram, Armut sonnt sich frei und ohne Scham"*[2], waren viele Italiener dieser Armut bereits längst überdrüssig geworden. Sie wussten nicht mehr, wie sie sich und ihre Familien ernähren sollten, und nur zu oft sahen sie keinen anderen Ausweg als den harten Weg in die Auswanderung. Während im Süden des Landes der Großteil die endgültige Abkehr von zu Hause in Kauf nahm und nach Übersee auswanderte, um dort eine neue Existenz zu gründen, wählten die wanderwilligen Menschen Norditaliens fast ausschließlich den Weg der saisonalen Wanderarbeit[3].

---

1 Goethe, Goethes Werke I.1, 1887, S. 161.

2 Hesse, Gedichte, 1977, S. 407.

3 Gattinger, Wanderarbeiter zwischen Friaul und Bayern, 1996, S. 27ff. Auf diese Magisterarbeit, die 1996 bei Herrn Prof. Dr. Ferdinand Kramer am Lehrstuhl für bayerische Geschichte in München eingereicht wurde, gehen weite Teile dieses Aufsatzes zurück. Eine stark verkürzte Zusammenfassung dieser Arbeit findet sich unter Gattinger, Italienische „Gastarbeiter" im Königreich, 1997.

Dieses Phänomen der Wanderarbeit ist spätestens seit dem 18. Jahrhundert für den europäischen Arbeitsmarkt von großer Bedeutung. Die Wander- oder Saisonarbeit stellt eine Sonderform der Arbeitsmigration dar, die erstens gekennzeichnet ist durch eine zeitliche Begrenzung - meist einige Monate im Jahr - und zweitens durch eine sich Jahr für Jahr wiederholende Regelmäßigkeit[4]. Seinen Ausgang nahm die europäische Wanderarbeit in kargen Bergregionen, aus denen die Menschen als Erntehelfer, Wanderhändler oder Industriearbeiter in die reicheren und fruchtbareren Regionen der Ebene zogen. Wissenschaftlichen Schätzungen zufolge wanderten bereits in Napoleonischer Zeit jährlich rund 300.000 arbeitswillige Menschen in wirtschaftskräftige Zentren wie zum Beispiel die Großräume Paris und Madrid, Ostengland oder die Po-Ebene[5]. Einen letzten entscheidenden Impuls brachte das späte 19. Jahrhundert vor allem durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes sowie die großen Bauprojekte der europäischen Hauptstädte. Friulanische Wanderarbeiter zum Beispiel konnte man beim Bau der Transsibirischen Eisenbahn[6] ebenso antreffen wie auf der monumentalen Großbaustelle der Ringstraße in Wien[7].

Zu einer eingehenderen Vertiefung in die Problematik dieses Phänomens bietet sich gerade die nordostitalienische Provinz Friaul an, da sich hier die Wanderarbeit in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zu einem wahren Massenphänomen auswuchs.

I. Gründe und Ausmaß der Migrationsbewegung

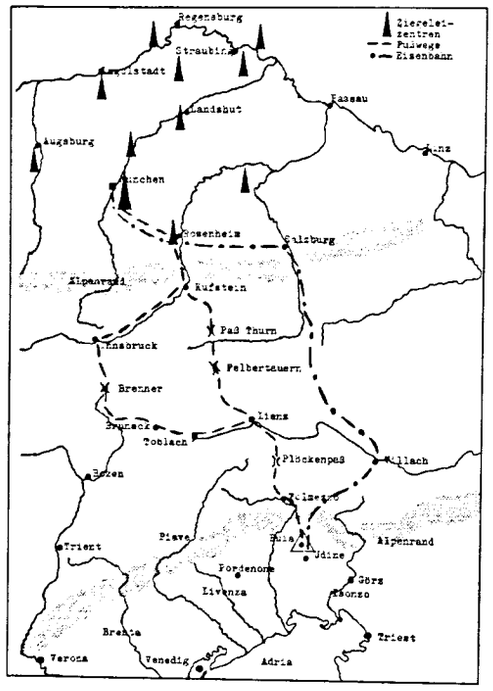
1. Die Ausgangslage im Friaul

Die heute autonome Region Friaul, die bis 1866 unter österreichischer Herrschaft stand, kam erst in jenem Jahr als letztes Gebiet an das junge Königreich Italien. Ihr Kernland besteht aus den beiden Provinzen Udine und Pordenone, begrenzt wird sie im Norden durch die Karnischen Alpen, im Süden durch das adriatische Meer und im Osten durch den Fluß Isonzo. Das Friaul des 19. Jahrhunderts war von tiefer Armut geprägt. Es herrschte ein großer Mangel an Arbeit, die Menschen lebten fast ausschließlich von der Landwirtschaft, und eine praktisch nicht existierende Industrie beschäftigte ganze 4 Prozent der Bevölkerung[8]. Auf eine derart agrarisch ausgerichtete Wirtschaft mussten sich geringe Ernteerträge und internationale Agrarkrisen, wie sie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ganz Europa in Mitleidenschaft gezogen hatten, besonders verheerend auswirken[9]. Eine fatale Wirtschaftslage, gepaart mit einem außergewöhnlich hohem Geburtenüberschuss, bildete auch im Friaul die Ausgangslage der Wanderarbeit.

Hinzu kam eine im Friaul besonders tief verwurzelte Tradition der Wanderarbeit, für die es bereits für das 16. Jahrhundert erste Belege gibt. Dabei handelte es sich um herumziehende Händler, die handgemachte Stoffe und Tuche aus ihrer Heimat vor allem in Bayern auf den kleinen Messen und Märkten verkauften[10]. Durch die aufkommende Industrialisierung verlor dieser ausschließlich auf handwerklichen Erzeugnissen basierende Handel jedoch rasch an Bedeutung. Da sich das jährliche Migrationsverhalten aber im Laufe der Jahrhunderte bereits derart im Bewusstsein verwurzelt hatte, änderten die Menschen nicht ihr Verhalten, sondern ihre Berufe. Aus kleingewerblichen Händlern wurden Industriearbeiter. Dieses Verhalten, von den Zeitgenossen auch 'Habitus migrandi' genannt[11], bereitete sich von den Karnischen Alpen allmählich über das ganze Friaul aus.

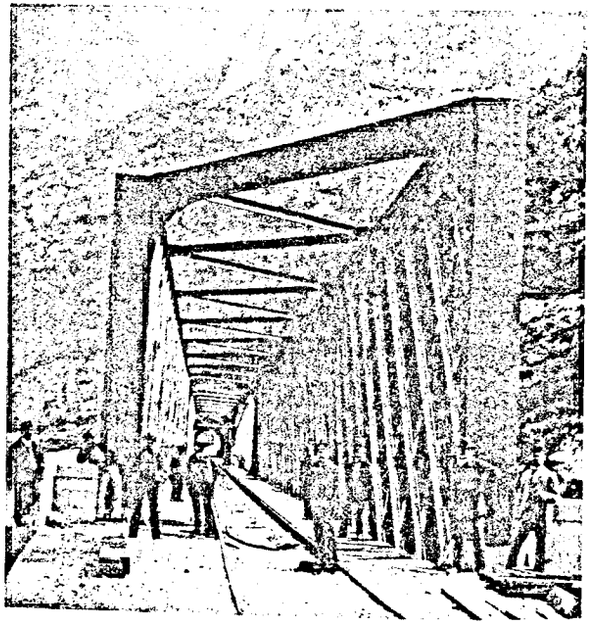
Als die Region durch die Eröffnung der Bahnlinie Udine - Pontebba 1879 den Anschluss an das interkontinentale Eisenbahnnetz gefunden hatte und sich dadurch die Wege in den lukrativen Norden erheblich verkürzten, kam es zu einem letzten entscheidenden Schub[12]. In manchen Gegenden, etwa in den besonders kargen Gebirgsregionen Karniens, wählten in der Folgezeit fast 20 Prozent der Gesamtbevölkerung - also praktisch jeder fünfte Einwohner - den Weg in die Wanderarbeit[13].

4 Zur Diskussion des Migrationsbegriffs siehe Gattinger, Wanderarbeiter zwischen Friaul und Bayern, 1996, S. 10ff.
5 Sassen, Migranten, 1996, S. 37f.
6 Zanini, Friuli migrante, 1964, S. 87-100.
7 Chiap, L'emigrazione periodica, 1904, S. 365 Anm.1.
8 Picotti, Le condizioni dell'industria nella provincia di Udine, 1914, S. 6.
9 Hunecke, Agrargeschichte Italiens, 1987, S. 326f.
10 Zu den Karnischen Wanderhändlern: Di Caporiacco, L'emigrazione dalla Carnia, 1983; Bianco/Molfetta, Cramárs, 1992; zum Wanderhandel in Süddeutschland und Europa allgemein: Oberpenning, Migration und Fernhandel, 1996.
11 Chiap, L'emigrazione periodica, 1904, S. 365.
12 Pagani, L'emigrazione friulana, S. 57. Über die verschiedenen Vergünstigungen der Bahngesellschaften für die reisenden Wanderarbeiter siehe Gattinger, Wanderarbeiter zwischen Friaul und Bayern, 1996, S. 61f.
13 Tabelle bei Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 64.



M 1 Verlauf der Arbeitswanderung vom Friaul zu den Ziegeleizentren in Bayern

Aus: Gattinger, Gastarbeiter, 1997, S. 22



M 2 Die Fertigstellung der kühnen Bahnlinie durch das Pontebba-Tal 1879 bedeutete den Anschluß Friauls an Europa.

Aus: Ellero, G., Fotografia, S. 39

2. Die Lage in Bayern

Eines der beliebtesten Ziele der friulanischen Wanderarbeiter waren die Ziegeleien in Bayern.

Bayern gehörte in dieser Zeit zu jenen Ländern, deren Wirtschaft in einem starken Aufschwung begriffen war. Die Industrie entwickelte sich recht kräftig, und vor allem das Baugewerbe und damit auch die Ziegelindustrie wurde von einem ungeheuren Boom erfasst[14].

Dies verhalf Bayern zu einer besonders niedrigen Arbeitslosenquote. Sie stieg selbst in den Sommermonaten trotz der Anwesenheit der ausländischen Wanderarbeiter nie über 2%[15].

Vor allem diese guten Arbeitszahlen führten dazu, dass gerade das Ziegeleigewerbe mit einem permanenten Arbeitskräftemangel zu kämpfen hatte. Der einheimische Arbeiterstand hatte, wie die damalige Fachzeitung der Tonindustrie feststellen musste, *„eine fast unausrottbare Abneigung gegen Lehmarbeit“*[16]. Dies, aber auch der saisonale Charakter der Ziegelindustrie, der ein Arbeiten nur während der frostfreien Monate erlaubte, erforderte in hohem Maße die Anwerbung ausländischer Wanderarbeiter.

Den weitaus größten Teil der angeworbenen Ausländer stellten die Italiener, von denen wiederum die zahlenmäßig dominierende Gruppe die Friulaner ausmachten. Die in München residierenden italienischen Botschafter bezifferten den Anteil der Friulaner an den in Bayern anwesenden Italienern übereinstimmend auf 90 Prozent[17]. Hinter dem im damaligen Bayern oft verallgemeinernd verwendeten Begriff ‘Italiener’ lassen sich demnach zum weitaus größten Teil Friulaner vermuten. Wieviele Friulaner tatsächlich Jahr für Jahr nach Bayern kamen, läßt sich aufgrund statistischer Erfassungsschwierigkeiten nicht feststellen. Als Anhaltspunkt mögen vage zeitgenössische Schätzungen dienen, die von circa 15000 Friulanern im Jahr ausgingen[18]. Für die friulanischen Arbeiter sprach in den Augen der bayerischen Ziegelunternehmer ihre Genügsam-

14 Zorn, Kleine Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bayerns, 1962, S. 56f.
15 Pohl, Münchener Arbeiterbewegung, 1992, S. 320.
16 Tonindustrie-Zeitung 23 (1899), S. 874; dazu auch ebd. S. 1552f.
17 Z.B. für 1891: Ministero degli Affari Esteri (Hg.), Emigrazione e colonie, 1893, S. 260f.; für 1901: dass., Emigrazione e colonie, 1905, S. 52; für 1912: Sandicchi, I fornaciai italiani in Baviera, 1912, S. 7.
18 Ministero degli Affari Esteri (Hg.), Emigrazione e colonie, 1905, S. 52.

keit und ihr sprichwörtlicher Fleiß[19], den noch heute die Bundesstelle für Außenhandelsinformation in ihrer aktuellen Broschüre zum Friaul als eines der wichtigsten Kriterien für eine Investition in diese Region nennt.[20]

M 3 Travesio, ein typischer Herkunftsort der friulanischen Wanderarbeiter



Aus: Geromet, G., Case tipiche, S.86.

II. Die Friulaner in Bayern

1. Gesetzliche Bestimmungen

Gesetzliche Beschränkungen für ausländische Arbeitnehmer gab es im damaligen Bayern keine. Ihnen fehlte zwar manches staatsbürgerliche Recht, doch standen ihnen gewerblich keinerlei Hindernisse im Wege.

19 Z.B. Tonindustrie-Zeitung 23 (1899), S. 874, S. 1018; 26 (1902), S. 1982; 36 (1912), S. 2018.

20 Bundesstelle für Außenhandelsinformation (Hg.), Italien. Standort Friaul-Julisch Venetien, 1994, S. 5.

Sie besaßen die freie Wahl des Arbeitsplatzes und konnten nach Belieben eigene Unternehmen gründen[21].

Selbst an den Grenzen gab es keinerlei formale Behinderungen. Gemäß eines Übereinkommens zwischen dem Deutschen Reich und Italien aus dem Jahre 1873 war weder beim Grenzübertritt noch beim Aufenthalt im Gebiet des jeweils anderen Landes ein Reisepapier erforderlich[22]. Um sich vor den deutschen Behörden gegebenenfalls dennoch ausweisen zu können, genügten den Wanderarbeitern meist der Wehrpass oder andere Zeugnisse aller Art, wie Führungs-, Armuts- oder Impfzeugnisse[23].

2. Argwohn gegenüber den Italienern bei der einheimischen Bevölkerung

Während Preußen kurzzeitig aus dieser liberalen Grundhaltung des Deutschen Reiches ausscherte und unter Bismarck 30.000 polnische Saisonarbeiter ausweisen ließ[24], hatten die Friulaner in Bayern vonseiten der Behörden nichts zu befürchten. Als zum Beispiel Preußen 1908 zur besseren Kontrolle der ausländischen Arbeitskräfte eine 'Arbeiter-Legitimationskarte' einführte, ohne die jeder Ausländer ungeachtet seiner Nationalität von der Ausweisung bedroht war, und dieses System im ganzen Reich durchsetzen wollte, wies die bayerische Regierung lediglich darauf hin, dass in Bayern ausländische Arbeiter weder in wirtschaftlicher noch in polizeilicher Hinsicht Probleme bereiten würden. Bedarf für etwaige Beschränkungen bestehe demnach nicht[25].

Weitaus misstrauischer wurden die Friulaner von der hiesigen Bevölkerung beäugt. Die Masse von ihnen ähnelte nicht annähernd dem gängigem Italienbild. Sie waren weder Künstler noch Baumeister, des Lesens und Schreibens oft unkundig, und ihr harter friulanischer Dialekt hatte mit der musikalischen Opernsprache nur sehr wenig gemein. Entsprechend weit verbreitet war der Argwohn, mit dem diese fremden Menschen betrachtet wurden. Sehr eindrücklich beschrieb diese Stimmung im Volke der Schriftsteller Oskar Maria Graf: Die Hilfsarbeiter, die das neue Familienanwesen der Grafs in der Nähe des Starnberger Sees aufbauen halfen, *„setzten sich zum Teil aus bärtigen, dunkelhäutigen, ausgedörrten Italienern zusammen ... . Für uns Kinder waren diese fremdartigen Men-*

21 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 106.

22 Weber, Neue Gesetz- und Verordnungen-Sammlung, 1889, S. 79.

23 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 106.

24 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 107.

25 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 119.

schen der Inbegriff der Abenteuerlichkeit. ... . Unsere Mutter ... sah uns nicht gern bei den Italienern. Wie alle bäuerlichen Naturen kamen ihr diese fremden, ungewohnten Menschen nie recht geheuer vor. Auch die Dorfleute wollten mit der ‚Katzelmacher-Bagage' nichts zu tun haben ...".[26]

Entgegen der weitverbreiteten Meinung von den kriminell veranlagten Ausländern kam es aber kaum zu ernsthaften Zwischenfällen. Die Italiener waren hier, um zu arbeiten, und nicht um zu stehlen. Dies bestätigt auch ein Blick in die bayerische Statistik: Trotz deutlich gestiegener Einwanderungszahlen aus Italien in den Jahren 1880 bis 1914 ging die Zahl der wegen Diebstahls Verurteilter im selben Zeitraum um über 30 Prozent zurück[27]. Exemplarisch soll hier das Bezirksamt Fürstenfeldbruck herangezogen werden, in dem es zwar zahlreiche Ziegeleien mit friulanischen Arbeitern gab[28], diese jedoch, wie die Amtsbehörde in einem Bericht aus dem Jahre 1909 versicherte, *„nie zu besonderen Klagen Anlaß gegeben haben"*[29]. In den Fürstenfeldbrucker Landratsakten über sicherheitsgefährliche Personen findet sich kein einziger Auswärtiger[30], und in den entsprechenden Akten über Ausweisungen wegen Bettel, Landstreicherei, Diebstahl etc. taucht unter zahlreichen deutschsprachigen Ausländern wie Badensern, Hessen oder Schlesiern lediglich ein einziger Russe auf[31].

3. Seltene Integration der Friulaner

Trotzdem kam es zu keiner tieferen Verständigung zwischen Einheimischen und Italienern. Dies lag zweifellos am Wandercharakter der friulanischen Migration. Die Wanderarbeiter, die unmittelbar nach Ende der Saison wieder in ihre Heimat zurück eilten, legten nicht viel Wert auf eine engere Kontaktaufnahme mit der einheimischen Bevölkerung. So fanden sich selbst unter denjenigen Zieglern, die bereits seit Jahren nach Bayern gekommen waren, nur selten welche, die die deutsche Sprache beherrschten. Eher noch konnte es vorkommen, daß sich der Ziegeleibesitzer mit ihnen in ihrer friulanischen Muttersprache unterhielt, die er, auf der väterlichen Ziegelei spielend, bereits als kleines Kind erlernt hatte[32].

Aber auch während der Saison wurde nur selten der Kontakt mit der Bevölkerung gesucht. Zwar besuchten die Italiener hin und wieder die Wirtshäuser oder Volksfeste der näheren Umgebung, doch blieb ihr eigentliches Zuhause die Ziegelei[33]. Hier wurde gearbeitet, gegessen und geschlafen und in der Regel auch der freie Sonntag bei Bier und Musik verbracht.

M 4 Sonntagsvergnügen bei bayerischem Bier und friulanischer Musik



Aus: Gattinger, Gastarbeiter, 1997, S. 25

Dieses ghettohafte Leben der Wanderarbeiter verhinderte zwangsläufig eine dauerhafte Integration[34] in die Gesellschaft[35]. So mag es nicht zu verwundern, dass es nur zu wenigen Verehelichungen zwischen Bayern und Friulanern kam[36], und auch unehelich entsprungene Kinder aus sol-

26 Graf, Das Leben meiner Mutter, 1995, S. 288ff.
27 Bayerisches Statistisches Landesamt (Hg.): Bayern im Lichte seiner hundertjährigen Statistik, 1933, S. 96.
28 Speziell zu den italienischen Wanderarbeitern im Landkreis Fürstenfeldbruck siehe die Fallstudie: Gattinger, „Weil gibt dort viel laborare", 1999.
29 Staatsarchiv München, LRA 89505.
30 Staatsarchiv München, LRA 84863-84868.
31 Staatsarchiv München, LRA 84950, 84951.
32 Guerra, I fornaciari, 1985, S. 93.
33 Guerra, I fornaciari, 1985, S. 92.
34 Zur Definition des Begriffs 'Integration' siehe die Aufsätze im Sammelband Beer/Kintzinger/Krauss, Migration und Integration, 1997.
35 Zum geringen Integrationsgrad der italienischen Ziegelarbeiter s.a. exemplarisch für Mittelfranken Kühne, Ziegler in Mittelfranken, S. 215-220.
36 Beispiele dafür finden sich in: Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Bayerische Gesandtschaft 574, 610, 838 bzw. in: Staatsarchiv München, An-

chen zwischenregionalen Liebesverbindungen sind nur sehr selten nachweisbar[37].

Ähnlich spärliche Nachweise lassen sich für eine ständige Ansässigmachung von Friulanern in Bayern finden. Einzelne Beispiele wie jener Friulaner, der im niederbayerischen Ruhstorf die Tochter eines Bauunternehmers heiratete, selber eine Ziegelei pachtete und dort sein weiteres Leben verbrachte[38], sind eher die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Lediglich friulanische Facharbeiter, wie z.B. Pfannenflicker[39] oder Terrazzieri[40], wagten den Sprung in die endgültige Abkehr von der Heimat; und auch jener Mann aus Udine, der ab 1891 die Bahnhofsrestauration von Kirchseeon bei München führte, entstammte als gelernter Architekt einem ganz anderem sozialen Umfeld als die Ziegelarbeiter[41].

Die allgemeine Quellenlage ergibt ein deutliches Bild: Die italienischen Wanderarbeiter kamen unter der Führung eines erfahrenen Akkordanten[42] als geschlossene Gruppe ins Land. An ihrem Arbeitsplatz angelangt, lag ihnen ausschließlich daran, durch möglichst viel Arbeit möglichst viel Geld zu verdienen. Sprachliche Barrieren, mehr noch die einsame Lage der Ziegeleien und ein allgemeines Misstrauen der einheimischen Bevölkerung führten dazu, dass die Saisonarbeiter selbst ihre Freizeit auf der Ziegelei verbrachten, die somit zu einer Art *„freiwilligem Gefängnis“*[43] wurde.

4. Die Problematik der Kinderarbeit

a) Kinder und Jugendliche als besonders billige Arbeitskräfte

Ein besonders wunder Punkt der Beschäftigung italienischer Wanderarbeiter auf bayerischen Ziegeleien war die weit verbreitete Kinderarbeit[44].

sässigmachung und Verehelichung. München D 431, K 586, K 611, K 761[a], S. 1828.

37 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Bayerische Gesandtschaft 804, 3008, 3015, 3016, 3019, 3021.

38 Ortmeier, Das allernächste Bayern, 2000, S. 258.

39 Höntze, Wanderer zwischen zwei Welten, 2000.

40 May, „Terrazzieri“ in Franken, 2000.

41 Riedenauer, Arbeiter aus dem Alpenraum, 1994, S. 625.

42 Zur zentralen Figur des Akkordanten im System der friulanischen Wanderarbeit siehe Gattinger, „Weil gibt dort viel laborare“, 1999, S. 85ff.

43 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 217.

44 Im Gegensatz zu den Italienern brachten z.B. die auf mittelfränkischen Ziegeleien beschäftigten lippischen Wanderarbeiter keine Kinder mit: Kühne,

Geschätzte 4000-6000 Kinder unter 14 Jahren verließen jährlich das Friaul, um mit den Wanderarbeitern mitzumarschieren[45]. Mit derselben Regelmäßigkeit, mit der sich im Friaul Frühjahr für Frühjahr die dritten Klassen der Volksschulen leerten[46], prangerten in Bayern die Gewerbeaufsichtsbeamten die Übertretungen der einschlägigen Vorschriften zum Jugendarbeitsschutz an: Die schwere Arbeit in den Ziegeleien stehe *„offenbar in keinem Verhältniss mit den schwachen Kräften der fast allenthalben hiezu verwendeten kleinen Knaben, und strengt dieselben oft derart an, dass sie erhitzt und keuchend kaum im Stande scheinen, in gleichem Tempo länger fortzuarbeiten“*. Schon bald verfielen sie *„der Schwindsucht ..., um in ihrer Heimath nach kürzerem oder längerem Siechthum zu Grunde zu gehen“*.[47]

M 5 Ein weit verbreiteter Missstand auf bayerischen Ziegeleien stellte der oft harte Arbeitseinsatz italienischer Kinder dar.



Aus: Ortmeier, Per Handschlag, S. 45

Ziegler in Mittelfranken, 1998, S. 151. Die Jugendlichen aus Lippe wanderten demnach bevorzugt an die Niederelbe, um sich auf den dortigen Ziegeleien als Saisonarbeiter zu verdingen: Linderkamp, „Auf Ziegelei“ an der Niederelbe, 1992, S. 166-179.

45 Spezzotti, Proposta del Comitato di Udine, 1900, S. 3.

46 Zanini, Emigrazione temporanea, 1909, S. 11.

47 Jahresbericht der Königlich Bayerischen Fabriken-Inspektoren 1882, S. 9, zit. nach Del Fabbro, Transalpini, S. 147.

In Bayern war es grundsätzlich verboten, Kinder unter 14 Jahren arbeiten zu lassen, und für die Beschäftigung Jugendlicher (14-16 Jährige) gab es strenge Vorschriften. Sie durften nur mit einem Arbeitsbuch, in dem das Geburtsjahr eingetragen sein musste, eingestellt werden und mussten unter genauer Angabe ihrer Verwendung und Arbeitszeit bei der örtlichen Polizeibehörde angemeldet werden. Besonders anstrengende oder gefährliche Arbeiten waren ihnen verboten[48]. Trotz dieser verschärften gesetzlichen Bestimmungen gelang es den Behörden kaum, der Kinderarbeit Einhalt zu bieten. Zu groß war der Profit für die Unternehmer - Kinder verdienten nicht einmal die Hälfte von den Erwachsenen[49] - und zu leicht waren die Bestimmungen zu umgehen. Gerade die kleineren Ziegeleien auf dem Lande wurden ihrer oft sehr abgeschiedenen Lage wegen von den Inspektoren erst gar nicht aufgesucht[50]. Ließ sich dennoch einmal ein Kontrolleur blicken, versteckten sich die Kinder oder setzten sich schnell auf den Boden, *„um Jedermann ad oculos zu demonstrieren, daß er seine Ruhepause in echt italienischer Weise feiert"*[51]. Hinzu kam, dass *„die schmutzigen Gesichter dieser Jungen denselben fast immer ein älteres Gepräge geben und es sehr häufig vorkommt, daß in den Pässen dieser Arbeiter die Alterszahl radirt und offenbar gefälscht wurde"*[52].

Auch trugen die Betreffenden ihre Pässe nicht immer bei sich, was den Inspektoren ihre Arbeit maßgeblich erschwerte. Dazu kam ein typisches Mentalitätsproblem der friulanischen Gesellschaft: Sobald die Kinder in der Heimat die Schule beendet hatten, wurden sie mit ihren Vätern, Onkeln oder sonstiger Verwandtschaft auf die Wanderschaft geschickt, um bereits in frühen Jahren zum Erhalt der Familie beisteuern zu können. Da dieses Verhalten schon seit Generationen vererbt worden war, gab es weder für die Eltern noch für die Kinder moralische Bedenken. Im Gegenteil: Wer als Jugendlicher den Weg in die Fremde fürchtete, zog sich bei seinen Kameraden schnell den Ruf eines Muttersöhnchens zu[53]. Dies führte dazu, daß die Kinder selber schon bald den Wunsch nach der Wanderarbeit verspürten und es für einen Buben nicht ungewöhnlich war, schon mit zehn, elf Jahren nach Deutschland aufzubrechen[54]. Dieses Verhalten wurde durch das bewusste Einsetzen eines niedrigeren Geburtsdatums zum Erreichen eines höheren Alters maßgeblich von den italienischen Heimatbehörden unterstützt[55]. Aber auch auf die Mithilfe der bayerischen Unternehmer war nicht zu hoffen. Eine etwaige Geldstrafe war durch die billigere Arbeit des Jugendlichen bereits innerhalb eines Tages wieder herein gebracht[56], und auch von einem schlechten Gewissen der Ziegeleibesitzer konnte nicht die Rede sein, sahen sie doch auch entscheidende Vorteile für die Kinder selber: *„einerseits helfen sie den Eltern dadurch verdienen, andererseits wird ihnen die Möglichkeit genommen, sich in der Zeit, in welcher sie schulfrei und ohne Aufsicht seitens der auf der Ziegelei arbeitenden Eltern sind, herumzutreiben und schlechte Streiche auszuführen"*[57].

48 Britschgi-Schimmer, Wirtschaftliche und soziale Lage, 1916, S. 123.
49 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 120.
50 Zietz, Zieglerelend, 1906, S. 597.
51 Staatsarchiv München, RA 61753.
52 Kg. Staatsministerium des Innern, Jahresberichte, 1896, S. XXIV.
53 Zanini, Sulle vie dell'emigrazione, 1911, S. 30f.
54 Menis, L'avventura della Madonna dei fornaciai, 1960, S. 13. Menis selber kam mit elf Jahren das erstemal nach Deutschland, ebd. S. 25.

b) Eine eigene Schule für die italienischen Kinder

Im damaligen Bayern hatten auch die Kinder der Wanderarbeiter in die Schule zu gehen. Dies klingt selbstverständlich, war für die Zeit jedoch ein erstaunlich moderner erster Versuch einer Integration ausländischer Kinder.

Eine Schulpflicht für ausländische Kinder war in zahlreichen Ländern des Deutschen Reiches nicht vorgeschrieben. Im Württembergischen Volksschulgesetz von 1878 zum Beispiel waren ausländische Kinder ausdrücklich von der Schulpflicht ausgeschlossen, und erst 1921 kam es auf Drängen Österreichs zu einem Abkommen, das die Tiroler und Vorarlberger Kinder während ihrer Viehhüterzeit in Oberschwaben zum Schulbesuch verpflichtete[58]. Auch in Preußen bestand grundsätzlich keine Schulpflicht für ausländische Kinder. Im Gegenteil: Wollten deren Eltern ihre Kinder dennoch in die Schule schicken, mußten sie dafür pro Schuljahr ein Fremdenschulgeld in der Höhe eines Facharbeiterwochenlohns entrichten - für jeden Wanderarbeiter eine unbezahlbare Summe[59].

In Bayern dagegen galt bereits seit dem Jahre 1802 die allgemeine Schulpflicht, wobei, wie es ausdrücklich hieß, *„ein Unterschied zwischen*

55 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 148.
56 Herbert, Geschichte der Ausländerbeschäftigung, 1986, S. 64.
57 Tonindustrie-Zeitung 22 (1898), S. 145.
58 Mücke/Breucker, Schwabenkinder, 1998, S. 12.
59 Wennemann, Arbeit im Norden, 1997, S. 155.

In- und Ausländern in dieser Beziehung nicht besteht"[60]. Dieses hehre Gesetz bestand nicht nur in der Theorie. So wurden die bayerischen Behörden angewiesen, auch bei den oben erwähnten Schwabenkindern die Schulpflicht durchzusetzen[61].

Um die Schulpflicht für die italienischen Wanderarbeiterkinder gewährleisten zu können, richtete man 1890 in München eigene Fortbildungsklassen für italienische Kinder bis 16 Jahre ein. Diese Klassen waren in der Schule an der Wörthstraße in Haidhausen untergebracht, einem östlichen Stadtteil, der relativ nahe bei den Ziegeleien lag[62]. Etwa 30 bis 80 Schüler bildeten jedes Jahr ein bis zwei Klasssen, den Unterricht hielten bayerische Lehrer, die des Italienischen mächtig waren. An drei Tagen in der Woche wurde in den Fächern Sprache, Rechnen, Religion, Geographie und Schönschrift unterrichtet. Der Unterricht wurde zumeist auf italienisch gehalten. Lediglich im Fach Sprache, das den Schülern die deutsche Sprache lehren sollte, wurde deutsch gesprochen. Aber schon der Unterricht in italienischer Sprache war für manches Kind von Bedeutung. Im Friaul war das Beherrschen der italienischen Sprache keineswegs selbstverständlich. Die einzige Sprache, die gesprochen wurde, war die friulanische, und mancher Priester hielt seine Messen ausschließlich in dieser Sprache, da seine Gemeinde das Italienische nicht verstehen konnte[63]. Daneben erhofften sich die Behörden deutliche Erfolge im erzieherischen Bereich. Die Kinder müssten sauber eingekleidet werden, und diese wiederum hätten auf die Sauberkeit der Kleider zu achten. Zudem könnten sich die Kinder in der Schule körperlich ausruhen und geistig ertüchtigen. Auch würden sie jeden Sonntag nach der Schule in die Messe geführt[64].

Selbst aus heutiger Sicht war der tiefere Sinn, den die Schulbehörden mit der Errichtung dieser Schule verfolgten, vorbildlich. Armen Kindern aus unterentwickelten Regionen sollte in ihrem Aufnahmeland die Möglichkeit einer schulischen Weiterbildung gegeben werden. Durch das Erlernen der deutschen Sprache sollte die Möglichkeit einer Integration erleichtert werden, durch Fächer wie Geographie, in dem ausschließlich

60 Döllinger, Sammlung der im Gebiete der inneren Staatsverwaltung des Königreichs Bayern bestehenden Verordnungen 9 (3), 1838, S. 1428; zit. nach: Laferton, Schwabengänger, 2000, S. 165.
61 Laferton, Schwabengänger, 2000, S. 165.
62 Für das Folgende: Stadtarchiv München, Schulamt 2174.
63 Archivio della Curia Arcivescovile di Udine, Visite pastorali Vol. 17, Buia II fasc. 168.
64 Stadtarchiv München, Schulamt 2174.

italienische Landeskunde gelehrt wurde, aber gleichzeitig die Bindung zur Heimat gewahrt und die Liebe zu ihrem Vaterlande bestärkt werden, wie es in der zeitgenössischen Ausdrucksweise hieß[65].

Durch den Schulbesuch in der Fremde sollte aber auch die Integration bei der Rückkehr in die Heimat erleichtert werden. Viele der nach Bayern gekommenen Friulaner konnten nicht schreiben. Auf Unterschriftslisten, die sich aus Ziegeleien erhalten haben, firmierte über ein Viertel der Arbeiter mit drei Kreuzen[66]. Da aber ein Mann in Italien erst dann als vollberechtigter Staatsbürger galt, wenn er vor einem Notar seinen Namen schreiben konnte, war besonders der Schreibunterricht für eine Wiedereingliederung in der Heimat von großer Wichtigkeit[67].

Auch Italien erkannte die Bedeutung dieser Schule. Bei der jährlichen Schulabschlussfeier, bei der jedes Kind ein neues Gewand und eine kräftige Brotzeit samt einem Glas Bier bekam, waren auch der königlich italienische Gesandte, der Vizekonsul und der Generalkonsul unter den geladenen Gästen[68]. Auch der päpstliche Nuntius beehrte im Jahre 1900, angeblich sehr zur Freude der Schüler, die italienischen Schulklassen mit seinem Besuch[69]. Die Schulbücher wurden entweder vom italienischen Konsulat oder von italienischen Wohltätigkeitsvereinen wie der 'Società Dante Alighieri' gestiftet[70].

In der Praxis waren jedoch manche Mängel zu beklagen. Bei weitem nicht alle Kinder gingen trotz der verordneten Schulpflicht zum Unterricht. In Spitzenjahren waren knapp über 80 Schüler gemeldet, doch verdeutlicht ein Blick in die Listen, die jugendliche Arbeiter verzeichneten, eine weitaus höhere Anzahl italienischer Jugendlicher im Münchner Raum[71]. Das lag zum einen daran, dass die Schule in der Wörthstraße von den weiter außerhalb gelegenen Ziegeleien nur in mehrstündigen Fußmärschen erreichbar war, zum anderen aber auch an den Arbeitgebern der Kinder. Diese wollten selbst für die Zeit der Schulstunden nicht auf ihre billigsten Arbeitskräfte verzichten und hatten demnach an einem regelmäßigen Schulbesuch der Kinder kein Interesse.

65 Stadtarchiv München, Schulamt 2174.
66 Soche Listen finden sich z.B. für das Jahr 1894, in: Stadtarchiv München, Oberföhring 35.
67 Kasberger, Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, 1991, S. V.
68 Kasberger, Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, 1991, S. V.
69 Stadtarchiv München, Schulamt 2174.
70 Stadtarchiv München, Schulamt 2174.
71 Z.B. Stadtarchiv München, Daglfing 30, Bogenhausen 18.

Dass der gute Ruf der deutschen Schulen bis in das Friaul vorgedrungen war, zeigt das Beispiel eines neunjährigen Buben aus der Nähe von Udine, der von zu Hause ausgerissen war, dort schon seit mehreren Monaten vermisst und endlich in Heilbronn aufgegriffen wurde. Nach dem Grund seiner Flucht gefragt, gab er an, in Deutschland auf die Schule geschickt werden zu wollen[72].

III. Die Auswirkungen der Wanderarbeit auf das Friaul

1. Früchte der Wanderarbeit

Die italienischen Wanderarbeiter haben in Bayern kaum Spuren hinterlassen. Lediglich vereinzelte Tonziegel, auf denen sich ein Friulaner in einem wehmütigen Moment verewigen wollte, haben die Zeiten überdauert. Schöne Beispiele davon sind in manchem Heimatmuseum zu sehen. Und in der bayerischen Volksmusik gibt es immerhin einen „Italiener" genannten Tanz, der auf die beim Bau der Eisenbahnstrecke Chiemsee-Traunstein beschäftigten italienischen Arbeiter zurückgehen soll[73].

Als weitaus fruchtbarer erwies sich der vorübergehende Auslandsaufenthalt für die Friulaner. Die meisten von ihnen lebten in der Fremde außerordentlich sparsam, um soviel Geld wie möglich in die Heimat mitbringen zu können. Zu welcher Summe sich diese Wandergelder addierten, mag die Tatsache verdeutlichen, dass zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg der wichtigste Aktiv-Posten des italienischen Haushalts stets der Posten 'Rücküberweisungen aus dem Ausland' ausmachte[74]. Berechnungen für das Jahr 1913 zufolge gingen von dieser Gesamtsumme aller italienischer Auswanderer etwa 20-25% alleine auf das Konto der Friulaner[75]. Welche immense finanzielle Bedeutung die Wanderarbeit für das Friaul hatte, zeigt eine zeitgenössische Abhandlung aus dem Jahre 1903: Demnach wuchs der Einlagenstand der Postsparkassen in der Provinz Udine von etwas über 35000 Lire im Jahre 1876 auf über drei Millionen Lire im Jahre 1890[76], eine Steigerung auf fast das Hundertfache in nicht einmal fünfzehn Jahren. Desweiteren wurde er-

[72] Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Bayerische Gesandtschaft 774.
[73] Für diesen Hinweis darf ich Herrn Beni Eisenburg, Heimatpfleger von Gmund und gelernter Tanz'lmeister, ganz herzlich danken!
[74] Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 258.
[75] Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 257.
[76] Cosattini, L'emigrazione temporanea, 1903, S. 91.

rechnet, dass der jährliche Kapitalzufluss der friulanischen Wanderarbeit um die Jahrhundertwende in etwa den zweieinhalbfachen Wert der jährlichen Getreideproduktion der gesamten Provinz darstellte[77].

Dieses Geld, das entweder über die Deutsche Bank und die Banca di Napoli, zwischen denen ein eigenes Abkommen bestand[78], über die erwähnten Postsparkassen, durch Einschreibebriefe[79] oder einfach nur in den Hosentaschen der Rückkehrer[80] in das Friaul floss, wurde dort in erster Linie zum Erhalt der Familie, vor allem über den kommenden Winter hinweg, verwendet. Sporadische Geldsendungen unterm Jahr sollten der Familie daheim die Möglichkeit geben, am Fleiß des Ausgewanderten teilzuhaben und sich etwa, wie es in einem Brief eines Wanderarbeiters in Oberaudorf hieß, eine schöne, große Sau zu leisten[81]. Was von diesem Geld übrig blieb, wurde auf die Bank oder die Sparkasse getragen, um es bei nächstgünstiger Gelegenheit in ein Grundstück anzulegen.

An dieser Stelle ist auf ein besonderes Mentalitätscharakteristikum der Friulaner einzugehen, auf den tief verwurzelten Wunsch nach eigenem Grund und Boden. Zahlreiche zeitgenössische Autoren, die sich mit der Emigrationsproblematik der damaligen Zeit auseinander setzten, betonten gerade diesen speziellen Zug der friulanischen Wanderarbeiter[82]. Stellvertretend soll hier aus einem entsprechenden Aufsatz aus dem Jahre 1904 zitiert werden: *„Jeden Winter gibt es einen neuen Zuwachs unter den Bauten des Heimatdorfes. ... Zuerst wird das Baumaterial zusammengetragen, das erste Stockwerk konstruiert. Dann folgt das zweite, und so geht es nach und nach weiter, bis der Gipfel der Sehnsucht, ein eigenes Haus zu besitzen, erreicht ist."*[83]

Dies führte zu einer deutlichen Verbesserung der allgemeinen Wohnqualität. Eine diesbezüglich 1882 durchgeführte Befragung bestätigte gute Wohnverhältnisse vor allem in jenen Gemeinden des Friaul, die ein besonders hohes Kontingent an Wanderarbeitern aufboten[84]. Das mühsam erarbeitete eigene Heim wiederum wurde in einer bis dato unbekannten Weise gepflegt. So schrieb ein italienischer Beobachter 1914, daß *„viele unserer Frauen es gelernt haben, auf deutsche Art und Weise alle*

[77] Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 259.
[78] Ministero degli Affari Esteri, Tutela, impiego e trasmissione, 1913
[79] Chiap, L'emigrazione periodica, 1904, S. 374.
[80] Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 259.
[81] Ciceri, Emigrazione fine '800, 1971, S. 39.
[82] Dazu siehe Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 260-263.
[83] Zitiert nach Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 263.
[84] Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 262.

zwei Wochen Fußböden und Bürgersteige zu schrubben, was sie bestimmt niemals in ihrem ganzen Leben in Italien getan haben".[85]

Natürlich konnte bei einem solchen auf den Bau eines Eigenheimes fixierten Verhaltens ein enormer Anstieg der Grundstückspreise nicht ausbleiben. Diese stiegen innerhalb von zehn Jahren teilweise um über das zehnfache auf einen Preis an, der jenseits jeglicher wirtschaftlicher Vernunft lag. Auf diese Art verschuldeten sich viele Käufer wiederum derart, dass ihnen und ihren Kindern auf Jahre hinaus nichts anderes übrig blieb als der sich permanent wiederholende Weg in die Wanderarbeit[86].

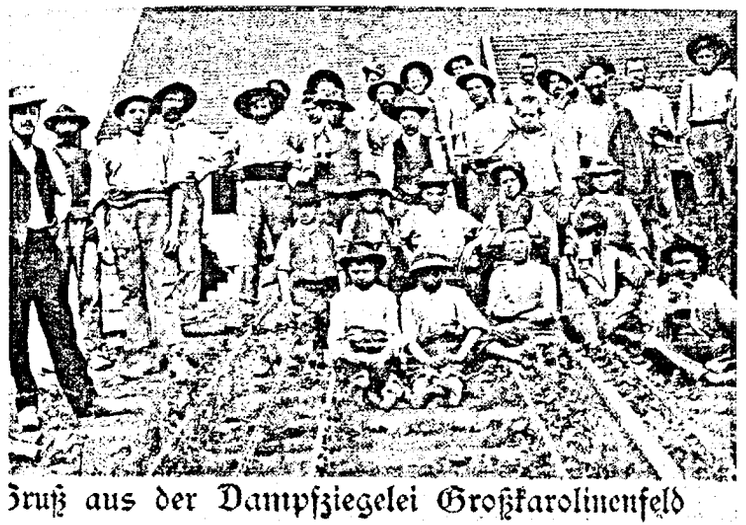
2. Gesundheit, Infrastruktur und Bildung

Das durch die Wanderarbeit gestiegene finanzielle Einkommen hatte auch positive Auswirkungen auf die allgemeine gesundheitliche Verfassung der Bevölkerung. So stellte die bereits erwähnte Verbesserung der allgemeinen Wohnqualität gerade im sanitären Bereich eine wichtige Vorbeugung gegen Krankheiten aller Art dar. Da sich zudem die meisten Familien nicht mehr wie früher fast ausschließlich mit Maisgerichten begnügen mussten, sondern sich nun auch nahrhaftere Speisen leisten konnten, war ein deutlicher Rückgang der Pellagra-Fälle, einer oft tödlich verlaufenden Vitaminmangelkrankheit, zu verzeichnen. So sank in der Provinz Udine in der Hochphase der Migration innerhalb von elf Jahren die Zahl der Todesopfer um über 80 Prozent[87].

Auch die Infrastruktur verbesserte sich allgemein, neue Post- und Telegraphenämter wurden gebaut. Als Beispiel mag hier das Zentrum der Ziegelarbeiter, die Gemeinde Buia, nördlich von Udine, dienen. Wegen der stetig wachsenden Korrespondenz Buias mit dem Ausland bekam die Gemeinde bereits 1874 ein eigenes Postamt und 18 Jahre später aus demselben Grund einen zweiten Briefträger zugeteilt. Nach weiteren vier Jahren wurde ein eigener Fernschreiber für die zahllosen Telegramme, die vor allem im Frühjahr und Herbst in Buia eintrafen, eingerichtet[88].

85 Foerster, The italian emigration, 1924, S. 459.
86 Chiap, L'emigrazione periodica, 1904, S. 374f.
87 Fratini, Relazione sulla igiene, 1894, S. 92.
88 Menis, Buia migrante, 1954, S. 15f.

M 6 Der rege Versand solcher Grußpostkarten machte den Bau neuer Postämter in den Heimatgemeinden nötig.



Aus: Gattinger, Gastarbeiter, 1997, S.23

Desweiteren brachten die Arbeiter ein fortschrittliches technisches Wissen mit nach Hause, das sie den Winter über im Friaul in eigens eingerichteten Winterschulen für Emigranten, den sogenannten 'scuole del lavoro', vertiefen konnten[89]. Wie wertvoll dieses aus dem Norden importierte technische Wissen für das Friaul werden konnte, zeigt sich unter anderem darin, dass es dort bereits im Jahre 1890 sechs Ziegeleien gab, die ihre Ziegel nach deutschem Vorbild in den modernen Hofmann'schen Ringöfen brannten[90]. Mit einem solchen Ofen, einer Erfindung aus dem Jahre 1858, ließ sich der Heizenergieverbrauch um bis zu 80 Prozent verringern[91].

89 Zanini, Emigrazione e scuola, 1912, S. 11.
90 Ribezzi, I forni Hoffmann, 1987, S. 137.
91 Heinemann-Braunschweig, Wirtschaftliche und soziale Entwicklung, 1909, S. 18. Zur detailierten Funktionsweise und der großen Bedeutung eines solchen Ringofens für das Ziegeleigewerbe siehe Kühne, Ziegler in Mittelfranken, 1998, S. 64-70.

3. Die Schattenseiten der Wanderarbeit

Die Wanderarbeit führte aber auch zu erheblichen negativen Folgen für das Friaul. So ist der volkswirtschaftliche Schaden, den die lange Abwesenheit der leistungsfähigsten Männer nach sich zog, nur sehr schwer abschätzbar. So beklagte sich bereits 1878 ein friulanischer Seidenfabrikant, dass er in den Sommermonaten auf Grund fehlender Arbeiter statt möglichen 100.000 Kilogramm an Seide jährlich nur 40.000 Kilo herstellen könne[92].

Deutlicher sichtbar zeigte sich die durch die Wanderarbeit entstandene enorme Belastung der im Friaul zurückgebliebenen Frauen.



M 7 Abschied eines friulanischen Wanderarbeiters von seiner Frau (1912)

Aus: Geromet, G., Case tipiche, S.111

Während der altgewordene Schwiegervater die Rolle des abwesenden Sohnes als Haupt der Familie übernahm, war die Frau für den Großteil der körperlichen Arbeiten zuständig[93]. In einer Abhandlung aus dem Jahre 1909 wird deren Rolle recht anschaulich geschildert: *„In der schönen Jahreszeit gehen alle Männer von hier weg, und alle Feldarbeit wird den Frauen anvertraut. ... Oftmals ziehen auch sie selbst ziemlich schwere Wagen. Die Feldarbeiten dulden bekanntlicherweise keinen Aufschub, und deshalb muß die Frau sich ihnen auch unterwerfen, wenn ihr Gesundheitszustand ihr absolute Ruhe gebieten würde. ... Viele dieser Frauen, denen man 45 oder 50 Jahre geben würde, sind kaum 30."*[94]

Obwohl in den Sommermonaten neben alten Männern und kleinen Kindern nur die Frauen das Leben bestimmten, war ein erkennbarer Wandel des vorherrschenden patriarchalischen Systems nicht erkennbar. Im Gegenteil: Von der anstrengenden Saison heimgekehrt, musste sich

92 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 275.
93 Guerra, I fornaciai, 1985, S. 125-129.
94 Zitiert nach: Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 264f.

der ermüdete Mann erst einmal ausruhen, um wieder zu neuen Kräften für die nächste Saison zu kommen. Gearbeitet wurde dabei wenig, dafür umso mehr gefeiert[95]. Besonders plastisch drückte die Rolle des heimgekehrten Wanderarbeiters ein karnischer Bürgermeister in der Udineser Lokalzeitung 'La Patria del Friuli' aus: *„Nichtstun, Saufen und die Frau befruchten."*[96]

Ein geregeltes Familienleben war unter diesen Umständen kaum möglich. Aufgrund der langen Abwesenheit verlor für den Mann die Familie mehr und mehr die Bedeutung des zentralen Lebensmittelpunktes, die Frau wiederum war an ein Leben ohne ihrem Mann schon zu sehr gewöhnt, als dass er ihr und ihrer Gefühlswelt wirklich fehlen würde, und die Kinder, die ihren Vater monatelang nicht zu Gesicht bekommen hatten, ängstigten sich mehr vor der Rückkehr des Unbekannten als dass sie sich darauf freuten[97].

Auch ein allmähliches Aufweichen der damals geltenden Moralvorstellungen fiel auf. Die Arbeiter, und hier gerade die Jugendlichen, lernten während ihrer überharten Arbeit im Ausland nicht nur ein gotteslästerliches Fluchen schätzen, was besonders die Pfarrer häufig beklagten[98], sondern vor allem auch den Alkohol, *„il gran mostro del nord"*.[99]

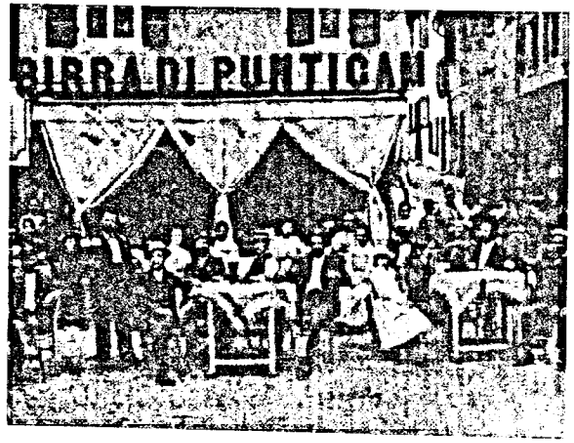
Wie zahlreiche Gesuche um entsprechende Schankgenehmigungen belegen, war an viele Ziegeleien ein Bierausschank angeschlossen[100]. Die Begründung für einen solchen Ausschank, hier von der Gutsverwaltung Hofhegnenberg im Landkreis Fürstenfeldbruck, klingt einleuchtend: *„Die Leute arbeiten von Morgengrauen bis zur Abend-Dämmerung sehr streng u. sind in folge dessen auch auf eine frische gute Maß Bier angewiesen"*.[101] Der Verkauf des Bieres konnte je nach Ziegelei entweder als Kantinen- oder Fassbierausschank oder im Flaschenbierhandel getätigt werden. Der Bierpreis wurde durch die Gemeindeverwaltung festgelegt.[102]

95 Guerra, I fornaciai, 1985, S. 132.
96 Zitiert nach: Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 266.
97 Del Fabbro, Transalpini, 1996, S. 265.
98 Archivio della Curia Arcivescovile di Udine, Visite pastorali Vol. 17, Buia II fasc. 166-175.
99 Cosattini, L'emigrazione temporanea, 1903, S. 96.
100 Beispiele für den Landkreis Fürstenfeldbruck: Staatsarchiv München, LRA 89604, 89897, 89815.
101 Staatsarchiv München, LRA 89815.
102 Kühne, Ziegler in Mittelfranken, 1998, S. 171-175.

Wie beliebt dieses frische bayerische Bier bei den Friulanern wurde, zeigen zahlreiche Erinnerungsbilder, auf denen sie mit Maßkrügen in der Hand oder einem Bierfass in ihrer Mitte abgebildet sind[103]. Getreu dem bayerischen Brauch, ließ sich auch mancher Friulaner einen eigenen Maßkrug mit seinem im Zinndeckel eingravierten Namen anfertigen, den er als geschätztes Andenken mit nach Hause brachte. Beliebte Motive dieser Krüge waren die Ziegelei, auf der der stolze Maßkrugbesitzer die Saison über gearbeitet hatte[104].

Zu Hause im Friaul entwickelte sich diese Vorliebe jedoch zu einem gravierenden Problem. Auf alten Photographien von Ziegelarbeitergruppen fällt auf, daß auch die Buben mit dunklem Bier gefüllte Krüge schwingen. Bereits besorgte Zeitgenossen im Friaul wiesen darauf hin, dass in Bayern auch die Kinder der Wanderarbeiter ins Wirtshaus gehen, um dort beim Bier Karten zu spielen[105]. Das wachsende Problem des Kinderalkoholismus veranlasste 1911 karnische Lehrer und Mediziner, einen eigenen Kongress abzuhalten für die 'Erziehung der Kinder in den Grund- und Volksschulen zum Antialkoholismus'[106].

M 8 Cormons: Österreichisches Bier im Friaul: Folge der Wanderarbeit



Aus: Geromet, G., Case tipiche, S.108

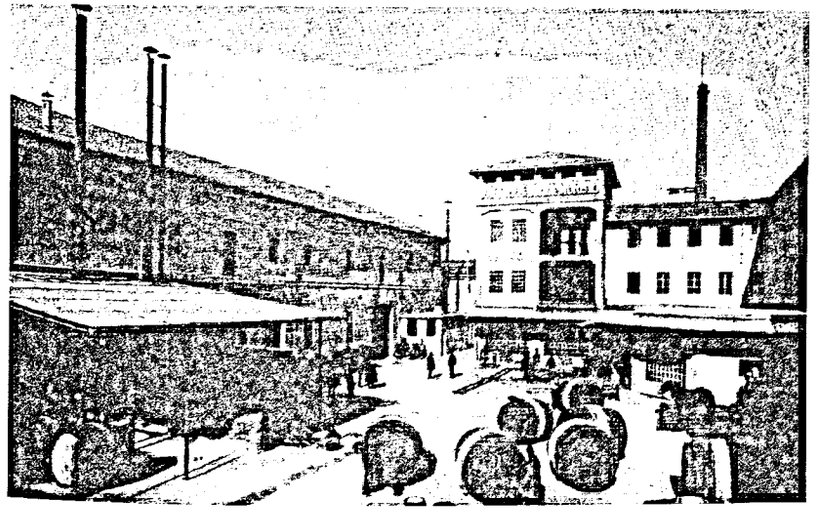
Schlechtes Vorbild für die Kinder waren die Erwachsenen. Einige von ihnen waren bereits in Bayern derart der Trunksucht verfallen, dass

103 Siehe Abb. M4; weitere Beispiele bei Guerra, I fornaciai, 1985, S. 11, S. 17, S. 21, S. 40, S. 71 u. S. 77.
104 Ciceri, I mos di Monaco, 1966, S. 47-54.
105 Spezzotti, Proposta del Comitato di Udine, 1900, S. 2.
106 Salvetti, Contro le insidie dell'alcool, 1913, S. 12.

ihnen am Ende der Arbeitssaison nicht einmal das Geld für die Rückfahrt übriggeblieben war. Der Konsul in München wurde daraufhin den gesamten Winter über mit beharrlichen Bitten um Unterstützung angegangen[107].

Die allmählich beängstigende Ausmaße annehmende Trunksucht bescherte den friulanischen Brauereien hohe Zuwachsraten. In einer Region, in der bis dato das einzig maßgebliche Getränk der Wein war, stieg zwischen 1890 und 1914 die jährliche Bierproduktion um das fast neunfache auf fast 60.000 Hektoliter an.[108] Der Alkoholismus, der in der friulanischen Vergangenheit nie ein soziales Problem darstellte, entwickelte sich mit zunehmenden Umfang der Arbeitswanderung zu einem schwerwiegenden gesellschaftlichen Problem. Alleine in der Provinz Udine waren zwischen 1887 und 1908 329 Alkoholtote zu beklagen. Auch eine von der Provinzverwaltung eigens eingesetzte 'Commissione contro l'Alcoolismo', die spezielle Kurse zur Bekämpfung der Sucht durchführte, konnte das Übel nicht entscheidend mindern[109].

M 9 Die Großbrauerei Moretti in Udine als Beispiel für den enormen Anstieg des Bierkonsums im Friaul



Aus: Ellero, G., Fotografia, S. 92

107 Mondini, L'immigrazione italiana, S. 11.
108 Parmeggiani, Gli stadi dello sviluppo industriale, 1966, S. 84.
109 Salvetti, Contro le insidie dell'alcool, 1913, S. 8-13.

Auf ihrer Wanderschaft wurden die Arbeiter jedoch nicht nur mit der Alkoholsucht infiziert, sondern auch mit Geschlechtskrankheiten. Für Lothringen gibt es zum Beispiel Zahlen, daß von den dort arbeitenden Italienern 20-25 Prozent an Syphilis litten. Die Provinz Udine, Zentrum der italienischen Wanderarbeit, verzeichnete die mit Abstand höchste Sterberate von Syphilisinfizierten in Italien. Sie lag um das fast Siebenfache höher als der Durchschnitt des Königreiches[110].

Trotz dieser Probleme überwog im Friaul bei weitem der wirtschaftliche Segen, den die Wanderarbeit mit sich brachte. Die im Friaul seit Jahrhunderten bekannte Form der Wanderarbeit führte anfangs dessen Bewohner Jahr für Jahr ins benachbarte Ausland, um sich dort das zum Leben unbedingt Notwendige zu verdienen. Etwa zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs die Bereitschaft, sein Geld im Ausland zu verdienen, stetig an, und um die letzte Jahrhundertwende strömten schließlich Zehntausende von Friulanern in die Fremde. Jetzt war es nicht mehr die nackte Not, die die Menschen wegtrieb, sondern die Aussicht auf einen sich stetig vermehrenden Wohlstand.

Nimmt man nur dieses Ziel als Bewertungsgrundlage, rechtfertigte das System der Wanderarbeit trotz der geschilderten Nachteile die harten Mühen im Ausland: Wer heute in den friulanischen Stadtzentren durch elegante Einkaufsstraßen flaniert, in gehobenen Lokalen die ausgewählten Speisen und ausgezeichneten Weine genießt, prächtig restaurierte Altstädte bewundert oder sich über die entlang der Bundesstraßen sich hinziehenden endlosen Industrieanlagen ärgert, wird sich kaum mehr vorstellen können, dass diese Region noch zu Beginn unseres Jahrhunderts die ärmste Region Oberitaliens war. Das bayerische Geld, das sich die Friulaner durch ihre mühsame Wanderarbeit redlich verdient hatten, trug nicht unwesentlich zum Aufstieg Friauls in den Kreis der reichsten Regionen Europas bei.

[110] Cosattini, L'emigrazione temporanea, 1903, S. 97.

IV. Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Ungedruckte Quellen

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München:

- Die Bayerische Gesandtschaft in Turin, Florenz und Rom: 574, 610, 774, 804, 838, 3008, 3015, 3016, 3019, 3021.

Staatsarchiv München:

- Ansässigmachung und Verehelichung. München D 431, K 586, K 611, K 761[a], S 1828.
- LRA 84863-84868, 84950, 84951, 89505, 89604, 89815, 89897.
- RA 61753.

Stadtarchiv München:

- Bogenhausen 18.
- Daglfing 30.
- Oberföhring 35.
- Schulamt 2174.

Archivio della Curia Arcivescovile di Udine:

- Visite pastorali Vol. 17, Buia II fasc. 166-175.

2. Gedruckte Quellen

Britschgi-Schimmer, I.: Die wirtschaftliche und soziale Lage der italienischen Arbeiter in Deutschland. Ein Beitrag zur ausländischen Arbeiterfrage, Karlsruhe 1916.

Chiap, G.: L'emigrazione periodica dal Friuli, in: La riforma sociale. Rassegna di scienze sociali e politiche 11, 14 (1904), S. 364-382.

Cosattini, G.: L'Emigrazione temporanea del Friuli, Roma 1903 [Ristampa anastatica Trieste u.a. 1983].

Fratini, F.: Relazione sulla igiene e sanità pubblica nella Provincia di Udine durante il 1892, Udine 1894.

Goethe, J. W.: Goethes Werke I.1., Weimar 1887, ND München 1987.

Graf, O. M.: Das Leben meiner Mutter, München [14]1995.

Heinemann-Braunschweig, B.: Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der deutschen Ziegelindustrie unter dem Einfluß der Technik (Technisch-volkswirtschaftliche Monographien 6), Leipzig 1909.

Hesse, H.: Die Gedichte I, Frankfurt/M. 1977.

Königliches Staatsministerium des Innern (Hg.): Die Jahresberichte der Königlich Bayerischen Fabriken- und Gewerbe-Inspectoren für das Jahr 1895, München 1896.

Ministero degli Affari Esteri. Commissariato dell'emigrazione (Hg.): Emigrazione e colonie. Raccolta di rapporti dei rr. agenti diplomatici e consolari, Roma 1893.

Ministero degli Affari Esteri. Commissariato dell'emigrazione (Hg.): Emigrazione e colonie. Raccolta di rapporti dei rr. agenti diplomatici e consolari I.3, Roma 1905.

Ministero degli Affari Esteri. Commissariato dell'emigrazione (Hg.): Tutela, impiego e trasmissione in Italia dei risparmi degli emigranti, Roma 1913.

Mondini, P.: L'immigrazione italiana nella Baviera meridionale, in: Bollettino dell'Emigrazione 1904, 2 (1904), S. 10-13.

Picotti, G.: Le condizioni dell'industria nella provincia di Udine. Note sull'emigrazione e sulla legislazione del lavoro, Roma 1914.

Salvetti, I.: Contro le insidie dell'alcool. Relazione nel XIII Congresso degli Emigranti in Tricesimo il 29 dicembre 1912, Cividale 1913.

Sandicchi, P.: I fornaciai italiani in Baviera, in: Bollettino dell'emigrazione 1912, 12 (1912), S. 3-40.

Spezzotti, L.: Proposta del Comitato di Udine di istituire, con l'aiuto e la cooperazione delle colonie italiane, nei luoghi nei quali s'accentra la nostra emigrazione operaia, Educatori o Ricreatori festivi per i fanciulli, cominciando da Monaco di Baviera, Udine 1900.

Tonindustrie-Zeitung. Fachzeitung für die Interessen der Ziegel-, Verblendstein-, Chamotte-, Töpferwaren-, Steingut-, Porzellan-, Zement-, Gips- und Kalkindustrie (1898-1912).

Weber, K.: Neue Gesetz- und Verordnungensammlung für das Königreich Bayern mit Einschluß der Reichsgesetzgebung X, Nördlingen 1889.

Zanini, L.: Emigrazione e Scuole nelle province Venete, Udine 1912.

Zanini, L.: Emigrazione temporanea friulana, Udine 1909.

Zanini, L.: Sulle vie dell'emigrazione (I fornaciai italiani. Scene dal vero), Udine 1911.

Zietz, L.: Zieglerelend, in: Die Neue Zeit 24, 2 (1906), S. 596-604.

3. Sekundärliteratur

Bayerisches Statistisches Landesamt (Hg.): Bayern im Lichte seiner 100jährigen Statistik (Beiträge zur Statistik Bayerns 122), München [1933].

Beer, M./Kintzinger, M./Krauss, M. (Hg.): Migration und Integration. Aufnahme und Eingliederung im historischen Wandel (Stuttgarter Beiträge zur historischen Migrationsforschung 3), Stuttgart 1997.

Bianco, F./Molfetta, D.: Cramárs. L'emigrazione dalla montagna Carnica in età moderna (secoli XVI-XIX), Reana del Rojale 1992.

Bundesstelle für Außenhandelsinformation (Hg.): Italien. Standort Friaul-Julisch Venetien, Köln 1994.

Ciceri, L.: Emigrazione fine '800, in: Sot la Nape 23, 1 (1971), S. 36-41.

Ciceri, L.: I Mos di Monaco, in: Sot la Nape 18, 2-3 (1966), S. 47-54.

Del Fabbro, R.: Transalpini. Italienische Arbeitswanderung nach Süddeutschland im Kaiserreich 1870-1918 (Studien zur historischen Migrationsforschung 2), Osnabrück 1996.

Di Caporiacco, G.: L'emigrazione dalla Carnia e dal Friuli, Udine 1983.

Ellero, G.: Fotografia della storia nel Friuli e nella Venezia Giulia, Tavagnacco 1995.

Foerster, R. F., The Italian emigration of our times, Camebridge, Mass. 1924.

Gattinger, K.: „Weil gibt dort viel laborare, zum Ziegelslagen". Italienische Wanderarbeiter im Landkreis Fürstenfeldbruck, in: Drexler, T. (Hg.): Unterwegs aus Lust, aus Not und von Beruf. Dörfliche Mobilität im Wandel der Zeit (Jexhof Heft 15), Fürstenfeldbruck 1999, S. 80-96.

Gattinger, K.: Italienische „Gastarbeiter" im Königreich, in: Schönere Heimat. Erbe und Auftrag 86, 1 (1997), S. 21-26.

Gattinger, K.: Wanderarbeiter zwischen Friaul und Bayern (1866-1916). Ein Beitrag zur Migration zwischen europäischen Regionen. Magisterarbeit am Lehrstuhl für bayerische Geschichte in München, München 1996.

Geromet, G.: Case tipiche del Friuli Venezia Giulia. Come eravamo. Usi e costumi nelle immagini del passato, Mariano del Friuli 1997.

Guerra, P. F.: I fornaciai di Martinazzo, Udine 1985.

Herbert, U.: Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Berlin u.a. 1986.

Höntze, E.: Wanderer zwischen zwei Welten. Der italienische Pfannenflicker Pietro Zannantonio in Starnberg, in: Heidrich, H. u.a. (Hg.): Fremde auf dem Land (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen 1), Neustadt a. d. Aisch 2000, S. 45-84.

Hunecke, V.: Die Agrargeschichte Italiens und ihre Konflikte zwischen Risorgimento und Faschismus, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 67 (1987), S. 311-335.

Kasberger, E.: Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Leben jugendlicher Gastarbeiter in Süddeutschland um 1900, in: Süddeutsche Zeitung (16./17.11.1991), S. V.

Kühne, A.: Ziegler in Mittelfranken. Arbeits- und Lebensverhältnisse um 1900 im Spiegel archivalischer Quellen (Passauer Studien zur Volkskunde 16), Passau 1998.

Laferton, S.: Schwabengänger. Kinderarbeit in der Fremde, in: Heidrich, H. u.a. (Hg.): Fremde auf dem Land (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen 1), Neustadt a. d. Aisch 2000, S. 157-179.

Linderkamp, H.: „Auf Ziegelei" an der Niederelbe. Zur saisonalen Wanderarbeit lippischer Ziegler im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins 31), Stade 1992.

Lutz, F.: Die Friaulischen Ziegelarbeiter im Münchner Osten, Udine 1994.

May, H.: „Terrazzieri" in Franken. Italienische Terrazzoleger und der Import eines vielseitigen Baustoffes, in: Heidrich, H. u.a. (Hg.): Fremde auf dem Land (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen 1), Neustadt a. d. Aisch 2000, S. 101-134.

Menis, P.: L'avventura della Madonna dei fornaciai, Udine 1960.

Menis, P.: Buia migrante, Udine 1954.

Mücke, S./Breucker, D.: Schwabenkinder. Vorarlberger, Tiroler und Graubündner Kinder als Arbeitskräfte in Oberschwaben (Ravensburger Stadtgeschichte 27), Ravensburg 1998.

Oberpenning, H.: Migration und Fernhandel im >Tödden-System<. Wanderhändler aus dem nördlichen Münsterland im mittleren und nördlichen Europa des 18. und 19. Jahrhunderts (Studien zur Historischen Migrationsforschung 4), Osnabrück 1996.

Ortmeier, M.: Das allernächste Bayern. Ziegler aus Friaul in Niederbayern, in: Heidrich, H. u.a. (Hg.): Fremde auf dem Land (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen 1), Neustadt a.d. Aisch 2000, S. 249-260.

Ortmeier, M. (Hg.): Per Handschlag – Die Kunst der Ziegler, Passau 1995.

Pagani, B.M.: L'emigrazione friulana della metà del secolo XIX al 1940, Udine 1968.

Parmeggiani, N.: Gli stadi dello sviluppo industriale nella provincia di Udine. Ricognizione storica dal primo Ottocento ad oggi (Collana Storica per il Centenario dell'Unione del Friuli all'Italia 1), Udine 1966.

Pohl, K. H.: Die Münchener Arbeiterbewegung. Sozialdemokratische Partei, Freie Gewerkschaften, Staat und Gesellschaft in München 1890-1914 (Schriftenreihe der Georg-von-Vollmar-Akademie 4), München u.a. 1992.

Ribezzi, T.: I forni Hoffmann, in: Buora, M./dies.: Fornaci e Fornaciai in Friuli, Udine 1987, S. 135ff.

Riedenauer, E.: Arbeiter aus dem Alpenraum im Einsatz bei Bahnbau und Forstarbeiten im Raum Ebersberg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: ARGE-ALP (Hg.): Gewerbliche Migration im Alpenraum (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer), Bozen 1994, S. 605-633.

Sassen, S.: Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa, Frankfurt/M. 1996.

Wennemann, A.: Arbeit im Norden. Italiener im Rheinland und Westfalen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts (IMIS-Schriften 2), Osnabrück 1997.

Zanini, L.: Friuli migrante, Udine 1937, rep. 1964.

Zorn, W.: Kleine Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bayerns 1806-1933 (Bayerische Heimatforschung 14), München-Pasing 1962.

Anmerkungen zum westlichen Russlandbild zwischen dem Wiener Kongress und dem Krimkrieg

Von Leonid Luks

Seit vielen Generationen, ja praktisch seit dem Beginn der Neuzeit sprechen unzählige westliche, aber auch russische Autoren von einem unversöhnlichen Gegensatz zwischen Russland und dem Westen. Sie vertreten die These, dass europäische Wertvorstellungen für Russland weitgehend fremd geblieben seien. Dabei wird der Begriff „europäisch" mit dem Begriff „westlich" gleichgesetzt und dadurch außerordentlich verkürzt. Dass Europa auch einen Osten hat, wird durch diese Betrachtungsweise außer Acht gelassen. Auch die Tatsache, dass Russland seit Jahrhunderten am gemeinsamen europäischen Erbe partizipiert und zu seiner Entwicklung, ähnlich übrigens wie das gesamte östliche Christentum, erheblich beiträgt. Eine besondere Intensität erreichte dieser Ost-West-Gegensatz in der Periode zwischen dem Wiener Kongress und dem Krimkrieg. Worauf lässt sich diese Entwicklung zurückführen? Mit dieser Frage wird sich der vorliegende Beitrag befassen.

Während der Napoleonischen Kriege, vor allem in den Jahren 1812-1815 wurde Russland noch von vielen Europäern als Befreier des Kontinents von einem Tyrannen gefeiert. Aber schon kurz danach wurde das Zarenreich als Anwärter auf die Nachfolge des geschlagenen Napoleon angesehen.[1] In der westlichen Öffentlichkeit galt es nun beinahe als Axi-

[1] Siehe dazu u.a. Tschizewskij, D./Groh, D.: Europa und Rußland. Texte zum Problem des westeuropäischen und russischen Selbstverständnisses, Darmstadt 1959; Groh, D.: Rußland und das Selbstverständnis Europas. Ein Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte, Neuwied 1961; Hammen, O. J.: Free Europe versus Russia 1830-1854, in: The American Slavic and East European Review 11 (1952), .S. 27-41; Gleason, J. H.: The Genesis of Russophobia in Great Britain. A Study of the Interaction of Policy and Public Opinion. Harvard University Press 1950; McNally, R. T.: Das Rußlandbild in der französischen Publizistik zwischen 1814 und 1843, in: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 6 (1958), S. 82-169; ders.: The Origins of Russophobia in France: 1812-1830, in: The American Slavic und East European Review 17 (1958), S. 173-189; Müller, L.: Das Rußlandbild der deutschen politischen Flugschriften. Reisewerke, Nachschlagewerke und einiger führender Zeitschriften und Zeitungen während der Jahre 1832-1853, München 1953; Andersen, M. S.: The Ascendancy of Europe. Aspects of European History 1815-1914, London 1972, S. 6f; Oberländer, E.: Zur Wirkungsgeschichte historischer Fälschungen: Das "Testament" Peters des Großen, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 21 (1973), S. 46-60, S. 51ff.

om, dass Russland, ähnlich wie Napoleon die Errichtung einer Universalmonarchie anstrebe. Die Tatsache, dass die russischen Truppen sowohl das befreite Deutschland, als auch das besetzte Frankreich 1818 vertragsgemäß räumten - ein recht untypisches Vorgehen für einen potentiellen Welteroberer – trug zur Dämpfung der Polemik gegen die Welteroberungspläne Russlands kaum bei. Russland wurde von der westlichen Öffentlichkeit als die imperialistische Macht par excellence betrachtet, die in alle Richtungen einfach expandieren müsse. Die gewaltige territoriale Ausdehnung Russlands, die Europa 1812 (ähnlich übrigens wie 1941) vor einer endgültigen Eroberung gerettet hatte, wurde nun als außerordentliche Bedrohung empfunden. Die Tatsache, dass der russische Drang nach Westen, der im 18. Jahrhundert noch äußerst stark gewesen war, im 19. Jahrhundert praktisch zum Stillstand kam, dass Russland nach 1815 in Europa zu einer ausgesprochen Macht des Status quo wurde, wurde im Westen nur selten registriert. Der englische Historiker Bolsover weist darauf hin, dass das einzige Gebiet, das Russland in Europa zwischen 1815 und 1914 annektierte, ein kleiner Küstenstreifen in der Donaumündung war, den es der Türkei beim Frieden von Adrianopel (1829) abverlangte.[2] Die russische Expansion ging im 19. Jahrhundert in der Regel den Weg des geringsten Widerstandes, wobei sich das Zarenreich gewaltige Gebiete in Zentralasien und im Fernen Osten einverleibte. Diese Ausdehnung unterschied sich jedoch nicht wesentlich von der damaligen weltweiten Expansion der Westmächte. Sie war nur ein Bestandteil des europäischen Dranges nach Aufteilung der Welt.

Es ist in der Tat erstaunlich, dass die vorsichtige, ängstlich auf die Bewahrung des europäischen Status quo ausgerichtete Außenpolitik des zarischen Russland nach 1815 mit der kriegerischen, auf die ununterbrochene Expansion in Europa angelegte Politik des napoleonischen Frankreich verwechselt werden konnte. Es wurde auch außer Acht gelassen, dass unterschiedliche innere Strukturen der beiden Kaiserreiche sich zwangsläufig auf die jeweilige Außenpolitik auswirken mußten. Die kriegerische Politik des napoleonischen Kaiserreiches war nicht zuletzt dadurch bedingt, dass hier überschüssige Energien der soeben gezähmten Revolution nun nach außen abgeleitet werden mußten. Die Energien der zarischen Regierung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hingegen waren hauptsächlich auf die Aufrechterhaltung der unhaltbaren sozialen Zustände im Lande gerichtet. Die längst fällige Bauernbefreiung, deren

[2] Bolsover, G. H.: Aspects of Russian Foreign Policy, 1815-1914, in: Pares, R./Taylor, A. J. P. (Hgg.): Essays Presented to Sir Lewis Namier, Freeport N. Y. 1971, S. 320-356, hier S. 320.

Notwendigkeit bereits unter der Herrschaft Alexanders I. (1801-1825) erkannt worden war, wagte sein Nachfolger Nikolaus I. (1825-1855) nicht einzuleiten. Statt Bauernbefreiung erlebte Russland unter seiner Herrschaft das Einfrieren der bestehenden Verhältnisse, eine allgemeine innenpolitische Erstarrung.[3] Abgesehen davon kam es infolge des Aufstandes der Dekabristen von 1825 zu einer immer tieferen Kluft zwischen der Regierung und der gebildeten Schicht. Nicht zuletzt deshalb beobachtete Nikolaus I. mit Misstrauen alle eigenständigen gesellschaftlichen Regungen, sogar solche, die seine Politik unterstützten. Dazu zählten zum Beispiel regimetreue nationalistisch-panslawistische Strömungen, deren wichtigste Vertreter M. Pogodin und A. Tjutčev waren. Ihr Streben nach der Befreiung der Slawen, die sich unter der Habsburgischen, vor allem aber unter der osmanischen Herrschaft befanden, betrachtete der Zar als eine Art Aufwieglertum. Hier würden Völker zum Ungehorsam gegenüber ihren legitimen Herrschern angestachelt. Die Gesellschaft hatte nach den Vorstellungen Nikolaus I. nur zu gehorchen und durfte sich nicht in die Angelegenheiten der Regierung einmischen.

Diese Erstarrung und Unbeweglichkeit nach Innen hatten ihr Äquivalent in der statischen, jede Veränderung bekämpfenden russischen Außenpolitik. Die einzige Ausnahme stellte hier die orientalische Politik Nikolaus I. dar, seine Einstellung zum Osmanischen Reich, die ihm später auch zum Verhängnis werden sollte.

Obwohl es auf der Hand lag, dass die russische Politik Statik und diejenige Napoleons Dynamik verkörperte, wurde dieser Unterschied in der damaligen westlichen Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Im Gegenteil, russische Hegemonialbestrebungen wurden nicht selten für gefährlicher gehalten als diejenigen des napoleonischen Frankreich, denn es handelte sich bei Russland um eine nicht-okzidentale Macht. Es stellte für den Westen nicht nur eine militärische und politische, sondern auch eine kulturelle Herausforderung dar. Es gefährde die okzidentale Eigenart als solche, wurde wiederholt betont.

Es soll in diesem Zusammenhang ein in der Geschichte des Abendlandes relativ neues Phänomen erwähnt werden, nämlich das Nachlassen

[3] Vgl. dazu u.a. Riasanovsky, N. V.: Nicholas I and official Nationality in Russia 1825-1855, Berkeley 1959; ders.: A Parting of Ways. Government and the educated Public Russia 1801-1855. Oxford 1976; Tarle, E.: Krymskaja vojna. Band 1-2, Moskau-Leningrad ^{2}1950; Čičerin, B.: Vospominanija. Moskva sorokovych godov. Moskau 1929; Pečerin, V.: Zamogil´nye zapiski, hgg. v. L. Kamenev, Moskau 1932; Nikitenko, A. V.: Dnevnik v trech tomach, Band l, 1826-1857, Leningrad 1957.

des europäischen Sendungsbewusstseins. Die Europäer erkannten, damals eigentlich zum ersten Mal, die Gefahren, welche die Europäisierung von Ländern außerhalb des Westens mit sich brachte. Im optimistischen und fortschrittsgläubigen 18. Jahrhundert war die Übernahme westeuropäischer Modelle durch Russland als Beweis für die Überlegenheit der abendländischen Kultur betrachtet worden. Nicht zuletzt deshalb verlief damals die Eingliederung Russlands in das europäische Staatensystem relativ reibungslos. Hundert Jahre später empfand man im Westen das Verbleiben Russlands in diesem System als eine Gefahr für die Zivilisation. Die Europäisierung Russlands hatte nach Ansicht vieler westlicher Beobachter lediglich dazu geführt, dass die russische Oberschicht nun über die neuesten westlichen Herrschaftsmittel und Technologien verfüge, die sie ihrerseits gegen den Westen anwende. Zugleich stehe den russischen Herrschern eine anspruchslose und gehorsame, von den europäischen Ideen unberührte Volksmasse zur Verfügung, die sich dafür anzubieten schien, beliebig eingesetzt zu werden, selbst für das Ziel einer Weltherrschaft. Es ist kein Wunder, dass dies in den Augen des Westens Russland eine gewaltige Überlegenheit verlieh.

Gab es aber wirklich in der russischen Außenpolitik seit der Eingliederung des Landes in das europäische Staatensystem zu Beginn des 18. Jahrhunderts Momente, die auf eine unversöhnliche Gegnerschaft dieses Staatswesens zum Abendland hinwiesen? Sogar bei genauerem Hinsehen kann man sie kaum entdecken. Russland war in der Regel loyaler Verbündeter seiner westlicher Koalitionspartner, im europäischen Konzert der Mächte fiel es im Grunde weder positiv noch negativ auf. Manchen übernationalen, d.h. europäischen Prinzipien diente es gelegentlich sogar treuer als andere europäische Mächte, zum Beispiel dem Legitimitätsprinzip. Nikolaus I. zeigte, dass die in Russland verbreitete Neigung, gewisse westliche Ideen besonders konsequent und buchstabengetreu zu vertreten, auch ihm eigen war. Er vertrat das im Westen konzipierte Legitimitätsprinzip ähnlich radikal, wie dies später die russische Intelligenzija in bezug auf westliche Revolutionslehren tun sollte.

Alle diese Tatsachen hatten allerdings keinen Einfluss auf die westliche Russophobie, die etwa 1830 bereits beispiellose Dimensionen anzunehmen begann. Die Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1830/31 und die protektionistische Politik des Zaren dem türkischen Sultan gegenüber (Vertrag von Hunkiar-Skelessi - 1833) empörten die westliche Öffentlichkeit derart, dass ein Kreuzzug des Westens gegen den „östlichen Tyrannen" unvermeidbar zu sein schien. Vor allem in England, das auf Fragen des europäischen Gleichgewichts immer sehr empfindlich reagierte, steigerte sich die Russophobie beinahe zu einer Kriegsbereitschaft. In der französischen Julimonarchie war ihrerseits die Solidarität mit dem unterdrückten Polen für die Russlandfeindlichkeit ausschlaggebend. Etwa 10.000 polnische Emigranten befanden sich seit 1831 im Westen, vor allem in Frankreich. Beinahe überall dort, wo gegen Russland gekämpft wurde - im Kaukasus, in der Türkei, in Ungarn - tauchten diese Emigranten auf und setzten ihre Auseinandersetzung mit dem Zarenreich fort.[4] Aber den wichtigsten Sieg errangen die Polen innerhalb der westlichen Öffentlichkeit. Die rapide Verschlechterung des Russlandbildes im Westen nach 1830 war nicht zuletzt auf ihren Einfluss zurückzuführen. Der Kampf zwischen dem polnischen David und dem russischen Goliath faszinierte die gesamte europäische Öffentlichkeit, wobei lediglich die westlichen Legitimisten mit Russland sympathisierten.[5] Der Zar selbst empfand die polnische Herausforderung als tödliche Bedrohung. Mehrere Autoren weisen darauf hin, dass Polen zu einer Art Obsession des Zaren wurde. Nikolaus I. sei davon überzeugt gewesen, so der englische Historiker A. J. P. Taylor, dass von der Beherrschung Polens die Existenz Russlands als Großmacht abhänge. Hinter manchen feindlichen Akten gegen Russland vermutete Nikolaus I. polnischen Einfluss, womit er nicht selten Recht hatte.[6]

Den polnischen Freiheitskämpfern war indes klar, dass Sympathiekundgebungen der westlichen Öffentlichkeit gegenüber Polen keineswegs ausreichten, um die polnische Unabhängigkeit wiederherzustellen. Dazu war noch die Zerstörung des Bündnisses der konservativen Teilungsmächte, vor allem das Verdrängen Russlands aus Ostmitteleuropa nötig. Ein solches Ziel war ohne einen allgemeinen europäischen Krieg nicht zu erreichen. Daher auch das Beten vieler Polen um einen solchen Krieg.

Wenn man die Intensität des Russlandhasses und das Ausmaß der Isolierung des Zarenreiches in der westlichen Öffentlichkeit in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts in Betracht zieht, so drängt sich folgende Frage auf: Warum fand der „Kreuzzug" des Westens gegen Russland nicht bereits damals statt? Man sollte sich in diesem Zusammenhang in

---

4 Hahn, H. H.: Außenpolitik in der Emigration. Die Exildiplomatie Adam Jerzy Czartoryskis 1830-1840, München u.a. 1978; Gleason, The Genesis, 1950, S. 77ff.

5 Siehe dazu Jahn, P.: Russophilie und Konservatismus. Die russophile Literatur in der deutschen Öffentlichkeit 1831-1852, Stuttgart 1980; Riasanovsky, Parting, 1976, S. 257ff.

6 Taylor, A. J. P.: The Struggle for Mastery in Europe 1848-1918, London 1971, S. 9; siehe dazu auch Namier, Sir L.: 1848. The Revolution of Intellectuals, London 1950, S. 93f.

Erinnerung rufen, welch hartnäckigen Widerstand der Europäer der Hegemonialdrang des revolutionären und später des napoleonischen Frankreich hervorgerufen hatte. Beinahe das gesamte Machtpotential des Kontinents wurde mobilisiert und in mehreren Kriegen eingesetzt, um der französischen Herausforderung Herr zu werden. Nichts dergleichen ließ sich aber in bezug auf Russland beobachten. Das Wort von der „russischen Gefahr" war zwar in aller Munde. Die Bekämpfung dieser Gefahr beschränkte sich jedoch vier Jahrzehnte lang im großen und ganzen auf die verbale Ebene. Sogar England, das höchst selten zu Kompromissen mit den kontinentalen Hegemonialmächten neigte, bildete hier zunächst keine Ausnahme. Die Intensität, die die englische Russophobie in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts erreichte, war kaum zu übertreffen. Das Zarenreich verkörperte nun für die Insel, ähnlich wie früher Frankreich und später Deutschland, den Feind an sich. Solche Gegner bekämpfte England in der Regel bis zum bitteren Ende. Ganz anders wurde indes der Konflikt mit Russland gelöst. Nach einem Jahrzehnt immer schärfer werdender Wortgefechte, kam es 1840/41 zu einem Kompromiss zwischen den beiden Mächten, der ein rapides Nachlassen der Russophobie auf der Insel zur Folge hatte. Der Meerengenvertrag von 1841, der die 1839 begonnene orientalische Krise löste, beendete die für England untragbare Abhängigkeit der Türkei vom Zaren.[7] Zugleich versperrte er aber für die westlichen Kriegsschiffe die Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen, wodurch die russische Hegemonialstellung auf dem Schwarzen Meer gesichert war. Dieser Vertrag, der von den beiden Seiten praktisch bis zum Ausbruch des Krimkrieges respektiert wurde, stellte eine recht untypische Bewältigungsform des Konflikts mit einer Hegemonialmacht dar. Abkommen, die England mit dem napoleonischen Frankreich oder mit dem Dritten Reich schloss, hielten keineswegs so lange.

Das Ausbleiben kriegerischer Eskalationen im Ost-West-Konflikt der 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts wird in der Literatur nicht selten durch die Erschöpfung des Kontinents infolge der verheerenden Napoleonischen Kriege erklärt. Der englische Historiker Lewis Namier bezieht sich dabei zum Beispiel auf den letzten Ministerpräsidenten der Julimonarchie, Guizot, der sagte: Zur Zeit der Julimonarchie hätte es unzählige Konflikte gegeben, die früher mit Sicherheit zu einem Krieg geführt hätten. Nun seien sie aber friedlich gelöst worden.[8] Dieser Hinweis auf die lange Nachwirkung der Napoleonischen Kriege ist allerdings unbefriedigend. Die Atempause, die den Europäern zwischen dem ersten und dem zweiten deutschen Griff nach der Weltmacht (zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg) gegönnt war, betrug nur zwei Jahrzehnte. Dabei erschöpfte der Erste Weltkrieg mit seiner totalen Mobilmachung die Europäer nicht weniger, als dies die Kriege Napoleons getan hatten. Man muss also nach einer zusätzlichen Erklärung suchen, warum der Ost-West-Konflikt zwischen 1815-1853 nach einem ganz anderen Muster verlief als frühere und spätere Hegemonialkämpfe.

Und in der Tat unterschied sich die Hegemonialpolitik des zarischen Russland grundlegend von derjenigen anderer Kontrahenten Englands nach 1789. So legte die Zarenmonarchie nach 1815 außerordentlichen Wert auf das reibungslose Funktionieren des Konzerts der Mächte. Jede außenpolitische Veränderung versuchte sie durch Verträge mit den anderen Großmächten abzusichern. Sie war auch bereit, auf bestimmte, im Alleingang erreichte Vorteile zu verzichten, wenn es ihr gelang, den Rest des Erreichten völkerrechtlich zu sanktionieren (Meerengenvertrag von 1841).

Andere Hegemonialmächte des 19. und des 20. Jahrhunderts hatten in der Regel ein ganz anderes Verhältnis zum Völkerrecht bzw. zum bestehenden Staatensystem. Sie betrachteten diese als Fesseln, die sie abschütteln wollten. Die bestehende Ordnung bezeichneten sie als antiquiert, da sie den neuen Kräfteverhältnissen nicht mehr entspreche. Kein Wunder, dass dieser Anspruch von den Verteidigern des Bestehenden als Anmaßung empfunden wurde, äußerst aggressive Reaktionen auf derartige Argumente waren vorprogrammiert. Russland nach 1815 war hingegen keineswegs eine aufstrebende, sondern eine saturierte Macht. Nicht eine umfassende Umstrukturierung des europäischen Staatensystems, sondern das genaue Gegenteil davon, seine Verteidigung vor revolutionären Veränderungen, gehörte zu den wichtigsten außenpolitischen Zielen des Zarenreiches. Und es liegt in der Natur der Sache, dass Ordnungsmächte mit ihren außenpolitischen Programmen in der Regel nicht derart massive Widerstände hervorrufen wie „Emporkömmlinge", die die vorhandene Ordnung von Grund auf ändern oder zerstören wollen.

Die englisch-russische Entspannung, die in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts zu verzeichnen war, hatte keinen Einfluss auf die Einstel-

[7] Vgl. u.a. Schiemann, T.: Russisch-englische Beziehungen unter Kaiser Nikolaus I., in: Zeitschrift für Osteuropäische Geschichte 3 (1912), S. 458-498; ders., Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I., Band 1-4. Berlin 1904-1919, hier Band 3, S. 387ff; Webster, C.: The Foreign Policy of Palmerston 1830-1841, London 1951; Gleason, The Genesis, 1950, S. 272; Schroeder, P. W.: Did theVienna Settlement Rest on a Balance of Power?, in: American Historical Review 97 (1992), S. 683-706, hier S. 692f.

[8] Namier, Sir L.: Conflicts, London 1942, S. 55.

lung der kontinental-europäischen Öffentlichkeit zu Russland. Die Russophobie, vor allem in Frankreich und in Deutschland, sollte sich in den 40er Jahren nur intensivieren. Dies insbesondere nach dem Erscheinen des Berichts des Marquis de Custines über seine Russlandreise, der 1843 veröffentlicht wurde und unzählige Neuauflagen erlebte.[9] Die Schrift enthielt viele scharfsinnige Beobachtungen. Aleksander Herzen nannte sie eines der wichtigsten Bücher über Russland.[10] Diese Beobachtungen Custines waren allerdings mit überzogenen und extravaganten Thesen vermischt, die sehr stark dazu beitrugen, das Russlandbild im Westen zusätzlich zu verzerren. Russland wurde von Custine als eine nur oberflächlich zivilisierte orientalische Despotie geschildert, seine Bevölkerung als ein riesiges Sklavenheer ohne jegliche Vorstellung von Recht und Würde. Von diesem, dem Westen fremden und monströsen Staatswesen gingen nach Ansicht Custines unabsehbare Gefahren aus. Er war davon überzeugt, dass die Ausdehnung des in Russland herrschenden despotischen Regiments auf ganz Europa und sogar auf die ganze Welt das außenpolitische Endziel der Zaren sei.

In der Flut der russlandfeindlichen Publizistik der 40er Jahre überragte das Werk Custines zwar durch seinen Esprit. Seine Thesen waren jedoch keineswegs originell. Sie wurden, wenn auch in vergröberter Form, durch unzählige Publizisten minderen Kalibers ebenfalls vertreten.[11] So war es nicht die Schärfe der Custinschen Kritik, die die regierenden Kreise in Petersburg überraschte, sondern etwas anderes: Nämlich die Tatsache, dass dieses leidenschaftliche Plädoyer gegen Russland von einem Konservativen stammte. Dass Russland nach 1815 zum Erzfeind der westlichen Liberalen und Demokraten geworden war, daran hatte man sich in Petersburg inzwischen gewöhnt. Für die Mehrheit der europäischen Konservativen stellte aber die Zarenmonarchie immer noch die stärkste Stütze der legitimistischen Ordnung dar. Custine selbst schreibt, dass es die ursprüngliche Absicht seiner Reise nach Russland war, dort politische Vorbilder zu finden - eine Alternative zum parlamentarischen System, das er ablehnte. Im Zeitalter der Restauration befand sich die „Utopie" vieler europäischer Legitimisten in der Tat im Zarenreich. Sie sahen ihr Heil in Russland, ähnlich wie dies nach 1917 viele europäische Revolutionäre tun sollten. Die Anklageschrift Custines zeigte jedoch,

9 Marquis de Custine, A.: La Russie en 1839, Paris 1843.
10 Gercen, A.: Sočinenija, Moskau 1958, Band 9, S.124.
11 Siehe u.a. Kennan, G. F.: The Marquis de Custine and His Russia in 1839, New Jersey 1971, S.87.

dass auch im konservativen Lager die Zahl der Russlandfreunde immer geringer wurde.

Dennoch hatte diese weitgehende Isolation Russlands in der europäischen Öffentlichkeit zunächst keine unmittelbaren politischen Folgen. Publizistische Wortgefechte wurden nicht durch entsprechende Handlungen der Regierungen unterstützt. Von der englisch-russischen Entspannung in den 40er Jahren war schon die Rede. Das Bündnis der drei konservativen Höfe (Petersburg, Wien, Berlin) war damals, trotz einiger Unstimmigkeit, wegen der gemeinsamen Angst vor der Revolution noch relativ intakt. Was Frankreich zur Zeit der Julimonarchie anbetrifft, so lebte es im Wesentlichen von Erinnerungen an seine frühere militärische Glorie und neigte kaum zu militärischen Kraftakten. Die Friedfertigkeit der Julimonarchie war nicht zuletzt damit verbunden, dass sie nur ein verschwindend kleines Segment der französischen Gesellschaft repräsentierte und praktisch, wie dies Tocqueville einmal formulierte, auf einem Vulkan lebte.[12] In einer solchen Situation konnte sie sich eine kühne und aggressive Außenpolitik kaum leisten. Abgesehen davon war die Julimonarchie aufgrund ihrer revolutionären Herkunft auf dem Kontinent diplomatisch relativ isoliert.

***

Diese für Russland recht günstige Konstellation schien sich nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 radikal zu verschlechtern. Denn zu den wichtigsten außenpolitischen Forderungen vieler revolutionärer Gruppierungen Ost- und Mitteleuropas gehörte der Krieg gegen Russland - das stärkste „Bollwerk der Gegenrevolution".[13] Die Wiederherstellung Polens und die deutsche Einheit sollten zu den wichtigsten Zielen dieses Krieges gehören, abgesehen davon, hatte er der Vertiefung des revolutionären Prozesses zu dienen.

Auch viele Legitimisten hielten einen Schicksalskampf zwischen Russland und der Revolution für unvermeidlich. Eine Aussöhnung zwischen diesen beiden Kontrahenten war ihrer Meinung nach undenkbar, jeder musste zwangsläufig nach der Vernichtung des anderen streben.[14]

12 Tocqueville, A. d.: Erinnerungen, Stuttgart 1954.
13 Namier, 1848, 1950, S. 54ff, S. 60f; Bolsover, G. H.: Aspects, 1971, S. 334; Taylor, The Struggle, 1971, S. 8.
14 Tjutčev, F.: Političeskie stat'i, Paris 1976, S. 32 (Übersetzung, in: Tschizewskij/Groh, Europa, 1959, S. 226).

Die erste panische Reaktion des Zaren auf die Nachricht vom Sieg der Revolution in Paris zeigt, dass auch er an die Unvermeidbarkeit eines Kampfes zwischen der Revolution und Russland glaubte. Er wollte eine Armee von 300.000 Mann an den Rhein schicken, um die Ausbreitung der Revolution in Richtung Osten zu verhindern. Dann erreichten ihn aber Nachrichten vom Sieg der Revolution in Wien und in Berlin. Die Heilige Allianz existierte nicht mehr. Es war nun nicht mehr möglich, ähnlich wie nach der Julirevolution, das revolutionäre Frankreich zu isolieren. Diesmal befand sich Russland in einer völligen Isolation und musste tatenlos zusehen, wie die Revolution sich praktisch des ganzen Kontinents bemächtigte. Die Idee der Intervention musste angesichts dieser Isolierung fallengelassen werden. Statt an eine Intervention musste die Petersburger Regierung eher an die Ausarbeitung einer Strategie der Verteidigung gegen einen eventuellen Angriffskrieg des revolutionären Europa denken. Die Revolution befand sich damals in einem Siegestaumel. Die beinahe kampflose Kapitulation der mächtigsten Monarchen des Kontinents berauschte die Gegner der alten Ordnung. Warum sollten sie ihren Siegeszug nicht weiter nach Osten fortsetzen? Die Zeit der vorsichtigen, auf die Bewahrung des Status quo ausgerichteten Politik der europäischen Kabinette schien nun zu Ende, das Zeitalter der Dynamik war ausgebrochen. Das auf Erstarrung und Bewegungslosigkeit angelegte Regime Nikolaus I. mutete angesichts dieser neuen Entwicklung äußerst anachronistisch an, es wurde zum zentralen Objekt des Hasses der auf Veränderung zielenden Kräfte. Die territoriale Umgestaltung Europas - eines der wichtigsten Ziele der Revolution - wäre ohne die entscheidende Schwächung der russischen Machtposition in Ostmitteleuropa kaum zu erreichen gewesen. Abgesehen davon galt der Sieg der Revolution, ohne die Bezwingung Russlands nicht als endgültig gesichert. So schien sich die Voraussage vieler Revolutionäre wie auch Legitimisten von einem unvermeidlichen Schicksalskampf zwischen Russland und der Revolution im Frühjahr 1848 zu erfüllen.

Dennoch kam es zur allgemeinen Überraschung nicht zu einer solchen Auseinandersetzung. Um das Zarenreich in seiner Funktion als der wichtigsten Stütze des europäischen alten Regimes erfolgreich zu bekämpfen, musste die Revolution entsprechende universale Prinzipien und eine länderübergreifende Strategie entwickeln. Dies ist allerdings nicht geschehen. Das Jahr 1848 wird in der historischen Literatur beinahe übereinstimmend als das Jahr des Triumphs der nationalen Egoismen bewertet.[15] Besonders deutlich spiegelte sich dies am Schicksal Polens wider. Seit etwa 1830 stellte die Solidarität mit dem unterdrückten Polen eine Art Prüfstein für revolutionäre Gesinnung dar. Dieses Solidaritätsgefühl sollte jedoch, ausgerechnet nach dem Sieg der Revolution, von der die Polen so viel erwarteten, deutlich abkühlen. Vor die Wahl zwischen der Prinzipien- und Interessenpolitik gestellt, wählten die revolutionären Regierungen in der Regel die letztere. Besonders enttäuscht waren die Polen von der Haltung Frankreichs, das als wichtigster Befürworter der polnischen Unabhängigkeit galt. Der erste Außenminister der Ende Februar 1848 in Paris entstandenen provisorischen Regierung, Lamartine, wollte auf keinen Fall wegen Polen einen Krieg riskieren. Wir lieben Polen, Italien und alle anderen unterdrückten Völker, erklärte er am 27. März 1848, aber über alles andere lieben wir Frankreich.[16]

Wenn dies die Haltung des traditionell polenfreundlichen Frankreich war, was konnte man dann von Deutschland erwarten? Sich für die polnische Unabhängigkeit einzusetzen, bedeutete für die Deutschen nicht nur internationale Verwicklungen zu riskieren, sondern auch territoriale Verluste hinzunehmen. Als dies erkannt wurde, nahm die Polenbegeisterung der deutschen Revolution rapide ab. Denn das, wonach sie strebte, war nicht nur die Freiheit, sondern auch die Macht: „Die Bahn der Macht ist die einzige, die den gärenden Freiheitstrieb befriedigen und sättigen wird", erklärte im September 1848 der liberale Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung, Dahlmann. Die klassische liberaldemokratische Forderung nach Wiederherstellung eines freien Polen sei in einen Konflikt mit der Forderung nach der Sicherung der deutschen Position im Osten geraten, schrieb der Münchner Historiker Thomas Nipperdey. Bei der Polendebatte in der Paulskirche vom Juli 1848 entschied sich eine überwältigende Mehrheit der Abgeordneten für den „gesunden Volksegoismus" und gegen den „sentimentalen, kosmopolitischen

[15] Namier, 1848, 1950; ders., Nationality and Liberty, in: Ders., Avenues of History, London 1952, S. 20-44; Fejtö, F. (Hg.), The Opening of the Era. 1848, New York 1966; Talmon, J.: The Unique and the Universal, London 1965; Nipperdey, Th.: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 627ff.

[16] Siehe bei Jennings, L. C.: France and Europe in 1848. A Study of French Foreign Affairs in Time of Crisis, Oxford 1973, S. 44ff; In seinem Manifest an Europa bekundete Lamartine die Friedfertigkeit der Zweiten Republik: "Der Krieg ist fast immer eine Dictatur. ... Die Republik Frankreich wird dem gemäß Niemand bekriegen". (Lamartine, A. V.: Geschichte der französischen Revolution von 1848, Leipzig 1849, S. 28).

Idealismus", d.h. gegen Polen.[17] Für die polnische Unabhängigkeit und damit auch für einen revolutionären Kreuzzug gegen Russland trat von nun an lediglich die radikale Linke ein, und zwar sowohl in Deutschland als auch in Frankreich. Dennoch vermochte sich die Linke mit dieser ihren Forderung genauso wenig durchzusetzen, wie mit all ihren anderen Postulaten.

Die Abkehr der deutschen Revolution von Polen veranschaulichte vielleicht am deutlichsten die Tendenzwende im Denken der europäischen Völker. Zwar wurde der nationale „sacro egoismo" während der Ereignisse von 1848/49 in einigen Fällen durchbrochen. Dazu zählte zum Beispiel die massive polnische Unterstützung für die ungarische Revolution, die Solidarität der Bevölkerung Wiens ebenfalls mit Ungarn und die internationalistische Haltung der deutschen und der französischen Linken. Dennoch handelte es sich hier nur um Randerscheinungen. Die internationale Solidarität der Revolutionäre sei wesentlich geringer gewesen als diejenige der Gegenrevolutionäre, bemerkt mit Recht der ungarisch-französische Historiker François Fejtö.[18]

So wurde das legitimistische Zarenreich, trotz aller entgegenlautenden Voraussagen, von einem revolutionären Interventionskrieg des Westens verschont. Trotz ihrer radikalen Russophobie neigten die revolutionären Regierungen genauso wenig zu einer totalen Konfrontation mit Russland wie dies ihre Vorgänger getan hatten. Es ist indes zu bemerken, dass auch die Außenpolitik des Petersburger Kabinetts erheblich dazu beitrug, eine solche Konfrontation zu vermeiden. Hier zeigte sich erneut, dass zu den Grundzügen der damaligen russischen Außenpolitik Vorsicht und sorgfältiges Abwägen von Vor- und Nachteilen bestimmter Schritte und Handlungen gehörte. Dem ersten, in kriegerischen Tönen abgefassten Manifest des Zaren vom 14. März 1848, in dem von einem unversöhnlichen Kampf mit der Revolution die Rede war, folgte eine Woche später eine wesentlich mildere Erklärung. Der Zar ließ sich von seinem zur äußersten Vorsicht neigenden Außenminister Nesselrode überreden, die europäische Öffentlichkeit nicht derart stark zu provozieren. Das Manifest vom 20. März sprach von der Nichteinmischung Russlands in die inneren Angelegenheiten Deutschlands und Frankreichs, die Umgestaltungen, die dort vonstatten gingen, seien ein inneres Problem dieser Länder.[19]

[17] Siehe Kaehler, S. A.: Realpolitik zur Zeit des Krimkrieges – Eine Säkularbetrachtung, in: Historische Zeitschrift 174 (1952), S. 417-478, hier S. 418; Nipperdey, Deutsche Geschichte, S. 627-630; Wehler, H.-U.: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band. Von der Reformära bis zur industriellen und politischen "Deutschen Doppelrevolution", München 1987, S. 743f; Gollwitzer, H.: Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, München 1964, S. 262.

[18] Fejtö, (Hg.), The Opening of the Era.

Seinen ohnmächtigen Hass gegen die Revolution ließ Nikolaus I. nur dort austoben, wo dies keinen europäischen Krieg heraufbeschwören konnte. So intervenierte er zum Beispiel im September 1848 in den von den europäischen Zentren weit entfernten Donaufürstentümern, um die dortige Revolution zu unterdrücken. Auch die Verfolgung der regimekritischen Kräfte in Russland selbst sollte sich infolge der Revolution im Westen zusehends verschärfen. Das ohnehin repressive Regime Nikolaus I. nahm nach 1848 beinahe despotische Züge an. Viele Zeitzeugen berichten, wie unerträglich das innenpolitische Klima im damaligen Russland war.[20] Die kritisch denkenden Untertanen des Zaren, die 1848 noch kaum eine Gefahr für das Regime darstellten, mussten dafür büßen, daß Nikolaus I. zur außenpolitischen Passivität gezwungen war, dass ihm die Kraft fehlte, der siegreichen westlichen Revolution Paroli zu bieten.

Stellte die russische Intervention in Ungarn vom Mai 1849 die Abkehr von der bis dahin geübten außenpolitischen Vorsicht des Petersburger Kabinetts dar? Keineswegs. Die Intervention erfolgte auf einen ausdrücklichen Wunsch des österreichischen Kaisers. Der sowjetische Historiker Nifontov berichtet zwar, mit welcher Ungeduld Nikolaus I. auf diesen Hilferuf Franz Josephs wartete; dies nicht zuletzt wegen der äußerst aktiven Beteiligung seiner Erzfeinde - der Polen - an der ungarischen Revolution.[21] Dennoch hätte der Zar sicher nicht gewagt, ohne die Aufforderung des Wiener Kabinetts in Ungarn einzugreifen.

Abgesehen davon sollte man die Bedeutung der russischen Intervention in Ungarn nicht überbewerten, wie dies in der Literatur häufig geschieht. Es handelte sich hier keineswegs um eine der entscheidendsten Schlachten der Revolution, um den vielbeschworenen schicksalhaften Kampf zwischen dem mächtigsten Verteidiger des europäischen Ancien régime und seinen radikalen Kontrahenten. Man darf nicht vergessen, dass die ungarischen Ereignisse sich in dem Moment abspielten, in dem das Schicksal der Revolution bereits längst entschieden war. In den wich-

[19] Nifontov, A. S.: 1848 god v Rossii. Očerki po istorii 40-ych godov, Moskau u.a. 1931, S. 165; Zajončkovskij, A.: Vostočnaja vojna, Band 1-2, St.Petersburg 1908-1913, hier Band l, S. 176f, S. 179ff.

[20] Čicerin, Vospominanija, S. 77, S. 79, S. 81, S. 84; Nikitenko, Band l, S. 164, S. 182-203; Riasanovsky, Parting, 1976, S. 143f.

[21] Nifontov, 1848 god, 1931, S. 170.

tigsten europäischen Zentren (Paris, Wien, Berlin) war sie damals - und zwar ohne das geringste Zutun Russlands - besiegt. Ungarn stellte lediglich eine kleine, isolierte Insel im gegenrevolutionären Meer dar. Auf die Dauer wäre dieser revolutionäre Posten kaum zu halten gewesen. Da, wie bereits gesagt, die Solidarität der Gegenrevolutionäre wesentlich stärker war als diejenige der Revolutionäre, hätte Österreich sogar im Falle einer eventuellen Neutralität des Zaren, sicher auf andere internationale Reserven der Gegenrevolution zurückgreifen können.

***

Seit Frühjahr 1848 galt es in der westlichen Öffentlichkeit beinahe als Axiom, dass entweder die Revolution oder Russland sich des europäischen Kontinents bemächtigen werde. Anderthalb Jahre später war die Revolution überall besiegt und der Schatten der russischen Übermacht legte sich wie ein Alptraum über dem Kontinent.[22] Die Tatsache, dass russische Truppen den territorialen Bestand des Habsburger Reiches gesichert hatten, führte dazu, dass der österreichische Kaiser als eine Art Statthalter des Zaren angesehen wurde. Nach der sogenannten Olmützer-Punktation vom November 1850 begann man im Westen auch den preußischen König als einen russischen Vasallen zu betrachten. In dem innerdeutschen Streit zwischen Wien und Berlin, in dem es um die Schaffung eines kleindeutschen Bundesstaates unter preußischer Führung ging, stellte sich Nikolaus I. gänzlich auf die Seite Wiens. Er gehörte zu den entschiedensten Gegnern aller deutschen Einigungspläne und hielt sie, wohl nicht anders als sein Außenminister Nesselrode, für ein „Hirngespinst der deutschen Professoren". Das gemeinsame russisch-österreichische Ultimatum zwang Friedrich Wilhelm IV. dazu, sowohl den soeben konzipierten Einigungsplan als auch seinen Autor - den Außenminister Radowitz – fallen zu lassen. In Berlin wurde „Olmütz" als eine außergewöhnliche Demütigung empfunden. Der Zar galt nun als beinahe unumschränkter Herr in Mitteleuropa, was nur zur Intensivierung des Russlandhasses in dieser Region führen sollte. Aber auch in Westeuropa steigerte sich die Russophobie ins Unermessliche. Damals plädierte Tocqueville für ein

[22] Rich, N.: Why the Crimean War? A cautionary Tale, Hannover, NH1985, S. 2f; Hammen, Free Europe, 1952; Cadot, M.: La Russie dans la vie intellectuelle française (1839-1856), Paris 1967, S. 511; Zu den damaligen Ängsten in Deutschland siehe u.a. Stammler, H.: Wandlungen des deutschen Bildes vom russischen Menschen, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 5 (1957), S. 271-305, hier S. 279 f.

Bündnis Frankreichs mit England und Deutschland, weil nur auf diese Weise der russischen Übermacht Einhalt zu gebieten sei. Er nannte die Angst seiner Landsleute vor einer Einigung Deutschlands unzeitgemäß. Angesichts der russischen Gefahr wollte er alle Reserven des Abendlandes mobilisieren.[23]

Visionen über den Untergang des Abendlandes, die bereits vor 1848 am Selbstbewusstsein der Westeuropäer stark genagt hatten, sollten nun einen noch größeren Verbreitungsgrad erreichen. Der Westen wurde von solchen pessimistischen Denkern wie Donoso Cortès, Tocqueville oder Fallmerayer als beinahe unheilbar dekadent erachtet, als Nutznießer dieses Verfalls des Abendlandes kam für sie nur Russland in Frage. Die Revolution von 1848 erschütterte Mittel- und Westeuropa, ließ jedoch Russland praktisch unberührt. Deshalb waren die pessimistischen Denker von der anscheinenden inneren Stabilität des russischen Reiches tief beeindruckt. Gerade die Rückständigkeit der sozialen Strukturen Russlands erschien ihnen als Garantie für die Immunität des Zarenreiches gegenüber den revolutionären Ideen, die den Westen zu zerstören drohten. Auch in der industriellen Revolution, die damals von England aus auf den europäischen Kontinent übergriff, sahen diese Denker keineswegs etwa eine Quelle künftiger Stärke, sondern eher ein schwächendes Moment. Sie war mit unzähligen inneren Spannungen und Erschütterungen verbunden, die soziale Frage schien damals unlösbar. Der proletarische Juniaufstand von 1848 in Paris galt Donoso Cortès, Tocqueville und anderen Pessimisten nur als Vorbote künftiger erbitterter Klassenkämpfe. Russland hingegen hatte kein Proletariat, die industrielle Revolution streifte die Zarenmonarchie nur leicht. Um so gefährlicher wirkte dieser zentralisierte, innerlich homogene Koloss auf den von inneren Spannungen zerrissenen Westen. Die Erinnerung an die Katastrophe des napoleonischen Heeres gerade im rückständigen Russland trug zur These von der russischen Überlegenheit über den hochentwickelten Westen nur bei. Die Worte Napoleons auf Sankt Helena, in einem Jahrzehnt werde Europa entweder republikanisch oder kosakisch sein, waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts in aller Munde.[24]

Es ist hier anzumerken, dass der Pessimismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur für Vertreter der versinkenden aristokratischen Welt, wie Tocqueville oder Donoso Cortès, charakteristisch war. Er er-

[23] Tschizewskij/Groh, Europa, 1959, S. 109.

[24] Cadot, La Russie, 1967, S. 516; Müller, Das Rußlandbild, 1953, S. 27; Simpson, F. A.: Louis Napoleon and the Recovery of France, London 1960, S. 222.

griff auch die Anhänger der beiden damalige Ideen, die die kommende Zeit beherrschen sollten, nämlich die deutschen Nationalisten und die Ideologen der proletarischen Revolution. Das einzige, was sie noch zuversichtlich stimmte, war die Aussicht auf einen Krieg der Westmächte gegen Russland, der die 1849 eingefrorenen revolutionären Prozesse erneut in Bewegung bringen sollte. Die Forderung nach einem Krieg gegen Russland entsprang also hier einer anderen taktischen Überlegung als im Frühjahr 1848. Damals hatte er der Vertiefung der Revolution zu dienen, nun sollte er die Revolution erst auslösen.[25]

Das, was die Revolution aus ihrem eigenen Antrieb nicht zu erzielen vermochte - die Erschütterung des territorialen und sozialen Status quo in Europa - sollte nun mit Hilfe der europäischen Regierungen erreicht werden, und zwar durch die Zerschlagung des wichtigsten Garanten des europäischen Status quo - des Zarenreiches. Dabei ist zu erwähnen, dass die Befürworter der deutschen Einheit und die Anhänger der sozialistischen Revolution nicht nur die konservativen Züge der russischen Außenpolitik kritisierten. Diese Politik war ihrer Ansicht nach ambivalent. Sie habe sich nicht nur die Bewahrung sondern auch die Sprengung der europäischen Ordnung zum Ziel gesetzt. In diesem Zusammenhang verwiesen sie sehr häufig auf den sogenannten slawischen Sendungsgedanken, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts bereits deutliche Konturen annahm. Die Revolution von 1848 förderte das nationale Bewusstsein vieler slawischer Völker Ostmittel- und Südosteuropas. Und so sah man nun in den West- und Südslawen eine Art Vorhut Russlands, die dazu bestimmt sei, das bestehende Kräfteverhältnis in Mitteleuropa radikal zu ändern. Nun sei der Zar imstande, im Kampf um die Vorherrschaft in Europa nach Belieben konservative oder revolutionäre Mittel - Appell an die unterdrückten Slawen - einzusetzen. Besonders ausgeprägt war die Angst vor der slawischen Karte des Zaren in Deutschland. Kleindeutsche Nationalisten wie Gustav Diezel unterschieden sich in diesem Punkt in ihrer Argumentation nur unwesentlich von Marx und Engels. Sie alle sahen in einem möglichen, von Russland unterstütztem Unabhängigkeitskampf der Slawen den Versuch, eine „tausendjährige kulturelle Leistung des Deutschtums" in diesem Raum zunichte zu machen.[26] Abgesehen davon störte der slawische Sendungsgedanke viele deutsche Nationalisten wie auch radikale Sozialisten aus einem anderen Grund. Er war nämlich mit

[25] Vgl. u.a. Marx, K./Engels, F.: Werke Band 1-39, Berlin 1959ff. (MEW), hier Band 10, S. 3-8.

[26] MEW, Band 5, S. 165-176; Diezel, G.: Deutschland und die östliche Frage, Stuttgart 1853.

ihren eigenen Ideen von der deutschen bzw. proletarischen Sendung nicht zu vereinbaren.

Es mutet paradox an, dass ausgerechnet Vertreter derjenigen Gruppierungen, die das bestehende politische und soziale System Europas am radikalsten in Frage stellten, dem Zarenreich mangelnde Treue zu diesem System vorwarfen. Diese Vorwürfe wurden übrigens, insbesondere nach 1945, von vielen Historikern wiederholt. Auch für sie stand das Zarenreich, trotz der konservativen Ausrichtung seiner Außenpolitik, in einem unversöhnlichen Gegensatz zum europäischen Staatensystem. So mokiert sich Dieter Groh über die „Naivität" solcher Liberalen wie Richard Cobden, die diesen Gegensatz für überwindbar hielten. Der Geist, der Cobden auszeichnete, so Groh, habe sich als derjenige erwiesen, der am wenigsten fähig sei, Russland zu begreifen.[27] Alexander von Schelting spricht von dem „aufs höchste gesteigerten nationalen Ehrgeiz" der Russen, von ihrem beispiellosen Sendungsbewusstsein, das mit dem Willen zur Vernichtung des Westens gepaart sei.[28]

Besonders pikant bei dieser Feststellung ist der Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung. Dies war das Jahr 1948. Die Tatsache, dass kurz zuvor ein beispielloser Vernichtungsfeldzug in eine umgekehrte Richtung - nämlich von West nach Ost - ins Rollen gebracht worden war, wird vom Autor außer Acht gelassen. Die Einmaligkeit des russischen Sendungsbewusstseins und Vernichtungswillens stand für ihn außer Zweifel.

Wie verhielt er sich aber mit dem Sendungsbewusstsein der russischen Außenpolitik um die Mitte des 19. Jahrhunderts? Dazu muss man sagen, dass sowohl für Nikolaus I. als auch für seine wichtigsten außenpolitischen Berater wie Nesselrode oder Feldmarschall Paskevič derartige schwärmerische Anwandlungen vollkommen fremd waren. Panslawistische Kreise beklagten sich wiederholt über das mangelnde Mitgefühl des Zaren für die Leiden der Slawen unter türkischer oder österreichischer Herrschaft. Nikolaus I. lehnte jedoch die Anwendung nationaldemagogischer Appelle an slawische Völker ab. Er setzte auch nach 1848 die traditionelle Kabinettspolitik fort. Dadurch wurde die Zarenmonarchie zu einem lebenden Anachronismus in Europa. Da der Rest des Kontinents sich bereits in einer anderen Epoche befand, bereitete die russische Außenpolitik den Westeuropäern besonders viele Interpretationsschwierigkeiten. Dass der Zar auch nach 1848 keine Absicht hatte, eine „populäre" Politik zu führen, dass er bei seinen politischen Entscheidun-

[27] Groh, Rußland, 1961, S. 164f.

[28] Schelting, A. v.: Rußland und Europa im russischen Geschichtsdenken, Bern 1948, S. 205-229, S. 300, S. 302.

gen der russischen Öffentlichkeit nicht einmal eine beratende Stimme einräumen wollte, wurde im Westen nicht ausreichend gewürdigt.

Aber auch die russische Seite hatte ihre Schwierigkeiten bei der Bewertung der nachrevolutionären Entwicklung im Westen. Die Tatsache, dass die Revolution von 1848 trotz ihres Scheiterns ein neues politisches Klima in Europa geschaffen hatte, ein Klima, das eine ganz andere Regierungstechnik erforderlich machte als bisher, wurde in Petersburg nicht erkannt. So führte die Revolution zu einem weitgehenden Abbau des Ancien régime in Mitteleuropa und zu einer außerordentlichen Politisierung der Massen in dieser Region. Zwar wurden die 1848 gewährten Verfassungen nach dem Scheitern der Revolution entweder ausgehöhlt oder aufgehoben, dennoch war das Regieren ohne die Rücksicht auf die öffentliche Meinung von nun an kaum möglich. Die nachrevolutionären Regierungen, auch die Diktaturen, bemühten sich um eine „populäre" Politik; die letzteren - z.B. das Regime Louis Bonapartes - taten dies in einem vielleicht noch stärkeren Ausmaß.

Die Tatsache, dass Russland in der europäischen Öffentlichkeit vor 1848 sehr unpopulär war, hatte für die Zarenmonarchie zunächst, wie gezeigt, keine gefährlichen Folgen, weil die Regierungen von der Öffentlichkeit nicht allzu stark abhingen. Nach 1849 sollte sich aber die Situation grundlegend ändern. Die „Öffentlichkeitsarbeit" wurde nun zu einem äußerst wichtigen Bestandteil der Politik, viele Vorstellungen die in der öffentlichen Meinung vorherrschten, wurden nun auch von den Regierenden übernommen bzw. geteilt. So wollten sich zum Beispiel nach 1849 nicht nur die europäischen Gesellschaften, sondern auch die Regierungen von den Überresten der patriarchalischen Ordnung befreien, deren wichtigster Garant Russland zu sein schien. Viele Vertreter der preußischen oder der österreichischen Regierungsschicht betrachteten es als Demütigung, dass der Zar ihre Herrscher ähnlich wie seine Statthalter behandelte. Die Ansichten der preußischen Konservativen um die Brüder Gerlach, die von der legitimistischen Solidarität der konservativen Mächte sprachen,[29] muteten Anfang der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts bereits anachronistisch an. Für ähnlich anachronistisch hielt der österreichische Außenminister Buol die Überzeugung solcher konservativen Generäle wie Windischgrätz oder Radetzky, Österreich sei Russland für seine Hilfe im Jahre 1849 zu Dank verpflichtet.[30]

[29] Borries, K.: Preußen im Krimkrieg, Stuttgart 1930, S. 2, S. 16ff; Friedjung, H.: Der Krimkrieg und die österreichische Politik, Stuttgart 1911, S. 48.

[30] Friedjung, Der Krimkrieg, 1911, S. 21f; Im März 1854 schrieb Buol an Franz Joseph I.: "Worin ... Österreich Rußland nicht unterstützen kann, ist die von dieser Macht beanspruchte ausschließliche Suprematie im Orient, u. ebensowenig kann es einen Eingriff in die Integrität des türkischen Reichs dulden". (Akten zur Geschichte des Krimkrieges hgg. v. W. Baumgart, A. Schop Soler und W. Zürrer, München u.a. 1979-1980, Band I, S. 690).

Der Zar war immer noch der Meinung, dass nur die europäische Öffentlichkeit und nicht die Regierungen ihn als Tyrannen ansähen. Deshalb fühlte er sich relativ sicher, als er zu Beginn des Jahres 1853 daran ging, die orientalische Frage auf seine Weise zu lösen.[31] Dieses Vorgehen rief allerdings einen für ihn unerwarteten Solidarisierungseffekt bei den wichtigsten europäischen Völkern und Staaten hervor. Nun wurden auch die Regierungen von der Russophobie erfaßt und betrachteten das Zarenreich als Bedrohung der europäischen Zivilisation. Diejenigen politischen Kräfte oder Regierungen, die sich dieser Kreuzzugsstimmung zu widersetzen suchten, gaben entweder letzten Endes ihren Widerstand auf oder isolierten sich völlig in Europa. Das erste geschah mit der gemäßigten und pazifistisch gesinnten Regierung Aberdeen in England, das zweite mit Preußen, das seine Neutralität im Krimkrieg mit einem vorübergehenden Ausschluss aus dem Konzert der Mächte bezahlen musste.

***

Der viel beschworene Schicksalskampf zwischen Ost und West brach nun aus. Es war ein Kampf um die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, ein Kampf gegen eine Macht, der man Welteroberungspläne zuschrieb. Solche Kämpfe werden normalerweise bis zum bitteren Ende geführt, sagte einmal der englische Historiker Namier.[32] In Wirklichkeit sollte es sich aber beim Krimkrieg um einen konventionellen, begrenzten Krieg handeln, bei dem keine Seite „aufs Ganze" ging. A.J.P. Taylor bezeichnete ihn sogar als eine Art „Kalten Krieg"[33]. Ständige diplomatische Verhandlungen begleiteten ihn, beide Seiten bewegten sich auf der gleichen Ebene des Völkerrechts. Zwischen den napoleonischen Kriegen und dem Zweiten Weltkrieg ist kein Kampf um die Wiederher-

[31] Siehe u.a. Hösch, E.: Neuere Literatur (1940-1960) über den Krimkrieg, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 9 (1961), S. 399-433; Baumgart, W.: Probleme der Krimkriegsforschung. Eine Studie über die Literatur des letzten Jahrzehnts (1961-1970), in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 19 (1971), S. 49-89; Zajončkovskij, Vostočnaja vojna, 1908-1913, Band I, S. 310, S. 386.

[32] Namier, Conflicts, 1942, S. 54.

[33] Taylor, A. J. P.: Crimea: The War That Would Not Boil, in: ders., Europe: Grandeur and Decline, London 1974.

stellung des europäischen Gleichgewichts ähnlich glimpflich verlaufen. Den Gegnern der Hegemonialmacht gelang es, ohne die totale Mobilisierung ihres Machtpotentials, nur mit einem Bruchteil ihrer Kräfte, diese Macht zu brechen.[34] Die Tatsache, dass es nur eines begrenzten und keines totalen Krieges bedurfte, um die Hegemonialstellung Russlands auf dem Kontinent zu demontieren, zeigt erneut, wie sehr sich die russische Hegemonialpolitik von der anderer europäischer Hegemonialmächte unterschied. Anders als Napoleon aber auch anders als die deutsche Reichsleitung zur Zeit des Ersten Weltkrieges, verbrannte die zarische Regierung nach dem Ausbruch des Konfliktes nicht alle Brücken hinter sich und dachte nicht in der Alternative: Alles oder Nichts. Zwar wurde der Krimkrieg durch eine für die damalige russische Außenpolitik recht untypische unvorsichtige Handlungsweise ausgelöst. Als es jedoch der Petersburger Führung klar wurde, wie falsch sie die Reaktion des Westens auf ihre Schritte eingeschätzt hatte, versuchte sie durch Nachgiebigkeit, den Schaden zumindest in Grenzen zu halten.

Der Mainzer Historiker Winfried Baumgart ist der Meinung, dass es hauptsächlich das Verdienst Österreichs und seines Außenministers Buol war, dass der Krimkrieg sich nicht in einen totalen Weltkrieg verwandelte. Durch ihre verantwortungsbewusste, vermittelnde Tätigkeit habe die Wiener Regierung eine totale Konfrontation der beiden Kontrahenten verhindert.[35] Baumgart lässt allerdings außer Acht, dass jeder Kompromiss ein beiderseitiges Einverständnis voraussetzt. Die Tatsache, dass die zarische Regierung jedes österreichische Ultimatum nach anfänglichem Zögern letzten Endes akzeptierte, dass sie, anders als 1812, auf die Taktik des Rückzuges und der „verbrannten Erde" verzichtete, hatte den Charakter des Krimkrieges sicher viel stärker beeinflusst, als dies die damalige österreichische Politik tat.

Es soll indes noch ein anderer wichtiger Grund erwähnt werden, warum der Krimkrieg im Gegensatz zu den anderen Hegemonialkriegen, nicht bis zur gänzlichen Erschöpfung der Rivalen geführt wurde. Er betrifft das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Lagern. So konnte man

[34] Rich, Why the Crimean War, 1985; Simpson, Louis Napoleon, 1960, S. 347; Schroeder, P. W.: The 19 th-Century International System: Changes in the Structure, in: World Politics 39 (1986/87), S. 1-26, hier S. 6; Baumgart, W.: Der Friede von Paris. Studien zum Verhältnis von Kriegsführung, Politik und Friedensbewahrung, München u.a. 1972.

[35] Baumgart, Friede, 1972, S. 64-77 u. S. 258; Zur Kritik an der Politik Buols siehe Friedjung, Krimkrieg, 1911, S. 45f, S. 101ff, S. 108ff; Eckhart, F.: Die deutsche Frage und der Krimkrieg, Berlin 1931, S. 214f; Kaehler, Realpolitik, 1952, S. 443ff, S. 469f; Hösch, Neuere Literatur, 1961, S. 418f.

sowohl im Falle der Napoleonischen als auch der beiden Weltkriege beinahe von einem Gleichgewicht der Kräfte zwischen der jeweiligen Hegemonialmacht und ihren Gegnern sprechen. Im Falle des Krimkrieges konnte aber von einem solchen Gleichgewicht nicht die Rede sein. In den vierzig Jahren seit Napoleons Russlandfeldzug hatte sich das militärische Kräfteverhältnis infolge der industriellen Revolution entscheidend zugunsten des Westens verändert. Dies wurde allerdings vor dem Kräftemessen im Krimkrieg kaum gesehen.

Unmittelbar nach dem Fall von Sewastopol, der die russische Niederlage im Krimkrieg besiegelte, bemerkte Tocqueville, dieser Rückschlag sei für die russische Macht ohne Bedeutung. Russlands Aufstieg werde unaufhaltsam weitergehen. Als Beweis führte Tocqueville die gewaltige russische Expansion im Fernen Osten an, die trotz der Niederlage im Krimkrieg fortgesetzt wurde.[36] Mit Tocqueville stimmen auch viele Historiker von heute überein. Auch Dieter Groh, G. Barraclough und andere meinen, die russische Niederlage im Krimkrieg habe Russlands wirkliche Stärke nur verborgen. Russlands Macht habe dabei keine allzu empfindlichen Einbußen erlitten.[37]

Eine politische Prognose, wie die Tocquevilles, kann man nur begrenzt dem Vorwurf aussetzten, sie habe gewisse, äußerst wichtige Faktoren übersehen, denn das ist bei der Mehrzahl der Prognosen der Fall. Wenn allerdings Historiker, die am Ende eines bestimmten Prozesses stehen, diese Faktoren ähnlich außer Acht lassen, ist dies anders zu bewerten. Im Gegensatz zu der hier geäußerten Meinung, erlebte Russland nach dem Krimkrieg nicht nur einen scheinbaren, sondern einen wirklichen Machtverfall.[38] Die Ausdehnung Russlands in Zentralasien und im Fernen Osten stärkte das Land gegenüber der Westen kaum, weil zur gleichen Zeit auch der Westen eine Periode gewaltiger kolonialer Ausdehnung erlebte. Russlands Machtverfall dauerte, wie Winfried Baumgart

[36] Simpson, M. C. M. (Hg.): Correspondence and Conversations of Alexis de Tocqueville with Nassau William Senior, Band 1-2, London 1872, hier Bd.2, S. 128ff. Siehe dazu auch Wentker, H.: Rußland vor dem Krimkrieg: Die russische Außenpolitik 1853/54 im Urteil des britischen Gesandten George Hamilton Seymour, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 40 (1992), S. 366-380, hier S. 379.

[37] Groh, Rußland, S. 175; Barraclough, G.: Europa, Amerika und Rußland in Vorstellungen und Denken des 19. Jahrhunderts, in: Historische Zeitschrift 203 (1966), S. 280-315; Rich, Why the Crimean war? 1985, S. 4, S. 201.

[38] Siehe dazu Wohlforth, W.: The Perception of Power: Russia in the Pre-1914 Balance, in: World Politics 39 (1986/87), S. 353-381.

mit Recht betont, praktisch bis zum Zweiten Weltkrieg.[39] Erst nach 1945 erinnerte man sich im Westen wieder an die Prognosen Tocquevilles. Der innerlich zerrissene Westen voll sozialer und politischer Spannungen schien nun dem diktatorisch regierten, monolitischen russischen Koloss von neuem unterlegen. Die These vom Versiegen der westlichen Lebenskraft und von der Überlegenheit der russischen Vitalität schien wieder aktuell.

[39] Baumgart, Friede, 1972, S. 249.

Das Fremde als Erfolgsmodell? Die kulturelle Adaption ausländischer Unternehmensinnovationen vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Von Frank E. W. Zschaler

Einleitung

„Man wird aber...", so schrieb der Wirtschaftshistoriker *Werner Sombart* in seinem Buch „Der moderne Kapitalismus", „in der Tat die doppelte Buchhaltung nicht ohne Staunen und Bewunderung betrachten können als eines der kunstvollsten Gebilde des wunderreichen Gestaltungsvermögens der europäischen Menschheit."[1] Wenn es schon verwundert, dass ein für viele Menschen so staubtrockenes Gebiet wie die Buchführung mit überschwänglichen Adjektiven quasi in den Rang einer Kunst erhoben wird, dann erstaunt die Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte dieser bis heute angewandten Methode unternehmerischen Rechnungswesens nicht weniger. Im Jahre 1494 veröffentlichte der Franziskanermönch *Luca Pacioli*, einer der bekanntesten Mathematiker seiner Zeit, in einem Sammelwerk die erste gedruckte Darstellung der doppelten Buchführung. Zunächst als italienische Buchhaltung bekannt, begann *Paciolis* Methode einen einzigartigen Siegeszug durch alle Kontore der Alten Welt. Von den Handelszentren Italiens gelangte sie nach Oberdeutschland, in die Niederlande, nach England, Frankreich, Spanien, Portugal, mit den Ost-Indien-Handelskompagnien schließlich an die Peripherien des damaligen Weltwirtschaftssystems. Die doppelte Buchführung war zwar nicht die erste Unternehmensinnovation, die über wirtschaftsräumliche und kulturelle Grenzen hinweg Verbreitung fand, wohl aber eine der erfolgreichsten. Auch heute, fünfhundert Jahre nach ihrer „Erfindung", wird sie in den Unternehmen dieser Welt im wesentlichen unverändert angewendet. Manchmal vergisst man, dass diese Leistung eine außereuropäische Wurzel hat. Ohne die Erfindung des dezimalen Zahlensystems im dritten vorchristlichen Jahrhundert in Indien, auf dessen Grundlage dort Kalkulationshilfen wie Abakus und später Kontenrahmen entwickelt wurden, ohne

[1] Sombart, W. : Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Zweiter Band. Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Erster Halbband, unveränderter Nachdruck der 2. neugearbeiteten Auflage, München-Leipzig 1916, München 1987, S. 119.

die Übertragung dieser Fertigkeiten nach Europa durch den arabischen Astronomen und Mathematiker *Mohammed ibn Musa al-Khwarizmi* im 9. Jahrhundert und schließlich ohne die Übersetzung seines Hauptwerks durch *Johann von Sevillia* in die lateinische Sprache unter dem Titel *Algoritmi de Numero Indorum* im 12. Jahrhundert wäre die Innovation doppelte Buchführung wahrscheinlich in der uns bekannten Weise gar nicht zustand gekommen.[2]

Lassen Sie mich noch zwei weitere Basisinnovationen aus dem Mittelalter bzw. der Übergangsphase zur Neuzeit nennen, die zunächst in Mittel- und Westeuropa, aber nicht in Osteuropa, schnelle Verbreitung fanden und bis heute quasi Synonyme des modernen Lebens und des effizienten, informierten Menschen sind: die mechanische Uhr und der Buchdruck. Vor der Erfindung der mechanischen Uhr, wahrscheinlich im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts in England oder Italien, vielleicht auch simultan in beiden Gebieten, maßen die Menschen die Zeit mit Wasser-, Sand- und Sonnenuhren. *David Landes* bezeichnet die mechanische Uhr als „die größte Leistung der mittelalterlichen Erfindungsgabe auf dem Gebiet der Mechanik".[3] Sie brachte Ordnung in das private und öffentliche Leben, ermöglichte individuelle und kollektive Zeitregimes und schuf damit das öffentliche Zeitbewusstsein, ohne das beispielsweise Netzwerke und technologische Prozesse nicht koordiniert werden können. Der Buchdruck wurde als Tafeldruck bereits im 9. Jahrhundert in China erfunden. Um 1460 entwickelte *Johannes Gutenberg* das Drucken mit beweglichen Lettern und löste damit eine mediale Revolution aus. Infolge dieser Innovation erschienen allein im deutschen Sprachraum bis Ende des 16. Jahrhunderts 70 bis 90 Millionen Bücher. Für Flugschriften und Zeitungen wurde die neue Technik übernommen, und es entstand ein „mehrgliedriges Informationssystem, in dem die neuen Medien unterschiedliche Aufgaben übernahmen."[4] Damit verloren Informationen an Exklusivität und konnten von jedem, der über die notwendigen Mittel verfügte, auf dem Markt erworben werden. Uhr und Buchdruck haben überall dort, wo sie angewendet wurden, das private und öffentliche Leben grundlegend verändert.

2 Jay, P.: Road to Riches or The Wealth of Man, London 2000, S. 121ff.

3 Landes, D. S.: Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich und die anderen arm sind, Berlin 1999, S. 65. Landes hat über die Bedeutung der Uhr ein vielbeachtetes Buch geschrieben: Revolution in Time and the making of the modern world, Cambridge, Mass. u.a. 1983.

4 North, M.: Von der atlantischen Handelsexpansion bis zu den Agrarreformen 1450-1815, in: North, M. (Hg.): Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Ein Jahrtausend im Überblick, München 2000, S. 115.

Die drei Innovationen doppelte Buchführung, mechanische Uhr und Buchdruck mit beweglichen Lettern haben sich so schnell über die Grenzen ihrer Ursprungswirtschaftsräume verbreitet, dass man glauben könnte, sie wären ungeduldig erwartet worden. Und tatsächlich haben sie, einmal übernommen, auch „in der Fremde" die gleichen positiven Wirkungen entfaltet, wie im Entstehungsraum. Handelt es sich bei Unternehmensinnovationen deshalb um eine Sonderform des Fremden, der man nicht skeptisch bzw. ängstlich gegenübersteht, sondern die man als das erfolgversprechende und deshalb gute Neue begrüßt und schnell übernimmt? Wird hier das Fremde zum Erfolgsmodell? Man könnte den sozial- und kulturwissenschaftlichen Gehalt dieser Fragen auch übergehen und argumentieren, dass die ökonomische Entwicklung immer dann, wenn nötig, entsprechende Innovationen hervorbringe, die auch zu einer Veränderung der sozialen und kulturellen Verfasstheit und damit fast naturnotwendig zur Akzeptanz der fremden Neuerungen führen würden. Gegen diese materialistisch-deterministische Weltsicht, die uns in der Geschichtsphilosophie und ökonomischen Theorie von *Karl Marx* am reinsten entgegentritt[5], hat *Max Weber* eine kultur- und sozialwissenschaftliche Erklärung gestellt. Seine Schrift *Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus*[6], auf die ich noch zurückkommen werde, ist als „Beitrag zu einer soziologischen Modernisierungstheorie..., welche die historische Eigenart des okzidentalen Rationalismus... nachzuspüren" versucht, zu verstehen.[7] Aber auch bei modernen wirtschaftswissenschaftlichen Ansätzen, die vom Marxismus so weit entfernt sind wie der Himmel von der Hölle, besteht zuweilen ein fast rührend anmutender Erklärungsnotstand, wenn das menschliche Verhalten in die verwendeten Modelle eingebaut werden soll. Die Neoklassik geht beispielsweise vom vollständig

5 Marx schreibt z.B. in: *Das Kapital* „An und für sich handelt es sich nicht um den höheren oder niedrigeren Entwicklungsgrad der gesellschaftlichen Antagonismen, welche aus den Naturgesetzen der kapitalistischen Produktion entspringen. Es handelt sich *um diese Gesetze selbst*, um diese mit eherner Notwendigkeit wirkenden und sich durchsetzenden *Tendenzen*. Das industriell entwickeltere Land zeigt dem minder entwickelten nur das Bild der eigenen Zukunft." (Hervorhebungen im Original), in: Marx, K.: Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie. Erster Band, Hamburg 1867, als Band II/5 der Marx-Engels-Gesamtausgabe ediert, Berlin 1983, S. 12.

6 Weber, M.: Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus, Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05 mit einem Verzeichnis der wichtigsten Zusätze und Veränderungen aus der zweiten Fassung von 1920, herausgegeben und eingeleitet von Klaus Lichtblau und Johannes Weiß, 3. Aufl., Weinheim 2000.

7 Lichtblau, K./Weiß, J.: Einleitung, in: Ebd., S. VIII-IX.

informierten, stets rational handelnden und immer nach maximalem Ertrag strebenden Wirtschaftsbürger aus, der selbstverständlich jede Unternehmensinnovation wegen der kostensenkenden, absatz- und gewinnsteigernden Wirkung gerne übernimmt. Diese Verhaltensannahme ist nach Meinung der Neoklassik aber nur dann sinnvoll, wenn sie als eine für Modellbildungen notwendige Simplifizierung verstanden wird.[8] Leider vergessen das gerne einmal populäre Autoren, Politiker, Journalisten und hin und wieder sogar Fachleute, wodurch unrealistische Annahmen über das Verhalten von Wirtschaftssubjekten weitergehenden Schlussfolgerungen zugrundegelegt werden. Den Modell-Wirtschaftsbürger, den stets zweckrationalen *homo oeconomicus*, gibt es im wirklichen Leben gar nicht. Auch im wirtschaftlichen Bereich haben die Menschen unterschiedliche Präferenzen, die gerade von kulturellen und sozialen Faktoren, darunter der Bildung und sozialen Herkunft, sowie ethischen, religiösen und politischen Überzeugungen geprägt werden.[9] Die aus der Neoklassik hervorgegangene Neue Institutionenökonomik umschifft diese Klippe, indem sie methodologischen Individualismus, d.h. die Verschiedenheit der Menschen, die Vielfalt ihrer Präferenzen, sowie unvollkommene individuelle Rationalität voraussetzt,[10] hat aber Probleme mit der Operationalisierung dieses Ansatzes.

Wenden wir uns wieder den noch nicht beantworteten Fragen zu: Unternehmensinnovationen als das Fremde, das nicht Angst, Zweifel oder zumindest zwiespältige Gefühle hervorruft, sondern als Erfolgsmodell begrüßt und genutzt wird? Unsere drei Beispielinnovationen haben sich relativ schnell verbreitet, aber nicht ganz ohne Behinderungen. Die Stadt Florenz verbot im Jahr 1299 die Nutzung des Dezimalsystems mit arabischen Ziffern, weil damit angefertigte Dokumente zu leicht auf Fehler überprüft werden konnten.[11] Die Kirche stand der mechanischen Uhr fast einhundert Jahre lang skeptisch gegenüber, weil sie sich bisher an der natürlichen Zeit mit unterschiedlich langen Stunden orientiert hatte.[12]

8 Darauf verweisen z.B. Hanusch, H./Kuhn, Th., in: Einführung in die Volkswirtschaftslehre, 3. überarb. Aufl., Berlin - Heidelberg 1994, S. 35-39.

9 Auf die Untauglichkeit des Modells vom homo oeconomicus als Menschenbild verweisen Homann, K./Blome-Drees, F., in: Wirtschafts- und Unternehmensethik, Göttingen 1992, S. 92-98.

10 Richter, R./Furubotn, E.: Neue Institutionenökonomik. Eine Einführung und kritische Würdigung, Tübingen 1996, S. 3f.

11 Jay, Road to Riches, 2000, S. 123.

12 Tag und Nacht wurden in je 12 Stunden unterteilt, woraus sich mit Ausnahme des Frühjahrs- und Herbstäquinoktiums unterschiedliche Längen für die Tages- und Nachtstunden ergaben: Im Winterhalbjahr waren die Nachtstunden länger, im Sommerhalbjahr die Tagesstunden. Durch die mechanische Zeitmessung konnte der gesamte Tag in 24 gleichlange Stunden eingeteilt werden.

Vom Buchdruck mit beweglichen Lettern wurde zurecht der Verlust des Informationsmonopols befürchtet, was zeitweise zu Behinderungen durch ehemalige Monopolisten führte.[13]

Das Fremde ist vor allem das Unstete, Unbekannte und deshalb Unsichere. Der Soziologe *Georg Simmel* schrieb bereits am Anfang des 20. Jahrhunderts vom Fremden, „dass er nicht von vornherein in ihn [den räumlichen Umkreis] gehört, dass er Qualitäten, die aus ihm nicht stammen und stammen können, in ihn hineinträgt."[14] Je stärker dadurch das Eigene, d.h. der gewohnte Alltag, in Frage gestellt und verändert wird, um so größer sind Ressentiments und Ängste. Dabei sind die Erwartungen der sozialen Gruppen und Schichten unterschiedlich und können sich je nach den individuellen oder Gruppenerfahrungen ändern. Auch hierzu möchte ich ein Beispiel anführen. Der Import von Arbeitsmaschinen, namentlich von englischen Spinnmaschinen und mechanischen Webstühlen, wurde in der ersten Industrialisierungsphase von kontinentaleuropäischen Pionierunternehmern geradezu mit allen Mitteln betrieben, auch mit illegalen wie Schmuggel und Abwerbung von englischem Bedienungs- und Wartungspersonal. Man versprach sich von den Maschinen eine Verbesserung der Produktqualität, höhere Produktivität, günstigere Kostenstrukturen und schließlich einen höheren Gewinn und gestärkte Marktpositionen gegenüber der Konkurrenz. Die Heimarbeiter in protoindustriellen Textilregionen sahen in den neuen Maschinen aber vor allem eine Bedrohung ihrer eigenen Existenz. Seit den 1820er Jahren wurden auch in den deutschen Staaten Fabriken gestürmt und Maschinen, das bedrohliche Fremde, zerstört: 1821 in Eupen, 1830 in Aachen und Leipzig, 1828 und 1834 in Chemnitz, 1835 in Hamburg, 1838 in Mühlheim an der Ruhr. *Jürgen Kocka* schrieb: „... die Maschine beschäftigte die Phantasie der Menschen nicht nur als Fortschrittssymbol, sondern auch als symbolische Verkörperung bedrohlichen Wandels."[15] Die bekannteste Aktion dieser Art in Deutschland war der schlesische Weberaufstand im Juni 1844. Die Maschinenspinnerei hatte in Schlesien viele bisherige Heimspinner arbeitslos gemacht und in die noch nicht mechanisierte Leinenweberei gedrängt, was zu einem Überangebot an Arbeitskräften in

13 Landes, Wohlstand und Armut, 1999, S. 64, S. 69.

14 Simmel, G.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Leipzig 1908, S. 685.

15 Kocka, J.: Arbeitsverhältnisse und Arbeiterinteressen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990, S. 279.

diesem Bereich und fallenden Preisen für Leinenstoffe führte. Die Realeinkommen der Weber sanken unter das Existenzminimum, die Lebenslage wurde als elend und ausweglos empfunden. Aber auch im Baumwollgewerbe verschlechterte sich die Situation der Weber. In den Industriedörfern Peterswaldau und Langenbielau im Eulengebirge entlud sich die anfängliche Ohnmacht in einer aggressiven Revolte: Fabrikantenvillen wurden gestürmt und die Einrichtungen zerschlagen, Kontenbücher zerrissen oder verbrannt, Maschinen zerstört. Der Aufstand wurde nach zwei Tagen vom preußischen Militär blutig niedergeschlagen.[16] *Heinrich Heine* schrieb in seinem berühmten Weber-Gedicht: „Ein Fluch dem falschen Vaterlande, Wo nur gedeihen Lüg' und Schande, Wo nur Verwesung und Totengeruch – Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch. Wir weben! wir weben!"[17] Negativer konnte die Bewertung gar nicht mehr sein.

Ich vertrete dennoch die These, dass ausländische Unternehmensinnovationen als Fremdes ein Erfolgsmodell sind, unter der Voraussetzung ihrer kulturellen Adaption, d.h. der Anpassung an die kulturellen, auch religiösen, politischen und anderen Eigenarten des übernehmenden Wirtschaftsraumes. Nur dadurch kann die Angst vor dem Unsteten, Unbekannten und Unsicheren, die dem Fremden innewohnt, überwunden und das Potential der übernommenen Innovationen erschlossen und genutzt werden. Um diesen Gedanken zu erläutern, werde ich nach einigen Grundlagen der Innovationstheorie drei Beispiele aus der Wirtschaftsgeschichte bringen und abschließend Schlussfolgerungen zur Rolle des Fremden in der Wirtschaft ziehen.

Innovationen als Motor der Wirtschaft

Im Jahr 1912 hat *Joseph A. Schumpeter*, der „Vater" der Innovationstheorie, die Innovationen schöpferischer Unternehmer als Motoren der wirtschaftlichen Entwicklung bezeichnet.[18] Es gehört heute gewissermaßen zum kleinen Einmaleins der Betriebswirtschaftslehre, dass unternehmerischer Erfolg auf Dauer nur durch Innovation, d.h. durch die Überführung von Erfindungen und anderen nützlichen Ideen in eine erfolgreiche praktische Anwendung, zu sichern ist.[19] Eben nicht die Erfindung an sich, sondern ihre erfolgreiche praktische Anwendung ist die Innovation. Ich möchte als Beleg ein Beispiel aus der Technikgeschichte anführen: Das Prinzip der Dampfmaschine wurde bereits 1698 von *Thomas Savery* entdeckt, aber erst 70 Jahre später entwickelte *James Watt* eine Dampfmaschine, die wegen ihrer guten Brennstoffausnutzung im verarbeitenden Gewerbe eingesetzt werden konnte. Fünfzehn weitere Jahre vergingen, bis *Watt* die Rotationsmaschine als Antriebsaggregat für Arbeitsmaschinen erfand, die zu einer Basisinnovation der Industrialisierung wurde.[20]

Innovationen sind aber nicht nur rein technische Prozesse: *Erstens* gehört neben der Einführung neuer Produkte und Produktionsmethoden auch die Erschließung neuer Absatzmärkte und Bezugsquellen, sowie die Durchführung von Neuorganisationen dazu, z.B. die doppelte Buchführung oder andere Managementmethoden bzw. -instrumente.[21] *Zweitens* wird über Erfolg oder Misserfolg von Innovationen auf den Märkten entschieden. Die kreative Phase von Innovationsprozessen ist deshalb nicht auf die technische Forschung und Entwicklung beschränkt, obwohl diese Potentiale außerordentlich wichtig sind. *Drittens* schließlich schafft nur eine umfassende Innovations*kultur* Vertrauen und damit mehr Lust auf Neues.[22] Lust auf Neues ist deshalb notwendig, weil Innovation von Kreativität abhängt, die ihrerseits Freiräume, Flexibilität und eher informelle statt hierarchische Organisationsstrukturen erfordert. Fehlende Innovationskultur wirkt als Innovationsbarriere, d.h. sie verzögert bzw. verhindert die Entwicklung von Innovationen. Weitere Barrieren ergeben sich z.B. aus dem Bildungsniveau und Wissensstand, den technischen Fertigkeiten, der Faktorausstattung, der Qualität von Infrastruktursystemen etc.

16 Wehler, H.-U.: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band. Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution" 1815-1845/49, München 1987, S. 654ff. Der Schlesische Weberaufstand wurde bereits nach wenigen Tagen zu einem Mythos und entsprechen den politischen Überzeugungen unterschiedlich gedeutet. Die DDR hielt sogar die überlieferten preußischen Akten unter Verschluss, um eine Neuinterpretation der Ereignisse zu verhindern. Vgl. dazu: Hodenberg, Ch. v.: Aufstand der Weber. Die Revolte von 1844 und ihr Aufstieg zum Mythos, Bonn 1997.

17 Heine, H.: Die armen Weber, 4. Strophe in der Fassung der Erstveröffentlichung im Pariser „Vorwärts" vom 10. Juli 1844, in: Victor, W. (Hg.): Heine. Ein Lesebuch für unsere Zeit, Berlin u.a. 1972, S. 13.

18 Vgl. Schumpeter, J. A.: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Leipzig 1912. Dazu auch: Söllner, F.: Die Geschichte des ökonomischen Denkens, Berlin u.a. 1999, S. 283ff.

19 Little, A. D. (Hg.): Management von Innovation und Wachstum, Wiesbaden 1977, S. 155.

20 Landes, Wohlstand und Armut, 1999, S. 206.

21 Vgl. Little, Management von Innovation, 1977, S. 31.

22 Schultz-Wild, L./Lutz, B.: Industrie vor dem Quantensprung. Eine Zukunft für die Produktion in Deutschland, Berlin – Heidelberg 1997, S. 78.

Mikroökonomisch kann man die Innovationsneigung mit dem *Kantzenbach*-Modell[23] unter der Annahme des vollständig informierten rationalen Individuums folgendermaßen erklären: Sie ist umso stärker, je länger die durch die Innovation möglichen Gewinnspielräume genutzt werden können und je größer die Verluste für den Fall sind, dass ein anderes Unternehmen innovativer ist.[24]

Die raum-zeitliche Ausbreitung von Innovationen, man verwendet dafür den Begriff *Diffusion*, wird in der Regel in vier Phasen eingeteilt: Initialphase - die Innovation wird im Markt eingeführt, Expansionsphase - die Nachfrage nimmt schnell zu, Verdichtungsphase - die Innovation hat bereits eine große Verbreitung erreicht und die Zuwachsraten beginnen zu sinken, Sättigungsphase - fast alle potenziellen Nachfrager haben das innovative Gut bzw. die innovative Leistung bereits erworben.

Von der wirtschaftsgeographischen Innovations- und Diffusionsforschung wird die Diffusion mit zwei unterschiedlichen Ansätzen erklärt: *Erstens* breiten sich Innovationen aufgrund persönlicher Kontakte aus, d.h. mit zunehmender Entfernung vom Innovationszentrum nimmt die Verbreitung einer Innovation ab (Nachbarschaftsthese); *zweitens* breiten sie sich mittels hochentwickelter Kommunikationssysteme entlang der Hierarchie des zentralörtlichen Systems aus (Hierarchiethese). Die Theorie der zentralen Orte wurde von dem Geographen *Walter Christaller* Anfang der 1930er Jahre entwickelt. [25] Nach Zahl und Reichweite der angebotenen zentralen Güter ordnet er städtische Siedlungen in ein hierarchisches System von Zentralitätsgraden ein, d.h. in Orte höchster bis niederster Zentralität.[26] Die Diffusionstheorie nimmt nun an, dass sich Innovationen vom Innovationszentrum ausgehend zunächst in den Orten höchster Zentralität ausbreiten und von dort die zum System dieses Ortes gehörenden Orte niederer Zentralität und ihre Ergänzungsgebiete erreichen.

Diffusionen werden von verschiedenen äußeren Faktoren beeinflusst: von den sozialen und ökonomischen Rahmenbedingen, der Bereitschaft

[23] Vgl. Kantzenbach, E.: Die Funktionsfähigkeit des Wettbewerbs, 2. durchgesehene Auflage, Göttingen 1967.

[24] Feess, E.: Mikroökonomik. Eine spieltheoretische und anwendungsorientierte Einführung, Marburg 1997, S. 454-458.

[25] Christaller, W.: Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen, Erlangen 1933.

[26] Eine ausführliche Erläuterung der Theorie der zentralen Orte gibt Kiesewetter, H.: Region und Industrie in Europa 1815-1995, Stuttgart 2000, S. 77-90.

des Einzelnen zum Gebrauch der Innovation und, was für unser Thema besonders wichtig ist, von den Innovationsbarrieren vergleichbaren Diffusionsbarrieren. Sie verhindern die Ausbreitung einer Innovation. Man kann natürliche Barrieren, z.B. Meere, Gebirge und Wüsten, von kulturellen, sprachlichen, politischen, religiösen und psychologischen unterscheiden.[27]

Für meine Fragestellung ergibt sich daraus folgendes: Innovation und Diffusion benötigen Gesellschaften, in denen ein bestimmtes Maß an individueller Freiheit entwickelt ist, deren kulturelle Verfasstheit Aufgeschlossenheit gegenüber dem Neuen ermöglicht, deren religiöses Denken dem diesseitigen Leben mehr Bedeutung beimisst als die eines lästigen Durchgangsstadiums auf dem Weg zum jenseitigen Heil, die schließlich nicht das Fremde *per se* als Bedrohung empfinden. Außerdem benötigt man Menschen, die zwar nicht dem *homo oeconomicus*-Modell entsprechen, aber dennoch notwendige Fähigkeiten zur wirtschaftlichen Aktivität besitzen. Ich möchte mich dabei auf den Wirtschaftsethiker *Karl Homann* beziehen, der die „Bestimmungen zu diesem impliziten Menschenbild der Ökonomik" folgendermaßen definiert: „(1) Der Mensch kann kalkulieren und planen, er hat in diesem Sinne Vernunft. (2) Der Mensch hat - innerhalb bestimmter Restriktionen - eine ökonomisch relevante Entscheidungsfreiheit. (3) Er hat individuelle Bedürfnisse, Präferenzen, Interessen. (4) Er ist ein soziales Wesen, ein Wesen, das sich in seinem Verhalten am Verhalten anderer orientiert. (5) Er ist in der Lage, sein Verhalten auch durch moralische Normen, Ideale zu steuern."[28]

Schauen wir uns nun drei Beispiele für gelungene und nichtgelungene kulturelle Adaption ausländischer Unternehmensinnovationen an.

Überwindung von Innovations- und Diffusionsbarrieren als Voraussetzung für wirtschaftliche Entwicklung

Das Fremde übt seit Urzeiten eine zwiespältige Wirkung auf die Menschen aus. Einerseits skeptisch beobachtet, wird es andererseits manchmal als das großartige, erstrebenswerte, märchenhafte Außergewöhnliche begehrt. Bereits die ägyptischen Pharaonen schickten Handelsflotten und Karawanen, um Öle und andere Luxusgüter, die man nicht selber herstellen konnte, aus Vorderasien und den sagenhaften Reichen im Süden zu

[27] Innovations- und Diffusionsforschung, in: Gabler-Wirtschafts-Lexikon, Bd. 5 I-K, 14. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden 1997, S. 1902f.

[28] Homann/Blome-Drees, Wirtschafts- und Unternehmensethik, 1992, S. 97f.

holen.[29] Römische Fernhändler brachten Edelsteine, Salben, Seiden, Duftstoffe, Kunstgegenstände und weitere von der Oberschicht begehrte Güter vom arabischen Meer, aus Indien und China nach Europa.[30] Venezianische Kaufleute erwarben im Mittelalter in den Handelsmetropolen der Levante die Waren aus dem sagenhaften Asien und verkauften sie gewinnbringend an die Reichen und Mächtigen des Abendlandes. Noch im Jahr 1701 ließ ein sächsischer Kurfürst und polnischer König[31] ein Kaffeeservice aus purem Gold herstellen und so emaillieren, dass es wie wertvolles chinesisches Porzellan aussah. Aber zu dieser Zeit hatte sich schon vieles geändert. Um 1670 verbreitete sich in ganz Europa die Kunst, Seidenfäden zu zwirnen, sie war vorher nur in Italien bekannt gewesen. Obwohl chinesische Stoffe nach wie vor als besonders wertvoll galten, war damit ein Innovationsmonopol endgültig gebrochen, die Diffusion schritt schnell voran. Gleiches gilt für das Porzellan, dessen Produktionstechnologie *Johann Friedrich Böttger* 1706 enträtselte. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts wurden Westeuropa und das westliche Mitteleuropa sowie die nordamerikanischen Neuenglandstaaten zu den Innovationszentren der Welt. Das sagenhafte Asien verlor seinen Glanz, der Drache war abgestürzt.

1. Der Absturz des Drachens

In der 1873 erschienenen fünften Auflage von *Ungewitters* weit verbreiteter Erdbeschreibung können wir lesen: „Die Porzellanfabrikation ist in China einheimisch; die Buchdruckkunst, in der Form des Tafeldrucks, war schon im 10. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung in Gang. Auch den Kompass kannten die Chinesen lange vor den Europäern. Die feinsten Gewebe aus verschiedenen Stoffen werden ohne Anwendung von Maschinen verfertig; in manchen Kunstwerken sind die Chinesen nicht erreicht. Indessen hält sich doch die Gewerbstätigkeit seit langem innerhalb bestimmter Grenzen und auf einer Stufe. Die Eröffnung des Landes für Europäer und Amerikaner muss daher entweder die chinesische Industrie zum Fortschritte drängen oder einen teilweisen

[29] Vgl. Sellnow, I. u.a.: Weltgeschichte bis zur Herausbildung des Feudalismus. Ein Abriss, Berlin 1977, S. 197.

[30] Martino, F. de: Wirtschaftsgeschichte des alten Rom, München 1991, S. 356f.

[31] *Friedrich August I.* (1670-1733), Kurfürst von Sachsen seit 1696, als *August II.* seit 1697 König von Polen, gen. *der Starke*.

zum Fortschritte drängen oder einen teilweisen Verfall derselben herbeiführen."[32]

Man kann die Reihe chinesischer Innovationen noch ergänzen: Im Reich der Mitte wurden die ersten großen, seetüchtigen Handelsschiffe gebaut, denen gegenüber sich hansische Koggen wie Nussschalen ausnahmen; man beherrschte die Kunst, hochpräzise astronomische Wasseruhren zu bauen; seit dem 11. Jahrhundert war das Schwarzpulver bekannt; am Ende des 11. Jahrhunderts wurde mit Kohle und Koks Roheisenerz verhüttet, was zu einer geschätzten jährlichen Roheisenproduktion von ca. 125.000 Tonnen geführt haben soll; bereits im 12. Jahrhundert kann man die Existenz von wasserbetriebenen Hanfspinnmaschinen nachweisen.[33] Aber der Fernhandel wurde unter der Ming-Dynastie verboten und die großen Schiffe zerstört. Die astronomischen Uhren wurden dem Verfall preisgegeben, die Spinnmaschinen niemals im baumwollverarbeitenden Gewerbe eingesetzt. Die Eisenverhüttung gab man einfach auf. Die Industrialisierung Chinas brach also zusammen, bevor sie überhaupt beginnen konnte. Ursachen dafür waren vor allem kulturelle Innovations- und Diffusionsbarrieren: Im chinesischen Reich fehlten ein freier Markt und die Rechtsinstitution des Privateigentums, d.h. der Staat konnte sich ständig in die private Sphäre einmischen, private Gewinne abschöpfen, lukrative Unternehmen enteignen, Preise manipulieren und bestimmte Geschäftsbereiche sogar ganz verbieten. Die Allgewalt des Staates äußerte sich in vielen ausgefeilten Vorschriften für alle Bereiche des täglichen Lebens, in der Macht der Zensur, die Publikationen ohne staatliche Zustimmung praktisch ausschloss, im Monopol auf das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen. Auch das Wertesystem der Gesellschaft, das z.B. Frauen von der Teilnahme am öffentlichen Leben ausschloss, konterkarierte den Erfindungsreichtum der Chinesen. Die Unfreiheit und Unbeweglichkeit der chinesischen Gesellschaft hat, wie der Soziologe *Entienne Balazs* schreibt, „jede Innovation, jede nicht im voraus angeordnete und abgesegnete Initiative verdächtig gemacht, ist dem Geiste des freien Forschens abträglich."[34] Deshalb, so *Landes*, durften und konn-

[32] Dr. F. H. Ungewitter's neueste Erdbeschreibung und Staatenkunde, oder geographisch-statistisch-historisches Handbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Gestaltung Deutschlands, 5., vermehrte und verbesserte Auflage, 2. Ausgabe, durch Neudruck und Nachtrag bis auf die jüngste Zeit berichtigt und ergänzt, bearbeitet von Georg Wilhelm Hopf, 2. Bd., Dresden 1873, S. 445.

[33] Landes, Wohlstand und Armut, 1999, S. 69ff.

[34] Balazs, E.: La bureaucratie céleste. Recherches sur l'économie et la société de la Chine traditionnelle, Paris 1968, S. 22f.

ten Innovationen nur „bis zu einem bestimmten Punkt voranschreiten, und dann war Schluss."[35] Hinzu kamen natürliche Barrieren, auf die *Hubert Kiesewetter* verweist: „So soll etwa in der Zeit von 108 v.Chr. bis 1911 fast jedes Jahr mindestens eine chinesische Provinz aufgrund von Dürren oder Überschwemmungen von schrecklichen Hungersnöten heimgesucht worden sein." Die hohe Sterblichkeit hatte eine hohe, z.T. ansteigende Geburtenrate zur Folge, die wiederum zu einem Rückgang der Einkommen pro Familienmitglied führte. Innovationen in die Bildung des Humankapitals blieben deshalb auf einem bescheidenen durchschnittlichen Niveau.[36]

Nach Europa diffundierten chinesische Innovationen auf indirektem Weg. Die weite Entfernung und die beschwerliche, risikoreiche Reise auf dem Land- oder Seeweg begrenzte die direkte Kommunikation während des Mittelalters und der beginnenden frühen Neuzeit auf einige wenige Abenteurer. Ebenso restriktiv wirkte sich die Abschottung Chinas von fremden Einflüssen aus: Der Fremde war dort nicht willkommen, schon gar nicht, wenn er wissen wollte, mit welchen Technologien lukrative chinesische Exportgüter hergestellt wurden. Deshalb vergingen z.T. Jahrhunderte zwischen der chinesischen Innovation und ihrer Diffusion nach Europa. Und in den meisten Fällen, vielleicht - abgesehen vom Schwarzpulver - sogar in allen, handelte es sich um Nach- bzw. Neuerfindungen, weil die Ursprungstechnologien unbekannt blieben.

Warum war man in Europa so viel innovationsfreudiger? Europa, das war kein homogenes Gebilde, sondern ein politischer Flickenteppich, auf dem viele Staaten existierten. Kein Fürst war in der Lage, allen Europäern seine Vorstellungen aufzuzwingen. Sogar wenn er im eigenen Land zu restriktiv wurde, konnten sich die betroffenen Gruppen durch Auswanderung entziehen. Man erinnere nur an die Hugenotten. So eine Möglichkeit bestand im chinesischen Großreich nicht.[37] Bereits darin lag ein Freiheitspotential begründet, das sich mit anderen kulturellen Faktoren zu einem günstigen Innovations- und Diffusionsklima verband. Schon lange vor der Reformation hatte sich die Haltung der Kirche gegenüber Kaufleuten gewandelt, deren Ansehen seit dem 12. Jahrhundert zunahm. Aus der jüdisch-christlichen Tradition kommende Vorstellungen, wie die Achtung der Handarbeit, die Unterwerfung der Natur unter den Menschen und ein linearer Zeitbegriff[38] prägten die europäische Kultur genauso, wie Humanismus, Reformation und Aufklärung. Aus dieser Mischung entstand der „Geist des Kapitalismus", den *Weber* aus der Prädestinationslehre des Calvinismus und der anderen puritanischen Bewegungen erklärt,[39] und den *Sombart* so beschreibt: „Auf allen Gebieten des menschlichen Lebens ringt dieser neue ‚unternehmende' Geist sich zur Herrschaft durch. Im Staate vor allem: da heißt sein Ziel: erobern, herrschen. Aber ebenso gut wird er in der Religion, in der Kirche lebendig: hier will er befreien, entfesseln; in der Wissenschaft: hier will er enträtseln; in der Technik: da will er erfinden; auf der Erdoberfläche: da will er entdecken. Dieser selbe Geist beginnt nun auch das Wirtschaftsleben zu beherrschen. Er durchbricht die Schranken der auf geruhsamer Genügsamkeit aufgebauten, sich selbst im Gleichgewicht haltenden, statischen, feudal-handwerksmäßigen Bedarfsdeckungswirtschaft und treibt die Menschen mit Wirbel in die Erwerbswirtschaft hinein."[40]

Derweilen träumte der *Sohn des Himmels* in der *Verbotenen Stadt* den Traum vom unendlichen Reichtum Asiens, während um ihn herum aus einem mächtigen Reich ein unterentwickeltes Land geworden war.

2. Die Reize der „Alten Dame"

Die *Bank von England* wurde im Jahr 1694 durch königliche Charta in der Rechtsform einer Aktiengesellschaft errichtet, um den Krieg gegen *Louis XIV.* zu finanzieren. Danach war sie als private Bank in der Notenemission, im Staatskredit und in geringerem Umfang auch im Firmen- und Privatkundenbereich engagiert. Währungspolitisch und volkswirtschaftlich wurde sie bedeutsam, weil sie die britischen Edelmetallreserven verwaltete und ihre Banknoten in London, dem Macht-, Wirtschafts-

35 Landes, Wohlstand und Armut, 1999, S. 74.

36 Kiesewetter, H.: Das einzigartige Europa. Zufällige und notwendige Faktoren der Industrialisierung, Göttingen 1996, S. 17f.

37 Ebd., S. 45-51.

38 Landes, Wohlstand und Armut, 1999, S. 75f.

39 „An Stelle der demütigen Sünder, denen Luther, wenn sie in reuigem Glauben sich Gott anvertrauen, die Gnade verheißt, werden jene selbstgewissen ‚Heiligen' gezüchtet, die wir in den stahlharten puritanischen Kaufleuten jenes heroischen Zeitalters des Kapitalismus und in einzelnen Exemplaren bis in die Gegenwart wiederfinden. Und andererseits wurde, um jene Selbstgewissheit zu *erlangen*, als hervorragendstes Mittel *rastlose Berufsarbeit* eingeschärft. Sie und sie allein verscheuche den religiösen Zweifel und gebe die Sicherheit des Gnadenstandes." (Hervorhebungen im Original), in.: Weber, Die protestantische Ethik, S. 71.

40 Sombart, Der moderne Kapitalismus. Erster Band. Einleitung - Die vorkapitalistische Wirtschaft - Die historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus. Erster Halbband, S. 328.

und Finanzzentrum eines Weltreichs, bestimmend waren.[41] *The Old Lady of the Threadneedle Street – Die Alte Dame der Nähnadel Straße*, wie die *Bank von England* auch genannt wird, war und ist die Mutter der Zentralbanken dieser Welt.[42] Als erste Emissionsbank weltweit führte sie 1717 die Golddeckung ihrer Banknoten ein. Durch die *Peel*'sche Bankakte erhielt sie 1844 das Notenprivileg für England und Wales. Mit der Errichtung eines auf Gold gegründeten internationalen Währungssystems in den 1870er Jahren wurde die *Bank von England* Vorbild aller Zentralbanken, sie war uneingeschränkte Herrscherin über den Finanzplatz London und garantierte bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, mit dem der Goldstandard zusammenbrach, die Stabilität des Weltwährungssystems. Die Reize der „Alten Dame" waren enorm.

Der *erste* Reiz bestand in der nahezu vollständigen Unabhängigkeit von der Regierung bzw. anderen politischen Einflüssen. Es gab keine staatliche Bankenaufsicht über die *Bank von England*, kein staatliches Mitspracherecht bei der Wahl der Direktoren und auch kein Vetorecht gegen Entscheidungen. Die einzige Möglichkeit wäre eine Charta-Änderung gewesen, die aber im 19. Jahrhundert nicht im Sinne höheren Staatseinflusses vorgenommen wurde.[43] Erst im Jahr 1946 wurde die Bank in Staatseigentum überführt. Der *zweite*, damit eng zusammenhängende Reiz ergab sich aus der Deckungsregel für die Landeswährung.

Im Gegensatz zu anderen Staaten, die auf Gold- und Silber gestützte, sogenannte bimetallische, Währungssysteme besaßen, war Großbritannien, wie bereits erwähnt, schon am Anfang des 18. Jahrhunderts zum Goldstandard übergegangen. Der Aufstieg zur führenden Wirtschafts- und Handelsmacht infolge der Industrialisierung erhöhte die Bedeutung des Finanzplatzes London enorm. Für die mit den britischen Inseln Handel treibenden Staaten wurde der Goldstandard eine Alternative zu den einheimischen bimetallischen Währungen. Sein Vorteil bestand, kurz gesagt, in der langfristigeren Preisstabilität des Währungsmetalls Gold gegenüber dem Silber, wodurch das Inflationsrisiko faktisch verschwand. Der völlige Ersatz des Silbers für Münzen kleiner Stückelung durch Kupfer, Bronze oder Legierungen war auch in Großbritannien erst nach der Erfindung dampfgetriebener Prägewerke möglich, mit denen die britische Münze ab 1816 ausgerüstet wurde.[44]

Als erster Staat des europäischen Festlandes ging Portugal 1854 zum Goldstandard über. Die Einführung der Mark als reine Goldwährung im Deutschen Reich löste Anfang der 1870er Jahre einen Sog aus: schnell schlossen sich andere europäische Staaten direkt, oder indirekt über die Bindung der Landeswährungen an Goldwährungen, dem neuen System an. Die Vereinigten Staaten hatten seit 1879 eine reine Goldwährung. Auch Russland, Japan, Ceylon, Siam, Argentinien, Peru, Mexiko und Uruguay gingen bis Ende des 19. Jahrhunderts zum Goldstandard über. Dabei ist interessant, dass in keinem Fall das britische Währungssystem völlig kopiert wurde. Zwar waren die beteiligten Zentralbanken nach englischem Vorbild in der Regel Privatinstitute, aber auch dabei gab es Ausnahmen: Die *Bank von Finnland*, die *Schwedische Reichsbank* und die *Russische Reichsbank* befanden sich in Staatsbesitz. Das verbindende Element und damit die grundlegende Innovation im Zentralbankbereich bestand in der unabhängigen Stellung dieser Institute und ihrer strikten Stabilitätspolitik. Obwohl politische Einflüsse von den Zentralbanken der Goldstandardzeit nicht völlig fern gehalten werden konnten, gelang es ihnen, die beteiligten Währungen vor einer politischen Instrumentalisierung zu schützen und die Konvertibilität als Stabilitätsvoraussetzung des Gesamtsystems zu erhalten. Das setzte aber „ein geistiges Klima voraus, in dem die Regierungen der Stabilität ihrer Währungen und der Wechselkurse eine absolute Priorität einräumten."[45] Genauso wichtig war die Kooperationsbereitschaft der Zentralbanken, die mit der Zeit gemeinsame „Spielregeln" für das internationale Währungssystem entwickelten und sich bei Krisenanzeichen gegenseitig kreditierten. Völlig verschieden war z.B. die Mindestreservepolitik. Finnland, Japan, Norwegen und Russland übernahmen von der *Bank von England* das sogenannte Treuhandsystem, nach dem für einen bestimmten Banknotenbetrag keine Golddeckung, sondern eine Deckung durch Staatsanleihen möglich war. Die darüber hinausgehende Geldmenge musste dann aber zu 100 Prozent goldgedeckt sein. Die Schweiz, Belgien und andere Staaten legten die Deckung eines bestimmten Prozentsatzes der Geldmenge durch Gold und Devisen fest, meist 35 oder 40 Prozent. Im Deutschen Reich bestand eine Mischform aus beiden Systemen.[46]

41 Steinke, K.: Die Internationalisierung britische, französischer und deutscher Kreditinstitute aus historischer Sicht: Von der industriellen Revolution bis zu Gegenwart, Frankfurt/M. 2000, S. 23.

42 Die 1668 aus der 1656 gegründeten *Stockholms Banco* hervorgegangene *Schwedische Reichsbank* ist zwar älter, hat aber keine vergleichbare Bedeutung erlangt. Vgl. Hultman, I.: Die Centralnotenbanken Europas. Hauptzüge ihrer Organisation und Wirksamkeit, Berlin 1912, S.102.

43 Ziegler, D.: Das Korsett der „Alten Dame". Die Geschäftspolitik der Bank of England 1844 - 1913, Frankfurt/M. 1990, S. 11f.

44 Eichengreen, B.: Vom Goldstandard zum Euro. Die Geschichte des internationalen Währungssystems, Berlin 2000, S. 21-68.

45 Ebd., S. 22.

46 Ebd., S. 43f.

Mit dem Erstarken des Nationalismus zerbrach der politische Konsens für die Beibehaltung der englischen Innovation. Die Geld- und Währungspolitik wurde zu einem Instrument der Regierungen, für die Verwirklichung ihrer Politik Liquidität auch ohne Deckung bereit zu stellen. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zerbrach der Goldstandard, die „Alte Dame" verlor ihre Reize. Schnell wachsende Geldmengen, Inflationen und Währungsreformen prägten die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mit der Liberalisierung der westlichen Staaten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konnte durch die Bretton Woods-Vereinbarungen von 1944 für fast dreißig Jahre ein neues Weltwährungssystem geschaffen werden. Die seit Mitte der 1980er Jahre einsetzende Globalisierung und die Einführung einer Europäischen Währungsunion haben das Interesse an unabhängiger, strikt stabilitätsorientierter Zentralbankpolitik, eben an den Reizen der „Alten Dame", wieder erhöht.

3. Das Aufblühen der Chrysantheme

Zu Beginn der 1870er Jahre reisten 100 Japaner im Auftrag ihrer Regierung nach Europa und Nordamerika. Wenige Jahre zuvor, 1868, war das vormoderne Lehnsystem des *Shogunats* durch einen Staatsstreich von oben beseitigt und die jahrhundertlange Selbstisolation des Landes beendet worden. Bei der Modernisierung von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft wollten die neuen Machthaber von den industrialisierenden westlichen Staaten lernen. Die Studiengruppe bereiste Belgien, das Deutsche Reich, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Russland und die Vereinigten Staaten. Man studierte Verfassungen, Gesetze, politische Institutionen, Bildungssysteme, Infrastruktursysteme, Technik, Industrie und Landwirtschaft. 59 Japaner immatrikulierten sich in von ihrer Regierung bestimmten Fachrichtungen an westlichen Universitäten. Diese Gruppe, die von der deutschen Verwaltungsorganisation und der britischen Industrie besonders beeindruckt war, setzte in Japan den politischen Willen zum Aufbau eines modernen Industriestaates durch.

Die traditionellen Wirtschaftseliten standen dieser Idee zunächst abwartend bis ablehnend gegenüber.[47] Für die Weiterführung der Modernisierung wurde eine Verbindung der ausländischen Innovationen mit der japanischen Kultur, Gedankenwelt und Lebensweise notwendig. Beispielsweise hielt die Regierung bei der Umgestaltung des Steuersystems zunächst an der Grundbesteuerung als Hauptsteuer fest. Sie wurde aber

[47] Hentschel, V.: Wirtschaftsgeschichte des modernen Japans 1. Die japanische Industrialisierung. Voraussetzungen, Grundlagen, Durchsetzung (1600-1929), Stuttgart 1988, S.51f.

im Unterschied zur *Shogunats*-Zeit landeseinheitlich geregelt und musste geldlich, also nicht mehr naturell, beglichen werden. Dadurch erhielt der landwirtschaftliche Warenhandel einen Entwicklungsanstoß, die Kapitalbildung bei den Händlern nahm zu. Um das Interesse am unternehmerischen Engagement zu wecken, eröffnete der Staat zunächst im Textilgewerbe Musterunternehmen, die mit importierten Maschinen und ausländischen Ingenieuren zu arbeiten begannen. Diese Unternehmen wurden vor allem nach dem *Zaibatsu*-Modell privatisiert, d.h., die staatlichen Unternehmen erhielten die Rechtsform von Aktiengesellschaften, der Aktienbesitz gelangte aber fast vollständig an je einen Familienclan. Die *Mitsui*-Familie, das Familienoberhaupt war Sakebauer, Geldverleiher und Händler, besaß Bekleidungsgeschäfte in einigen japanischen Großstädten. Weil sie der Reformregierung mehrmals bei Geldproblemen geholfen hatten, wurden an ihre Mitglieder die ersten Aktiengesellschaften verkauft. Auf diese Weise entstand der *Mitsui-Zaibatsu*, der erste japanische Konzern. Eine vergleichbare Gründungsgeschichte hatten die Großunternehmen *Mitsubishi*, *Yasuda*, *Furukawa*, *Okura*, *Fugita*, *Kawasaki* und *Asano*.[48] Die Geschichte des japanischen Unternehmertums ist also eng mit der traditionellen Sozialstruktur der Gesellschaft verknüpft. Daraus entstand die bis heute bestehende Verbindung von Modernität und Tradition, die sich vom westeuropäisch-nordamerikanischen Unternehmertyp stark unterscheidet. Am deutlichsten kommt sie in dem erst nach der Asienkrise der späten 1990er Jahre aufgeweichten Senioritätsprinzip, dem Herrschafts-, Achtungs- und Kompetenzanspruch durch Lebensalter, zum Ausdruck. Ebenso haben sich in der Vermittlungsrolle des bis heute mächtigen Wirtschaftsministeriums (*MITI*) und der im Vergleich zu Westeuropa und Nordamerika geringeren Verrechtlichung wirtschaftlicher Aktivitäten - man zieht ein fallweises Sich-Verständigen vor - Elemente traditioneller japanischer Kulturformen erhalten.[49]

Der Staat schuf seit den 1870er Jahren mit der gesetzlichen Garantie des Eigentums und der Kodifizierung eines modernen Wirtschaftsrechts, der Einrichtung von Post- und Telegrafennetzen, dem Bau von Eisenbahnverbindungen zwischen den wichtigsten Entwicklungszentren, der Gründung der *Bank von Japan* als Zentralbank nach dem Vorbild der *Bank von England*, dem Aufbau eines an deutschen Erfahrungen orientierten höheren Bildungswesens und weiteren Initiativen die Rahmenbe-

[48] Krupp, H.: Zukunftsland Japan. Globale Evolution und Eigendynamik, Darmstadt 1996, S. 37f.

[49] Ebd. S. 405f.

dingungen für industrielle Entwicklung. 1889 führte Japan eine Verfassung nach dem Vorbild der deutschen Reichsverfassung von 1871 ein.

Der wirtschaftliche Strukturwandel ging beim Sozialprodukt relativ schnell voran: Während 1885 noch 43 Prozent des Bruttoinlandsprodukts in der Landwirtschaft, 12 Prozent in der gewerblichen Wirtschaft und 45 Prozent im Dienstleistungssektor erzeugt wurden, waren es 1906 bereits 34 zu 19 zu 47 und 1931 21 zu 45 zu 34. Bei den Beschäftigten sehen diese Werte wegen des Produktivitätsrückstandes der Landwirtschaft anders aus: 1885 arbeiteten 71 Prozent der Beschäftigten in der Landwirtschaft und 29 Prozent in der gewerblichen Wirtschaft und den Dienstleistungen. 1906 waren noch 65 Prozent in der Landwirtschaft, 16 Prozent in der gewerblichen Wirtschaft und 19 Prozent in den Dienstleistungen tätig. 1931 hatte die Landwirtschaft einen Beschäftigtenanteil von 50 Prozent, die gewerbliche Wirtschaft von 26 Prozent und der Dienstleistungssektor von 24 Prozent.[50] Vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges war Japan ein Industrieland geworden, das aber zwei Innovations- und Diffusionsvoraussetzungen nicht genügend entwickelte und schließlich vorübergehend aufgab: die Demokratie und den Wettbewerb.

Das starke Wachstum der Industrie war, wie übrigens auch in Deutschland nach der Weltwirtschaftskrise, zu einem großen Teil Ergebnis rüstungswirtschaftlicher Programme, mit denen das japanische Hegemoniestreben in Asien durchgesetzt werden sollte. Die Errichtung eines totalitär-theokratischen Regimes mit dem sakrosankten *Tenno* an der Spitze, die Anfang der 1930er Jahre beginnende militärische Aggression gegen China, die Mongolei, Korea und andere Staaten des asiatischen Festlandes, der Überfall auf *Pearl Harbor* 1941 und der Beginn des japanisch-amerikanischen Krieges führten zu unmessbarem Leid und Not. Sie waren gleichzeitig starke Innovations- und Diffusionsbarrieren und brachen die Akkulturation ausländischer Unternehmensinnovationen ab. Wenn wir mit *Karl Popper* Demokratie nicht im Wortsinne der Übersetzung dieses griechischen Begriffs als Volksherrschaft verstehen wollen, sondern vielmehr als ein System von Institutionen zur Vermeidung von Tyrannei, wobei die Abwahlmöglichkeit einer Regierung der entscheidende Maßstab ist,[51] wird die enge Verbindung von Demokratie und wirtschaftlichem Wettbewerb klar. *Franz Böhm* hat den Wettbewerb als „das großartigste und genialste Entmachtungsinstrument in der Geschichte" bezeichnet, weil er einmal errungene Machtpositionen, d.h. die Abhängigkeit einzelner Wirtschaftssubjekte von mächtigen Unternehmen, Unternehmern und Verbänden immer wieder in Frage stellt.[52] Wirtschaftliche Effizienz ohne Demokratie und Wettbewerb ist makroökonomisch ebenso unmöglich wie Innovation und Diffusion ohne individuelle Freiheit.

Erst nachdem in Japan in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre mit dem Aufbau einer demokratischen Gesellschaft begonnen wurde, konnte die Chrysantheme, das japanische Wappen und Staatssymbol, wirklich aufblühen. Entgegen den Befürchtungen sehr traditioneller Japaner gelang die Verbindung von Demokratie und Wettbewerb mit der japanischen Kultur. Zwischen 1950 und 1976 wuchs das reale Bruttosozialprodukt schneller, als in allen anderen Industriestaaten.[53] Heute ist Japan nach den USA der wirtschaftlich zweitstärkste Staat der Erde. Im Jahr 2000 wurde ein Bruttoinlandsprodukt von 5.021,3 Mrd. € erwirtschaftet, in den USA von 10.770,4 Mrd. €, in Deutschland von 2.032,9 Mrd. € und im Vereinigten Königreich von 1.541,9 Mrd. €.[54] Japanische Automobile und Unterhaltungselektronik sind geradezu Synonyme für weltweiten wirtschaftlichen Erfolg. Wer heute nach Japan reist und ein amerikanisiertes, d.h. westlich überformtes asiatisches Land erwartet, findet einen Staat und eine Gesellschaft vor, wo die spezifische Identität gewahrt wird und gleichzeitig eine moderne Berufs- und Konsumgesellschaft existiert. Japanische Innovationen im Managementbereich und bei Produkten diffundieren seit den 1960er Jahren schnell in die beiden anderen Weltwirtschaftszentren, nach Westeuropa und Nordamerika. Mit dem folgenden Beispiel leite ich zu meinen Abschlussmerkungen über.

50 Vgl.: Hentschel, Wirtschaftsgeschichte des modernen Japans 1, 1986, S. 70.

51 „So betrachtet, beruht die Theorie der Demokratie nicht auf dem Prinzip der Herrschaft der Majorität; die verschiedenen Methoden einer demokratischen Kontrolle – die allgemeinen Wahlen, die parlamentarische Regierungsform – sind nicht mehr als wohlversuchte und, angesichts eines weitverbreiteten traditionellen Misstrauens der Diktatur gegenüber, ziemlich wirksame institutionelle Sicherungen gegen eine Tyrannei, Sicherungen, die stets der Verbesserung offen stehen und sogar Methoden für ihre eigene Verbesserung vorsehen." In: Popper, K.: *Die* Paradoxien der Souveränität, in: Miller, D. (Hg.): Karl R. Popper Lesebuch. Ausgewählte Texte zur Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie, Tübingen 1995, S. 315.

52 Vgl. Homann/Blome-Drees, Wirtschafts- und Unternehmensethik, 1992, S. 50.

53 Vgl. Comparative annual rates of growth of real gross national product. 1860-1976, in: Allen, G. C.: A Short Economic History of Modern Japan, fourth edition, London 1987, S. 285.

54 Institut der deutschen Wirtschaft Köln (Hg.): 2001. Deutschland in Zahlen, Köln 2001, S. 125.

Erfolg durch ausländische Unternehmensinnovationen – Ein Fazit

Eine große internationale Verbreitung hat das japanische Organisationskonzept *Kaizen* erfahren. *Kaizen*, im Deutschen könnte man dafür das Wort Neuerung verwenden, ist ein besonders anschauliches Beispiel für die Nutzung virtueller Elemente im Innovationsmanagement. Das Ziel besteht nicht nur in einer ständigen Produktverbesserung, sondern in der Verbesserung aller internen Prozesse. Das soll mit einem kooperativen Führungsstil von kreativen, eigenverantwortlichen und motivierten Mitarbeitern erreicht werden, die funktionsübergreifend in interdisziplinären Teams zusammenarbeiten und eine leistungsdifferenzierte individuelle finanzielle und ideelle Anerkennung erhalten.[55]

Das Innovative an diesem japanischen Konzept besteht nicht darin, Arbeitnehmer zu Verbesserungsvorschlägen aufzufordern, solche Vorstellungen sind aus der nordamerikanischen und deutschen Unternehmensgeschichte seit den 1920er Jahren bekannt, sondern in der Kombination des Neuerungsgedankens mit flachen Hierarchien, Teamarbeit und individueller Motivation. Erfolge stellten sich in Japan und überall dort, wo *Kaizen* übernommen wurde, deshalb ein, weil damit im Gegensatz zu hierarchischen Unternehmens-Kommunikationsformen die Qualität innovativer Problemlösungen enorm erhöht werden konnte. Darüber hinaus war eine schnellere Realisierung von Innovationen möglich.[56] Das *Kaizen*-Konzept wird in Deutschland und anderen westlichen Industriestaaten den jeweiligen kulturellen Gegebenheiten angepasst. Z.B. stößt, wie Erfahrungen in europäischen und nordamerikanischen Töchtern japanischer Unternehmen zeigten, eine Übernahme des japanischen Personenbeurteilungsverfahrens im Westen auf Vorbehalte und Ablehnung, weil nichtmessbare Größen, wie Gruppenverhalten, Arbeitseifer und Leistungspotential, einen unmittelbaren Einfluss auf die Entlohnung haben. Die japantypische enge Firmenbindung mit ihrer besonderen Arbeitsmotivation und die Bedeutung von rollenkonformen Verhalten sind unter den kulturellen Gegebenheiten des Westens nicht imitierbar. Versuche interkulturell unerfahrener Manager, diese Innovation unadaptiert zu übernehmen, scheiterten schließlich am Widerstand der Gewerkschaften.[57]

[55] Vgl. Kaizen, in: Gabler Wirtschaftslexikon, I-K, Wiesbaden 1997, S. 2064.

[56] Vgl. Krystek, U./Redel, W./Reppegather, S.: Grundzüge virtueller Organisationen. Elemente und Erfolgsfaktoren, Chancen und Risiken, Wiesbaden 1997, S. 63.

[57] Vgl. Krupp, H.: Zukunftsland Japan, 1996, S. 297f.

Ähnliche Probleme hatte die US-amerikanische Handelskette WallMart® bei dem Versuch, die der Motivation dienenden und in den USA erfolgreichen kurzen Belegschaftsvollversammlungen vor dem morgendlichen Arbeitsbeginn in den deutschen Filialen zu übernehmen. Die deutschen Belegschaften fühlten sich Zählappellen ausgesetzt, was kontraproduktiv wirkte und die Firmenleitung veranlasste, diese Form der Personalführung schnell wieder aufzugeben. Wenig erfolgreich war auch die zuerst in den USA praktizierte Schaffung sogenannter unternehmensinterner Märkte, die vor allem unter der Bezeichnung *profit center* bekannt geworden sind. Gerade bei Großunternehmen „installiert(e) man zunehmend interne Märkte, holt(e) den Markt gewissermaßen in die Unternehmung, um Defizite der hierarchischen Koordinierung auszugleichen." Diese Märkte sind aber nicht, wie angenommen werden könnte, mit unternehmensexternen Märkten identisch, weil die Verbundeffekte (Markt-, Ressourcen- und Prozessverbund) den Einsatz von Regeln erfordern.[58] Infolge aufgetretener Motivationsprobleme ist die anfängliche Euphorie abgeebbt.

Mit den letzten drei Beispielen *Kaizen*, WallMart® und *profit center* habe ich gezeigt, dass eine unreflektierte Übernahme ausländischer Unternehmensinnovationen ebenso negativ wirkt, wie die bereits diskutierten Innovations- und Diffusionsbarrieren. Sprichwörtlich ist die Angst vor einer Amerikanisierung der Welt, die man aber ganz leicht entkräften kann: Der Verkauf unzähliger japanischer Autos, Fernseher, Camcorder, Digicams etc. in den USA hat nicht zu einer Japanisierung der Vereinigten Staaten geführt. Die Marktwirtschaft benötigt Demokratie, Wettbewerb, ethische Normen und individuell freie Menschen, die, wenn wir der Neuen Institutionenökonomik folgen wollen, ihre Präferenzen verwirklichen können müssen. Diese Grundsätze können in fast alle Kulturen der Erde integriert werden, ohne sie zu zerstören. Sogar in Westeuropa bestehen auf den zweiten Blick sehr unterschiedliche Wirtschaftsstile, wie z.B. in Frankreich, dem Vereinigten Königreich und Deutschland. In diesem Sinne wird das Fremde in der Form kulturell adaptierter ausländischer Unternehmensinnovationen als Erfolgsmodelle in den Diffusionsregionen wirken.

[58] Frese, E.: Unternehmensinterne Märkte. Unter besonderer Berücksichtigung des Prozessverbundes in Großunternehmungen, in: Wirtschaftswissenschaftliches Studium, Heft 5 (1999), S. 218.

III. Die Unterrichtsperspektive

Beschäftigung mit dem Fremden in der Geschichte – Orientierung in der multikulturellen Gesellschaft von heute?

Von Waltraud Schreiber

I. Grundlegendes

1. Orientierung für die Gegenwart durch Geschichtsunterricht

Hat Geschichtsunterricht mit dem Leben der Schüler zu tun? Kann und soll er das überhaupt? In der geschichtsdidaktischen Diskussion wird davon ausgegangen, dass Geschichtsunterricht Orientierung für die Gegenwart gibt. Allerdings kann dies nicht seine einzige Funktion sein.

Geschichtsunterricht hat immer auch die Aufgabe, den Schülern „Orientierung in der Vergangenheit“[1] zu ermöglichen. Ob Letzteres „vorrangig“, „zugleich“, „ausschließlich“ oder „auch“ der Fall sein soll, darüber scheiden sich die Geister.

Im 19. Jahrhundert, als der Geschichtsunterricht verbindlich an allen Schulen eingeführt wurde, war das keine Frage: Ich lasse Johann Gustav Droysen sprechen und zitiere aus seiner „Historik“: „Wir durften sagen, unsere Bildung, unser ganzes Lernen ist wesentlich historischer Art, ist das Bewußtsein von dem Gewordenen und von dessen Gewordensein, und in dem Maße, als die Bildung wächst, schwillt das historische Material, das heißt das Bewußtsein der tiefen Verwurzelung der Gegenwart. Das ist nur die eine Seite; die andere ist, daß in demselben Maß die Gegenwart tiefer verstanden bzw. zusammengefaßt, lebendiger und achtsamer mitgelebt wird, daß die Geschäfte selbst um so besser begründet und um desto sicherer in ihrer Wirkung gewesen sein werden, wenn sie in dem lebendigen Gefühl des Zusammenhangs, aus dem sie hervorgewachsen, geführt werden; und in demselben Maße, als dies Bewußtsein des geschichtlichen Zusammenhangs dessen, was geschieht, vertieft und erweitert wird, wächst natürlich den zum Handeln in ihrer Zeit, ihrem Volk, ihrer Kunst Berufenen das Verständnis ihrer Mittel und ihrer Aufgaben, die Einsicht, was geschafft und wie es geschafft werden muß. Vor allem

---

1 Vgl. hierzu Schreiber, W.: Geschichtsunterricht und historische Orientierung, in: Schönemann, B./Schreiber, W.: Geschichtskultur, voraussichtlich 2001.

in diesem Bereich fühlt man das unermeßliche Fortschreiten der Bildung."[2]

Im Gegensatz dazu hat uns heutige Menschen die Wahrnehmung des Missbrauchs von Geschichte vorsichtig werden lassen. Das kommt in der These zum Ausdruck, dass es genug sei, wenn Geschichtsunterricht „Überblickswissen", also ausschließlich Orientierung in der Vergangenheit, vermittle. Will man den Geschichtsunterricht aber dauerhaft im Kanon der Schulfächer halten, greift das zu kurz. Die Aufgabe von Schule, zu der alle Fächer beizutragen haben, ist - diesmal formuliere ich mit Hartmut von Hentig - der kommenden Generation zu helfen, „in die Welt hineinzuwachsen wie diese ist"[3], ohne sich ihr zu unterwerfen, so wie sie jetzt ist. Wenn Geschichtsunterricht dieses „kritisch" in die Welt hineinwachsen unterstützen will, dann muss er beides versuchen: Orientierung in der Vergangenheit zu geben, aber auch Orientierung mit Hilfe von Geschichte für die Gegenwart.

Den Schülern „Orientierung in der Vergangenheit" zu ermöglichen, heißt, ihnen vor allem Sachkompetenz zu vermitteln.[4] Sie zu befähigen,

2 Droysen, J. G.: Historik (Textausgabe von Peter Leyh), Stuttgart u.a. 1977, S. 69f.

3 Hentig, H. v.: Moral, Politik und Geschichtlichkeit in der Erziehung. Aufwachsen in Polis und Kosmopolis, in: Schulz-Hageleit, P. (Hg.): Lernen unter veränderten Lebensbedingungen. Fachdidaktiken und Lehrerbildung auf dem Weg ins nächste Jahrtausend, Frankfurt/M. 1999, S. 32; vgl. auch ders.: „Ach die Werte!" Ein öffentliches Bewußtsein von zwiespältigen Aufgaben. Über die Erziehung für das 21. Jahrhundert, München 1999.

4 Unser aktueller Geschichtsunterricht setzt, und zwar in allen Ländern, immer noch einen Schwerpunkt auf die nationale Geschichte. Die nationale Geschichte ist der Ausgangspunkt, um die europäische oder die Weltdimension einzubringen bzw. um auf kleinere Räume (Land, Region, Ort) zu blicken. Weil es in der Geschichte die stringente Sachsystematik wie z. B. in der Mathematik nicht gibt, weil aber auch ein gesellschaftlicher Konsens über einen Kanon an zu Wissendem nicht mehr besteht, sind die Entscheidungen, was im Geschichtsunterricht gelernt werden soll, ein komplexes, zudem hochpolitisches Geschäft. Es ist immer wieder neu zu bestimmen, was als lernwürdig gilt. Dies heißt nicht, dass nicht inhaltliche Kontinuitäten zu beobachten wären. Ob von einem Minimalkonsens gesprochen werden kann, wäre – auch empirisch – zu erheben. Anzunehmen ist, dass zumindest auf einer abstrakten Ebene bestimmte Themen unstrittig sind. Das „lange 19." und das „kurze 20 Jahrhundert", auch das „nahe Ferne" des Mittelalters und der alten Geschichte, aktuell vielleicht auch wieder Religionen und ihre Wirkmacht würden wohl genannt werden. Die Profilierung im Detail aber kann nur ausgehandelt, nicht, schon gleich gar nicht sachsystematisch, abgeleitet werden.

sich mit Hilfe von Geschichte in der Gegenwart zu orientieren, verlangt, nicht nur Inhalte zu lehren, sondern auch den „Umgang mit Geschichte"[5]. Schüler sollen in die Lage versetzt werden, in ihrem Leben an vielen, heute nicht vorhersehbaren Stellen in die Vergangenheit zurückzufragen. Sie sollen die „Geschichten", mit denen sie konfrontiert werden, hinterfragen können. – Wer hätte vor dem 11. September 2001 der nichtwestlichen Geschichte das Gewicht gegeben, das sie heute hat, und wer hätte die Geschichte der westlichen Kultur unter den Fragestellungen betrachtet, die heute geboten erscheinen?

Geschichtsunterricht muss versuchen - das ist die Konsequenz - auch Methodenkompetenz zu fördern, die Kompetenz, mit fertigen Geschichte umgehen zu können oder die Kompetenz, selber Fragen an die Vergangenheit zu stellen.[6]

2. Längsschnitte und historische Vergleiche

Damit dies erleichtert wird, stellen aktuelle Lehrpläne neben das chronologische Vorgehen andere Unterrichtsverfahren, wie z. B. den Längsschnitt.[7] In den meisten Bundesländern können die Lehrer entscheiden, zu welchen Themen sie mit Längsschnitten arbeiten wollen.[8] Das Eichstätter

5 Dieser Gedanke befasst die wissenschaftliche Geschichtsdidaktik seit ihrer Verankerung an den Universitäten. Vgl. exemplarisch die von Joachim Rohlfes in seinem aktuellen Literaturbericht zur Geschichtsdidaktik (GWU 2001) herausgehobenen Standardwerke: Bergmann, K. u.a. (Hgg.): Handbuch Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber ^{5}1997; Pandel, H.-J. u.a. (Hgg.): Handbuch Medien im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts. 1999; Schreiber, W. (Hg.): Erste Begegnungen mit Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, 2. Bde., Neuried 1999.

6 Zu: Historische Kompetenzen vgl. Exkurs 2, Auszug aus Schreiber, W.: Reflektiertes Geschichtsbewusstsein durch Geschichtsunterricht fördern – ein vielschichtiges Forschungsfeld der Geschichtsdidaktik, in: ZGD 1 (2002).

7 Zu Längsschnitten: Vgl. Michler, A.: Längsschnitte – Heilmittel oder Ende des Geschichtsunterrichts?, in: Schreiber, W. (Hg): Vom Imperium Romanum zum Global Village. Globalisierungen im Spiegel der Geschichte, Neuried 2000, S. 349-364.

8 In Bayern ist das Unterrichtsverfahren „Längsschnitt" der Intention „wiederholen, sichern, vertiefen" zugeordnet. Diese Trias hat der bayerische Landtag im Jahr 2000 als bildungspolitische Forderung an die kultusministerielle Exekutive gestellt: 30% der Unterrichtszeit sind dafür einzuplanen. Rückwirkungen auf die Lehrplanpolitik zeichnen sich bereits ab. Sie sind einerseits dem Stichwort „reduzieren der Stofffülle" zuzuordnen, andererseits

Kontaktstudium zum Geschichtsunterricht hat es sich zum Ziel gesetzt, Anregungen für Längsschnitte zu geben.[9] Eine Funktion dieses Unterrichtsverfahrens ist, zum historischen Vergleich anzuregen. Das Rückbeziehen der verwendeten Materialien auf ihren zeitlichen Kontext, das Berücksichtigen der Perspektivität von Quellen, Interpretation und Bedeutung ist dafür unerlässlicher Bestandteil (anzusiedeln auf der Ebene der Methodenkompetenz).

Wenn Schüler lernen sollen, historisch zu vergleichen, müssen sie zumindest ansatzweise in der Lage sein, das in Bezug auf verschiedene Zeiten und Räume betrachtete Phänomen jeweils auf die zeitspezifischen Rahmenbedingungen zu beziehen. Eine solche Querverankerung von Längsschnitten vorzusehen, bedeutet eine besondere Herausforderung an die Unterrichtsplanung: In den Längsschnitt „Umgang mit Fremden" wären dann z. B. Wiederholungsphasen zu integrieren, die aufgreifen, wodurch Fremde und Einheimische in Kontakt zu einander kamen. Auf diese Weise werden größere Zusammenhänge in den Blick genommen und Umstrukturierung verlangt, durch die linear-chronologisch erarbeitete Ergebnisse neu gruppiert werden.[10]

Nicht nur durch Wiederholung und Um- bzw. Neustrukturierung kann die für die Längsschnittarbeit notwendige Querverankerung ermöglicht werden. Längsschnitte können auch den Anreiz darstellen, ausgehend von einem bislang unterbeleuchteten Aspekt noch einmal „in die Zeitschicht hinein" zu fragen und so zur „Vertiefung und Erweiterung" der epochen-

dem auf Franz Weinert zurückweisenden Stichwort „sachsystematischer, intelligenter, situativer Wissenserwerb". (Vgl. u.a. Weinert, F.: Neue Unterrichtskonzepte zwischen gesellschaftlichen Notwendigkeiten, pädagogischen Visionen und psychologischen Möglichkeiten, in: Bayerisches Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst (Hg.): Wissen und Werte für die Welt von morgen. Bildungskongreß des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, München 1998, S. 101ff.; dort auch zahlreiche weiterführende Literaturangaben).

9 Vgl. auch Bd. 1. der Schriftenreihe „Eichstätter Kontaktstudium Geschichtsunterricht": Schreiber, Vom Imperium Romanum, 2000.

10 Zwar haben die derzeit aktuellen internationalen Studien den Geschichtsunterricht noch nicht als Forschungsfeld auserkoren. Es ist aber zu vermuten, dass die massiven Mängel in der Flexibilität und Reflexivität des Denkens, die die Studien zum mathematischen Lernen (TIMSS) und zum Textverständnis (PISA) bei deutschen Schülern – aller Bundesländer (!) – erbracht haben, auch für das historische Lernen nachgewiesen werden könnten. Alle, denen der Geschichtsunterricht am Herzen liegt, tun deshalb gut daran, aus eigenem Antrieb gegen solche Mängel vorzugehen.

spezifischen, strukturellen und kulturspezifischen Kenntnisse[11] beizutragen. Denkbar ist auch, ausgehend von Längsschnitten bislang nicht im Geschichtsunterricht thematisierte Zeiten und Räume in den Blick zu nehmen („erweitern").[12] Weil „Gegenwart" nichts anderes ist als eine spezifische historische Situation, ist das „historisch-komparative" Vorgehen auch geeignet, um Vergangenheit und Gegenwart aufeinander zu beziehen, um also Geschichte für die Orientierung in der Gegenwart nutzbar zu machen.

Nach diesen grundsätzlichen Erwägungen konzentriere ich mich auf den Umgang mit Fremden im Geschichtsunterricht und die Möglichkeit, damit *auch* (s. o.) die Orientierung der Schüler in der Gegenwart zu unterstützen. Zur Verdeutlichung des Gemeinten ist es notwendig, auf Beispiele zurückzugreifen. Ich beziehe mich auf Flucht und Vertreibung in der Folge des Zweiten Weltkriegs; bewusst lasse ich dabei Überlegungen und Erfahrungen einfließen, die im Kontext des Kooperationsprojekts „Heimat verlieren – Heimat gewinnen" stehen, das im Vorfeld des Kontaktstudiums in allen Eichstätter Schulen verfolgt wurde und in einer Wanderausstellung seine Darstellung fand.[13]

II. Zur Profilierung des Geschichtsunterrichts: „Normalität des Fremden" als Kristallisationskern

1. „Begegnungen mit Fremden" als Merkmal der Gegenwart

Das oben dargestellte Prinzip, dass die „Stationen" eines Längsschnittes der *„horizontalen Einordnung"* bedürfen, gilt auch, wenn die Gegenwart der Bezugspunkt ist. Wenn man nach den charakteristischen Merkmalen unserer Gegenwart fragt, so gehört dazu, dass „Begegnungen mit Fremden" immer selbstverständlicher werden. An der „Normalität" der Kulturkontakte ändern auch die Terroranschläge vom 11. September 2001

11 Mit der Dreiteilung wird auf die Epochendisziplinen, auf „Strukturgeschichte" und „Kulturgeschichte" als Paradigmen für das historische Lernen im Geschichtsunterricht verwiesen.

12 Die Notwendigkeit einer Querverankerung gilt auch für diese Fälle. Selbst wenn Einordnungen aus Zeit- und sachsystematischen Gründen nur ansatzweise zu leisten sind, sollten die Schüler sich der grundsätzlichen Notwendigkeit bewusst sein.

13 Vgl. in diesem Band: Bleitzhofer, S./ Herrler, M./Lehmann, K. /Michler, A./ Schreiber, W./ Siegert, A. : Dokumentation.

nichts, obwohl die „Begegnungen mit Fremdem und Fremden" durch sie in neues Licht geraten sind.

Besonders die westlichen Gesellschaften werden häufig als „multikulturell" oder „interkulturell" beschrieben. Mit dem Wortfeld „Multikultur" diagnostiziert man das Nebeneinander von Kulturen innerhalb einer Gesellschaft oder anderen Kollektiven. Das Wortfeld „Interkultur" verweist demgegenüber auf Kontakte zwischen den Kulturen, die notwendig Veränderungen bei allen Beteiligten einschließen: Niemand bleibt in interkulturellen Gesellschaften, wie er vor den Kulturkontakten war.[14] Wollte man, wie dies in der Literatur häufig der Fall ist, diese Kategorien ins Zentrum von Überlegungen zu Schule und Unterricht stellen, müsste man sich zwangsläufig mit dem Kulturbegriff auseinander setzen.[15] Das Verständnis von „Kultur" aber ist in den letzten Jahren in einen Umbruch geraten. Das alte, Hochkultur und nationale Kultur assoziierende Verständnis steht neben einem neuen, Orientierungsleistungen in jedem Sinne als „Kultur" bezeichnenden Verständnis.[16] Damit verschwimmen auch die Komposita Multi- bzw. Interkultur.

[14] Hilfreich ist es, die von Ulrich Beck in Bezug auf Globalisierung getroffene Unterscheidung (Beck, U.: Was ist Globalisierung?, Frankfurt/M. 1997, S. 26ff.) anzuwenden und
mit (Multi/Interkultural)*ität* das beobachtbare *reale Phänomen* zu bezeichnen,
mit (Multi/Interkultural)*isierung*, den *Prozess* zu betrachten, der zu Multi/Interkulturalität führt
mit (Multi/Interkultural)*ismus*, die *„Ideologie"* zu meinen, die mit Phänomen und Prozess verbunden werden kann. Ideologie wird hier im weitesten Sinne als philosophische Kategorie verstanden, deren Zusammensetzung aus „idea" und „logos" ebenso bedeutsam ist wie das Gewicht der Interessen und die mangelnde Notwendigkeit der Begründung der zentralen Setzungen (Vgl. z. B. Görresgesellschaft (Hg.): Staatslexikon, Freiburg ^{7}1996, Bd. 3, S. 27ff.; dort auch Hinweise auf Standardliteratur).

[15] So verfuhr u.a. Andreas Körber, in: ders.: Geschichte und interkulturelles Lernen. Begriffe und Zugänge, in: GWU 52 (2001), S. 292ff..

[16] Als der umfangreichste Versuch, Licht ins Dunkel der „neuen Zugriffe" zu bringen, kann das aktuelle Publikationsvorhaben des Kulturwissenschaftlichen Instituts des Landes Nordrheinwestfalen gelten. Folgende Zugriffe sind geplant: Band I: Jaeger, F./Liebsch, B. (Hgg.): Die Kultur in der Lebenspraxis: Zur Idee kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe; Band II: Jaeger, F./Straub, J. (Hgg.): Die Kultur in der Wissenschaft: Epistemologie, Methodologie und Methodik der Kulturwissenschaften; Band III: Jaeger, F./Rüsen, J.: Die Kultur in der Forschungspraxis: Ergebnisse empirischer Kulturwissenschaften.

2. Das Konzept: „Normalität des Fremden"

a) Grundlegendes

Deshalb versuche ich den Ist- bzw. Sollzustand der Gegenwart mit Hilfe des auf den Eichstätter Fremdsprachendidaktiker Hans Hunfeld[17] zurückgehenden Konzepts zu charakterisieren, mit dem Konzept der „Normalität[18] des Fremden". Ergebnisse, die die Beschäftigung mit Interkulturalität erbringt, werden dabei selbstverständlich aufgegriffen.[19] Angeregt von den Überlegungen Hunfelds unterscheide ich zwei Formen der„Normalität des Fremden":

(1) Es ist normal für immer mehr Menschen, im konkreten oder zumindest medialen Alltag, Fremden zu begegnen („Normalität der Begegnung").
(2) Es ist normal, dass (Verstehens)Grenzen zwischen mir/zwischen uns und dem/den Fremden – vice versa – bestehen[20] („Normalität der Fremdheit").

Zum zweiten Aspekt ist eine Anmerkung notwendig: Die „Normalität der Fremdheit" anzuerkennen, bedeutet nicht, sich nicht um „Fremdverstehen" zu bemühen. Es meint das Wissen, dass volles Verstehen nicht erreichbar ist, und dass es sich dabei weder um einen Makel von „mir" noch vom „Fremden" handelt. – Der Vergleich mit der historischen Forschung drängt sich auf: Auch wenn aus einer Vielzahl von Gründen eine Differenz zwischen der Vergangenheit, „wie sie gewesen ist" und der „Geschichte", durch die wir die Vergangenheit zu re-konstruieren versuchen, bestehen muss, bleibt das Ideal einer möglichst großen Annäherung gültig. (Im Folgenden steht „Geschichte" für die Re-Konstruktion von Vergangenheit und „Vergangenheit" für die Fülle der gewesenen Gegen-

[17] Vgl. den Beitrag in diesem Band; zur Einführung vgl. Hunfeld, H.: Die Normalität des Fremden. Vierundzwanzig Briefe an Sprachlehrerinnen und Sprachlehrer, Waldensteinberg 1998.

[18] Dabei verkenne ich nicht, dass auch der Begriff der Normalität in den letzten Jahren elaboriert wird und noch nicht klar bestimmt ist.

[19] Vgl. Exkurs zur Literaturlage: Geschichtsdidaktik und der Umgang mit Fremden.

[20] Das nicht-alles-verstehen-Können ist eine lebensweltlich bekannte Selbstverständlichkeit: Sogar sich selbst bleibt man immer ein Stück weit fremd. - Die Normalität der Fremdheit zu akzeptieren, bedeutet dann, nicht der Ideologie des uneingeschränkt „Verstehen-Könnens" aufzusitzen. In dieser Formulierung wird bewusst auf die Vorstellung von „Interkulturalismus" nach Beck angespielt.

warten, an die wir uns durch Geschichte anzunähern versuchen). Zu verweisen ist zudem auf die „Alterität" der Vergangenheit, bei der es sich um eine besondere Form der Fremdheit handelt, um diachrone Fremdheit sozusagen. Der Konstruktcharakter von Geschichte wird nicht zuletzt durch die Alterität der Vergangenheit begründet.[21]

Auch das Fremdsein ist ein Konstrukt. Es könnte ohne den Gegenpol des Eigenen nicht konstruiert werden.[22] – Denkt man über die „Normalität des Fremden" nach, so stößt man auf Beobachtungen wie:

- Je seltener und damit „unnormaler" Begegnungen mit Fremden sind, desto bestimmender wird das Eigene für die Konstruktion des Fremden. Die „Normalität der Fremdheit" wird kaum erkannt, weil der „Eigenwert" des Fremden zu wenig wahrgenommen wird.[23]

oder:

- Je normaler die Begegnungen mit Fremden werden („Normalität der Begegnung"), desto vielfältiger werden die Formen, in denen das Eigene und das Fremde sich wahrnehmen, beeinflussen, durchdringen, sich paradoxerweise z. T. auch gar nicht mehr bemerken. Auch hier kann die „Normalität der Fremdheit", die das Anerkennen eines „Eigenwerts" voraussetzt, aus dem Blick geraten.[24]
- Die diachrone Betrachtung zeigt aber ebenso, dass Fremdheit sich im Laufe der Zeit durch Formen der Integration ganz oder weitgehend auflösen kann. Der Spanne des kommunikativen Gedächtnisses, die

[21] Darauf hier näher einzugehen, würde den Rahmen sprengen.

[22] Vgl. hierzu die bildhaften und verständnisfördernden Erläuterungen Hunfelds in diesem Band.

[23] Hunfeld verdeutlicht dies u.a. an den Kulturbegegnungen im Zeitalter der Entdeckungen, aber auch an der Literatur (Robinson Crusoe). Als Englischdidaktiker interessiert ihn vor allem der Umgang mit der Sprache der Fremden: Dass die Eroberer die autochthone Bevölkerung nicht verstehen kann, wird als ein „nicht sprechen können" der Einheimischen verstanden. Hunfeld setzt sich z. B. damit auseinander, was es heißt, die Sprache der Eroberer zu lernen, und was es heißt, wenn „über die Einheimischen", aber nicht „mit ihnen" gesprochen wird. Vgl. Hunfeld, H.: Was ist anders? Zur Normalität des Fremden, in: Paula, A./Fritz, T. (Hgg.): Brücken zum Fremden, Wien 1998, S. 15ff.; ders.: Grenzen des Fremdverstehens, in: Baur, S. u.a. (Hgg.): Interkulturelles Handeln. Neue Perspektiven des Zweisprachlernens, Meran 1995, S. 191ff.; ders.: Annäherung an die Normalität des Fremden, in: Pfeiffer, J. (Hg.): Das 20. Jahrhundert. Konfigurationen der Gegenwart, Regensburg, 1998, S. 55ff..

[24] Ein extremes Beispiel wären die „Schläfer", deren Fremdheit nicht wahrgenommen wird, weil sie in Formen der oberflächlichen Anpassung „leben".

in etwa 80 Jahre umfasst, wird dabei Bedeutung zugemessen. Gemeint ist, dass nach dieser Zeit, in der Mitlebende die Erinnerung an Fremdheit noch haben bzw. weitergeben können, Fremdes und Eigenes nicht mehr zu unterscheiden sind. Gegen diese durch viele Beispiele belegbare These (polnische Arbeitsmigranten im Ruhrgebiet; Hugenotten und andere religiös motivierte Migranten in Europa; „melting pot" Amerika) können allerdings ebenso viele Gegenbeispiele angeführt werden (fränkisches und schwäbisches Eigenbewusstsein nach fast 200 Jahren bayerischer Integrationspolitik; die weltweit aktuell zu beobachtenden Identitätsbildungsprozesse nationaler Minderheiten bzw. der indigenen Bevölkerung).

b) Ausdifferenzierung des Prinzips „Normalität des Fremden"

Das Prinzip „Normalität des Fremden" lässt sich sowohl innerhalb der Gegenwart ausdifferenzieren als auch im Rückgriff auf die Vergangenheit. (Bezugspunkte sind jeweils Schule und Unterricht.)

- Wenn man bei der Ausdifferenzierung in der Gegenwart verbleibt, dann stehen aktuelle „Erfahrungen" im Zentrum, die zumindest zum Teil auch die Erfahrungen der Schüler sind.[25] Sowohl die „Normalität der Begegnung" mit Fremden als auch die „Normalität der Fremdheit" sind Teil der Lebenserfahrungen aller Schüler. Will Unterricht dies bewusst machen, so ist ein gewisses Maß an Reflexivität, ein Sich-auseinander setzen mit den eigenen Erfahrungen, unerlässlich. Das setzt ein Innehalten voraus, man kann auch sagen, es setzt voraus, auf je entwicklungsgemäße Art und Weise eine Metaebene[26] des „Nachdenkens über" die eigenen Erfahrungen und das eigene Tun zu erklimmen.

[25] Ein Beispiel wäre, dass man sich nirgends deutscher, bayerischer, europäischer, christlicher fühlt als in Nicht-Deutschland, in Nicht-Bayern, in Nicht-Europa, als unter Anhängern nicht-christlicher Religionen. Ein anderes aktuelles Beispiel wäre das Misstrauen „arabisch aussehenden Fremden" gegenüber, das gerade auch die beschleicht, die nicht von sich gedacht hätten, dass sie dafür anfällig wären. (Ich denke z. B. an die Situation, als ich kürzlich zusammen mit einigen iranischen jungen Männern ein Fugzeug boardete).

[26] Vgl. Schreiber, W.: Förderung eines reflektierten Geschichtsbewusstseins als Leitprinzip des Geschichtsunterrichts, Eröffnungsvortrag anlässlich der Konferenz für Geschichtsdidaktik in Kassel-Fuldathal 2001. (erscheint demnächst in: Schönemann, B/ Voit, H. (Hgg.): Von der Einschulung zum Abitur. Prinzipien und Praxis des historischen Lernens in den Schulstufen, Weinheim vorraussichtlich 2002)

- Bezieht man im Rahmen des Unterrichts bei der Ausdifferenzierung der „Normalität des Fremden" die Geschichte ein, dann muss es auch um eine zwar altersgemäß verstehbare, aber dennoch zuverlässige Re-Konstruktion der Vergangenheit gehen, darum, dass die jeweiligen politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, lebensweltlichen „Rahmenbedingungen" berücksichtigt werden, darum, dass die Schüler die Alterität, die Andersartigkeit der Vergangenheit erkennen und anerkennen, dass sie versuchen, Phänomene auch aus der Zeit heraus zu betrachten, einzuschätzen, zu bewerten, dass das Aufeinanderbeziehen von Vergangenheit und Gegenwart bewusst vollzogen und diskutiert wird.[27] Diese fachspezifischen, sachadäquaten, „reflektierten" Umgangsweisen mit Vergangenheit sind eine Bedingung dafür, mit Hilfe von Geschichte eine tragfähige, um Plausibilität bemühte Orientierung für die Gegenwart zu gewinnen.[28] Ohne die „reflektierten" Umgangsweisen mit Vergangenheit ist auch eine begründbare Orientierung in der Vergangenheit nicht möglich.

Den Umgang mit Fremden in der Vergangenheit zu thematisieren, um dadurch (auch) Orientierung für die Gegenwart zu ermöglichen, ist also durchaus zeitaufwendig. Damit drängt sich die Frage nach möglichen *Vorteilen* auf:

[27] Diese Überlegungen orientieren sich an den Jeismannschen Dimensionen Analyse, Sachurteil, Wertung. Mit „Analyse" meint Jeismann „Sachaussagen", die aus der methodisch kontrollierten Auseinandersetzung mit den Quellen erwachsen, mit „Sachurteil" lenkt er den Blick auf die Bedeutung des historischen Phänomens in seiner Zeit und mit „Wertung" auf Bedeutungszuweisungen aus der und für die Gegenwart (und Zukunft) des sich mit Geschichte Beschäftigenden. Vgl. u.a. Jeismann, K.-E.: Didaktik der Geschichte. Die Wissenschaft von Zustand, Funktion und Veränderung geschichtlicher Vorstellungen im Selbstverständnis der Gegenwart, in: Kosthorst, E. (Hg.): Geschichtswissenschaft. Didaktik - Forschung - Theorie, Göttingen 1977, S. 12.
Die Jeismannschen Dimensionen sind von anderen Autoren präzisiert und weiterentwickelt worden, zuletzt von Bodo von Borries (unter Mitarbeit von Andreas Körber) (Borries, B. v.: Geschichtsbewußtsein als System von Gleichgewichten und Transformationen, in: Rüsen, J. (Hg.): Geschichtsbewußtsein. Psychologische Grundlagen, Entwicklungskonzepte, empirische Befunde, Köln u.a. 2001, S. 252ff.) und von Waltraud Schreiber (Schreiber, Geschichtsunterricht und historische Orientierung, voraussichtlich 2001) u.a. auf Anregung von Wolfgang Hasberg.

[28] Dass Geschichte gerade auch in Bezug auf den Umgang mit Fremden missbraucht werden kann, zeigen Gegenwart wie Vergangenheit.

c) Mögliche Vorteile des Umwegs über die Geschichte

- Gerade weil wir aktuell die Schwierigkeiten, die mit der „Normalität des Fremden" einhergehen, nicht zufriedenstellend bewältigen können, kann die Beschäftigung mit „Fremden in der Geschichte" zu einer distanzierteren, abgeklärteren Sichtweise verhelfen.
- Wenn die Gegenwart in einen Bezug zur Vergangenheit gesetzt wird, relativieren sich die „erlebte Einmaligkeit", die „vermutete Besonderheit" der Gegenwart.[29] Die eigenen Erfahrungen werden in Relation zu Erfahrungen anderer gesetzt, die ebenfalls – obzwar unter anderen zeitspezifischen Rahmenbedingungen – auf Fremde und Fremdheit stießen.
- Die Konstruktion des Fremden aus dem Eigenen wird am vergangenen Beispiel leichter sichtbar, auch die Veränderung dieser Konstrukte z. B.. durch die gesteigerte „Normalität der Begegnung", durch geglückte und gescheiterte Kontakte. Dies regt an, über die gegenwärtigen Konstruktionsmuster nachzudenken.
- Entwicklungen, Kontinuität und Wandel, das Entstehen von Neuem, das Ablösen von Überkommenem kommen auf dem Weg über die Geschichte ebenso in den Blick wie erprobte Modelle, seien sie nun zeitgenössisch als gescheitert oder gelungen eingeschätzt worden, wie die Auswirkungen von Rahmenbedingungen auf den Umgang mit Fremden, wie über die Zeiten hinweg vergleichbare Strukturen und Zeitspezifisches.
- Es kann zudem gefragt werden, ob in anderen Epochen und Räumen eine „Normalität der Fremdheit" überhaupt wahrgenommen wurde. Es kann nach Veränderung des Fremden *und* des Eigenen gefragt werden, nach Anpassung, Akkulturation, Assimilation und interkulturellem Austausch.
- Der Vorteil des Umwegs kann in der Entemotionalisierung liegen, darin dass man durch den Umweg über die Vergangenheit die Bezugspunkte der Gegenwart besser kennen lernt.

[29] Gerade in der historistischen Tradition wird die Chance betont, die die Einbettung der Gegenwart in die Vergangenheit bringt. Noch einmal erwähne ich stellvertretend Droysen: Er spricht immer wieder vom „punktuellen Ich" der gegenwärtig Lebenden und Handelnden, das durch Geschichte zeitlich erweitert wird, und damit an Realitätssinn und Orientierungsfähigkeit gewinnt. Die eigene Zeit wird mit Hilfe des historischen Denkens als Abschnitt einer aus der Vergangenheit in die Zukunft weisenden Entwicklungskontinuität begreifbar.

- Kontinuitäten zwischen Vergangenheit und Gegenwart werden sichtbar, bzw. können neu hergestellt werden. Sie können nach ihrer Plausibilität hinterfragt werden.
- Im Spiegel der Vergangenheit sieht die Gegenwart sich selbst klarer. Die Frage nach den eigenen Rahmenbedingungen, nach Erfahrungshorizonten, nach den individuellen Spielräumen stellt sich schärfer.

Die Chancen, die für die Orientierung der Gegenwart im Weg über die Geschichte stecken, realisieren sich aber nicht von selbst. Der Traum jedes Lehrers, dass die Schüler selbständig und adäquat Konsequenzen aus dem im Unterricht Angebotenen ziehen, geht für den Geschichtsunterricht ebenso wenig in Erfüllung wie für den Mathematikunterricht und die Texterfassung. Die Studien TIMSS und PISA haben das nachdrücklich gezeigt. Der Umgang mit dem Fremden in der Vergangenheit kann Orientierung für die Gegenwart nur erbringen, wenn der Geschichtsunterricht auf eine spezielle Weise profiliert wird.[30] Das heißt: Die Geschichtslehrerin/der Geschichtslehrer muss klar überlegen, welche Ziele er mit seinem Unterricht erreichen will. Von dieser Basis aus trifft er Entscheidungen auf der Inhaltsebene (1), der Medien- und Methodenebene (2), der Ebene der Unterrichtsgestaltung (3) und der Darstellung der Unterrichtsergebnisse (4). An dieser Stelle ist noch einmal dezidiert auf die Literaturübersicht zu verweisen, die im Exkurs 1 im Anschluss an diesen Vortrag vorgestellt wird. Den Arbeiten meiner Kollegen verdanke ich zahlreiche, wichtige Anregungen.

III. Profilierung des Unterrichts

Ich werde im Folgenden „Flucht und Vertreibung im Gefolge des Zweiten Weltkriegs" mit Hilfe des Konzepts „Normalität des Fremden" so profilieren, dass den Schülern auch (s.o.) eine historisch fundierte Orientierung in der Gegenwart ermöglicht wird. Was in der Auflistung linear

[30] Den Begriff der Profilierung verdanken ich u.a. Bettina Alavi (vgl. Alavi, B.: Von der Theorie zur Praxis interkulturellen Geschichtslernens, in GWU 52 (2001), S. 326f.), die von der interkulturellen Profilierung der Inhalte spricht. Erstmals verwendet (schon 1976) wurde der Begriff „Profilierungen" von Horst Gies (vgl. ders. Sachanalyse oder didaktische Profilierung?, in: ders.: Geschichte – Geschichtslehrer – Geschichtsunterricht, Weinheim 1998, S. 51 ff.). Der Sache nach gibt es deutliche Anklänge an den Begriff der „Thematisierung" der Berliner Schule. Dennoch ziehe ich „Profilierung" vor: „Thematisierung" hat sich lebensweltlich inzwischen so vielfältig aufgeladen, dass Aussagekraft verloren geht.

wirkt, muss in der Vernetzung gedacht werden. Inhalte – Materialien/Methoden – Unterrichtsgestaltung – Ergebnispräsentation bilden ein Netzwerk dichter Abhängigkeiten. Wer z. B. die Förderung reflektierten Geschichtsbewusstseins als Leitziel des Geschichtsunterrichts versteht, wird versuchen, es in allen Ebenen anzusteuern.[31] Dennoch ist auf die enge Korrelation hinzuweisen, und auf die Wirkung, die von Inhaltsentscheidungen in die anderen Bereiche hinein reicht[32].

1. Profilierung auf der Inhaltsebene

Lehrpläne und Richtlinien treffen Entscheidungen über die Inhalte, die im Geschichtsunterricht behandelt werden sollen.[33] Die Pläne lassen dem Lehrer aber regelmäßig Spielräume zur Profilierung dieser Inhalte offen. „Flucht und Vertreibung in der Folge des zweiten Weltkrieges" kann z B. so profiliert werden, dass (auch) „der Umgang mit Fremden" thematisiert wird. Fokussiert werden könnte ebenso auf „Kriegsschuld – Kriegsfolgen – Kriegsverbrechen", auf „Besatzungspolitik", auf „internationale Beziehungen", auf „Gendergeschichte", „Wirtschaftsgeschichte", „Mentalitätsgeschichte". Im Schulalltag ist selten genügend Zeit, sich mit einem Thema aus mehreren oder gar aus möglichst vielen Perspektiven zu befassen. Deshalb bedeutet, sich für eine Schwerpunktsetzung zu entscheiden, häufig, andere zumindest zu vernachlässigen. Aus dieser Dilemmasituation kann man sich wohl nur retten, indem man den Schülern immer wieder bewusst macht, dass die Beschäftigung mit Vergangenheit notwendig Auswahlentscheidung verlangt, dass neben der für sie (bzw. mit ihnen) begründet gewählten Profilierung noch andere Schwerpunktsetzungen möglich und sinnvoll wären, dass von der gewählten Profilierung sehr wohl Verbindungen zu anderen bestehen, dass man exemplarisch, z. B. dem Umgang mit Fremden auf politische, oder rechtliche oder wirtschaftliche Rahmenbedingungen bezieht (s. u.). Dies scheint mir eine

[31] Vgl. u.a. meinen Eröffnungsvortrag „Reflektiertes Geschichtsbewusstsein fördern als Leitziel des Geschichtsunterrichts" bei der Jahrestagung der Konferenz für Geschichtsdidaktik.

[32] Vgl. Hasberg, W.: Empirische Forschung in der Geschichtsdidaktik. Nutzen und Nachteil für den Unterricht, Neuried 2001, Bd. 2, S. 385 ff., insb. Schema 386.

[33] In dieses Aussage schließe ich bewusst ein, dass die Lehrpläne auch Freiräume vorsehen, die das Aufgreifen aktuell relevanter Inhalte ermöglichen sollen.

pragmatische Form zu sein, „Multiperspektivität“[34] nicht nur *innerhalb* einer gewählten Profilierung zu berücksichtigen (s. u.),[35] sondern auch die Profilierung von Unterricht als Ausdruck von Multiperspektivität darzustellen.

Am häufigsten begegnet, auch noch im aktuellen Geschichtsunterricht, eine politikgeschichtliche Profilierung, die keine Verbindung zu anderen Zugriffen auf Vergangenheit sichtbar werden lässt. Je unbewusster man als Lehrer einer Profilierung folgt (weil der Lehrplan vermeintlich keine Alternative lässt, weil Schulbücher sich für bestimmte Akzente entschieden haben, weil Unterrichtsmaterialien zur Verfügung stehen, weil...) desto „profilloser“ und aussageschwächer wird Unterricht.

Hat man sich bewusst entschieden, den „Umgang mit Fremden“ aufzugreifen, dann sind wieder unterschiedliche Profilierungen möglich: Man kann über den „Umgang mit Fremden“ die Epochenspezifik des 20. Jahrhunderts weiter herausarbeiten, man kann an den auszuwählenden Materialien die Methodenkompetenz der Schüler stärken. Man kann, wenn man den Umgang mit Fremden bereits in anderen Epochen thematisiert hat, historisch vergleichen, auch mit der Gegenwart, man kann die „Normalität des Fremden“ zur Profilierung nutzen. Von Fall zu Fall wird es durchaus möglich sein, mehrere dieser Akzente aufzugreifen, und Verbindungen in Rahmenbedingungen hinein aufscheinen zu lassen.

Ich konkretisiere das bislang allgemein Dargestellte, und habe Klassen (unterschiedlicher Schularten) im Raum Eichstätt (Oberbayern) im Blick, die am Projekt „Heimat verlieren – Heimat gewinnen“ teilgenommen haben[36]: Um die Schüler zur Auseinandersetzung mit der „Normalität der Begegnung“ und der „Normalität der Fremdheit“ sowohl 1945 folgende als auch heute anzuregen, werden ins Zentrum des Geschichtsunterrichts die Kontakte zwischen Flüchtlingen und Einheimischen in der unmittelbaren Nachkriegszeit (bis ca. 1950) gestellt und zwar bezogen auf den Schulort, hier also auf die Kleinstadt Eichstätt mit damals ca. 8000 Einwohnern und ihren (dörflichen) Nahraum.[37]

[34] Vgl. den Beitrag Gruner in diesem Band; dort auch ausführliche Literaturangaben

[35] Vgl. u.a. Bergmann, K.: Multiperspektivität. Geschichte selber denken, Schwalbach/Ts. 2000.

[36] Vgl. auch die Dokumentation des Projekts Heimat verlieren – Heimat gewinnen in diesem Band.

[37] Vgl. hierzu die ersten Hinweise zur Situation in Eichstätt in der Projekt-Dokumentation, die Markus Herrler zusammengestellt hat. Eine Gruppe Studierender wird, unterstützt von Dozenten der Universität Eichstätt, die wissenschaftliche Aufarbeitung der Thematik fortführen.

Um den Bruch zu verstehen, den die Zuweisung von Tausenden von Flüchtlingen, Vertriebenen und Evakuierten bedeutete, ist zu zeigen, dass es im Raum Eichstätt vor 1945 eine „Normalität der Begegnung“ mit Fremden nicht gegeben hat. (Herangezogen werden können z. B. Einwohnerstatistiken, Adressbücher, die die Dominanz bayerischer Namen belegen, Ortspläne einschließlich Kataster, die die Sozial- und Wirtschaftsstruktur aufzeigen)[38]. Statistisches Material zeigt die hohen Quoten der zugewiesenen „Neubevölkerung“ (je nach Ort zwischen 30 und 80%). Die Beschäftigung mit der „Flüchtlingsverwaltung vor Ort“ gibt Einblick in die zeitgenössischen Versuche der Normalisierung des Lebens mit den Fremden.

Die „Normalität der Begegnung“ zwischen Einheimischen und Vertriebenen kann durch biographische Brücken in den Erfahrungsbereich der Schüler verdeutlicht werden. In den Stammbäumen der Schüler zurück bis zur Urgroßelterngeneration dokumentieren sich zahlreiche Flüchtlinge/Migranten. Solche Bezüge in die eigene Lebenswelt hinein erleichtern die „Reflexivität“,[39] den Rückbezug der Geschichte auf das Leben (hier der Schüler).

Je nach Entwicklungs- und Leistungsstand der Kinder und Jugendlichen bedarf das statistische Material der Konkretisierung („Jeder Dritte/Zweite, dem man auf der Straße begegnete, war ein Fremder“ u.ä.). Auch Vergleiche mit heutigen Zahlen bieten sich an.

[38] Wie Schulen ganz selbstverständlich über physikalische und biologische Sammlungen verfügen, sollten dringend auch Sammlungen zur Regionalgeschichte angelegt werden, die u.a. die oben genannten Materialen enthalten. Der Aufbau der Sammlung kann über Fachschaften geregelt werden; jeder Kollege, der regionalgeschichtlich arbeitet, ergänzt die Sammlung. An den Grund- und Hauptschulen einiger bayerischer Regierungsbezirke wurde diese Idee in den 1980er Jahren umgesetzt, die Bezeichnung „heimatkundliche Stoffsammlung“ war allerdings wenig glücklich. Wertvolle Anregungen, bei begrenztem Zeitaufwand, lokal- und regionalgeschichtliche Materialien aufzufinden, gibt Wolfgang Pledl (Pledl, W.: Ein Wegweiser zu Literatur, Quellen, Fundorten und Ratgebern, in: Schreiber, Begegnungen, 1999, S. 325ff.).

[39] U.a. die Geschichtsdidaktiker Peter Schulz-Hageleit, Peter Knoch, Hans Pöschko, Brigitte Dehne, Birgit Wenzel, Peter Gautschi haben vielfach zum Aspekt „aktuelle Erfahrungen für das historische Lernen nutzen“ publiziert.

In Bezug auf „Flüchtlingsverwaltung" kann die „Passung"[40] für die Klasse erreicht werden, indem sie entweder im Unterrichtsgespräch vorgestellt wird bzw. gemeinsam oder individuell aus der Literatur oder aus Quellen erarbeitet wird. Die Profilierung auf die „Normalität der Begegnung" hin erfordert, über die Aufgaben und Abläufe der Verwaltung hinausgehend nach den Intentionen in Bezug auf „Normalisierung"[41] zu fragen. Das Maß der Hilfe, das die Schüler im konkreten Geschichtsunterricht bekommen, hebt oder senkt das Niveau der Anforderung.

Um auf den zweiten Aspekt, auf die „Normalität der Fremdheit" hin zu profilieren, werden Indikatoren thematisiert, z. B. die „drei Ks" (Kontakte – Konflikte – Kooperation/Kommunikation), die auch im Titel des vorliegenden Bandes aufgegriffen werden. Vor allem Fremdheitserfahrungen (der Einheimischen und der Flüchtlinge) und die darauf zurückführbaren Konflikte sollen bewusst angesprochen werden, ebenso auch die Versuche, sie zu überwinden und die Grenzen dieser Bemühungen .

Die Gegenwart wird bewusst als weiterer Bezugspunkt für die Profilierung mit Hilfe des Konzepts „Normalität des Fremden" gewählt. Wieder ist die Zielsetzung, die Reflexivität der Schüler anzuregen, um die eigenen Erfahrungen mit Fremdheit und die Erfahrungen historischer Subjekte aufeinander zu beziehen.

Auch in Bezug auf die „Normalität der Fremdheit" muss die inhaltliche Profilierung entwicklungs- und leistungsspezifisch erfolgen: Im Eich-

[40] Die Jahrestagung der Konferenz für Geschichtsdidaktik befasste sich im Jahre 2001 mit dem Thema „Von der Einschulung zum Abitur. Prinzipien und Praxis des historischen Lernens in den Schulstufen". Bernd Schönemann und Hartmut Voit werden, voraussichtlich 2002, den Tagungsband herausgeben. Die Auseinandersetzung mit der „Passung" von Geschichtsunterricht wurde einmal mehr als wichtiges Desiderat benannt. – Ein geschichtsdidaktisches Forschungsteam, das sich mit der „Förderung von reflektiertem Geschichtsbewusstsein durch Geschichtsunterricht" beschäftigt, widmet sich u.a. dieser Fragestellung. Ab 2002 werden die ersten Ergebnisse der Pilotierungsphase öffentlich gemacht. Federführend beteiligt sind Bodo v. Borries, Hamburg, Wolfgang Hasberg, Augsburg/Leipzig, Reinhard Krammer, Salzburg, Waltraud Schreiber, Eichstätt. Lehrarbeitskreise und regionale Mitarbeiter unterstützen das Projekt in über zehn Regionen des deutschsprachigen Raums (Bayern, Hamburg, Nordrhein-Westfalen, Sachsen, Schleswig-Holstein, Salzburg, Tirol, Wien, Aargau, Südtirol) Ungarn (deutschsprachige Minderheit), Dänemark (Nordschleswig), Belgien (deutschsprachige Gemeinschaft).

[41] Mit „Normalisierung" ist, in Orientierung an Ulrich Beck, der Prozess gemeint, der zu Normalität führen soll.

stätter Projekt haben Grundschüler z. B. bei sich selbst, bei den Eltern und Großeltern erhoben, was für sie „Heimat" bedeutet. Das unterschiedliche Heimatverständnis der Generationen, in dem sich Flüchtlings-, Migranten-, Einheimischenerfahrungen spiegeln, haben die Schüler dann in Zeitzeugengesprächen „hinterfragt", um so das ihnen ursprünglich Fremde besser verstehen zu lernen.[42]

Die 15 und 16-jährigen Haupt- und Realschüler und Gymnasiasten dagegen nutzten Quellen (Zeitzeugen und schriftliches Material), um, mehr oder weniger intensiv von den Lehrern gestützt, einen Zugang zur „Normalität der Fremdheit" zu erhalten. Sie konnten darauf verzichten, zu den Erfahrungen „der anderen" den (Um-)Weg über die eigene Erfahrung zu nehmen.

Je besser der Umgang mit Quellen geschult ist, je wichtiger im Unterricht „Multiperspektivität" für das Erschließen von Vergangenheit genommen wird, desto besser gelingt es auch, die „Normalität der Fremdheit" zu erschließen, selbst wenn sie in den Materialien nicht direkt thematisiert wird.[43]

Inszenierungen und ästhetische Gestaltungen[44] motivieren das Nachdenken über den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart; vermutlich gilt das für jedes Alter. Dass Flucht/Vertreibung das Leben vieler Menschen bis heute beherrschen, dass bei aller Unterschiedlichkeit auch Vergleichbares sichtbar bleibt, ist eine vorwiegend auf kognitivem Weg zu leistende Form der Sinnbildung, die durch ästhetische, aber auch durch politisch-pragmatisch-moralische Anregungen unterstützt wird.[45] In ihrer Elaboriertheit unterscheidet sie sich zwischen den einzelnen Schülern. Die erste kursorische Auswertung der Evaluation[46]

[42] Vgl. Bleitzhofer, u.a., Dokumentation der Ausstellung, in diesem Band.

[43] Dies setzt voraus, dass die Arbeit mit schriftlichen Quellen nicht missverstanden wird als „Textarbeit" im Sinne von „Unterstreiche das Wichtigste". Quellenarbeit auch schon mit jüngeren Schüler muss Fragen verfolgen wie „Wer schreibt warum für wen auf diese Weise?" Vgl. hierzu u.a. die Anregungen von Ulrich Baumgärtner (Baumgärtner, U: Textquellen, in: Schreiber, Begegnungen, 1999, S. 357ff.).

[44] Vgl. die Dokumentation des Projekts, insbesondere die Inszenierungen der Maria-Ward-Realschule.

[45] Mit dem Hinweis auf die ästhetische, politisch-pragmatisch-moralische und kognitive Dimension greife ich eine wichtige Erkenntnis Jörn Rüsens auf, die dieser im Kontext Geschichtskultur vertritt. Vgl. z. B. Rüsen, J.: Auf dem Weg zu einer Pragmatik der Geschichtskultur, in: Baumgärtner, U./Schreiber, W.: Geschichte erzählen und Geschichtskultur, 2001, S. 81-97.

[46] Zur Evaluation vgl. die Projektdokumentation in diesem Band.

des Eichstätter Projekts ergab Hinweise, dass die Elaboriertheit der Ergebnisse nicht unbedingt von den Schularten abhängt: Der Hauptschüler, der selbst Migrationserfahrungen hat, der Grundschüler, der offen ist für Fremdverstehen scheint mit diesen Voraussetzungen Nachteile wie eine reduzierte Lesefähigkeit, wie geringere Abstraktionsfähigkeit, wie die weniger ausgeprägte Fähigkeit, nach Wesentlichem und Unwichtigen zu strukturieren z. B. gegenüber dem Gymnasiasten ausgleichen zu können.

Die Profilierung auf der Inhaltsebene wird unterstützt durch die

2. Profilierung auf der Methoden- und Materialien(Quellen!-)ebene

Es ist bereits angeklungen, dass die inhaltliche Profilierung auch durch die Auswahl von Materialien und durch die Methoden ihrer Erschließung unterstützt wird. Auf statistisches Material und auf Materialien zur Flüchtlingsverwaltung ist bereits hingewiesen worden; auch darauf, dass die Erschließung von sach- und fachspezifischen und von schülerspezifischen Bedingungen abhängt.

Die „Normalität der Fremdheit" können in einer besonderen Weise Zeitzeugen verdeutlichen: Durch ihre Befragung werden subjektive, situationsabhängige Erfahrungen auf der „Zeitebene 1945ff" sichtbar. Bei der Auswahl ist bewusst auf die Berücksichtigung von Perspektivität zu achten, indem autochthone (eigene) ebenso wie allochthone (fremde) Sichtweisen und Erinnerungen einbezogen werden. Eindrücklich gezeigt werden kann auf diese Weise, dass es vom Standpunkt abhängt, was eigen und was fremd ist, dass es sich also um Konstrukte handelt.[47] Auf einem ihrem Alter entsprechenden Niveau können das bereits Grundschüler erkennen. Es werden im Unterricht, im Sinne von Reflexivität, Aspekte aufgegriffen, die auch in der Lebenswelt präsent sind. Die Auseinandersetzung mit dem Konstruktcharakter (des Fremden oder der Geschichte) müsste im Sinne einer Lernprogression bis in die Oberstufe des Gymnasiums weitergeführt werden. Mehr noch: Angeregt von der Schule müsste der Konstruktcharakter „im gesamten Leben" bewusst bleiben und immer tiefer erkannt werden können.

Die „Normalität der Fremdheit" erschließt sich jedoch nicht nur über „subjektive Erinnerungsquellen", sondern auch über andere Quellengattungen, denen gemeinhin „mehr" Objektivität zugetraut wird. Sie reichen von Pressequellen zu Verwaltungsschriftgut, von institutionellen Überlieferungen (der Kirchen, der Vereine, der Schulen) zu Gerichtsakten. Zu verdeutlichen, dass sich Fremdheitserfahrungen und Konflikte, darüber hinaus Kooperations- und Kommunikationsbemühungen auch schriftlich und in anderen Materialisierungen niedergeschlagen haben, ist ein Ziel der Profilierung auf der Materialebene. Ein anderes Ziel ist, das quellenkritische Vorgehen bei der Re-Konstruktion zu unterstützen: Steht das Erschließen der „Normalität der Fremdheit" im Zentrum, so ergeben sich die Fragen nach der Provenienz, nach den Urhebern und deren Intention ganz selbstverständlich (Wer schreibt (fotographiert, gestaltet) warum für wen auf diese Weise?). Textimmanent und durch Erschließen des Umfelds lassen sich sowohl die „selbstverständlichen Verständnisgrenzen" als auch das Bemühen um Verstehen fassen, sowohl das Bemühen darum, Fremdheit zu akzeptieren als auch die harte Ablehnung dem Fremden gegenüber, sowohl die Bereitschaft, das Eigene aufzugeben („Anpassung" und „Assimilation") als auch das Beharren auf das Eigene in der Fremde.

Abhängig vom Alter und der Lernerfahrung der Schüler, „verlangen" und „vertragen" die Jugendlichen mehr oder weniger viele Hilfen durch den Lehrer, mehr oder weniger Materialien, mehr oder weniger umfangreiche, mehr oder weniger komplexe Quellen, von mehr oder weniger sprachlicher Kompliziertheit.

Insgesamt sollte im Umgang mit den zur Profilierung ausgewählten Materialien immer auch die Methodenkompetenz der Schüler gefördert werden. Das erfordert kognitive Anstrengungen. Will man Geschichte aber auf plausible Weise zur Orientierung in der Gegenwart nutzbar machen, dann führt daran kein Weg vorbei. Dass umgekehrt überlegte Profilierung von Unterricht mehr zu Denkarbeit motiviert, belegt eine Aussage aus der Evaluation des Eichstätter Projekts: „Es war stressig, aber es hat Spaß gemacht."[48]

[47] Das Zusammenleben mit den Einheimischen hat sich, so eine Zeitzeugin, erst in dem Augenblick verbessert, als die Söhne der Bauern aus der Kriegsgefangenschaft zurückkamen. Deren Erfahrungen in der Fremde halfen auch den Familienmitgliedern, zur „Normalität der Begegnung" mit den Flüchtlingen zu gelangen.

[48] Mädchen, 10. Klasse, Realschule.

3. Profilierung durch Unterrichtsgestaltung[49]

a) Unterrichtsgestaltung, die Reflexion erleichtert

Die „Normalität des Fremden" zur Profilierung von Geschichtsunterricht zu nutzen, der auch zur Orientierung in der Gegenwart beitragen soll, erfordert es, „Phasen der Reflexivität" zu ermöglichen. Das ist bereits angeklungen. Es geht dabei um die Rückwirkungen der Beschäftigung mit Geschichte auf die Schüler: Auslöser für Reflexivität können Erkenntnisse auf der Sachebene sein, z. B. die, dass Formen der Ausgrenzung,[50] Formen der Flüchtlingsverwaltung, Formen der Zurückweisung von Fremden sich immer wieder wiederholen. Diese Beobachtungen boten den Anstoß, Erfahrungen des Ausgrenzens und Ausgegrenztseins zu artikulieren und zu diskutieren. Kontinuitäten des Nicht-Verstehens bzw. unbewusst und bewusst Missverstehens, des Nicht-Verstehen-Könnens wurden bis in die Lebenswelt hinein verfolgt. Die Schüler waren sich zum Teil als Akteure, zum Teil als Betroffene bewusst. – Die „Normalität der Fremdheit" zu erfassen, wird durch Reflexivität zumindest erleichtert.

Gerade in Bezug auf die Reflexivität treten einem starke Unterschiede entgegen. Ob die an sich naheliegende Erklärung über das Alter schon plausibel genug ist, ist schwer zu entscheiden: Jüngere Kinder scheinen

[49] In neueren allgemeindidaktischen und erziehungswissenschaftlichen Publikationen wird vermehrt von „Lernumgebungen" gesprochen (vgl. dazu etwa: Reinmann-Rothmeier, G./Mandl, H.: Unterrichten und Lernumgebungen gestalten, in: Weidenmann, B. u.a. (Hgg.): Pädagogische Psychologie, Weinheim 2001, S. 603ff.). Peter Gautschi hat das Konzept der Lernumgebungen geschichtsdidaktisch-praktisch umgesetzt (Gautschi, P./Meyer, H.: Vergessen oder Erinnern? Völkermord in Geschichte und Gegenwart, Zürich 2001) und reflektiert (vgl. Vortrag anlässlich der Jahrestagung der Konferenz für Geschichtsdidaktik im Jahre 2001: ders.: Lernumgebungen zur Ausdifferenzierung eines „reflektierten Geschichtsbewusstseins" (erscheint voraussichtlich im Jahre 2002, im von Bernd Schönemann und Hartmut Voit herausgegebenen Tagungsband)).

[50] Die weiße Armbinde, die deutsche Zwangsarbeiter in polnischen Lagern als Deutsche auswies, das schwarze N auf weißem Grund, das Deutsche, auch wenn sie nicht zur Zwangsarbeit herangezogen wurden, in der Tschechoslowakei tragen mussten, die Armbinde „Flüchtling", die zum Teil bei den Transporten und in den Lagern getragen werden musste, weckte bei den Schülern die Assoziation „Judenstern" und ließ sie auch über aktuelle Symbole der Ausgrenzungen nachdenken.

zu Fremdverstehen, zu „Mit-leiden" und „Mit-handeln", zum Einbeziehen eigener Erfahrungen in historische Denkprozesse eher in der Lage und bereit zu sein als ältere.[51] Die Ergebnisse sind zum Teil erstaunlich: Eine Grundschülerin 4. Klasse denkt darüber nach, warum es für ihr Heimatverständnis nicht so wichtig ist, wo sie geboren ist wie für die Oma: „Als wir umgezogen sind, war es gleich alles schön. Die Oma hat das ganze Schöne verloren und musste es erst langsam wieder machen." – Möglicherweise charakterisiert die jüngeren Schüler aber auch „nur" die Bereitschaft, sich vor den Mitschülern zu artikulieren. Möglicherweise verknüpfen auch ältere Schüler Vergangenheit und Gegenwart durchaus über Vergleiche mit eigenen Erfahrungen, sprechen aber nicht darüber.

Komplexe Rückbezüge, gerade auch strukturelle, scheinen ein Mehr an Lebenserfahrung und ausgeprägtere kognitive Strukturen zu verlangen. Nur ein Teil der älteren Schüler gibt aber zu erkennen, dass er z. B. Mechanismen des Ausgrenzens und Zurückweisens durchschaut. Ob es sich bei den anderen Schülern um ein nicht Erkennen-Können handelt oder ob sie sich nicht bewusst sind, dass Reflexivität Lernen ermöglicht, ob sie sich vielleicht gerade gegen die Zumutung reflexiv zu argumentieren, sperren, kann man nur schwer entscheiden.

Reflexive Rückbezüge werden aber wohl eher von einer Unterrichtsgestaltung ermöglicht, die Freiräume für Gespräche gibt, die Subjektivität zulässt, die aktuelle Erfahrungen als legitimen Aspekt des historischen Lernprozesses wahrnimmt, ohne historisches Lernen dadurch zu enthistorisieren.[52] Profilierung der Unterrichtsgestaltung heißt also, bewusst sol-

[51] Das haben immer wieder auch die empirischen Studien zum Geschichtsbewusstsein Kinder und Jugendlicher ergeben, die Bodo von Borries seit Jahren verfolgt. Vgl. u.a. Borries, B. v. (unter Mitarbeit von Körber, A., Baeck, O. und Kindervater, A.): Jugend und Geschichte. Ein europäischer Kulturvergleich aus deutscher Sicht; Opladen 1999.

[52] Gemeint ist damit, nicht in Formen „traditionaler" oder „exemplarischer Sinnbildung" zu verfallen bzw. in Formen, die gegenwartsspezifische Sichtweisen auf die Vergangenheit übertragen, sondern die je zeitspezifischen Rahmenbedingungen einzubeziehen. Damit kommen „Analysen", also der sachadäquaten, methodisch regulierten Re-Konstruktion und „Sachurteilen", also dem Betrachten aus der Zeit heraus, große Bedeutung zu.
Zu den Dimensionen Analyse, Sachurteil, Werturteil vgl. die oben bereits angesprochenen geschichtsdidaktischen Beiträge Karl-Ernst Jeismanns sowie die Weiterführungen z. B. durch v. Borries, Hasberg, Schreiber. Zu den Sinnbildungsformen vgl. Rüsen, J.: Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens, Frankfurt/Main 1990; ders.: Historisches Lernen. Grundlagen und Paradigmen, Köln 1994; ders.: Historische Sinnbildung durch Erzählen, in: Internationale Schulbuchforschung 18 (1996), S. 501ff.. Die traditionale

che Formen des Kontakts zwischen Schülern, Stoff und Lehrer[53] zuzulassen und anzustreben.

b) Unterrichtsgestaltung, die reflektiertes Umgehen mit Geschichte erleichtert

Reflexivität und die Fähigkeit zur Reflexion (=Reflektiertheit) gehen oft Hand in Hand.[54] Unter Reflexion ist der reflektierte Umgang mit Geschichte subsumiert: Wer reflektiert mit Geschichte umgeht, muss die Rahmenbedingungen mitbedenken, in die „Handeln und Leiden" eingebunden sind, muss Intentionen der Agierenden und Reagierenden mitbedenken. Eingeschlossen sind auch Grundlagen des Re-konstruierens und Überprüfens nach Plausibilität.

Reflektiertheit und Reflexivität beziehen sich nicht ohne Weiteres aufeinander. Wer Informationen aus Quellen entnehmen kann, kann dies noch lange nicht reflexiv für sich, für die eigene Orientierung nutzen.

Sinnbildung zieht eine Orientierung stiftende Linie von den Ursprüngen bis zur Gegenwart, die exemplarische Sinnbildung leitet aus der Vergangenheit Regeln für die Gegenwart ab, die genetische Sinnbildung dagegen betont Kontinuität und Wandel als dialektisch aufeinander bezogene Prinzipien. Sie erfolgt diskursiv und reflexiv, nimmt die Alterität von Vergangenheit und Gegenwart ebenso wahr wie ihren Zusammenhang. Rüsen unterscheidet als vierte Form der Sinnbildung die kritische. Sie stellt Gegenwärtiges in Frage, indem andere Vergangenheiten erinnert werden als solche, die das Sosein der Gegenwart traditional oder exemplarisch erklären. Bodo v. Borries hat gerade für diese Form über Rüsen hinaus gehende wichtige Hinweise gegeben.

53 Es klingt in dieser Trias das „didaktische Dreieck" als Erklärungsgrundlage an. U.a. Peter Gautschi weist auf seine Erfahrung hin, dass in Lehrerfortbildungen durch die Bezugnahme auf dieses Modell auch komplexe Überlegungen, z. B. zur Förderung von reflektiertem Geschichtsbewusstsein, in Gang gesetzt werden können. Vgl. z. B. Gautschi, P.: Geschichte lehren – Lernwege und Lernsituationen für Jugendliche, Buchs 2000, S. 5ff..

54 Reflexivität kann auch die Handlungen betreffen, die „ich" im Kontext „Geschichte" vollziehe: Wie rekonstruiere ich, wie Heimatvertriebene und Einheimische sich begegneten; wie deute ich die Quellen, die mündlichen und schriftlichen, auf die ich stoße; welche Bedeutung hat das für mich, beeinflusst mein neues Wissen meinen Umgang mit Fremden in meiner Gegenwart? Müsste man nicht auch die Informationen der Gegenwart ebenso genau hinterfragen?
Reflexivität kann zudem auf andere Subjekte oder auf Kollektive bezogen sein. Was bedeutet dieses Verhalten für...? Wie stehe ich dazu? Revanchistische Forderungen, auf die man in Zeitzeugengesprächen immer wieder stößt, können so diskutiert werden.

Wenn allerdings der Quellenkritik im Geschichtsunterricht breiter Raum gegeben wird, wenn also quasi hinter der Quelle das Subjekt und seine Intention gesucht werden, wenn der von der Quelle angesprochene Rezipient mitgedacht wird, so erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass Geschichte auch reflexiv für die Orientierung in der Gegenwart reflektiert genutzt werden kann.[55]

Die Gestaltung eines fachspezifischen Unterrichts, der in altersgemäßer Weise Geschichte als Re-Konstruktion von Vergangenheit erscheinen lässt, der an geeigneten Beispielen Perspektivität und Multiperspektivität thematisiert, der die Lebenswelt der Schüler einbezieht, der der Kommunikation zwischen den Schülern, zwischen Schülern und Experten (oft ist das der Lehrer) Raum gibt, erhöht die Chancen, dass Vergangenheit und Gegenwart aufeinander bezogen werden. Die Profilierung auf die „Normalität des Fremden" hin scheint solche Unterrichtsformen zu fördern, wie umgekehrt die sowohl fachspezifischen als auch kommunikativen Unterrichtsformen den reflektierten und reflexiven Umgang mit Fremden in Vergangenheit und Gegenwart unterstützen.

4. Profilierung durch Darstellung

In der Art, wie die Unterrichtsergebnisse dargestellt werden, drückt sich aus, ob „nur" Orientierung in der Vergangenheit beabsichtigt ist oder „auch" Orientierung mit Hilfe von Geschichte für Gegenwart und Zukunft. Es zeigt sich, ob Profilierungen „nur" der Motivation der Schüler dienen sollten oder ob sie als Profilierung von Unterricht auf der Inhalts-, Material- und Methoden-, Gestaltungsebene gedacht waren.

Wenn die „Normalität der Begegnung" und die „Normalität der Fremdheit" zur Profilierung von Unterricht genutzt werden, dann muss das auch in der Darstellung der Unterrichtsergebnisse sichtbar bleiben. Ich nehme die Wanderausstellung als Beispiel: Ästhetische Gestaltungen[56] haben ebenso ihre Funktion wie thematische Zuspitzungen. Die Hilfe der ästhetischen Gestaltung wurde bewusst genutzt, um nach Parallelen zum Heute zu fragen. Inhaltlich stand hier die „Normalität der Be-

55 Vgl. hierzu u.a. die Beiträge Wolfgang Hasbergs zum historischen Erzählen, vgl. aktuell Pandel, H-J.: Quelleninterpretation. Die schriftliche Quelle in Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts. 2000, dort weiterführende Literatur.

56 Vgl. die Plakatwand: „Wo sollen wir hin?", die Flucht und Vertreibung in den letzten Jahrzehnten thematisiert; vgl. die den Betrachter einbeziehende „Spiegel-Inszenierung", vgl. die Inszenierung der Stammbäume der Kinder, die zeigen, dass auch in den meisten ihrer Familien „Migration" eine Rolle spielt.

gegnungen" im Zentrum. Die Konzentration auf die „drei Ks" (Kontakte – Konflikte – Kooperationen) betonte die „Normalität der Fremdheit" in der Vergangenheit.

In den mit statistischem Material und „lokaler Verortung" arbeitenden Ausstellungsteilen wurde die „Normalität der Begegnung" mit Fremden bzw. der Einbruch des Fremden in das homogene Eigene aufgegriffen, den die Jahre nach 1945 bedeuteten.

Auch wenn den Erfahrungen der Betroffenen[57] bewusst breiter Raum gegeben wird, verzichtet die Ausstellung keineswegs auf die Darstellung der politischen, wirtschaftlichen, sozialen Rahmenbedingungen, der administrativen Organisation. Sie stellen notwendiges Hintergrundwissen dar, ohne die die Profilierung auf „Normalität des Fremden" hin nicht verständlich wäre.

Auch „fertige Darstellungen" können hinterfragt werden. Ausstellungen bieten dafür nicht unbedingt den geeigneten Rahmen. Dennoch kann angespielt werden auf die Heimatbücher, die Verbandszeitschriften, die autobiographischen Lebenserinnerungen der ehemaligen Flüchtlinge, auf die Aufarbeitung von Flucht in Kinder- und Jugendbüchern, in der aktuellen Presse, in Filmen und anderen AV-Medien.[58] Reflexivität und Reflektiertheit können bei der Auseinandersetzung mit diesen Darstellungen zusammenlaufen, müssen es wohl sogar.

Fazit:

Gerade ein in der Gegenwart bedeutsames Thema, wie der Umgang mit Fremden, legt die Frage nahe, ob die Geschichte einen besonderen, von keinem anderen Zugriff zu ersetzenden Beitrag für die Auseinandersetzung mit diesem Problem erbringen kann,[59] negativ formuliert: ob der Weg über die Geschichte nicht ein Umweg ist, und ein ausschließliches sich-auf-gegenwärtige-Erfahrungen-Beziehen zu denselben oder besseren Ergebnissen führen würde. Mir scheint, dass ein überlegtes Profilieren von Geschichtsunterricht Ergebnisse erbringt, die den Schülern sowohl Orientierung in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart ermöglichen. Der scheinbare Umweg wird so einerseits zum Weg in die Geschichte. Er zeigt zum anderen Umgebungen auf, die der Gegenwart helfen können, den eigenen Weg plausibler auszuwählen.

Die Voraussetzung dafür ist allerdings, dass die Vergangenheitsbezüge zum einen „reflektiert" erfolgen, also die Ergebnisse der historischen Forschung und ihrer Methoden als Korrektiv und Regulativ nutzend, dass Geschichtsunterricht zum anderen Raum für Reflexion gibt, damit der sich mit Geschichte Beschäftigende „reflexiv" nach der Bedeutung von Geschichte für sich selbst fragen kann. An der altersangemessenen Förderung von reflektiertem Geschichtsbewusstsein führt schon deshalb kein Weg vorbei, weil Vergangenheitsbezüge leicht instrumentalisiert werden können und dann zum Umweg im Sinne von sich-verlaufen und nicht-mehr-zurechtfinden werden können.

[57] Z. B. auch in der Videodokumentation der Zeitzeugengespräche, vgl. „Dokumentation der Ausstellung" in diesem Band.

[58] Vgl. Dokumentation der Ausstellung.

[59] Bodo v. Borries stellt diese Frage ins Zentrum seines programmatischen Bandes: Borries, B. v.: Geschichtsbewußtsein als Identitätsgewinn? Fachdidaktische Programmatik und Tatsachenforschung, Hagen 1990.

Exkurs 1: Zur Literaturlage: Geschichtsdidaktik und der Umgang mit Fremden

Aktuell wird in der auf den Geschichtsunterricht bezogenen Geschichtsdidaktik weniger vom Umgang mit Fremden als von „interkulturellem Geschichtslernen“[1] gesprochen. „Interkulturell“ verweist darauf, dass dezidiert die Kontakte zwischen den Kulturen, die notwendig Veränderungen bei allen Beteiligten einschließen, im Zentrum des Interesses stehen. Darauf heben dann auch die Überlegungen zur Profilierung der Inhalte und zu den Zielsetzungen ab. Von allen Unterrichtsfächern wird derzeit eine Auseinandersetzung mit „interkultureller Kommunikation“ gefordert. Dabei wird betont, dass interkulturelle Kommunikation eine der großen Herausforderungen der Gegenwart darstelle, auf die alle Individuen reagieren müssen, unabhängig davon, welcher Kultur, sozialen Gruppe, Nation, welchem Wirtschaftsmilieu man sich zugehörig fühlt, welchen Geschlechts man ist. Für den Geschichtsunterricht stellt sich die Frage nach dem spezifischen Beitrag[2] des historischen Lernens zur Bewältigung von Gegenwart.[3]

1 Mit „Interkulturellem Geschichtslernen“ ist auch der den Forschungsstand resümierende und Desiderate ausweisende Beitrag von Bettina Alavi überschrieben, mit dem sie das „interkulturelle Geschichtslernen“ in der „Nullnummer“ der Zeitschrift für Geschichtsdidaktik als einen der geschichtsdidaktischen Arbeitsschwerpunkte der nächsten Zukunft umreißt: Alavi, B.: Interkulturelles Geschichtslernen, in: ZGD 1 (2002). „Interkulturelles Lernen im Geschichtsunterricht“. „Interkulturelles Lernen“ wählte auch die Zeitschrift GWU (Geschichte in Wissenschaft und Unterricht) als Titel eines Themenheftes (GWU 52 (2001), Heft 5/6). Die Beiträge von Andreas Körber, Bodo von Borries, Bettina Alavi geben den derzeit wohl besten Einblick in den geschichtsdidaktischen Umgang mit diesem Thema (Körber, A.: Geschichte und interkulturelles Lernen. Begriffe und Zugänge, in: GWU 52 (2001), S. 292ff.; Borries, B. v.: Interkulturalität beim historisch-politischen Lernen – Ja sicher, aber wie?, in: GWU 52 (2001), S. 305ff.; Alavi, B.: Von der Theorie zur Praxis interkulturellen Geschichtslernens. Problembereiche bei der Planung und Durchführung von Unterricht, in: GWU 52 (2001), S. 325ff.).

2 Bodo v. Borries hat die Frage nach dem spezifischen, von keinem anderen Fach zu erbringenden, unersetzlichen Beitrag des Geschichtsunterrichts für die Orientierung der Jugendlichen immer wieder gestellt, besonders eindringlich in seiner programmatischen Publikation: Borries, B. v.: Geschichtsbewußtsein als Identitätsgewinn? Fachdidaktische Programmatik und Tatsachenforschung, Hagen 1990, vgl. speziell S. 69f.

Originär geschichtsdidaktische Kategorien bzw. von der Geschichtsdidaktik adaptierte Kategorien wie Geschichtsbewusstsein, Multiperspektivität, Fremdverstehen, Empathie, Kultur, Geschichtskultur werden genutzt, um den Geschichtsunterricht näher zu bestimmen, der die Entwicklung „interkultureller historischer Kompetenz“ fördern soll. Alavi definiert *historische interkulturelle Kompetenz* als ein Set von Teilkompetenzen, das Fähigkeiten zur Selbst- und Fremdreflexion und deren Verarbeitung, zur Orientierungs- und Dialogfähigkeit einschließt.[4]

Umfasst wird die Frage, an welchen Inhalten und Themen diese Kompetenzen entwickelt werden können und sollen: Obwohl hier eine Reihe von Modellen[5] und zahlreiche Einzelvorschläge vorliegen, bleibt

3 Zum Gegenwartsbezug des Geschichtsunterrichts vgl. aktuell Bergmann, K.: Der Gegenwartsbezug im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts. 2002; Schreiber, W.: Geschichtsunterricht und historische Orientierung, in: Schönemann, B./Schreiber, W. (Hgg.): Geschichtskultur und historische Orientierung, Weinheim, voraussichtlich 2001; grundlegend: Rüsen, J.: Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden, Köln 1994.

4 Vgl. Alavi, B.: Geschichtsunterricht in der multiethnischen Gesellschaft. Eine fachdidaktische Studie zur Modifikation des Geschichtsunterrichts aufgrund migrationsbedingter Veränderungen, Frankfurt/M. 1998, S. 76, 94; Alavi, B./Borries, B. v.: Geschichte, in: Reich, H. H./Holzbrecher, A./Roth, H. J. (Hgg.): Fachdidaktik interkulturell. Ein Handbuch, Opladen 2000, S. 70ff.; Körber, A., Geschichte, 2001, S. 296ff.

5 Alavi geht in ihren Überlegungen davon aus, dass interkulturelles Geschichtslernen Antwort auf unterschiedliche Herausforderungen der Gegenwart ist und unterscheidet die Herausforderungen die a) vom Veränderungsprozess „Migration“ ausgehen (Interkulturelles Geschichtslernen als Antwort auf die multiethnische Gesellschaft); b) vom Veränderungsprozess „Rassismus“ (Interkulturelles Geschichtslernen als Antwort auf steigende rassistische Tendenzen); c) vom Veränderungsprozess „Europa“ (Interkulturelles Geschichtslernen als Antwort auf Europa); d) vom Veränderungsprozess „Globalisierung“ (Interkulturelles Geschichtslernen als Antwort auf die Globalisierung); vgl. Alavi, B., Interkulturelles Geschichtslernen, 2002. Bodo v. Borries stellt vier unterschiedliche inhaltliche Konzepte für interkulturelles Geschichtslernen vor, wobei er annimmt, dass mit einer Kompromisslösung zu rechnen sein wird. Er unterscheidet: a) Nationalgeschichte als Eintrittsbillet, also die Zustimmung zur imaginierten Gemeinschaft Nation als „Kitt“ der Gesellschaft; b) Menschenrechtsgeschichte als Zivilreligion, also die Historisierung der Menschen- und Bürgerrechte und Anwendung deren normativen

kategorial noch vieles unausdiskutiert: Offen ist z. B., ob „Migrantenjugendliche" andere Inhalte brauchen oder bräuchten als allochthone, inwiefern sich die historische Sinnsuche bei Mehr- und Minderheiten unterscheidet, ob Geschichtsunterricht *ein* Thema aufgreifen sollte und sich mit der unterschiedlichen Wertigkeit dieses Themas für Schüler, die kulturell unterschiedlich geprägt sind, befassen soll oder ob er, eher im Sinne von „Lernumgebungen",[6] *zu einem Inhalt verschiedene Thematisierungen* anbieten sollte, die von unterschiedlichen Schülern aufgearbeitet werden oder, ob er, um eine gemeinsame Basis für alle zu schaffen, sich auf eine einzige Profilierung beschränken sollte. Die letzte Möglichkeit scheint besonders eng zu sein. Deshalb kann gerade an ihr die Komplexität der Auswahl- und Profilierungsfragen verdeutlicht werden: Geschichtsunterricht, der scheinbar nicht auf die unterschiedliche Prägung der Schüler Rücksicht nimmt, weil er nur eine Profilierung zugrunde legt, könnte die „Selbstaufgabe" von Minderheitenerfahrungen ebenso anzielen wie „Assimilation", wie ein Mindestmaß an gemeinsamem Wissen als Grundlage für Integration, wie die gemeinsame Suche nach gemeinsamen Werten in einer neu entstehenden heterogenen Gesellschaft.

Standards; c) Nahweltgeschichte als Orientierungshilfe, also konsequente Hinwendung zur Lebenswelt der Jugendlichen; d) Mentalitätsgeschichte als Identitätserweiterung, also die Ausrichtung an identitätsprägenden Grundfragen wie: Woher kommen wir? Was sind wir? Wohin gehen wir? (vgl. Borries, B. v.: Zwischen „Wurzelsuche" und „Verunsicherung". Geschichtslernen für Mehrheit und Minderheiten unter interkulturellen Bedingungen, in: Nembach, U. u.a. (Hgg.): Informationen Theologiae Europae. Internationales ökumenisches Jahrbuch für Theologie, Frankfurt/M. 2000, S. 199ff.; vgl. auch ders., Interkulturalität, 2001, S. 307ff.).

A. a. O. benennt v. Borries „interkulturelle Komponenten", die dazu dienen können, historische Inhalte für interkulturelles Lernen nutzbar zu machen: a) „Kulturkontakte zwischen Bereicherung und Katastrophe", b) „Fremdverstehen als Identifikation und Projektion", c) „Migrationen und Minderheiten", d) Vormoderne „multikulturelle Gesellschaften", e) „Menschenrechte als unvollendeter geschichtlicher Prozess", f) "Identitätsbildung und -wandel". (vgl. Alavi, B./Borries, B. v.: Geschichte, 2000; vgl. auch ders., Interkulturalität, 2001, S. 314ff.).

Andreas Körber unterscheidet die Thematisierung a) der Beziehung zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen, b) des Umgangs der Angehörigen verschiedener Ethnien und/oder Kulturen miteinander, c) der Selbst- und Fremdwahrnehmung (Körber, A., Geschichte, 2001, S. 299f.).

Elisabeth Erdmann arbeitet zahlreiche historische Beispiele für gelungene und misslungene Kontakte auf (Erdmann, E. (Hg.): Verständnis wecken für das Fremde. Möglichkeiten des Geschichtsunterrichts, Schwalbach/Ts. 1999.).

6 Für die Geschichtsdidaktik hat Peter Gautschi diesen Begriff adaptiert.

Grundsätzlich gilt, dass die bewusste Beschäftigung mit dem Fremden erst in den letzten Jahren als relevant für den Geschichtsunterricht erkannt wurde. Einmal mehr gab Rolf Schörken entscheidende Impulse, indem er – übrigens schon 1980 – die Kategorie „Fremdverstehen" in die Geschichtsdidaktik einführte.[7] Bis weit in die 1990er Jahre hinein konzentrierte man sich darauf, eine ganze Reihe „neuer", vor allem transnationaler, außereuropäischer, nicht politikgeschichtlicher Themen in den Horizont von Schule zu rücken.[8] Zudem wurden multikulturelle und interkulturelle Aspekte an solchen Inhalten eröffnet, die traditionell zum „Kanon" des Geschichtsunterrichts zählen.[9]

Die Hoffnung, die man auf die Erweiterung und Akzentuierung der Perspektive[10] setzte, erinnert an die Hoffnung, durch einen chronologischen Durchgang durch die Geschichte, der bis in die Zeitgeschichte führt, ganz selbstverständlich die Gegenwartsrelevanz der Beschäftigung mit Vergangenheit deutlich zu machen: Indem man die aus der zunehmenden Multikulturalität und Interkulturalität erwachsenen Gegenwartsprobleme „historisiert", nach strukturell Vergleichbarem, nach gelungenen und gescheiterten Lösungsansätzen sucht, nach Modellen multikulturellen Zusammenlebens oder auch nur nach vergleichbaren Konflikten, erhofft man Relativierung, Vertiefung, Erklärung, sollen Orientierungen sichtbar werden. Kurz, es soll ein Lernen für die Gegenwart mit Hilfe von Geschichte erfolgen können.

Das Bewusstsein, dass dies einer gezielten Profilierung bedarf, muss sich erst durchsetzen. Die heutige Betonung von „interkulturellem histo-

7 Vgl. Schörken, R.: Geschichtsunterricht in einer kleiner werdenden Welt. Prolegomena zu einer Didaktik des Fremdverstehens, in: Süssmuth, H. (Hg.): Geschichtsdidaktische Positionen. Bestandsaufnahme und Neuorientierung, Paderborn 1980, S. 315ff..

8 Eine ausführliche Zusammenstellung findet sich in: Alavi, B./Borries, B. v.: Geschichte, 2000, S. 74ff..

9 Vgl. exemplarisch Erdmann, Verständnis wecken. 1999.

10 Auch Lehrpläne gehen diesen Weg; aktuell der Lehrplan für sechsstufige bayerische Realschulen, der unter den Stichworten „Konfrontation und Kooperation" immer wieder auf den Umgang mit Fremden in der Geschichte zu sprechen kommt.

rischen Lernen“ als Zielperspektive ist Ausdruck dieses Bewusstwerdungsprozesses.

Eine wichtige Rolle dabei, den Umgang mit Fremden zum Thema von Geschichtsunterricht zu machen, spielten schulorientierte Zeitschriften („Geschichte lernen“, „Praxis Geschichte“, einzelne Hefte der Zeitschriften „Geschichtsdidaktik“ und „Internationale Schulbuchforschung“) und der Zeitschriften des Geschichtslehrerverbandes („Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“, „Geschichte, Politik und ihre Didaktik“ bzw. „Informationen für den Geschichts- und Gemeinschaftskundelehrer“). Zum Teil wurden diesem Ziel ganze Themenhefte gewidmet, zum Teil lediglich Einzelbeiträge.[11] Dass vielfach auch Ergebnisse der historischen Forschung dargestellt werden, kann als Ausdruck der Vermutung gelten, dass eine große Zahl an Geschichtslehrern ihre Sachkompetenz für die Beschäftigung mit Kulturkontakten erhöhen müsse, weil solche Fragen im eigenen Studium kaum thematisiert worden waren. In mit Materialien unterstützten Unterrichtsentwürfen werden exemplarisch Wege aufgezeigt, wie die neuen Themen im Geschichtsunterricht realisiert werden können.

Speziell in den Basisartikeln der Themenhefte begann man, den „Umgang mit Fremden“ zu akzentuieren. Schrittweise eröffneten die Basisartikel geschichtsdidaktische Begründungszusammenhänge.[12] Fremdverstehen, Empathie, Identität, aber auch Multiperspektivität und

[11] Einige Beispiele seien herausgegriffen: Geschichtsdidaktik 6 (1981), Heft 2 befasst sich mit „Vorurteile[n] und Feindbilder[n] im Geschichtsunterricht“; Geschichtsdidaktik 10 (1985), Heft 1 mit „Minderheiten“.

Geschichte lernen 1 (1988) bringt die Themenhefte „Die Anderen“ und „Menschenrechte“; Geschichte lernen 6 (1993) das Themenheft „Migration“. Internationale Schulbuchforschung 21 (1999), Heft 3 befasst sich mit „Geschichte und multikulturelle Gesellschaft“. GWU 52 (2001) widmet sich dem „Interkulturelle[n] Lernen im Geschichtsunterricht“. Lediglich Praxis Geschichte hat bislang kein eigenes Themenheft im Kontext Umgang mit Fremden herausgegeben; im Vergleich zu anderen Zeitschriften widmen sich hier auch nur relativ wenige Einzelbeiträge dem Fremden in der Geschichte (Hefte 6/95, 5/01; 6/00; 6/99). Einzelbeiträge befassen sich auch in: „Geschichte, Politik und ihre Didaktik“ bzw. in „Informationen für den Geschichts- und Gemeinschaftskundelehrer“ mit dem Fremden in der Geschichte.

[12] Vgl. Bergmann, K.: Die anderen, in: Geschichte lernen 1 (1988), H. 3, S. 5ff.; Bergmann, K.: Wir und die anderen – Lernen an und aus der Geschichte, in: Internationale Schulbuchforschung 15 (1993), S. 179ff.; vgl. vor allem die oben bereits aufgeführten Beiträge in: GWU 52 (2001).

immer wieder Grenzen des Verstehens und Möglichkeiten, darauf zu reagieren, wurden diskutiert. Diesem Ziel dienen auch erste Sammelbände[13] und Monographien[14] bzw. einzelne geschichtsdidaktische Beiträge, die in Sammelbänden zu „benachbarten Themen“[15] und zu interkultureller Pädagogik und Didaktik[16] erschienen. Einzelne Universitäten wandten sich in Tagungen dem Komplex Multikulturalität/Interkulturalität zu;[17]

[13] Erdmann, E.: Verständnis wecken, 1999; Körber, A. (Hg.): Interkulturelles Geschichtslernen. Geschichtsunterricht unter den Bedingungen von Einwanderung und Globalisierung, Münster u.a., 2001 (im Druck).

[14] Alavi, B.: Geschichtsunterricht in der multiethnischen Gesellschaft. Eine fachdidaktische Studie zur Modifikation des Geschichtsunterrichts aufgrund migrationsbedingter Veränderungen, Frankfurt/M. 1998. Seit der Vorstellung ihres Dissertationsprojekts, mehr noch seit dem Erscheinen der Arbeit, gilt Bettina Alavi als Spezialistin für interkulturellen Geschichtsunterricht. In ihren inzwischen zahlreichen Beiträgen bezieht sie Theorie und Praxis interkulturellen Geschichtslernens aufeinander.

[15] Ohne Anspruch auf Repräsentativität seien genannt: Rüsen, J.: Menschen- und Bürgerrechte als historische Orientierung. Vorschläge zur Interpretation und didaktischen Analyse, in: Fröhlich, K./Rüsen, J. (Hgg.): Menschenrechte im Prozeß der Geschichte, Pfaffenweiler 1990, S. 1ff.; Alavi, B.: Geschichtsunterricht in der multiethnischen Gesellschaft, in: Mütter, B./Uffelmann, U. (Hgg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr, Weinheim 1996, S. 277ff..

[16] Fürnrohr, W.: Interkulturelle Erziehung im Geschichtsunterricht am Beispiel der Osmanen im Südosten Europas, in: Borelli, M. (Hg.): Zur Didaktik interkultureller Pädagogik. Teil 1, Hohengehren 1992, S. 82ff.; ders.: Interkulturelle Aspekte im Geschichtsunterricht, in: Reich, H. H./Pörnbacher, U. (Hgg.): Interkulturelle Didaktiken. Fächerübergreifende und fachspezifische Ansätze, Münster u.a. 1993, S. 96ff.; ders.: Globalität im Geschichtsunterricht, in: Scheunpflug, A./Treml, A. (Hgg): Entwicklungspolitische Bildung: Bilanz und Perspektiven in Forschung und Lehre. Ein Handbuch, Tübingen u.a. 1993, S. 254ff.; Alavi, B./Borries, B. v.: Geschichte, 2000, S. 55ff.; Strotzka, H.: Interkulturelles Lernen für das Fach „Geschichte und Sozialkunde“, in Gauß, R./Harasek, A.(Hgg.): Interkulturelle Bildung – Lernen kennt keine Grenzen. Bd. 2 Praxisbeispiele, Wien 1995, S. 71ff..

[17] Im ersten Sinne vgl. den im Band Gleißner, A.: Bildung für morgen. Zukunftsorientierte Fachdidaktik, München 1998 dokumentierten fachdidaktischen Dies academicus der Universität München aus dem Jahre 1996. Im zweiten Fall sei gedacht an die Tagung „Interkulturelles Geschichtslernen“ der Universität Hamburg aus dem Jahre 2000. Vgl. dazu das Themenheft „In-

die Kooperation mit Allgemeindidaktikern und Fremdsprachendidaktikern[18] setzt ein.

Zu beachten ist, dass man geschichtsdidaktische Überlegungen, die heute im Umfeld von Multikulturalität und Interkulturalität genutzt werden, auch in „früheren" geschichtsdidaktischen Beiträgen finden kann. Vor allem Bodo v. Borries plädiert seit Jahrzehnten für eine Öffnung des Geschichtsunterrichts über die nationale, politik- und ereignisgeschichtliche Perspektive hinaus und fordert vehement die Berücksichtigung von Migration, Multi- und Interkulturalität.[19] Ebenfalls seit Jahren setzt sich der Nürnberger Emeritus und langjährige Vorsitzende der Konferenz für Geschichtsdidaktik sowie der Internationalen Gesellschaft für Geschichtsdidaktik Walter Fürnrohr[20] mit dem Fremden in der Geschichte auseinander. Sein Ausgangspunkt ist ein universalgeschichtlicher Zugriff. Mit Fragen der Migration befasst sich auch dessen Nachfolger in der Internationalen Gesellschaft für Geschichtsdidaktik, der Weingartner

terkulturelles Lernen im Geschichtsunterricht" GWU 52 (2001); vgl. Körber, A.: Interkulturelles Geschichtslernen, voraussichtlich 2001.

18 Der vorliegende Band, der mit Hans Hunfeld bewusst den Sprachunterricht mit einbezieht, wäre ein Beispiel.

19 Eine recht umfassende Zusammenstellung seiner beeindruckend vielfältigen Beiträge findet sich in: Alavi, B./Borries, B. v.: Geschichte, 2000, S. 83ff.: Die Aufsätze befassen sich mit frauengeschichtlichen, kolonialgeschichtlichen Themen, mit den Komplexen Kreuzzüge, Nation und Nationalismus, Eurozentrismus, mit Identitätsbildungsprozessen. Einzuordnen sind sie in seine universalgeschichtlich ausgerichteten, anthropologisch, mentalitätsgeschichtlich, evolutionsgeschichtlich orientierten Geschichtsdidaktik, die am besten dargestellt ist in Borries, B. v.: Geschichtsbewußtsein als Identitätsgewinn, 1990, v. a. S. 67ff.. (Zur Einordnung vgl. auch Schreiber, W.: Das Didaktikkonzept Bodo v. Borries' und der Lebensweltbegriff, in: Neuere geschichtsdidaktische Positionen und ihr Lebensweltbegriff. Versuch einer Präzisierung im Anschluß an die Phänomenologie Edmund Husserls, Bochum 1995, S. 181ff.).

Programmatisch und konzeptionell besonders aussagekräftig ist der Beitrag Borries, B. v.: Interkulturalität, 2001, S. 305ff. und der eben bereits genannte Beitrag Alavi, B./Borries, B. v.: Geschichte, 2000, S. 55ff..

20 Zuletzt: Fürnrohr, W.: Geschichtsbewußtsein und Universalgeschichte. Das Zeitalter der Entdeckungen und Eroberungen in Geschichtsschreibung, Unterricht und Öffentlichkeit, Frankfurt/M. 1992.

Emeritus Karl Pellens[21]. Auch Klaus Bergmann ist zu nennen, der sich seit Langem mit den Kategorien „Multiperspektivität"[22] und „Identität"[23] auseinander setzt. Der in jungen Jahren verstorbene Ludwigsburger Geschichtsdidaktiker Peter Knoch stieß im Kontext seiner Beschäftigung mit Identitätsbildung und Lebensweltorientierung immer wieder auf „multikulturelle Themen".[24] Hartmut Voits Arbeiten zu „Feindbildern" besetzten über Jahre hinweg dieses wichtige Feld.[25]

Eine Fundgrube für „interkulturelle Beiträge" stellen die Publikationen des Georg Eckert Instituts für Internationale Schulbuchforschung dar: die seit 1978 erscheinende Zeitschrift „Internationale Schulbuchforschung" und die „Schriften zur Internationalen Schulbuchforschung", die inzwischen mehr als 100 Bände umfassen.[26] Neben der bi- und multilateral ausgerichteten Erforschung der Darstellung nationaler Geschichten - bekannt geworden sind vor alle, die deutsch-französischen, deutsch-polnischen und deutsch-israelischen Schulbuchgespräche - stehen inzwischen Untersuchungen zum Umgang mit (Kultur-)Erdteilen (Lateinamerika, Europa), mit Religionen, mit Minderheiten. Die Direktoren[27] und Mitarbeiter[28] des „GEI" sind gesuchte Autoren, auch in Sammelbänden.

21 Vgl. z. B. Pellens, K. (Hg.): Migration und Integration im historisch-politischen Unterricht, Schwalbach 1998.

22 Vgl. als jüngste Publikation: Bergmann, K.: Multiperspektivität. Geschichte selber denken, Schwalbach 2000.

23 Vgl. u.a. Bergmann, K.: Identität, in: Bergmann u.a. (Hgg.): Handbuch Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber ^{5}1997, S. 23ff..

24 Zur Bibliographie vgl. den Gedenkband für Peter Knoch (Pöschko, H. u.a. (Hgg.): Krisen und Geschichtsbewußtsein. Mentalitätsgeschichtliche und didaktische Beiträge. Zum Gedenken an Peter Knoch, Weinheim 1996); zur von Knoch vertretenen Didaktikposition vgl. dort: Schreiber, W.: Peter Knoch - Historiker und Geschichtsdidaktiker, in: ebd., S. 216ff..

25 Vgl. aktuell: Voit, H. (Hg.): Geschichte ohne Feindbild? Perspektiven für das historische Lernen in Deutschland nach dem 9. November 1989, Erlangen 1992.

26 Vgl. hierzu die Übersicht unter: http://www.gei.de/deutsch/publikationen/studien.pdf.

27 Vgl. die Publikationslisten Georg Eckerts, Karl Ernst Jeismanns, Ernst Hinrichs, Ursula A. J. Bechers, Wolfgang Höpkens.

28 Vgl. die Beiträge von u.a. Robert Maier, Falk Pingel, Garcia Radkau, Rainer Riemenschneider, Hanna Schisslers, Georg Stöber.

Wichtige Impulse im Kontext kulturelle Prägung durch Schulbücher gab und gibt immer wieder auch der Münsteraner Geschichtsdidaktiker Wolfgang Jacobmeyer, der dem „GEI" als stellvertretender Direktor zwischen 1978 und 1991 und heute als Mitglied des wissenschaftlichen Beirats zugehört(e).[29]

Möglicherweise ist die starke Konzentration auf Interkulturalität ein Zeitphänomen; eine Ausweitung und Akzentverschiebung, vielleicht hin auf das Akzeptieren der „Normalität des Fremden", kann man sich durchaus vorstellen. Ein Rückgriff auf „alte" Überlegungen kann hier durchaus Anregungen bringen!

Exkurs 2: Stichwort: Historische Kompetenzen

Seit einiger Zeit arbeite ich mit einem Modell, das fünf historische Sinnbildungskompetenzen ausweist, die Schüler mit Hilfe von Geschichtsunterricht entwickeln sollten.[30]

I. Kompetenz, Fragen an die Vergangenheit zu stellen

Erst wer in der Lage ist, selbständig Fragen zu stellen und Antworten zu suchen, hat sich aus der Selbstverständlichkeit des Lebens in der Geschichte gelöst und kann der Geschichte Funktionen zuweisen (z. B. die der Orientierung). Deshalb wird an erster Stelle die Kompetenz, historische Fragen zu stellen genannt, obwohl man zurecht einwenden kann, dass das Fragen-Stellen-Können auch für alle anderen Kompetenzbereiche von Bedeutung ist.

Fragen an die Vergangenheit werden notwendig aus der Gegenwart gestellt. Das heißt nicht unbedingt, dass sie von gegenwärtigen Kontingenzerfahrungen ausgehen müssen, in denen u.a. mit Hilfe von „Geschichte" Orientierung gesucht wird. Ausgangspunkt für Fragen kann z. B. auch der gegenwärtige Kenntnisstand zu einem historischen Aspekt sein oder das Interesse an „Mehr". – Entscheidend ist, dass die Schüler

[29] Die deutsch-polnischen Beziehungen beschäftigen ihn nicht erst seit seiner Tätigkeit am Georg Eckert-Institut. Zahlreiche Publikationen zeugen davon.

[30] Aus: Schreiber, W.: Reflektiertes Geschichtsbewusstsein durch Geschichtsunterricht fördern – ein vielschichtiges Forschungsfeld der Geschichtsdidaktik, in: ZGD 1 (2002). Auf diese Zeitschrift beziehen sich auch die Querverweise in diesem Textausschnitt.

selbst lernen, Fragen zu entwickeln, solche Fragen, die das historische Denken in Bewegung setzen, die Funktionen der Beschäftigung mit Vergangenheit berücksichtigen, die in-Frage-stellen. Dabei kann es um konkrete und strukturelle Vergleiche gehen,[31] um das Verstehen-Wollen von Handlungsabsichten historischer Personen oder Kollektive, um das Abklären-Wollen von Rahmenbedingungen für Entscheidungen und Ereignisse, um das historische Erklären von Phänomenen, um das Erkennen von Alterität. Es kann aber auch um Fragen der Re-Konstruktion gehen oder um die Bewertung historischer Phänomene aus der aktuellen und aus vergangenen Gegenwarten oder um Funktionen, die die in Rede stehende Vergangenheit für unterschiedliche Gegenwarten hat(te).

Der Lehrer kann den Schülern unterrichtsmethodische Hilfen geben, zu lernen, wie man historische Fragen stellt. Als Indikatoren für die Entwicklung der Kompetenz aber hat die zunehmende Selbständigkeit zu gelten. Dabei ist es nicht problematisch, wenn Fragen, die die Schüler gestellt haben, im Geschichtsunterricht nicht beantwortet werden können, sei es aus Gründen der Forschungslage, sei es, weil die Antworten für die Altersgruppe zu komplex wären, sei es aus Zeitgründen. Einen Überschuss an Fragen zu haben, gehört nicht nur zu den Selbstverständlichkeiten menschlichen Lebens; aus der Tatsache, dass im Geschichtsunterricht nur einzelne Fragen bearbeitet werden können, kann den Schülern dessen Selektivität und Partialität bewusst werden, kann das Missverständnis vermieden werden, es sei „die Geschichte", die Schüler im Unterricht kennen lernen, kann das Interesse an weiteren, „anderen" Geschichten, wie sie z. B. andere Institutionen der Geschichtskultur erzählen oder wie Historiker sie erforschen, wachgerufen werden.

II. Sachkompetenz

Schüler sollen zu den Aspekten der Vergangenheit, die im Geschichtsunterricht thematisiert werden, sachadäquates und längerfristig verfügbares „Wissen" aufbauen. Sachkompetenz bezieht sich notwendig, aber nicht ausschließlich auf „Daten und Fakten". Je deutlicher das chronologische Prinzip der Lehrplankonstruktion aufgebrochen wird, umso wichtiger wird die Sicherung von relativen und absoluten Datierungen.

[31] Der Ausgangspunkt kann wiederum „bisheriges historisches Wissen" sein oder „Wissen und Erfahrungen zur und aus der Gegenwart".

Um Sachkompetenz aufzubauen, bedarf es vor allem auch der „sachsystematischen" Strukturierung[32]. Diese Strukturierung ist durch die Auswahlentscheidungen, die Lehrpläne und Richtlinien notwendig zu treffen haben, grundgelegt,[33] und hängt damit vom historischen Forschungsstand ebenso ab wie von den gesellschaftlich-politisch-kulturellen Funktionen, die dem Geschichtsunterricht zugewiesen werden. Derzeit sollte das „Grundwissen" wohl ausgewählte Aspekte aus der nationalen und europäischen Geschichte umfassen, ergänzt durch regionale und globale Perspektiven, die helfen, die Epochenspezifik der für unseren Kulturraum immer noch „Geschichte machenden" Großepochen zu erkennen, dazu strukturgeschichtliche Kategorien und ihre konkrete „Füllung", weiter auch „kanonische" Quellentexte, Bilder, Bauwerke und „Gegenstände", die wie Ankerpunkte zur Aktivierung des „Grundwissens" und der Datierungen wirken können. Der letzte Hinweis sollte verdeutlichen, dass Sachkompetenz zwar kognitiv dominiert ist, dass es aber genauso um die Systematisierung der ästhetischen, auch der pragmatisch-politisch-moralischen Dimension geht. – Die Beschäftigung mit der Frage, was Schüler im Geschichtsunterricht lernen sollen, ist eine traditionell didaktische, die immer wieder neu gestellt werden muss.

III. Methodenkompetenz

Die Methodenkompetenz, die die Schüler ausbilden sollen, richtet sich nicht nur darauf, Grundstrukturen des methodisch kontrollierten Re-Konstruierens von Vergangenheit zu erfassen, sondern auch darauf, „zuverlässige" Darstellung von Geschichte als solche zu erkennen. Als Kriterium für die Zuverlässigkeit sollen sie die Bindung an die historische Methode, das Sich-Beziehen-Auf und Sich-Einklinken-In den historischen Diskurs erkennen. Die Schüler sollen in diesem Sinne die Aussagekraft des Anmerkungsapparats, des Literatur- und Quellenanhangs, der (positiven und kritischen) Bezüge auf „vorgängige" Forschungsergebnisse erkennen. Zur Methodenkompetenz gehört auch das Wissen, „wo man nachschaut" kann, wenn man sich über historische Phänomene, über die

[32] Die Lehr- Lernforschung, gerade auch die aus dem Umfeld der TIMSS- und der PISA-Studie des Max-Planck-Instituts Berlin bzw. die Arbeiten Franz Weinerts vom Max-Planck-Institut Starnberg geben hier wichtige Hinweise.

[33] Vgl. den Beitrag Pandels in diesem Band; zu den inhaltlichen Auswahlentscheidungen vgl. auch Schreiber, W.: Zu den Zielperspektiven des Geschichtsunterrichts, in: dies. (Hg.): Vom Imperium Romanum zum Global Village. Globalisierungen im Spiegel der Geschichte, Neuried 2000, S. 335ff..

Geschichte von Räumen und Epochen informieren will. Neben dem Gedruckten gewinnen dabei die neuen Medien ständig an Bedeutung. Die Befähigung, im Hinblick auf Geschichte mit den neuen Medien umzugehen, wird deshalb immer wichtiger.

Die „Begegnung" von Schülern mit historischen Forschungsstrategien und -methoden[34] unterscheidet sich grundsätzlich von der Anwendung der Methoden in der historischen Forschung. Dieses Unterschieds müssen sich auch die Schüler bewusst sein. An ausgewählten Beispielen sollen sie Prinzipien historischer Rekonstruktion erfassen.[35] Das kann und soll, ja muss sogar so weit gehen, dass Schüler mit originalen Quellen auch im Archiv, an historischen Stätten, in Museen arbeiten,[36] dass sie die Objektivation der Geschichtskultur als Quellen erkennen und nutzen lernen. Die Kinder und Jugendlichen sollen mit Fragen der Heuristik, des immanenten Verstehens, der Perspektivik und der auch weitere Rahmenbedingungen einbeziehenden Interpretation sowie der Darstellung der Ergebnisse befasst werden.

In den allermeisten Fällen aber werden die Schüler zwar persönlichen Erkenntnisgewinn erzielen, nicht aber bislang nicht bekannte Re-Konstruktionen leisten oder auch nur einen Sachverhalt tendenziell vollständig rekonstruieren. - Das forschende, entdeckende Lernen ist die Unterrichtsmethode, durch die die Schüler beim Aufbau von Methodenkompetenz unterstützt werden.

IV. Kompetenz, mit „fertigen Geschichten" umzugehen.

Gemeint sind in erster Linie die Geschichten, die den Schülern lebensweltlich in den unterschiedlichen Bereichen der Geschichtskultur begegnen. Angebahnt werden soll die Fähigkeit, deren Bereichsspezifik und Eigenlogik wahrzunehmen. Dazu muss „De-Konstruktionsarbeit" geleistet werden, zu der man nicht bereits dann schon fähig ist, wenn man die

[34] Vgl. vor allem Kapitel 3, fachspezifische Methoden, in: Schreiber, W.: Begegnungen mit Geschichte, 1999; vgl. Handbuch Medien und Handbuch Geschichtsdidaktik, vgl. Themenhefte geschichtsdidaktischer Zeitschriften, u.a. der mit dieser Nummer initiierten Zeitschrift für Geschichtsdidaktik.

[35] Vgl. Baumgärtner, U.: Textquellen, in: Schreiber, W.: Begegnungen mit Geschichte, 1999, S. 357ff.

[36] Wenn Schüler sich auch nach ihrer Schulzeit noch mit Quellen befassen sollen, so ist es sinnvoll, wenn sie in Ansätzen auch über die „originalen Orte", an denen sie schriftliche oder gegenständliche bzw. bildliche Quellen aussuchen können, Bescheid wissen.

Prinzipien der Re-Konstruktion erkannt hat. Verdeutlicht am Beispiel Film heißt das, die Schüler sollen erkennen, dass Geschichts-Filme auf „Abfilmbares" angewiesen sind (historische Stätten, zumindest originale Orte, gegenständliche, bildliche Quellen, Textquellen in ihrer Gegenständlichkeit (als Dokument)), dass Filme von „Handlungen" leben und dass die Handlungen für die Zuschauer gut nachvollziehbar sein müssen (Zeitzeugen erzählen, Schauspieler spielen Geschichte nach, gegenwärtige Personen sind auf Spursuche, Bild- und Textquellen verdeutlichen Handlungen, literarische Darstellungen erzählen Geschichten nach). Zur Eigenlogik von Filmen zählt auch, dass die Filmemacher auf die Sehgewohnheiten und Seherwartungen der Zuseher Rücksicht nehmen müssen, auf die Philosophie der Sender und Produktionsfirmen, auf die Erwartungen der Finanziers, dass Geschichtsfilme ein ganzes Stück weit „Kunst" sind, die mit Fiktionalität als selbstverständlichem Baustein arbeitet, mit ästhetischen Elementen spielt, dass Geschichts-Filme von Wertungen der Filmemacher, Schauspieler, Regisseure nur so „strotzen".[37] Anders gewendet heißt das, dass für Geschichtsfilme nur bestimmte Geschichten geeignet sind. – Die Eigenlogik wahrzunehmen, die konstruierte Einheit aus Bild- und Ton wieder aufzulösen, selbstreflexiv auch an sich selbst die Wirkungen erkennen, die erzielt werden, ist eine kognitiv anspruchsvolle, aber auch motivierende, lebensweltlich relevante Tätigkeit.

Auf einer anderen Ebene des Kognitiven liegt es, die in der Geschichtskultur dargestellten Geschichten mit den Ergebnissen historischer Analysen zu vergleichen. Auch hier gilt: Das Beziehen auf „Analysen" ist etwas anderes als zu Analysen fähig zu sein bzw. „analyseförmige" Darstellungen zu erkennen und sich solche anzueignen (vgl. oben: „Methodenkompetenz"). Das, was in einem Fall Zweck war, wird jetzt zum Mittel (Das heißt nicht unbedingt, dass die einzelnen Aspekte von Methodenkompetenz schon entwickelt sein müssen, um mit „fertigen Geschichten" umgehen zu können). Die Befähigung zum De-Konstruieren, zum Vergleich mit Analysen darf nicht missverstanden werden als ein „Verkopfen" des Umgangs mit Geschichtskultur. Neben dem reflektierten Umgang mit Geschichte kann und muss der emotionale bestehen bleiben.[38] Man sollte nicht vergessen: Zu einem reflektierten Umgang mit

[37] Vgl. Graf, B.: Geschichte erzählen in Film und Fernsehen, in: Baumgärtner, U./Schreiber, W.: Geschichts-Erzählung und Geschichts-Kultur, 2001, S. 39ff.

[38] Auch die Professionals der Beschäftigung mit Geschichte sollten sich durch Geschichte auch unterhalten lassen können, ein historisches Fest, einen historischen Roman, einen Spielfilm „einfach nur" genießen können.

Geschichte motiviert zu sein, setzt ein Stück weit voraus, von Geschichte „fasziniert zu sein", zumindest an ihr interessiert zu sein.

V. Kompetenz, Geschichte zur lebensweltlichen Orientierung zu nutzen

Es ist eine schwer nachvollziehbare Vorstellung für Historiker, dass es Menschen gibt, die von sich behaupten, „geschichtslos" zu sein und „geschichtslos" zu leben und dass unsere Gesellschaft und Kultur es zunehmend zulässt, diesen - für Bildungsbürger nur schwer zu akzeptierenden - Gedanken zu artikulieren, ohne dadurch als „ungebildet" zu gelten.

Diese subjektive Erfahrung widerspricht abendländisch-christlichen Traditionen ebenso wie z. B. den von der Annales-Schule immer wieder artikulierten Gedanken, „alles Gewordene hat Geschichte". – Sich dafür zu entscheiden, im Unterricht die „Orientierungskompetenz" fördern zu wollen, enthält also durchaus normative Implikationen, die allerdings beträchtliche Plausibilität beanspruchen können.

Um Orientierungskompetenz anbahnen zu können, müssen die Schüler zuerst mit den Gedanken der Geschichtlichkeit von Mensch und Welt vertraut sein und sich der selbstverständlichen Orientierungsleistung von Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft bewusst sein.[39] Weil es dabei nicht nur um Erkenntnis, sondern auch um Erfahrungen geht, sollte das lebensweltliche Umfeld der Schüler in den Geschichtsunterricht einbezogen werden. Bodo v. Borries verweist in seinem Gleichgewichtsmodell zurecht auf die biographische Erfahrung als „Quelle" von Geschichtsbewusstsein. Bislang ist man der Frage, wie Kinder sich in ihrer eigenen Lebensgeschichte historisch orientieren, kaum nachgegangen. Man weiß nicht, inwiefern und wie sie vergangene Erfahrungen nutzen (eigene Erfahrungen und solche, die im kommunikativen Gedächtnis der Familien, der für Kinder geschaffenen Institutionen, der peergroups präsent sind), ob sie auch auf vergangene Erfahrungen zurückgreifen, die im kulturellen Gedächtnis, in der regionalen Umwelt und in der lebensweltlich zugänglichen Geschichtskultur präsent sind, in Events vor Ort und in den Medien, von Fernsehen zu Kino, CD-Rom und Internet.

An ausgewählten Beispielen sollen die Schüler erfahren, wie die historische Dimension das eigene Leben erweitert. Der Faszination des Fremden, Anderen sollte dabei gebührend Raum gelassen werden. Es gilt, dass auch jüngere Kinder durchaus nicht auf Kindertümelei angewiesen

[39] Die Fähigkeit, Fragen an die Vergangenheit zu stellen, wäre so gesehen erst an die zweite Stelle zu setzen.

sind; vergangene Lebensfülle motiviert am meisten. Vielleicht steht gerade der konkrete Mensch, der agiert und reagiert, in dessen Tun sich die Kinder einfühlen können, für die „konkreten Operationen", die sie brauchen, um anschließend auf einer Metaebene „formal" argumentieren zu können, um zu verstehen, warum man sich unter den gegebenen Bedingungen eher so als anders verhielt, um aus der Zeit heraus zu bewerten, und aus der heutigen Sicht, um zu verstehen, warum spätere Zeiten bestimmte Aspekte positiv, andere negativ beurteilten. Dabei gilt: Die Strukturen, in denen die Schüler noch nicht gelernt haben zu denken (komplexe Aspekte von z. B. Politik, Wirtschaft, Kultur, Religion) kann man nicht ohne Weiteres für die Erschließung von Vergangenheit nutzen: Will man das aus sachsystematischen Gründen tun, so besteht zusätzlicher Erklärungsbedarf, der wiederum zusätzliche Unterrichtszeit verlangt. Erfahrungsgemäß können aber bereits Kinder im Grundschulalter, wenn man vom Alltagsleben in vergangenen Epochen ausgeht, politische, institutionelle, rechtliche, wirtschaftliche etc. Rahmenbedingungen, die das Leben regeln, durchaus verstehen. Die Schüler sind dabei auch zu Anstrengung bereit, wenn ihnen dadurch etwas klar wird, was ihnen fragwürdig war. Zum Teil ergibt sich aus der Erkenntnis der Vernetzung des Alltag in der Vergangenheit mit politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ein neuer Blick auf die Selbstverständlichkeiten der Gegenwart: Von der Alterität der Vergangenheit zur Spezifik der Gegenwart. Auch Peter Schulz-Hageleit weist mit seinen Überlegungen zu „Geschichte und Lebensgeschichte" und zu Reflexivität möglicherweise wichtige Wege.

Dass Gegenwart geworden ist, kann Schülern an vielen Beispielen bewusst gemacht werden. Wenn sie erkennen, dass im So-Sein Prozesse des So-Geworden-Seins stecken, Phasen der Entwicklung, kann das Prinzip „Das kann man am besten historisch erklären" auch für Schüler Erfahrungswert erhalten und konkrete Relevanz gewinnen. Exemplarisch können Selbstverständlichkeiten der Gegenwart aufgegriffen werden (Kommunikationsmedien, Mobilität, Internationalität, Interkulturalität). Es kann Fremdes in der Gegenwart, in seiner Fremdheit ein Stück weit historisch erklärt werden. Es können in die Gegenwart hineinragende Überreste aus der Vergangenheit genutzt werden, um „Geschichtlichkeit" als Grundstruktur bewusst zu machen.

Sinnbildungen zu vollziehen, die einen Zusammenhang zwischen den Zeitdimensionen herstellen, gelingt Kindern zum Teil ganz „selbstverständlich", ohne größere Anstrengung. Aber auch zu bewusster Sinnsuche und Sinnfindung sind sie durchaus fähig. Unsystematische Beobachtungen zeigen, dass Kinder und Jugendliche dabei die unterschiedlichsten

Formen der Sinnbildung vollziehen - bis hin zur genetischen. Bedingung scheint zu sein, dass sie von einem konkreten Fall ausgehen können. Untersuchungen zu historischen Sinnbildungsstrategien gibt es noch viel zu wenige. Doch erscheint es mir unerlässlich, die Abfolgen des kindlichen Argumentierens und Denkens soweit wie möglich mit zu berücksichtigen: Die vorangegangene Unterrichtsstunde, Erfahrungen aus der Geschichtskultur, auf die Kinder rekurrieren können, eigenes Erleben, erarbeitete Strategien. Sehr nahe scheint Kindern und Jugendlichen der Vergleich heute – früher zu liegen: Das reicht von einem Bewusstwerden der eigenen Situation auf einer generellen, emotionalen Ebene („Gut dass wir jetzt nicht mehr...", „Schade, dass ich nicht...") zu vielschichtigen Vergleichen zwischen heutigen und vergangenen Erfahrungen.

„Fiktion" und „Imagination" auch in Bezug auf historische Ereignisse zu nutzen ist den Kindern scheinbar selbstverständlich geworden: „Wenn ich eine Zeitmaschine hätte, würde ich Hitler schon als Kind umbringen. Dann hätte er all das nicht anstellen können"; oder weniger martialisch: „Oft überlege ich mir, was wäre, wenn ich heute ohne ... leben müsste", „Ob wir heute noch in der Lage wären,.... zu erfinden?", „Ob wir uns heute trauen würden....?". Vermutlich sind solche Gedankenspiele durchaus Indikatoren für historisches Denken, für das bewusste Aufeinander-Beziehen-Können von Zeitdimensionen. Die realitätsbezogenen und die fiktionalen Vergleiche werden umso relevanter für die Orientierung, je umfangreicher und strukturierter das historische Wissen ist, je ausgeprägter die historischen Kompetenzen entwickelt sind. - Die unterrichtliche Förderung der Orientierungskompetenz setzt voraus, exemplarisch und situativ historische Orientierung zu ermöglichen.

„Die Deutschen als die Fremden" – Chancen des bilingualen Geschichtsunterrichts

Von Carola Gruner

I. Die Begegnung mit dem Fremden in den bayerischen Lehrplänen

In einem Zeitalter des zusammenwachsenden Europas, der wegfallenden Grenzen, der Globalisierung, von Inter- und Multikulturalität sind Schlagworte wie Internationalisierung der Bildung, Zweisprachigkeit als Bildungsphänomen und Bildungsaufgabe in Europa, Förderung von Fremdverstehen, Abbau von Vorurteilen gegenüber dem Fremden, Entwicklung von Toleranz zu festen Bestandteilen unseres Alltags geworden. Viele werden ohne Zögern zustimmen, dass diese Ziele notwendig zu verwirklichen sind, doch erweist es sich bei genauerem Überlegen als nicht so einfach, *den* Fremden oder *das* Fremde zu verstehen, Vorurteile gegenüber dem Fremden als ausländischem Mit- oder Staatsbürger und als Träger einer fremden Kultur abzubauen. Dies gilt umso mehr, wenn man berücksichtigt, dass bereits Probleme mit Andersartigkeit im *eigenen* Land, in der *eigenen* Kultur bestehen, dass Intoleranz spürbar ist – sei es gegenüber Charaktereigenschaften, Aussehen oder Gewohnheiten eines Individuums oder einer Gruppe.

Es scheint, als ob der Blick erst einmal auf uns selbst gerichtet, als ob gerade das Eigene, das Vertraute, das „nahe Fremde" wie es Hans Hunfeld bezeichnet, neu gesehen werden muss. Bei jeder Begegnung mit dem Fremden spielt unser Vorwissen eine einflussreiche Rolle, das Wissen, mit dem jeder, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung, ausgestattet ist. Vorwissen ist in hohem Maße von der je eigenen Perspektive geprägt, aus der heraus wir wahrnehmen. Entsprechend richten wir viel zu oft den auf den Fremden gelenkten Blick zurück auf die eigenen Interessen, Normen und Bedingungen. Dadurch werden Vorurteile aufgebaut. Erst wenn man anfängt, auf den Fremden einzugehen, ihn in seiner Andersartigkeit zu akzeptieren, also den Blick auf ihn gerichtet lässt, wenn man beginnt, von seiner Perspektive aus zu sehen und nicht mehr auf das Eigene, das Bekannte zurückgreift, wenn man über das eigene Urteil nachdenkt, es hinterfragt, dann können der Verstehensprozess vorangetrieben und Vorurteile abgebaut werden. Daraus resultiert notwendig eine Veränderung und Erweiterung des Vorwissens.[1]

---

[1] Hunfeld, Normalität des Fremden, 1997, S. 40f.

Ein Blick exemplarisch in die bayerischen Lehrpläne der verschiedenen Schularten zeigt, dass Schule derartige Phänomene keineswegs ignoriert. So fordert der Lehrplan für Grundschulen unter dem Stichwort „Entwicklung der Persönlichkeit": „In einer Atmosphäre des Vertrauens, der Anerkennung und der Lebensfreude sollen die Kinder Selbstwertgefühl, Eigenverantwortung und eine bejahende Lebenseinstellung aufbauen und lernen, die eigene Person und die Person des Anderen anzunehmen".[2] Wie wichtig es ist, sich zuerst mit der eigenen Person auseinander zu setzen, um dann einen sinnvollen Umgang mit den/m Fremden zu lernen, wird betont, wenn es heißt, dass „Ich-Stärke hilft, offen, tolerant und positiv auf andere zuzugehen, sich ihnen gegenüber gegebenenfalls zu behaupten und wenn möglich Gruppendruck zu widerstehen."[3] Soziales Lernen ist ein Bestandteil der interkulturellen Erziehung, die meint: „andere in ihrer Eigenart – also in ihrer Andersartigkeit – zu akzeptieren und auf sie einzugehen."[4] Vor allem der Heimat- und Sachunterricht bietet die Gelegenheit, die eigene Persönlichkeit und Identität zu entwickeln und den Umgang mit dem Fremden zu schulen.[5] Wenn in der dritten Jahrgangsstufe der Fremdsprachenunterricht einsetzt, begegnen die Kinder dem Fremden auf einer weiteren, für sie neuen Ebene. Sie sollen dabei nicht nur die Sprache des anderen Landes kennen lernen, sondern vielmehr auch die Lebensweise und Kultur der Menschen mit anderer Sprache.

Die Hauptschule wird von Kindern und Jugendlichen aus verschiedenen Herkunftskulturen, mit unterschiedlichen Muttersprachen besucht. Damit wird diese Schulart selbst zum interkulturellen Begegnungsort, an dem Einblicke in andere Kulturen möglich sind.[6] Als weiterführender Schule wird an der Hauptschule Englisch gelehrt. Neben der Förderung der sprachlichen Kompetenz, fordert auch hier der Lehrplan, Einblicke in die Lebensweise und Kultur der englischsprachigen Länder zu geben. Die Schüler sollen Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Vergleich zu ihrem Herkunftsland erkennen und so „zu einer differenzierten, aufgeschlossenen und toleranten Einstellung der englischsprachigen Welt wie generell anderen Völkern und Kulturen gegenüber gelangen".[7] Das Fremde zu verstehen, ist auch ein zentrales Anliegen des Geschichtsunterrichts der Hauptschule.[8] Er soll den Schülern helfen, „die eigene Identität zu finden und die Identität anderer zu verstehen", und zwar, indem sie die Vielschichtigkeit der konkreten historischen Situation erkennen.

2 KWMBl I So.-Nr. 1/2000, S. 7.
3 KWMBl I So.-Nr. 1/2000, S. 7.
4 KWMBl I So.-Nr. 1/2000, S. 15.
5 Vgl. Fachprofil für Heimat- und Sachunterricht: KWMBl I So.-Nr. 1/2000, S. 35.
6 KWMBl I So.-Nr. 1/1997, S. 23.
7 KWMBl I So.-Nr. 1/1997, S. 47.

Die Sensibilisierung der Schüler für andere Kulturkreise und Lebensformen gehört auch zu den Zielen und Ansprüchen der sechsstufigen Realschule.[9] Da auch an der Realschule Schüler verschiedener Herkunft mit unterschiedlichen religiösen und kulturellen Wertvorstellungen und Traditionen aufeinander treffen, eröffnet sich für den Einzelnen die Chance, „auf der Basis seiner eigenen kulturellen und religiösen Wurzeln seine Persönlichkeit weiter zu entwickeln und Toleranz gegenüber anderen Lebens- und Denkweisen zu üben."[10] Kulturelle und interkulturelle Erziehung bedeutet in diesem Kontext, das Wissen über andere Kulturkreise stets zu erweitern, „eigene Werte, Normen und Verhaltensmuster einordnen, mit anderen vergleichen und sie gegebenenfalls relativieren" zu können.[11] Der Englischunterricht soll den Schülern „die mit der englischen Sprache verbundenen Menschen und Kulturen" nahe bringen, „die Fähigkeit, mit fremden Normen und Wertvorstellungen offen und tolerant umzugehen bzw. sich kritisch mit ihnen auseinander zu setzen" vermitteln.[12] Eine Besonderheit ist zu benennen: Der Realschullehrplan verankert als bislang einziger die Zusammenarbeit zwischen Englisch und den Sachfächern. Richtlinien für den bilingualen Sachfachunterricht sind integriert.[13] Das Fachprofil für Geschichte verweist darauf, den Umgang mit dem Fremden zu fördern, indem man Schülern vermittelt, historische Phänomene „aus der Zeit heraus zu verstehen",[14] um so „die Andersartigkeit des Lebens in historischen Zeiten" bewusst zu machen.

Auch im Gymnasium[15] soll bereits ab der Unterstufe die Fähigkeit zur Zusammenarbeit mit anderen und die dazu nötigen Regeln eingeübt werden. Die Schüler sollen sich zu Bürgern in einem vereinten Europa entwickeln, die zur Versöhnung, Verständigung und Zusammenarbeit bereit

8 KWMBl I So.-Nr. 1/1997, S. 52.
9 Lehrplan für die sechsstufige Realschule, 15. Juni 2001, S. 13.
10 Lehrplan für die sechsstufige Realschule, 15. Juni 2001, S. 16f.
11 Lehrplan für die sechsstufige Realschule, 15. Juni 2001, S. 17.
12 Lehrplan für die sechsstufige Realschule, 15. Juni 2001, S. 52.
13 Leider wird aber als vorrangiges Ziel wie so oft „die Förderung der Kommunikationsfähigkeit in Wort und Schrift im internationalen Geschäftsverkehr" betont. Vgl. Lehrplan für die sechsstufige Realschule, 15. Juni 2001, S. 53.
14 Lehrplan für die sechsstufige Realschule, 15. Juni 2001, S. 67f.
15 Derzeit (2001) wird für die bayerischen Gymnasien ein neuer Lehrplan erarbeitet.

und fähig sind.[16] Der Englischunterricht des Gymnasiums soll Kommunikationsfähigkeit schulen und kulturelles Verständnis vermitteln, die Schüler zum Vergleich mit dem eigenen Land anregen und „eine veränderte Sicht der eigenen Situation bewirken"[17], damit Offenheit, Toleranz und Selbstkritik fördern. Verständnis für das Fremde soll auch der Geschichtsunterricht des Gymnasiums fördern. Im Mittelpunkt der Arbeit steht der historisch fassbare Mensch, „der aus seiner Lebenswelt heraus verstanden werden" muss.[18]

Es fällt auf, dass für jede Schulart die interkulturelle Erziehung Teil des Bildungs- und Erziehungsauftrags ist, dass sie auch in den Fachlehrplänen Englisch und Geschichte bzw. für die Grundschule im Heimat- und Sachunterricht eine wichtige Rolle spielt. Somit liegt es auf der Hand, die beiden Unterrichtsfächer miteinander zu verbinden. Diese Möglichkeit besteht bereits, und zwar mit dem bilingualen Geschichtsunterricht, der eine Chance bietet, die Erziehungsziele der einzelnen Schularten verwirklichen zu helfen, indem das Eigene betrachtet, mit dem Fremden verglichen, hinterfragt und auch in Frage gestellt wird.[19]

II. Was bedeutet „bilingualer Sachfachunterricht"?

Der Begriff „bilingual", der im Deutschen vor einigen Jahrzehnten neben den Begriff „zweisprachig" getreten ist, meint in seiner ursprünglichen Definition die volle Beherrschung zweier Sprachen. Fremdsprachenunterricht ist aber kaum in der Lage, die Schüler zur vollständigen Bilingualität zu führen, auch nicht, wenn das Sprachenlernen zusätzlich zum regulären Fremdsprachenunterricht auch noch in einem Sachfach geschieht. Ein Blick in die Literatur zeigt zudem, dass der 1963 eingeführte Begriff sehr unterschiedlich verwendet wird.[20] Man sollte mit dem Begriff „bilingual" also vorsichtig umgehen,[21] und statt dessen besser von „tendenzieller" Zweisprachigkeit[22] sprechen. In diesem Sinne wird bilingualer Unterricht als „Unterricht mit Teilen des Fachunterrichts in der Fremdsprache"[23] definiert.

Genau genommen müsste vom „bilingualen Sachfachunterricht" gesprochen werden, denn es sind die Sachfächer, in denen das Besondere geschieht: Der Unterricht in einem Sachfach - wahlweise auch mehreren - wird nicht in der Muttersprache der Schüler, sondern in einer Fremdsprache erteilt,[24] wobei die Fremdsprache *Medium* der Verständigung über die Inhalte und Gegenstände des Unterrichts und eben nicht *Gegenstand* des Unterrichts ist.[25] Lernziele des Sachfachs werden also in der Fremdsprache vermittelt und erarbeitet, je nach Modell des bilingualen Unterrichts in dieser oder eben „bilingual", d.h. in der Fremdsprache und der Muttersprache. Der Unterschied zum herkömmlichen Fremdsprachen- oder Sachfachunterricht ist aber nicht quantitativer, sondern eher qualitativer Art, da hier die Fremdsprache frei von sonst vorherrschenden Korrektheitsnormen sozusagen als Werkzeug zum Wissenserwerb innerhalb der methodischen Gegebenheiten des Sachfachs benutzt werden kann. Nicht die Fremdsprache als solche steht im Vordergrund, sondern ihre Funktion als Medium zur Erarbeitung fachlicher Inhalte und zur sachorientierten Kommunikation darüber.[26] Bilingualer Unterricht ist sozusagen ein Brückenschlag zum Sachfach, vom Lernen *der* Fremdsprache zum Lernen *in* der Fremdsprache.[27]

16 KWMBl I So.-Nr. 3/1990, S. 197.
17 KWMBl I So.-Nr. 3/1990, S. 155.
18 KWMBl I So.-Nr. 3/1990. S. 174.
19 Die Überlegungen zum bilingualen Geschichtsunterricht sollen auch eine Anregung sein für alle „Nicht-bilingualen" Lehrer, denn die Ziele und Methoden des bilingualen Unterrichts lassen sich durchaus auf den herkömmlichen Geschichtsunterricht beziehen.
20 Er bezeichnet einen Bildungsgang, in dem in mindestens einem Fach die Fremdsprache Unterrichtssprache ist. Vgl. Christ, Vierteljahrhundert, 1996, S. 216. „Bilingual" wird auch definiert als bikulturell, als interkulturelle Erziehung. Vgl. Weller, Fremdsprachiger Sachfachunterricht, 1996, S. 77. Schließlich wird dieser Begriff im Zusammenhang mit „Muttersprachlichem Ergänzungsunterricht" bzw. Unterricht für Kinder in ihren Herkunftssprachen verwendet, wobei nicht der Unterricht als bilingual bezeichnet wird, sondern die zweisprachige Kompetenz der Lernenden. Vgl. KMK, Konzepte, 1999, S. 5f.. Weitere Hinweise zur Vielschichtigkeit des Begriffs „bilingual": Bludau, Stand, 1996, S. 209.
21 Weller, Fremdsprachiger Sachfachunterricht, 1996, S. 73f.
22 Christ, Bilinguale Schulzweige, 1992, S. 305.
23 Definition der Kultusministerkonferenz. Vgl. KMK, Konzepte, 1999, S. 5f.
24 Diese Aussage nach Herold, Unterricht, 1995, S. 251 muss eingeschränkt werden, da bilingualer Sachfachunterricht in der Realität wohl in den wenigsten Fällen durchgängig in der Fremdsprache durchgeführt wird. Vgl. dazu exemplarisch die Formulierung bei Glaap, Bilingualer Unterricht, 1994, S. 14: „[...] gemeint ist, daß Sachfächer [...] *überwiegend* in einer Fremdsprache unterrichtet werden." Vgl. die Definition der KMK.
25 Herold, Unterricht, 1995), S. 251; Christ, Bilinguale Schulzweige, 1992, S. 305.
26 Schmid-Schönbein, u.a., Mehr oder anders, 1994, S. 6f.; Schmid-Schönbein, u.a., Bilingualer Sachfachunterricht, 1998, S. 201.
27 Weller, Fremdsprachiger Sachfachunterricht, 1996, S. 75.

III. Ziele und Organisation[28]

1. Erweiterter Fremdsprachenunterricht

Unter bilingualem Sachfachunterricht wird sowohl der erweiterte Fremdsprachenunterricht als auch der fremdsprachige Sachfachunterricht verstanden.[29]

Der erweiterte Fremdsprachenunterricht mit vorbereitender Funktion findet in Bayern an Gymnasien in der fünften und sechsten Jahrgangsstufe mit jeweils zwei zum normalen Fremdsprachenunterricht zusätzlichen verpflichtenden (landeskundlichen) Konversationsstunden statt.[30] In der Realschule gilt dieses für den bilingualen Unterricht entwickelte Basismodell in ähnlicher Weise. Dem eigentlichen fremdsprachigen Sachfachunterricht gehen ein bis zwei Jahre erweiterter, verstärkter Fremdsprachenunterricht mit zusätzlichen zwei Wochenstunden voraus.[31] Der erweiterte Fremdsprachenunterricht dient dazu, Voraussetzungen für den fremdsprachigen Sachfachunterricht zu schaffen, so dass die unterrichtlichen Inhalte entsprechend den Lehrplananforderungen angemessen in der Fremdsprache vermittelt werden können. Diese Bedingungen bestehen einerseits in der „Anbahnung einer unbefangenen Kommunikationshaltung" und andererseits in der „Vermittlung der für den Sachfachunterricht notwendigen Fachterminologie in der Fremdsprache".[32] Neben der sprachlichen Hinführung zum Sachfach sollen die beiden zusätzlichen Stunden dazu genutzt werden, historische[33] Themen, die beispielsweise im Lehrwerk auftauchen, auszuweiten, Strukturen zu vermitteln, die vermehrt in den Sachtexten der Geschichtsbücher auftreten und Fertigkeiten zu schulen, die im bilingualen Sachunterricht eine größere Rolle spielen

[28] Zwischen den Ländern existiert kein vereinbartes gemeinsames Modell, sondern es bestehen meist eigene Erlasse in den jeweiligen Bundesländern. Im Folgenden werden vorrangig die Organisationsform und die Ziele des erweiterten Fremdsprachenunterrichts bzw. bilingualen Unterrichts wie sie in Bayern gebräuchlich sind, beschrieben.

[29] Pilzecker, Fremdsprachiger Fachunterricht, 1996, S. 9.

[30] Bayerisches Staatsministerium, Bekanntmachung KMBl. I Nr.18, 1985, S. 234; Informationen zur Organisation in anderen Bundesländern, vgl. Kästner, Zweisprachige Bildungsgänge, 1993, S. 32ff.

[31] Huber, Sachunterricht, 1998, S. 1; vgl. Bayerisches Staatsministerium, Erprobung, 1994, S. 3.

[32] Bayerisches Staatsministerium, Erprobung, 1994, S. 2; Herold, Unterricht, 1995, S. 253.

[33] Das Gleiche gilt für alle anderen bilingual unterrichteten Fächer.

als im „normalen" Fremdsprachenunterricht.[34] Der Schwerpunkt des erweiterten Fremdsprachenunterrichts liegt auf der sprachlichen Arbeit und nicht auf der Arbeit mit den historischen Inhalten[35] Es handelt sich also immer noch um Fremdsprachenunterricht, der allerdings nicht als Wiederholungs- oder Ergänzungsstunde zum herkömmlichen Fremdsprachenunterricht benutzt werden darf..[36]

2. Bilingualer Sachfachunterricht

In der Regel baut der bilinguale Unterricht in Form von bilingualen Bildungsgängen auf der ersten Fremdsprache auf,[37] üblicherweise dominiert Englisch.[38] Auch ich werde mich im Folgenden auf englischsprachigen Sachfachunterricht konzentrieren. Das jeweils neu einsetzende Sachfach wird um eine Unterrichtsstunde verstärkt, so dass sich insgesamt eine Erweiterung um zwei Stunden ergibt.[39] Überwiegend werden Fächer aus dem gesellschaftswissenschaftlichen Gebiet wie Erdkunde, Geschichte, Sozialkunde sowie Wirtschafts- und Rechtslehre bilingual gelehrt.[40] Unterrichtsprinzipien, Ziele und Inhalte des bilingualen Unterrichts sollten durch die Vorgaben des jeweils gewählten Sachfachs, nicht durch die des Fremdsprachenunterrichts bestimmt werden, denn es geht vorrangig um die Vermittlung der *Inhalte* des Sachfachs über das *Medium* Fremdsprache.[41] Dafür, dass in der Realität dennoch die Sprache überragende Bedeutung hat, dass der Förderung von Sprechkompetenz und Kommunikationsfähigkeit[42] großes Gewicht beigemessen wird, gibt es gute Gründe: Fremdsprachenkenntnisse werden im Umgang der Menschen und im Beruf mehr denn je erwartet. Ohne Kommunikation kann die Informati-

[34] Wiemann, Bilingualer Unterricht, 1994, S. 23.

[35] Im Gegensatz zum bilingualen Unterricht, für den gilt: Inhalt ist wichtiger als Sprache.

[36] Binzen, Der Erweiterte Fremdsprachenunterricht, 1997, S. 28.

[37] KMK, Konzepte, 1999, S. 13f..

[38] Bayerisches Staatsministerium, KMBl I Nr. 18, 1985, S. 234.

[39] Christ, Bilinguale Schulzweige, 1992, S. 306; Mäsch, Bilingualer Bildungsgang, 1995, S. 339; Bludau, Stand, 1996, S. 211; für die Realschule: Bayerisches Staatsministerium, Erprobung, 1993, S. 3f. und dass., Erprobung, 1994, S. 3.

[40] Christ, Vierteljahrhundert, 1996, S. 217; Mäsch, Bilingualer Bildungsgang, 1995, S. 340.

[41] Schmid-Schönbein, u.a., Bilingualer Sachfachunterricht, 1998, S. 205.

[42] Bayerisches Staatsministerium, Erprobung, 1994, S. 2; Bayerisches Staatsministerium, Erprobung, 1993, S. 1f.; Wiemann, Bilingualer Unterricht, 1994, S. 23.

onsgesellschaft nicht funktionieren. Der Fähigkeit, mit anderen Menschen, Völkern oder Kulturen kommunizieren zu können, wird heute große Bedeutung auch für die Persönlichkeitsentwicklung beigemessen. Ziel des Aufbaus sprachlicher Kompetenz ist, den Lernenden von Beschränktheiten, Ängsten und Unvermögen zu befreien und statt dessen Schlüsselqualifikationen wie Gestaltungsfähigkeit, Konfliktkompetenz, Kooperationsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen aufzubauen.[43]

Neben der Förderung von kommunikativer Kompetenz[44] steht, ebenso unbestritten, die Entwicklung einer vertieften interkulturellen Kompetenz. Um die Fähigkeit zu erlangen, sich auch in spezifischen beruflichen und fachlichen Kontexten in der fremden Sprache zu bewegen, sich höher zu qualifizieren sowie in fremdsprachigen Gesellschaften zu leben und zu arbeiten, formuliert Wolfgang Hallet in seinem „bilingual triangle" drei Zielfelder. Zunächst muss der Schüler in der Lage sein, über *eigene* Erfahrungen, die *eigene* Lebenswelt und den *eigenen* Kulturraum in der Fremdsprache kommunizieren zu können. In einem nächsten Schritt sollen die Schüler eine genaue Kenntnis und Vertrautheit über Phänomene, Gegebenheiten und Sachverhalte der jeweils *anderen* Kultur und Gesellschaft erlangen und sich darüber in der Fremdsprache austauschen können. Aus der Beschäftigung mit diesen kulturspezifischen Perspektiven und Traditionen resultiert dann „die Perspektivierung und Relativierung der Spezifika der eigenkulturellen Weltbeschreibung, -konstruktion und -deutung". Das dritte Zielfeld ist dasjenige, in dem sich die interkulturelle Kompetenz erst richtig entwickeln kann. Der Dimension der Beschreibung oder Deutung von *kulturübergreifenden* oder *kulturvergleichenden*, globalen oder universalen Phänomenen und Sachverhalten kommt hier eine besondere Bedeutung zu. Unweigerlich eröffnet sich die Möglichkeit des multiperspektivischen Beobachtens von historischen Sachverhalten.

Aus der Überlegung, dass bilingualer Sachfachunterricht auch die Entwicklung kommunikativer und interkultureller Kompetenz mit Hilfe multiperspektivischer Verfahren fördern soll, leitet sich ab, dass die dort angebotenen Inhalte nicht deckungsgleich sein können mit denen des muttersprachlichen Fachunterrichts, dass aber ebenso wenig einfach der jeweilige Sachunterricht der Zielsprachenländer in deutsche Klassenzimmer transportiert werden kann.[45] Durch die beim bilingualen Unterricht in noch stärkerem Maße als im Fremdsprachenunterricht notwendige Auseinandersetzung mit fremdsprachlichem, möglichst authentischem Material muss ein Wechsel der Perspektive angeregt und gefördert werden, der das eben angesprochene interkulturelle Lernen unterstützt. Bilingualer Sachfachunterricht zielt damit auf eine grundsätzliche Offenheit von Denken und Handeln ab. Er versucht mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die Schüler nicht nur auf andere Menschen, Kulturen und Länder neugierig zu machen, sondern sie auch in Toleranz einzuüben, Vorurteile in Frage zu stellen, „Werteerziehung" zu betreiben, wie es in den Lehrplänen aller Schularten gefordert wird.[46] Das Ziel liegt vor allem darin, „nationales Selbstverständnis und egozentrische Identitätsbildung zu Gunsten einer toleranzstiftenden Erfahrung des anderen, von Alterität schlechthin, zu überwinden"[47].

Es ist speziell das Anliegen des bilingualen *Geschichts*unterrichts, die Sichtweisen englischsprachiger Länder auf die Vergangenheit vorzustellen.[48] Dabei sollte aber nicht nur eine nationale Perspektivierung stattfinden, sondern auch eine soziale, wirtschaftliche, kulturelle. Die multiperspektivische Betrachtungsweise findet als methodisches Strukturprinzip im bilingualen Geschichtsunterricht besonders gute Entfaltungsmöglichkeiten. Wer die zentralen Inhalte und Wertvorstellungen des Ziellandes kennen lernen soll, erfasst leichter, dass historische Fakten und Ereignisse im Mutter- und im Bezugsland ganz abweichende Deutungen erfahren können. Dadurch wird den Schülern erleichtert, eigene Urteile zu relativieren und zu überprüfen.[49]

Im Folgenden werde ich nun „Multiperspektivität" als geschichtsdidaktisch-geschichtstheoretische Kategorie vorstellen.

IV. Überlegungen zur Multiperspektivität

Geschichte wendet sich immer der Vergangenheit zu, dennoch ist Geschichte nicht mit Vergangenheit gleichzusetzen. Vergangenheit ist eine eigene Wirklichkeit, die aber nicht mehr unmittelbar zugänglich ist. Geschichte ist die Re-Konstruktion von Vergangenheit. Das Geschehene wird re-konstruiert, also wieder-aufgebaut mit Hilfe von Zeugnissen aus der vergangenen Wirklichkeit. Das Auffinden, Auswerten, Interpretieren und Einordnen von Quellen aller Art lassen die „Geschichte" dieser Ver-

43 Herold, Unterricht, 1995, S. 251.
44 Bayerisches Staatsministerium, Erprobung, 1994, S. 2; Bayerisches Staatsministerium, Erprobung, 1993, S. 1f; Wiemann, Bilingualer Unterricht, 1994, S. 23.
45 Hallet, The Bilingual Triangle, 1999, S. 24f.
46 Herold, Unterricht, 1995, S. 252; vgl. Gliederungspunkt I.
47 Weller, Fremdsprachiger Sachfachunterricht, 1996, S. 79.
48 ISB, Stoffverteilungspläne, 1999.
49 Wittenbrock, Geschichte, 1995, S. 112.

gangenheit entstehen[50], so dass das Geschehene vergegenwärtigt, d.h. für die Gegenwart greifbar gemacht werden kann. In diesem Sinne ist Geschichte also eine „vergegenwärtigte Vergangenheit", die in die Gegenwart hineinragt.[51]

Ein Grund dafür, dass notwendig eine Differenz zwischen Geschichte und Vergangenheit besteht, liegt ganz banal darin, dass viele Zeugnisse und Überlieferungen aus der Vergangenheit einfach nicht mehr existieren. Weniger banal ist es, sich bewusst zu machen, dass jedes Wissen um die Vergangenheit notwendig perspektivisch und selektiv ist.[52]

Perspektivisch sind schon die Quellen, mit deren Hilfe wir Vergangenheit re-konstruieren: Jeder Zeitgenosse aus der vergangenen Gegenwart hat notwenig seine Gegenwart anders wahrgenommen, hat in seiner Zeit bestimmte Positionen eingenommen, unterschiedliche Interessen und Wertvorstellungen verfolgt, stand in verschiedenen Abhängigkeiten, lebte in charakteristischen Rahmenbedingungen. Die Perspektivität kann sowohl sozial als auch zeitlich oder räumlich bedingt sein, denn beispielsweise nimmt ein Kind die selbe Gegenwart anders auf als ein Erwachsener oder ein alter Mensch, ein in ärmlichen Verhältnissen Lebender anders als ein Reicher, ein Mann empfindet anders als eine Frau, „er" macht andere Erfahrungen als „sie", ein Intellektueller wird anders berichten als ein Ungebildeter. Diese Aufzählung ließe sich unendlich fortführen und macht umso deutlicher, wie unterschiedlich, teilweise sogar kontrovers die Überlieferungen aus der Vergangenheit sind, vielmehr sein müssen. Entsprechend spiegelt sich die jeweilige Wahrnehmung in den der Nachwelt verfügbaren Quellen.

Will man einen historischen Sachverhalt aus den perspektivischen, standortgebundenen Zeugnissen aus der Vergangenheit rekonstruieren, wird jeder Sachverhalt wiederum aus einer bestimmten Perspektive des Fragenden, Analysierenden und Interpretierenden betrachtet. Jeder, der sich mit der Vergangenheit beschäftigt, hat notwendig einen Standort und damit eine Perspektive, von der aus er sich mit der Vergangenheit befasst. Jeder sieht Quellen von verschiedenen „Sehe-punkten" her und geht mit unterschiedlichen Fragen an sie heran.[53] Es wird sich also nicht vermeiden lassen, dass immer andere, unterschiedliche Fragen an die Vergangenheit gestellt werden, immer andere, unterschiedliche Aufmerksamkeiten und Wahrnehmungen gegenüber den Zeugnissen der Vergangenheit existieren.

[50] Schreiber, Sinnbildungskompetenzen, 1999, S. 16.
[51] Rüsen, Historische Sinnbildung , 1996, S. 501.
[52] Gies, Geschichte, 1998, S. 12.
[53] Bergmann, Geschichtsdidaktik, 1998, S. 162.

Der Standort dessen, der sich mit Vergangenheit befasst, liegt notwendig in der Gegenwart. Von dieser Bindung an die eigene Gegenwart kann niemand sich ganz lösen, auch nicht ein Historiker, der - dem Historismus verpflichtet – „lediglich" erforschen will, wie es „eigentlich gewesen". Nicht nur die Fragen an die Vergangenheit ändern sich also, sondern auch die gegenwartsspezifischen Einwirkungen auf den Historiker. Die Historiographiegeschichte legt darüber ein beredtes Zeugnis ab, mehr noch der Vergleich der Historiographiegeschichte unterschiedlicher Länder.

Vergangenheit wird also immer wieder neu gedeutet und Geschichte immer neu geschrieben,[54] und an diesen immer neuen Geschichten ist die Gegenwart wie die Vergangenheit[55] beteiligt. Es vollzieht sich hier „Sinnbildung über Zeiterfahrung". Neue Fragen, neue Quellen lassen bekannte Daten und Fakten in neuem Licht erscheinen. Historiker verknüpfen sie in einer stimmigen und plausibel erzählten Geschichte sinnvoll, gewichten, ordnen zu und ein, deuten, versuchen Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit immer wieder neu aufeinander zu beziehen. So unterschiedlich wie also die Vergangenheit von Augenzeugen und Zeitgenossen, von an historischen Prozessen Beteiligten wahrgenommen und wiedergegeben wird, so sehr die Zeugnisse aus der Vergangenheit untereinander widersprüchlich sind, so enthalten auch die Sinnbildungen der Historiker unterschiedliche Perspektiven.[56] Das aus den Quellen ermittelte und historiographisch dargestellte historische Wissen ist damit selbst wieder ein perspektivisches Produkt. Es wird deutlich, dass eine Unterscheidung von Multiperspektivität auf der Ebene der historisch Beteiligten und Betroffenen und eine Multiperspektivität auf der Ebene der späteren Betrachter existiert.[57] Bodo von Borries schlägt die terminologische Unterscheidung zwischen Multiperspektivität und Kontroversität vor.

[54] In der Geschichtsdidaktik wird dieser Grundsatz in allen Grundlagenbeiträgen betont, von der Gründergeneration der wissenschaftlichen Geschichtsdidaktik (vgl. z. B. Gies, Geschichte, 1998, S. 13; Jeismann, Geschichtsbewusstsein, 1997, S. 42.), und von der jüngeren Generation der Geschichtsdidaktiker.
[55] Wer bei Schülern reflektiertes Geschichtsbewusstsein fördern will, muss genau das verdeutlichen. Waltraud Schreiber weist immer wieder darauf hin. Vgl. Schreiber, Förderung, voraussichtlich 2002; vgl. Schreiber, Beschäftigung mit dem Fremden, in diesem Band.
[56] Bergmann, Geschichtsdidaktik, 1998, S. 169.
[57] Bergmann, Multiperspektivität, 1997, S. 301.

Multiperspektivität meint dabei, vergangenes menschliches Handeln und Leiden an unterschiedlichen Primärzeugnissen sichtbar und erschließbar zu machen - sie „ist vor allem auf der Ebene der beteiligten Parteien und der hinterlassenen Quellen anzusiedeln" und „sieht die ‚Geschichte' (res gestae) als damals noch offenen Entscheidungsprozeß mit uneingeholten Alternativen, bezieht sich also auf die historischen Grundfunktionen des ‚Erinnerns' und ‚Verstehens' der verschiedenen Standpunkte und Gruppen."[58] Kontroversität dagegen bedeutet, unterschiedliche Aussagen von Historikern zum gleichen Sachverhalt vorzustellen und nachvollziehbar zu machen. Sie „liegt auf der Ebene heutiger Erkenntnisweisen und Handlungskonsequenzen" und „dient der ‚Geschichte' (Historie) als offenem Forschungsprozeß mit unausdiskutierten Gegenmeinungen, findet also bei den historischen Grundfunktionen des ‚Erklärens' und ‚Urteilens' über vergangene Ereignisse und Strukturen statt."[59] 1999 plädierte von Borries für eine weitere Differenzierung, um die *zeitliche* Ebene der Perspektivität zu verdeutlichen, so dass Multiperspektivität die Ebene der zeitgleich zu einem historischen Prozess Lebenden meint, Kontroversität die Ebene der aus einer späteren Zeit heraus Betrachtenden und Deutenden und schließlich als neuer Begriff die Pluralität als die Ebene der sich heute Orientierenden.[60]

Die Geschichtswissenschaft ist zwar um Objektivität und Wahrheit bemüht, die Geschichte kann dennoch nie als allgemein gültiges System von Aussagen über vergangenes Geschehen gelten, das absoluten Wahrheitsanspruch für die rekonstruierten Vergangenheiten erheben will.[61] Objektivität in der historischen Darstellung ist also stets relativ, denn am Ende eines Annäherungsversuchs an die Vergangenheit steht nicht eine ganze Wahrheit, sondern eine Plausibilität. Die Rekonstruktion muss bestimmten Regeln folgen, wie sie z. B. Jörn Rüsen in seinen „Dimensionen zur historischen Objektivität" benennt: Geschichte muss demnach empirisch triftig, normativ triftig und schließlich narrativ triftig sein[62].

58 v. Borries, Geschichte lernen, 1983, S. 569.
59 v. Borries, Geschichte lernen, 1983, S. 569.
60 Bergmann, Multiperspektivität, 2000, S. 30.
61 Bergmann, Geschichtsdidaktik, 1998, S. 171.
62 Empirisch triftig meint, der Historiker muss seine Darstellung einer Begebenheit durch Quellen absichern und seine Ergebnisse den Forschern transparent machen, normativ triftig meint, der Historiker muss durch Reflexion seines Standpunktes die Bedeutsamkeit seiner Darstellung intersubjektiv überprüfbar machen, d.h. die präsentierte Vergangenheit muss eine Bedeutung für die zeitliche Orientierung der gegenwärtigen Lebenspraxis haben; narrativ triftig meint, der Historiker muss seine Forschungsergebnisse in sich stimmig erzählen, d.h. die Tatsächlichkeit und Bedeutung vergangenen menschlichen Handelns und Leidens muss „in die Einheit einer in sich sinnvollen Erzählung" vermittelt werden. Rüsen, Objektivität, 1997, S. 160f.

Multiperspektivität ins Zentrum historischen Lernens zu rücken bedeutet u.a. die Bedingtheit auch der eigenen Perspektive zu vermitteln, so dass man erkennen kann, die eigene Perspektive ist nicht die Einzige und die einzig Richtige. Damit wiederum lässt sich Fremdverstehen und Offenheit gegenüber künftigen Entwicklungen fördern.[63]

V. Multiperspektivität im bilingualen Geschichtsunterricht

Fordert man mit Klaus Bergmann im Geschichtsunterricht einen historischen Sachverhalt aus mehreren, mindestens zwei unterschiedlichen Perspektiven beteiligter und betroffener Zeitgenossen zu betrachten, die verschiedene soziale Positionen und Interessen repräsentieren[64], so erscheint der bilinguale Geschichtsunterricht besonders geeignet.

Notwendig stehen sich das muttersprachliche und das partnersprachige Land gegenüber. Entsprechend dem Ziel des bilingualen Unterrichts, dass die Schüler nicht nur mit der Sprache des anderen Landes, sondern ebenso mit der Kultur, der Geschichte, den Menschen, der Andersartigkeit des Partnerlandes vertraut werden, bietet sich die Betrachtung eines historischen Sachverhalts aus zwei verschiedenen Länderperspektiven in keinem Fach so an wie im bilingualen Geschichtsunterricht. Das Fach Geschichte vermag die Begegnung mit der Kultur und den Sichtweisen anderer Länder herbeizuführen und dabei die Eigenart des eigenen Kulturkreises schärfer hervortreten zu lassen. Die Geschichte thematisiert z. B. Punkte im Zusammenleben der Völker, die diese in der Vergangenheit entzweit haben. Die Aufdeckung und Aufarbeitung solcher Phänomene haben aufklärerischen Charakter und tragen zum Verständnis für anderes Denken und Handeln bei.[65]

Gies behauptet, dass bereits durch das Befassen mit Vergangenheit die Menschen erfahren, wer sie sind und zudem ihre Kompetenz der Wahrnehmung des jeweils Anderen fördern. Durch multiperspektivisches Betrachten von Überlieferungen wird diese Kompetenz aber noch einmal verstärkt, denn multiperspektivische Erziehung ist nach Gies „eine Anleitung zur Empathie, sie hilft, Vorurteile und Furcht vor Fremdem abzubauen, macht Schüler fähig, sich in ihrem Anderssein gegenseitig anzuer-

63 Huhn, Theoretische Grundlagen, 1995, S. 29.
64 Bergmann, Multiperspektivität, 1997, S. 301.
65 Schmid-Schönbein, u.a., Mehr oder anders, 1994, S. 8.

kennen und Konflikte und Interessengegensätze in zivilen Formen zu regeln."[66]. Indem wechselseitige Perspektiven übernommen werden, vor allem zwischen Staaten und Nationen, lässt sich ein historisches Phänomen besser und umfassender verstehen. Schüler können die Erfahrung machen, dass es plötzlich sie selbst sind, die anders, fremd erscheinen. Findet beispielsweise eine Begegnung mit einem anders Sprechenden statt, so werden Schüler erkennen, dass sie sich nicht in der gleichen Weise verständigen können wie in der Muttersprache oder wie mit einem Gleichsprechenden, sie mit gewohnten Umgangsformen nicht mehr vertraut sind und entsprechend unsicher, anders, fremd sind. Genauso wie sich bei der Perspektivierung hinsichtlich von Ländern, Nationalitäten die Andersartigkeit vermitteln lässt, so kann den Schülern die jeweils andere Sichtweise mit einem zeitlichen Perspektivenwechsel verdeutlicht werden: Menschen aus der Vergangenheit handelten damals ihren Verhältnissen entsprechend „normal", aus heutiger Sicht für viele Schüler aber unvorstellbar (Bsp.: Anhängerschaft und Erfolg des Nationalsozialismus). Lässt man die Schüler sich beispielsweise mit Hilfe eines Rollenspiels in eine andere Zeit einfühlen, so kann ihnen, die aus der Gegenwart in eine nicht vertraute Vergangenheit kommen, die eigene Andersartigkeit sehr bewusst gemacht werden. Es liegt nahe, nach Gründen dafür zu fragen. Zumindest ansatzweise werden sie auch erkennen können, warum die Menschen damals anders als wir in der Gegenwart Lebenden, gehandelt haben. Auf einer anderen Ebene kann gerade im bilingualen Geschichtsunterricht eine doppelte Perspektivierung aufgezeigt werden, und zwar dann, wenn die Handlungsweise von Menschen aus dem *eigenen Kulturkreis* in einer bestimmten Zeit für uns heute nachvollziehbar ist, während wir Schwierigkeiten haben, andere Reaktionsweisen von Menschen aus einer *anderen Kultur* auf dasselbe Ereignis *zur selben Zeit* nachzuvollziehen (Bsp.: John F. Kennedy Projekt[67]).

Werden Schüler also zum Perspektivenwechsel erzogen - und dies muss nicht nur im bilingualen Geschichtsunterricht geschehen - wird ein großer Beitrag zum Fremdverstehen geleistet. Multiperspektivität fördert Identität, Toleranz, Kompromissfähigkeit und trägt dazu bei, das Denken in Feindbildern und nationalen Stereotypen zu verhindern.

66 Gies, Geschichte, 1998, S. 27.

67 Im Folgenden näher beschrieben.

VI. Die Berücksichtigung von Multiperspektivität im bilingualen Geschichtsunterricht: Das Beispiel eines Unterrichtsprojekts zum „Mythos John F. Kennedy"

Das Unterrichtsprojekt John F. Kennedy wurde in einer 8. und in einer 9. Jahrgangsstufe der Realschule durchgeführt. Der Unterricht erfolgte dabei größtenteils in Englisch. Als Einstieg und zur Hinführung zum Thema wurden die Schüler mit den drei Buchstaben JFK konfrontiert; sie sollten dazu in Form eines Brainstormings in Partnerarbeit ihr Vorwissen aktivieren. Die Ergebnisse der Schüler wurden an der Tafel gesammelt. In einem vom Lehrer erstellten Plakat, erhielten die Schüler einen Überblick über das Leben und Wirken John F. Kennedys. Im anschließenden Unterrichtsgespräch sollten sich die Schüler mit dem Gedanken beschäftigen, ob Kennedy den Mythos darstellt, als der er vielfach bezeichnet wird.

Aus einem vor dem Projekt von den Schülern ausgefüllten Fragebogen ergab sich, dass die Schüler mit dem Prinzip Multiperspektivität kaum bis gar nicht vertraut waren, so dass die Schüler mit diesem Projekt weitestgehend Neuland betraten.

Was die Arbeit in den Gruppen betrifft, so waren die Quellen so gewählt, dass sich jede Gruppe aus einer anderen Perspektive mit dem Thema John F. Kennedy auseinandersetzen musste.[68] Gruppe I beschäftigte sich mit dem Thema aus der Sicht Deutschlands im Jahre 1963, Gruppe II aus der Sicht Amerikas 1963, Gruppe III aus der Sicht Deutschlands 30 Jahre nach Kennedys Tod und Gruppe IV schließlich bearbeitete ihre Aufgaben aus der Sicht Amerikas 1993.

Gruppe I erhielt fünf verschiedene Zeitungsartikel aus deutschen Zeitungen (Rheinischer Merkur, Die Zeit, Süddeutsche Zeitung, Welt am Sonntag und Bildzeitung). Jeder Zeitungsartikel ist durch eine je besondere Gesinnung geprägt, d.h. Kennedy wird in jedem Ausschnitt auf eine andere Weise porträtiert. Schüler sollten die Artikel kategorisieren, wobei ihnen Vorgaben als Hilfen bereitstanden. Anschließend war es ihre Aufgabe, ein Porträt von Kennedy aus allen Artikeln zu entwerfen, was ergänzt wurde durch die Frage, „Why was so much interest taken in his life and death?". Mit diesen Aufgaben war intendiert, den Schülern mit Hilfe der verschiedenen Quellen zu vermitteln, dass ein und dieselbe Person, je nach Perspektive, Intention, Interesse usw. des Verfassers in den Quellen, hier der Presse, unterschiedlich dargestellt (nach v. Borries: Multiperspektivität) und dass sie vom Rezipienten auf verschiedene Weise, also perspektivisch wahrgenommen werden kann (nach v. Borries: Plura-

68 Vgl. Arbeitsaufträge der einzelnen Gruppen im Anhang.

lität). Alle Artikel waren in deutscher Sprache, denn die Originalität der Quellen sollte in jedem Falle gewahrt werden.

Gruppe II erhielt mehrere Bilder mit schlagzeilenartigen Bildunterschriften, die unterschiedliche Reaktionen auf den Tod Kennedys zeigen. Daneben erhielt die Gruppe eine Textquelle, die ebenfalls eine Reaktion auf das Attentat beschreibt. Zudem bekamen die Schüler Ausschnitte aus dem Warren Report und einen Auszug aus dem Internet, der ebenso wie der Bericht der Warren Commission Ergebnisse über die Untersuchungen zum Hergang und Verlauf des Mordes an Kennedy zum Inhalt hat. Auch diese Gruppe sollte die einzelnen Bilder und Textausschnitte nach Vorgaben kategorisieren. Um den Unterschied zwischen dem Auszug aus dem Warren Report und den übrigen Texten zu verdeutlichen, sollten die Schüler ein Urteil zum Warren Report abgeben. Diese Gruppe arbeitete ausschließlich mit englischen Texten, die ungekürzt vorgelegt wurden.

Gruppe III erhielt lediglich einen Artikel aus dem Internet, der den Schülern in deutscher Sprache, minimal verkürzt, präsentiert wurde. Im Hinblick darauf, dass die Schüler dieser Gruppe aufgefordert waren, den Text zu charakterisieren und Angaben über Autor und Herkunft des Textes zu machen, sollte auf die spätere Diskussion vorbereitet werden, denn der Text von Gruppe III erhielt seine Funktion, eine von vielen möglichen Perspektiven zu sein, erst im anschließenden Gespräch. Letztendlich war es Aufgabe auch dieser Gruppe, anhand des Textes ein Porträt von Kennedy zu entwerfen.

Gruppe IV erhielt einen Artikel aus der New York Times in ungekürzter Originalfassung, jedoch mit einigen Angaben zum Vokabular. Zuerst sollte auch diese Gruppe aus dem Text herausfiltern, wie John F. Kennedy dargestellt wurde. Wie Gruppe III, so hatte auch sie keinen Vergleichstext, anhand dessen Perspektivität bewusst gemacht hätte werden können. Jedoch konnte aus dem Text kein eindeutiges Porträt von Kennedy gewonnen werden, da er zweiseitig dargestellt wird, so dass in diesem einen Text bereits zwei Sichtweisen präsentiert sind.

Nachdem die Gruppenarbeit beendet war, sollte jede der vier Gruppen ihre Ergebnisse, die sie auf Plakaten darlegten, präsentieren. Bevor die Schüler mit ihren Vorträgen begannen, stellte ihnen der Lehrer die Frage, aus welcher Perspektive sie sich mit dem Thema John F. Kennedy beschäftigt hatten. Die Schüler selbst brachten in den Präsentationen insgesamt betrachtet keinerlei ausdrückliche Hinweise, dass sie eine ganz bestimmte Perspektive betrachteten. Erst durch Fragen vom Lehrer, die an die ganze Klasse gerichtet waren, wurde diese Perspektivität in den Blick gebracht. Zusammenfassend hatten die Schüler der Gruppe IV (8. Jahrgangsstufe) beispielsweise herausgefunden, dass sie aus dem Artikel kein eindeutig positives oder negatives Bild von Kennedy bekamen. Die Schüler wollten z. B. verdeutlichen, dass Kennedy nicht auf nur eine bestimmte Art bewertet wurde, sondern, dass man durchaus auch zweifelhafte Momente bei Kennedy aufweisen kann, die den Präsidenten „zweiseitig" erscheinen lassen.

In der an die Präsentationen anschließende Diskussion der gesamten Klasse wurden die Gruppenergebnisse miteinander verglichen. In der 8. Jahrgangsstufe beispielsweise fanden die Schüler nicht nur heraus, dass Kennedy aus der Sicht von „Germany and America" und „different times" betrachtet wurde, sondern auch, dass ein „good and bad portrait of JFK" gegeben wurde. Bezüglich des Porträts von Kennedy waren die Antworten sehr unterschiedlich. So teilten sich die Meinungen dahingehend, dass ein Schüler erklärte, jetzt nach der Gruppenarbeit sei er der Ansicht, dass Kennedy in Amerika schlechter porträtiert würde als in Deutschland, während ein zweiter Schüler vom genauen Gegenteil überzeugt war. Es zeigte sich, dass alle Gruppen zu ihrem eigenen, speziellen Ergebnis gekommen waren, sich jedoch während der Gruppenarbeit keine Gedanken darüber gemacht hatten, dass es noch andere Perspektiven als die ihnen vorgelegte, aus denen die Person Kennedys dargestellt wurde, existieren.

In einem das Projekt evaluierenden Fragebogen wurde überprüft, ob die Schüler erkannt hatten, dass sie das Thema aus verschiedenen Perspektiven betrachtet hatten. In beiden Klassen waren die Schüler überwiegend der Meinung, dass multiperspektivisch gearbeitet wurde, doch konnten die Schüler nur unzulänglich erklären, was sie darunter verstehen. Dennoch beweist die Diskussion im Anschluss an die Präsentation, dass die Schüler in der Lage sind Perspektiven wahrzunehmen und sie auch zu benennen. Auf die Lehrerfrage „Are there any differences between the German and American view?", antworteten die Schüler sehr verschieden. Die unterschiedlichen, teilweise sogar widersprüchlichen Aussagen zeigen, dass den Schülern nicht *eine* bestimmte Perspektive, wie Kennedy dargestellt werden kann, vermittelt wurde. Aus ihren Präsentationen und ihren eigenen, verschiedenen Aussagen konnten sie erkennen, wie perspektivisch eine Quelle bzw. Darstellung sein kann und so den Rezipienten beeinflusst, sowie dass sich durch die Betrachtung eines historischen Sachverhaltes aus verschiedenen Perspektiven die Ansicht und Meinung des Betrachters verändern kann. Dies beweist auch die Aussage eines Schülers der 8. Jahrgangsstufe, der in einer Mischung aus deutscher und englischer Sprache meinte: „Before Gruppenarbeit he was a great person: Now I have a bad view teilweise, great but nicht voll-

kommen." Natürlich konnte nicht bei allen Schülern ein solcher Meinungsumschwung bewirkt werden, was auch nicht intendiert war, doch zeigt diese eine Antwort, dass den Schülern bewusst gemacht werden kann, dass Quellen und Darstellungen immer nur einen Teil der Vergangenheit wiedergeben und man durch das Betrachten von historischen Sachverhalten aus möglichst vielen Perspektiven der vergangenen Wirklichkeit stets einen Schritt näher kommt. Dabei wird klar, dass es nicht eine einzige wahre und richtige Geschichte gibt, sondern immer mehrere. Zu verdeutlichen, dass sie in ihrer Plausibilität zu vergleichen sind, wäre eine entscheidende Aufgabe des Geschichtsunterrichts. Im Projekt wurde diese Zielsetzung noch hintangestellt. Die Schüler sollten zuerst einmal grundsätzlich auf Multiperspektivität aufmerksam werden.

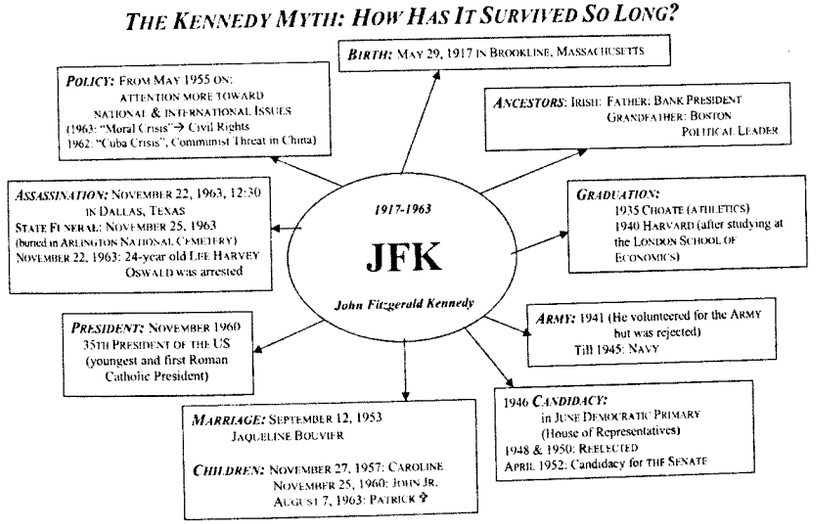
VII. Fazit

Die Lehrpläne erwähnen, dass die Entwicklungen und Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft zunehmend Aufgaben und Herausforderungen mit sich bringen, die Unterrichtsfächern nicht eindeutig zugeordnet werden können. Damit lässt sich der bilinguale Unterricht eigentlich schon rechtfertigen.

Viele werden nun einwenden, dass bilingualer Sachfachunterricht an Grundschulen und Hauptschulen nicht realisierbar sei oder dass er auch Schüler der Realschule, vielleicht sogar des Gymnasiums überfordere, die Inhalte des Geschichtsunterrichts nicht in der gleichen Effektivität vermittelt werden könnten wie im muttersprachlichen Unterricht. Diesem Einwand muss man jedoch widersprechen. Wie das Eingangskapitel zeigt, soll in jeder Schulart das Andere, das Fremde kennen gelernt werden. Bereits in der Grundschule werden die Schüler mit der Fremdsprache Englisch konfrontiert und es ist im Lehrplan explizit zu lesen, dass Schüler der fremden Kultur näher kommen und mit authentischem Material in Form von Reimen, Märchen usw. arbeiten sollen.[69] Ich will damit keinesfalls sagen, dass in der Grundschule bilingualer Unterricht eingeführt werden soll, sondern vielmehr, dass es vor allem die weiterführenden Schularten Hauptschule, Realschule, Gymnasium wagen sollten, mit authentischem fremdsprachigen Material zu arbeiten, und zwar auch außerhalb des bilingualen Unterrichts. Zu denken ist gerade auch an Filme, Fernsehsendungen, Lieder. Der Einsatz von authentischem Material ist wie gezeigt, ja schon für die Grundschule erwünscht ist.

[69] KWMBl I So.-Nr. 1/2000, S. 182.

Im bilingualen Geschichtsunterricht muss nicht zwingend mit englischen Materialien gearbeitet werden, wie das oben dargestellte Projekt beweist. Gerade wenn historische Ereignisse aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden sollen, und dazu bieten sich für alle Schularten zahlreiche Möglichkeiten, wäre es doch Unsinn, krampfhaft nach fremdsprachigem Material zu suchen. Durch bilinguale Materialien ist garantiert, dass die Schüler auch mit der Perspektive ihres eigenen Landes konfrontiert werden, sich identifizieren oder abgrenzen können. Nur so besteht die Möglichkeit, sich selbst als Fremden erfahren zu können und damit die Andersartigkeit des Anderen zu akzeptieren.



Arbeitsaufträge der einzelnen Gruppen

Group I: Germany 1960ies

(3) What kind of information do you get about President Kennedy?
(4) How would you categorise the newspaper articles? (yellow press, liberal, conservative, neutral...) Give reasons for your opinion, if possible with quotations from the texts!
(5) Try to work out a portrait of Kennedy! Why was so much interest taken in his life and death?

Group II: America 1960ies

(1) Describe the reactions to the assassination!
(2) How would you categorise the different sources: emotional, serious, true, false, official, realistic, exaggerated?
(3) Give a statement to the excerpts from the Warren Report!

Group III: Germany 1990ies

(4) What kind of information do you get about President Kennedy 35 years after his death?
(5) Where does the text come from? How would you characterise the source? Who is the author? Is the text reliable?
(6) Try to work out a portrait of Kennedy!

Group IV: America 1990ies

(7) How is John F. Kennedy portrayed in the newspaper article?
(8) How has the Kennedy Myth survived so long? Give quotations from the text if possible!

Literatur

Bausch, K.-R. u. a. (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht, Tübingen u.a. ^{3}1995.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst: Bekanntmachung. KMBl. I Nr.18, München 1985.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst: Erprobung des zweisprachigen Unterrichts in einem Sachfach an der Realschule. Mitteilung vom 15.12.1993, München 1993.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst: Erprobung des zweisprachigen Unterrichts in einem Sachfach. Mitteilung vom 07.04.1994, München 1994.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst: Lehrplan für das Bayerische Gymnasium. KWMBl. So.-Nr. 3, München 1990.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für die Bayerische Hauptschule. KWMBl. So.-Nr. 1, München 1997.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für die Bayerische Grundschule. KWMBl. So.-Nr. 1, München 2000.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für die sechsstufige Realschule, 15. Juni 2001, München 2001.

Behrmann, G. C. u.a. (Hgg.): Geschichte und Politik. Didaktische Grundlegung eines kooperativen Unterrichts. Paderborn 1978.

Bergmann, K. u.a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber ^{5}1997.

Bergmann, K.: Multiperspektivität, in: Bergmann, K. u. a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber ^{5}1997, S. 301-303.

Bergmann, K.: Geschichtsdidaktik – Beiträge zu einer Theorie historischen Lernens, Schwalbach/Ts. 1998.

Bergmann, K.: Multiperspektivität. Geschichte selber denken, Schwalbach/Ts. 2000.

Binzen, L.: Der Erweiterte Fremdsprachenunterricht an Realschulen (Englisch/Französisch), in: Pädagogisches Zentrum (Hg.): Bilingualer Unterricht an Hauptschulen und Realschulen. Überregionale Abschlusstagung am 11. Juni 1997. Tagungsbericht. Pädagogik zeitgemäß, Heft 26, Bad Kreuznach 1997, S. 28-31.

Bludau, M.: Zum Stand des bilingualen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland, in: Neusprachliche Mitteilungen 49 (1996), S. 208-215.

V. Borries, B.: Geschichte lernen – mit heutigen Schulbüchern? Konzeptionen von Geschichtsbüchern für die Sekundarstufe I am Beispiel des Themas „Entdeckungen und Europäisierung der Erde in der frühen Neuzeit". Anmerkungen eines Fachdidaktikers, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht. Zeitschrift des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands 34 (1983), S. 558-573.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Vergangenes Sehen. Perspektivität im Prozeß historischen Lernens. Theorie und Unterrichtspraxis von der Grundschule bis zur Sekundarstufe II. Arbeitshilfen für die politische Bildung, Bonn 1995.

Christ, I.: Bilinguale Schulzweige – Entwicklung, Zielsetzungen, aktuelle Tendenzen, in: Fremdsprachenunterricht 45 (1992), S. 305-307.

Christ, I.: Ein Vierteljahrhundert bilinguale Bildungsgänge. In: Neusprachliche Mitteilungen. 49 (1996), S. 216-220.

Gies, H.: Geschichte – Geschichtslehrer – Geschichtsunterricht. Studien zum historischen Lehren und Lernen in der Schule, Weinheim 1998.

Glaap, A.-R.: Bilingualer Unterricht in der Realschule. Stimmen aus der Praxis, in: Realschule in Deutschland 102 (1994), H. 5, S. 14-15.

Hallet, W.: Ein didaktisches Modell für den bilingualen Sachfachunterricht: The Bilingual Triangle, in: Neusprachliche Mitteilungen 52 (1999), H. 1, S. 23-27.

Herold, R.: Der fremdsprachige Unterricht in Sachfächern – Erprobung an der Realschule in Bayern, in: Schulverwaltung. Zeitschrift für Schulleitung und Schulaufsicht. Ausgabe Bayern 18 (1995), S. 251-254.

Huber, K.: Der fremdsprachige Sachunterricht an der Realschule. Broschüre Fachverband für moderne Fremdsprachen, München 1998.

Huhn, J.: Theoretische Grundlagen, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Vergangenes Sehen. Perspektivität im Prozeß historischen Lernens. Theorie und Unterrichtspraxis von der Grundschule bis zur Sekundarstufe II. Arbeitshilfen für die politische Bildung, Bonn 1995, S. 15-43.

Hunfeld, H.: Zur Normalität des Fremden, in: Der fremdsprachliche Unterricht. Englisch 25 (1991), H. 3, S. 50-52.

Hunfeld, H.: Die Normalität des Fremden. 24 Briefe an Sprachlehrerinnen und Sprachlehrer, Köln 1997.

Jeismann, K.-E.: Grundfragen des Geschichtsunterrichts, in: Behrmann, G. C. u.a. (Hgg.): Geschichte und Politik. Didaktische Grundlegung eines kooperativen Unterrichts, Paderborn 1978, S. 76-109.

Jeismann, K.-E.: Geschichtsbewußtsein – Theorie, in: Bergmann, K. u.a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber ^{5}1997, S. 42ff.

Kästner, H.: Zweisprachige Bildungsgänge an Schulen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Die Neueren Sprachen 92 (1993), H. 1/2, S. 23-53.

Mäsch, N.: Bilingualer Bildungsgang, in: Bausch, K.-R. u. a. (Hg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht, Tübingen u.a. ^{3}1995, S. 338-342.

Pädagogisches Zentrum (Hg.): Bilingualer Unterricht an Hauptschulen und Realschulen. Überregionale Abschlusstagung am 11. Juni 1997. Tagungsbericht. Pädagogik zeitgemäß, Heft 26, Bad Kreuznach 1997.

Pilzecker, B.: Fremdsprachiger Fachunterricht im Rahmen des bilingualen Unterricht. in: Praxis des neusprachlichen Unterrichts 43 (1996), H. 1, S. 9-16.

Rüsen, J.: Historische Sinnbildung durch Erzählen. Eine Argumentationsskizze zum narrativistischen Paradigma der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsdidaktik im Blick auf nicht-narrative Faktoren, in: Internationale Schulbuchforschung. Zeitschrift des Georg Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung. 18 (1996), S. 501-544.

Rüsen, Jörn: Objektivität, in: Bergmann, Klaus u. a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. Seelze-Velber ^{5}1997, S. 160-161.

Schmid-Schönbein, G. u.a.: „Mehr oder anders?" Konzepte, Modelle und Probleme des Bilingualen Unterrichts, in: Der fremdsprachliche Unterricht. Englisch 28 (1994), H. 13, S. 6-11.

Schmid-Schönbein, G. und Siegismund, B.: Bilingualer Sachfachunterricht, in: Timm, J.-P. (Hg.): Englisch lehren und lernen. Didaktik des Englischunterrichts. Berlin 1998, S. 201-210.

Schreiber, W.: Die Entwicklung historischer Sinnbildungskompetenzen als Ziel des historischen Lernens mit Grundschülern, in: dies. (Hg.): Erste Begegnungen mit Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, Band 1. Neuried 1999, S. 15-77.

Schreiber, W.: Perspektiven für den Geschichtsunterricht aus der Sicht der Geschichtsdidaktik, in: Informationenen für den Geschichts- und Gemeinschaftskundelehrer 35 (2001), H. 61.

Schreiber, W.: Grundschulkinder gehen reflektiert mit Geschichte um!, in: Grundschule 32 (2000), H. 9, S. 9-12.

Schreiber, W.: Förderung eines reflektierten Umgnags mit Geschichte als Leitprinzip des Geschichtsunterrichts, in: Schönemann, B./Voit, H. (Hgg.): Von der Einschulung zum Abitur. Prinzipien und Praxis des historischen Lernens in den Schulstufen, erscheint voraussichtlich Weinheim 2002.

Sekretariat der ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): Konzepte für den bilingualen Unterricht. Erfahrungsbericht und Vorschläge zur Weiterentwicklung. Bericht des Schulausschusses vom 04.01.1999, Bonn 1999.

Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bilddungsforschung: Stoffverteilungspläne als Vorschläge. Geschichte/History, München 1999.

Timm, J.-P. (Hg.): Englisch lehren und lernen. Didaktik des Englischunterrichts, Berlin 1998.

Weller, F.-R.: Fremdsprachiger Sachfachunterricht in bilingualen Bildungsgängen, in: Praxis des neusprachlichen Unterrichts 43 (1996), H. 1, S. 73-80.

Wiemann, U.: Bilingualer Unterricht in den Jahrgangsstufen 5 und 6, in: Realschule in Deutschland 102 (1994), H. 5, S. 23-26.

Wittenbrock, R.: Geschichte als bilinguales Sachfach? Erfahrungen und Überlegungen an einer binationalen Schule, in: Neusprachliche Mitteilungen 48 (1995), H. 2, S. 107-115.

Wittenbrock, R.: Bilingualer Geschichtsunterricht, in: Bergmann, K. u. a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber ^{5}1997, S. 563-566.

Die Normalität des Fremden als Provokation

Von Hans Hunfeld

I.

Vom einzelgängerischen Philosophen Günter Anders stammt die folgende Fabel, die meine Anmerkungen zur Normalität des Fremden[1] vorab - ohne dass lange akademische Umkreisungen nötig wären - ins charakteristische Bild bringen: „Als die Mücke zum ersten Male den Löwen brüllen hörte, da sprach sie zur Henne: ‚Der summt aber komisch.' ‚Summen ist gut', fand die Henne. ‚Sondern?' fragte die Mücke. ‚Er gackert', antwortete die Henne. ‚Aber *das* tut er allerdings komisch.'"[2]

„Wenn wir", sagt Lessing, „einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel."[3]

Eben deswegen beginne ich meine Annäherung an die Normalität des Fremden mit einer Fabel, damit man den allgemeinen Satz, der dabei mein Interesse leitet, gleich zu Anfang „anschauend erkennt". Ob es, im Lessing'schen Sinne, ein moralischer Satz ist, wird sich zeigen. Jedenfalls schafft die Fabel zunächst das, was das Reden über den fremden Anderen besonders braucht: Distanz zum Eigenen.

Die Fabel gibt uns eine Momentaufnahme: sie spart sich das Vorher und Nachher ebenso wie das Sowohl-als-auch, hilft also auf sehr praktische Weise dem, der sich zeitlich und thematisch einschränken muss. Die Reduktion der Fabel auf den einzelnen Fall, der als wirklich vorgestellt wird, um das Allgemeine zu sagen, befreit uns also von der Mühsal einer Ersteigung jener Literaturberge, die das Bereden des Fremden inzwischen angehäuft hat. Denn da die Fabel auf ganz eigene Weise das Allgemeine

1 Ich wiederhole im Folgenden verkürzt, was ich an anderer Stelle ausführlich dargestellt habe. Von der Normalität des Fremden habe ich zum ersten Mal 1991 gesprochen und dieses Leitwort von da an auf verschiedene Aspekte des hermeneutischen Fremdsprachenunterrichts bezogen (vgl. in Auswahl Literaturverzeichnis). Es bleibt aus meiner Sicht die bittere Bilanz, dass wir in vielen Bereichen der Gesellschaft und des Unterrichts von der Anerkennung der Normalität des Fremden so weit entfernt sind wie im Jahre 1991.

2 Anders, 1984, S. 7.

3 Lessing, o.J., S. 31.

im Besonderen verdichtet, löst sie uns aus der Eingebundenheit in die je individuelle oder fachliche Erfahrung des Fremden und aus dem dieser Erfahrung jeweils entsprechenden Vorurteil. Sie isoliert aus der Dialektik komplexer und widersprüchlicher Zusammenhänge von Fremd und Eigen das Zufällige und Mehrdeutige, indem sie *einen* Aspekt des allgemein Gültigen auf den Punkt bringt. Sie distanziert uns deshalb von uns selbst, weil sie, wieder nach Lessing, nicht die Erregung unserer Leidenschaft, sondern „unsere klare und lebendige Erkenntnis zur Absicht hat".[4] Eben deshalb lässt sie auch Tiere reden; dass Tiere damit „Sprache und Vernunft haben", so Lessing, „wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen, und soll nichts weniger als wunderbar sein". Vielmehr werden sprechende Tiere so vorgestellt, „als sei es dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß".[5]

Natürlich rufe ich hier Lessings Definition der Fabel Ihnen nicht in Erinnerung, weil etwa diese eine Fabel selbst Erläuterung nötig hätte. Das Zusammenspiel von moderner Fabel und klassischer Erläuterung erlaubt mir vielmehr eine erste, wenn auch nicht ganz übliche Orientierung im heute unübersichtlich gewordenen Gerede über den Fremden.

Von der Normalität des Fremden redet dabei, soweit ich sehen kann, niemand.

Das ist verständlich, handelt es sich hierbei doch um eine durchaus paradoxe Formulierung, die das Fremde geradezu aufzuheben scheint. Und dennoch ist die Normalität des Fremden ebenso vorstellbar wie seine ausdrückliche Fremdheit.

Darauf weist die Fabel beispielhaft hin, indem sie in der Spannung zwischen ihrer Aussage und ihrer Form diese Wechselseitigkeit auf eigentümliche Weise veranschaulicht: Während nämlich die Henne und die Mücke fremdes Sprechen nicht normal finden und es, in jeweils eigener Tiersprache, als komisch bezeichnen, es also nur unter den ihnen gewohnten Kategorien eigenen Sprechens hören und verstehen können, lässt die Fabel als Redegattung ihnen menschliche, also fremde Sprache als eine ganz normale zu.

Was der Dialog der Tiere untereinander anschaulich in die Erkenntnis rückt, nämlich die Unfähigkeit, fremdes Sprechen als anderes, aber in seiner Andersheit *normales* Sprechen zu akzeptieren, hebt der Dialog der Fabel mit dem Leser auf, indem er vom Leser und Hörer eben das als schlichte Voraussetzung des Verstehens verlangt, was die dargestellten

[4] Ebd., S. 38.
[5] Ebd., S. 34.

Tiere nicht leisten können: die Akzeptanz des eigentlich fremden Sprechens als eines normalen, „dem gemeinem Laufe der Natur vollkommen gemäß[en]".[6]

Der Dialog von Mücke und Henne, der das Nichtverstehen als scheinbares Verstehen abbildet, hat der „anschauenden Erkenntnis" (Lessing) deshalb noch mehr zu sagen als die resignative Botschaft deutlicher Grenzen menschlichen Verstehens. Denn er spricht vor allem zu denjenigen, die diese Grenzen optimistisch, naiv oder rechthaberisch leugnen, indem ja gerade aus der Einsicht des Lesers, dass die Tiere ihre Verstehensblockaden anschaulich in die Erkenntnis rücken, die Selbsterkenntnis, und damit das Verstehen, das hier gemeint ist, erst eigentlich beginnen kann.

Die Fabel bleibt natürlich stumm für den, der anfangs keine Notwendigkeit zur Selbstdistanz sieht, und am Ende überflüssig für den, der den hermeneutischen Zirkel als bloße Wiederholung eines ihm längst Bekannten missversteht. Er wird, wie Mücke und Henne, im statischen Zustand seines Ein-für-alle-Male-Begreifens verharren und auch in Zukunft so reden, wie er gerade gackern oder summen kann.

Man muss es so deutlich sagen, weil auch die Fabel nur eine Antwort für den formuliert, der eine Frage hat. Die Fraglosigkeit aber vermisst nicht die fremde Normalität der abgebildeten Tiere, weil sie sich selbst immer schon für die Norm hält: von der Normalität des Fremden ist weder angesprochen noch berührt, wer in seiner Normalität keine Fremdheit zulässt.

Das ist kein bloßes Wortspiel. Das bilden die sprechenden Tiere ab: Mücke und Henne sind voneinander ja sehr verschieden, sprechen einander fremde Sprachen und sind sich doch einig in der Erkenntnis des je eigenen Rechthabens. Sie sind nicht erreichbar für die Ironie, die sich darin zeigt, dass ihr Dialog über den Löwen das gerade untereinander herstellt, was sie jenem verweigern: die Verständigung über den Sinn im Klang einer fremden Sprache. Sie verstehen einander fremdsprachlich so gut, dass sie schnell Verständigung darüber erzielen, dass der Löwe komisch, also abweichend redet, während sie dabei auf der jeweils eigensprachlichen und gattungsgemäßen Interpretation dieser komischen Rede bestehen.

Die paradoxe Gemeinsamkeit in der Verschiedenheit, die sich gegen den fremden Löwen richtet, kann so wenigstens einiges Merkwürdige jener Begrifflichkeit und Sprache ironisch kommentieren, das sich als

[6] Ebd.

Verständnis des jeweils Eigenen in politischer und didaktischer Gegenwart ausdrückt. Denn woher kommt das Einverständnis von Mücke und Henne trotz ihrer deutlichen Verschiedenheit? Wohl aus dem sicheren Bewusstsein, dass sie selbst heimische, bodenständige Tiere sind, der Löwe aber erkennbar und hörbar nicht dazu gehört. Denn da sie Deutsch sprechen, sind sie deutsche Tiere, wenn man der Lakonie der Fabel glauben kann. Als solche hilft ihnen bei ihrer Erkenntnis und Qualifizierung des Fremden als komisch der Kontext des ihnen immer schon vertrauten Eigenen.

II.

Wie zu hoffen ist, hat die Fabel uns ein klein wenig von uns selbst befreit durch ihre distanzierende Kraft, ihre Verbildlichung und ihren charakteristischen Spiegeleffekt. Eine ganz schlichte Botschaft bleibt uns bei all ihrer potentiellen Komplexität: dass wir wieder Zuhören lernen müssen. Denn die Fabel erinnert uns neben vielen anderen an „eine der Grunderfahrungen unseres menschlichen Zusammenlebens, daß der Angeredete im Zuhören verstehen muß, und daß der Redende von der stillen Antwort des Zuhörens aufgenommen wird. Wie im Gespräch muß auch hier die Grunderfahrung des menschlichen Zusammenlebens gelten, sich miteinander zu verstehen".[7] Erst dann „ist dieser Zusammenhang von Hören und Verstehen in Wahrheit die freie Öffnung in die Dimension des Anderen".[8]

Dieser Satz des Hermeneuten Hans-Georg Gadamer ist in jeder Beziehung ganz unzeitgemäß. Er steht im krassen Widerspruch zu jenen Diskursen Redehandlungen, die sich dem gegenseitigen Überreden tet sehen und die produktive Kraft des anteilnehmenden Zuhö- Wettbewerbsgeschrei ersticken. Das Zuhören als einer Art des ens gehört nicht mehr zum Kodex der Alltagskommunikation ist die Klage darüber gerade bei denen gegenwärtig, die redend ins Wort fallen. Sie entlädt sich im stereotypen Seufzer, der las flüchtige Gespräch, den intimen Dialog, die öffentliche politische Diskussion und jene demonstrative Entäußerung bestimmt, die sich Talkshow nennt: du hörst mir ja gar nicht mehr zu. In solcher Redewendung wird zugleich angemahnt und gegenseitig bestätigt, was eigentlich nötig wäre, aber immer nur vom jeweils Anderen verlangt wird. Die Begrenztheit der Eigenwahrnehmung aber behindert uns, nicht etwa der

[7] Gadamer, 1998, S. 200.
[8] Ebd., S. 201.

jeweils Andere. Wo die Stille des Zuhörens ein Fremdling geworden ist, verstummt die Rede je lauter sie vom Eigenen spricht, weil ihr das Komplementäre des Zuhörens fehlt, das sie für ihre Äußerung braucht, will sie nicht monologisieren in nur scheinbarer Kommunikation. Dieser Zusammenhang ist oft genug in kommunikativer Theorie beredet worden und in der Alltagserfahrung so banal wirksam, dass man eigentlich angesichts dieser Paradoxie nur verstummen kann.

Dennoch muss dieser selbstverständlich gewordene Vorgang, dass man einander das Ohr verweigert, immer wieder zur Rede gebracht werden, allerdings nicht mit dem Tenor einer sowieso wirkungslosen Kulturklage oder in der Intention einer technokratisch verstandenen Schulung des Hörverstehens. Die unzeitgemäße Lehre vom Verstehen der Stille, die von sich aus schon mit fast unüberwindlichen Widerständen des Missverstehens rechnet, ist nämlich recht eigentlich viel mehr als nur Aufklärung über bloß rhetorische Unvereinbarkeiten. Denn die Selbsttäuschung, die den gängigen Sender-Adressaten-Modellen kommunikativer Sprachprogramme unterliegt, hat ihren Ursprung schon in einer von uns fernen Vergangenheit, die in die Gegenwart immer noch bestimmend, wenn auch mit modernen Mitteln und Strategien, einwirkt: Diese Selbsttäuschung bestimmt bereits die erste Begegnung des aufgeklärten Europäers mit den Sprachen und Kulturen, der von ihm entdeckten, bisher unbekannten Völker. Sie lässt sich als „Unfähigkeit erklären, die menschliche Identität der anderen wahrzunehmen, das heißt, sie zugleich als gleichartig und als verschieden zu erkennen."[9]

Es ist der uns heute *scheinbar* nur ferne Christoph Kolumbus, der die uns gegenwärtig *nahen* Verständigungsprobleme durch seine Unfähigkeit richtig zuzuhören sowohl vorführt als auch im Kontrast des Negativen die positive Lösung aufzeigt. Ich gebe nur ein Beispiel aus seiner exemplarischen Missverstehensgeschichte: „Nachdem [Kolumbus] das indianische Wort 'Kazike' gelernt hat, versucht er nicht etwa herauszufinden, was es in der auf Konvention beruhenden, relativen Hierarchie der Indianer bedeutet, sondern will vor allem wissen, welchem *spanischen* [Hervorhebung H.H.] Wort es denn genau entspricht, als sei es ganz selbstverständlich, daß die Indianer dieselben Unterscheidungen treffen wie die Spanier; als sei der spanische Sprachgebrauch nicht eine Konvention unter anderen, sondern der natürliche Zustand der Dinge."[10]

„[Kolumbus] verkennt also die Vielfalt der Sprachen und kann deshalb auf eine fremde Sprache nur mit zwei komplementären Verhaltens-

[9] Todorov, 1985, S. 94.
[10] Ebd., S. 40.

weisen reagieren: entweder anerkennen, daß es sich um eine Sprache handelt, sich aber weigern zu glauben, sie sei anders, oder ihre Andersartigkeit anerkennen, sich aber weigern zuzugeben, daß es sich überhaupt um eine Sprache handelt ..."[11]

„Kolumbus] weiß [im übrigen] sehr wohl, daß diese Inseln [die er entdeckt hat] bereits Namen haben, die in gewisser Weise natürlich sind [...] die Wörter der anderen interessieren ihn jedoch wenig, und er will die Orte gemäß der Funktion ihres Ranges, den sie im Rahmen seiner Entdeckung einnehmen, neu benennen, ihnen *richtige* Namen geben; das Benennen kommt überdies einer Besitznahme gleich."[12]

Dass man dem Fremden einen Namen gibt ohne zu fragen, ob er denn schon einen habe, ist seitdem zum Erkennungszeichen grundsätzlichen Missverstehens geworden: „Der Versuch, das Chaos des Unbekannten durch Namensgebung zu ordnen, gehört zu den frühen Anliegen des Menschen. Ziel der Namensgebung ist es, der fremden Welt eine Ordnung zu geben, in die man sich einfindet, die die Übermacht des Unbekannten, seine Noch-Unbestimmtheit aushaltbar macht. Doch wie lange? In der abendländischen Geschichte gibt es zahlreiche Beispiele dafür, daß es unserer Kultur außerordentlich schwerfällt, mit dem Unbenennbaren, dem Unaussprechlichen, in der Gestalt des Fremden oder Anderen zu leben. Verbreitet sind individuelle und gesellschaftliche Abwehrstrategien der Einverleibung, Assimilierung, aber auch der Aussperrung, Herabsetzung und Bekämpfung."[13]

Das Exempel der Namengebung zeigt überaus deutlich, dass das Zuhören auf anderes Sprechen mehr von uns verlangt als das schweigende Hören der anderen Äußerung. Das Sprechen-lassen des Anderen impliziert nicht nur das wenigstens zeitweilige Verstummen der eigenen Rede sondern die bewusste Anstrengung der Distanz vom bisher Gewussten, vom bisher Vertrautem: von der bisher eigenen und selbstverständlichen Weltsicht. Dafür aber ist die Stille des sich Zurücknehmens die Voraussetzung. Sobald man das verstanden hat, ist das Verstehen der Stille sichtbar für das Sprechen lernen und damit für jeden wirklichen Dialog geworden.

[11] Ebd., S. 42.
[12] Ebd., S. 38.
[13] Wulf, 1997, S. 1121.

III.

Das historische Exempel und die moderne Fabel umreißen den Zusammenhang, den ich bei aller hier notgedrungenen Vorläufigkeit und Flüchtigkeit erst skizzieren musste, um von dem reden zu können, was eigentlich mein Thema ist: der hermeneutische Fremdsprachenunterricht. Denn das Angebot des hermeneutischen Fremdsprachenunterrichts richtet sich an all diejenigen, denen die leitenden Begriffe des etablierten Fremdsprachenunterrichts fragwürdig geworden sind. Fragwürdigkeit aber ergibt sich nicht in einer Praxis, die sich auf sich selbst beruft. Distanz, die zur Stille jenes Zuhörens führt, welche die freie Öffnung in die Dimension des Anderen erst ermöglicht und die Etikettierung des jeweils Fremden durch voreilige Namensgebung aus der eigenen Perspektive blockiert, führt zu Fragen, die sich nicht zunächst auf das Fremde, sondern auf das Eigene richten.

Im Übrigen ergibt sich Fragwürdigkeit aber auch schon aus der veränderten Wirklichkeit. Die bekannten großen Veränderungen im europäischen Kontext haben deshalb auch zu einer Fülle von Entwürfen und Modellen eines zukünftigen Fremdsprachenunterrichts geführt: Insgesamt soll der Fremdsprachenunterricht der Zukunft *früher* beginnen, er soll *intensiver* werden als bisher und er soll *mehr* Fremdsprachen als bislang anbieten.

So sehr man diesen Forderungen zustimmen kann, so wenig lässt sich aus ihnen schon im ganzen erkennen, wie sich Inhalte, Methoden und übergreifende Ziele eines zukunftsorientierten Fremdsprachenunterrichts daraus ergeben.

Hermeneutik ist, nach Schleiermacher, die Kunst, die Rede eines fremden Anderen richtig zu verstehen. Insofern ist Fremdsprachenunterricht immer schon hermeneutisch. Aber was heißt richtig verstehen? Sind die Begründungen des gegenwärtigen Fremdsprachenunterrichts, die sich weiter der kommunikativen Philosophie verdanken, noch ausreichende Antworten auf diese Frage? Der kommunikative Ansatz entwirft für den Lernenden ja Lebenssituationen und stellt ihm für diese die entsprechenden Redemittel bereit. Bei allen unterschiedlichen Ausprägungen in der Praxis, die hier weder benannt noch diskutiert werden können, melden sich angesichts neuer Kontexte und Aufgaben der Fremdsprachendidaktik Zweifel an, ob solche Bestimmungen für den Fremdsprachenunterricht der Zukunft noch genügen.

Diese Zweifel lassen sich in vornehmlich drei Fragen an die gegenwärtige Fremdsprachendidaktik formulieren: Ist der allgemeine Verstehensbegriff präzise genug, um jene Kunst noch adäquat zu praktizieren? Ist die Rezeption des jeweils Fremden angesichts seiner Vielfältigkeit und unmittelbaren Nähe im alltäglichen Kontext differenziert genug, um seine Rede zu verstehen? Reicht die bisherige interkulturelle Orientierung des Fremdsprachenunterrichts aus, um den Lernenden auf die absehbare multikulturelle Gesellschaft vorzubereiten?

Das Modell des hermeneutischen Fremdsprachenunterrichts ergibt sich aus den entsprechenden Antworten auf diese Leitfragen: Es geht von der Normalität des Fremden aus, setzt dem optimistischen Verstehensbegriffen eine skeptische Hermeneutik entgegen und definiert interkulturelles Lernen als zwingende Konsequenz aus veränderter und veränderbarer Realität.

1. Skeptische Hermeneutik

Die Geschichte der europäischen Fremdsprachendidaktik ist bis heute von einem optimistischen Verstehensbegriff geprägt: Nach dieser Auffassung kann man den jeweils Fremden verstehen, wenn man seine Sprache und Kultur möglichst genau kennen lernt. Abgesehen davon, dass bereits die Alltagserfahrung im muttersprachlichen Kontext Grenzen des sprachlichen Verstehens überaus deutlich lehrt, lässt sich diese Haltung auch vor der Folie einer langen europäischen Missverständnisgeschichte eigentlich nicht länger aufrecht erhalten.

Der Verstehensbegriff der Fremdsprachendidaktik hat sich gleichwohl gegen alle negativen geschichtlichen und individuellen Erfahrungen durchgesetzt. Bereits eine zufällige Blütenlese der Präambeln von entsprechenden Richtlinien kann das belegen: „Das erste Ziel des modernen Sprachunterrichts wird sein, den Schüler so weit zu führen, daß er im Stande ist, sich mündlich und schriftlich über die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse auszudrücken und das zweite Ziel wird sein, den Schüler zu befähigen, sich dem Geiste der betreffenden Nation entsprechend mündlich und schriftlich auszudrücken."[14] Einer solch hergebrachten Begründung entspricht etwa eine Formulierung von 1981: „Die Kenntnis von Fremdsprachen fördert die Aufgeschlossenheit gegenüber den Angehörigen fremder Sprachgemeinschaften ..."[15]

[14] Gutbier, zit. nach Schröder, 1989, S. 65.
[15] Nieders. Kultusminister, 1981, S 4.

Oder von 1992: „[Der Schüler] erhält Einblicke in Lebensbedingungen und -gewohnheiten anderer Völker; so wird sein Erfahrungshorizont erweitert und eine tolerante Haltung angebahnt."[16] Weitere Angaben sind hier unnötig, weil diese Zitate nur einen allgemein durchgehenden Trend verdeutlichen sollen, der bis in neueste Lehrpläne (1997) gültig bleibt; so etwa für den modernen Englischunterricht: „In der Folge können die Schüler zu einer differenzierten, aufgeschlossenen und toleranten Einstellung der englischsprachigen Welt wie generell anderen Völkern und Kulturen gegenüber gelangen."[17]

Die lakonische Gleichsetzung von fremdsprachlichem Lernen und Toleranzhaltung provoziert geradezu die Gegenrede einer skeptischeren Verstehenslehre. Sie wird durch das Bewusstsein vieler Verstehensgrenzen weiter bestärkt. So reduzieren beispielsweise schon die quantitativen Dimensionen fremdkultureller Wirklichkeit (Experten rechnen allein in Europa mit 56 verschiedenen Sprachen) die Möglichkeiten des Fremdverstehens auf ein weit bescheideneres Maß als die Diktion entsprechender Richtlinien auch nur ahnen lässt. Qualitativ hat die lange Tradition einer skeptischen Hermeneutik, die spätestens mit Montaignes *Essais* in Europa beginnt, bis in die Gegenwart hinein in den Äußerungen namhafter Philosophen und Schriftsteller sich pessimistisch artikuliert, das Verstehen des jeweils Anderen außerordentlich begrenzt und immer wieder betont, dass sich die sprachliche und kulturelle Annäherung an den Anderen als mühevolle und oft scheiternde Anstrengung erweist.

Als allgemeines Fazit lässt sich feststellen, dass sich Verstehen des Fremden oft als Vereinnahmung des Anderen unter eigener Lebens- und Interessensperspektive entlarvt und sich die banale Einsicht, dass Fremdheit fiktive Zuschreibung und nicht Wesensmerkmal von Personen und Gruppen ist, zu selten durchsetzt.

Eine skeptische Verstehenslehre erinnert deshalb an folgenden Zusammenhang: Die Existenz des Fremden hängt nicht von der je eigenen Verstehensfähigkeit des Beobachters ab; Anderssein hat deshalb auch da seine Berechtigung, wo es vom jeweils Anderen nicht verstanden wird. Diese Tatsache befreit nicht von der Anstrengung des Verstehens und gibt nicht der Indifferenz Raum. Sie fordert vielmehr selbst da Toleranz, wo das Zusammenleben einander Fremder auch dann ermöglicht und geregelt werden muss, wenn die Anerkennung der Andersartigkeit sich nicht auf das Verstehen dieser Andersheit stützen kann. Das scheinbar bereits Vertraute (etwa durch den fremdsprachlichen Lehrgang) nimmt

[16] Bayer. Kultusministerium, 1992.
[17] Bayer. Kultusministerium, 1997, S. 51.

dem Fremden seinen eigenständigen Charakter und auch die wohlmeinende Vereinnahmung einseitiger Empathie reduziert das Fremde durch naives Verstehen auf ein Beziehungsobjekt. Sie verhindert das, was sie anstrebt: Die gleichberechtigte und gleichwertige Anerkennung durch Kennenlernen. Was man aber schon zu kennen glaubt, kann sich nicht mehr zu erkennen geben.

Zukünftige Fremdsprachendidaktik sollte bereits aus diesen wenigen Ansätzen einer skeptischen Verstehenslehre die Konsequenz ziehen, die bisher gängigen Fremdverstehensbegriffe in Hinblick auf deutliche Grenzen der Verstehensmöglichkeiten realistischer als bisher zu definieren.

2. Normalität des Fremden

Das Fremde war nie das Normale. Es war das Abweichende von der eigenen Norm. Traditionell war der Fremde eine singuläre und außergewöhnliche Erscheinung, in der Regel fern; er wurde stilisiert (der Exotische), übersteigert (der Idealisierte), herabgesetzt (der Minderwertige), benutzt (der Ausgebeutete), bekämpft (der Feindliche), unterworfen (der Kolonisierte). Aus der Perspektive des je Eigenen wurden ihm seine Merkmale zugeschrieben, seine Existenz verdankte er seiner Entdeckung, seinen Namen erhielt er von dem, der ihn aus der Sicht des eigenen Weltbildes und Selbstverständnisses wahrnahm. Er kam selten zur Sprache, weil andere aus der eigen definierten Überlegenheit zivilisatorischen, technischen und kulturellen Fortschritts für ihn redeten. Die selbstverständliche Dominanz des Eigenen erlaubte entsprechende Zuschreibungen, die Relationalität von Normalität und Fremdheit war einseitig geregelt und festgelegt.

Die Realität des modernen Europa hat dagegen faktisch die Normalität des Fremden etabliert und erzwingt deshalb seine entsprechend neue Deutung: Der fremde Andere ist keine außergewöhnliche, sondern alltägliche Erscheinung, die Fremderfahrung im eigenen Kontext ist zur Normalität geworden. Die Nachbarschaft des vielfältig Fremden lässt sich nicht länger dominieren aus der Selbstsicherheit überlegener Distanz, die nicht nur räumlich inzwischen aufgelöst ist. Das Fremde artikuliert sich selbst, fügt sich nicht mehr stellvertretender Rede und will gehört werden. Da Sprache nicht nur Mitteilung, sondern auch Einteilung der Welt bedeutet, verändert die deutlich wahrnehmbare Anwesenheit des alltäglichen Fremden hergebrachte Zuordnungen. Normalität und Fremdheit werden wechselseitig sich beeinflussende, nicht mehr einseitig festlegbare Unterscheidungsmerkmale. Interkulturelles Lernen rückt diesen Sachverhalt in das Bewusstsein und ändert so bislang gewohnte Handlungsweisen.

3. Interkulturelles Lernen

Jede Äußerung zum interkulturellen Lernen ist heute notwendig fragmentarisch. Eine voraussetzungslose Artikulation von Vorschlägen, Modellen und Lernhinweisen wäre naiv angesichts der Fülle praktischer und theoretischer Bemühungen in unterschiedlichen Arbeitsbereichen und Disziplinen. Eine allgemeine Übersicht und vergleichende Wertung sind deshalb unmöglich geworden.

Dennoch lässt sich für die Fremdsprachendidaktik festhalten: Interkulturelles Lernen ist inzwischen selbstverständliche Reaktion auf die Tatsache geworden ist, dass in der modernen Gesellschaft der Fremde in unmittelbarer Nachbarschaft normal ist. Von daher müssen bisher gewohnte Bestimmungen des Fremden überprüft und das grundsätzliche Verhalten ihm gegenüber verändert werden. Interkulturelles Lernen erzieht zur Anerkennung der Normalität des Fremden. Es bedeutet die reflektierte Erfahrung der Normalität des Fremden als einer anderen, nicht besseren oder schlechteren Normalität über die Grenzen der eigenen Verstehensfähigkeit hinaus.

Die gegenwärtigen Differenzierungen des Kulturbegriffes erläutern diesen Sachverhalt weiter: Die Kultur einer modernen Gesellschaft versteht sich als Zusammenspiel von Wahrnehmungsweisen, Traditionen und Gewohnheiten, die sich verändern. Ihre Grenzen sind vielfach fließend. Die Gleichzeitigkeit regionaler, weltweiter Kulturäußerungen, der schichten- und generationsabhängigen Kulturverständnisse lässt sich im einheitlichen Kulturbegriff nicht fassen. Die je eigene Kultur ist abhängig von diesem Zusammenhang und entwickelt sich in ihm. Interkulturelles Lernen versteht sich deshalb als lebenslanger Prozess der Bewusstwerdung von Eigenständigkeit in Abhängigkeit vom und Angewiesensein auf den jeweils Anderen.

Deutliche, in ihrer Andersheit bewusst wahrgenommene und belassene Verschiedenheit hilft dem Eigenen. Fremde Sprachen und Kulturen gewinnen gerade in ihrer trennenden und unterscheidenden Art Bedeutung für das eigene Sprechen und Handeln, weil sie das spezifische Andere des Eigenen erst markieren und so das Wechselverständnis eigentlich erst ermöglichen. Gerade das Interesse am Eigenen führt deshalb zur Neugier auf den Anderen als authentisches, konkretes und in sich vollständiges Gegenüber, dessen Unterschiedlichkeit die Kontur des Eigenen betont. Interkulturelles Lernen erfährt deshalb in der Anerkennung ande-

rer, nicht beliebig verfügbarer Normalität eine Hilfe zur Selbsterkenntnis des Lernenden.

Wenn das Fremde das Verschiedene bleiben kann, erübrigen sich Versuche, es vollständig in den eigenen Verstehensgriff zu bekommen. Nicht die quantitative Anstrengung seiner Erforschung, sondern die qualitative Änderung seiner Wahrnehmung entscheiden über Gelingen oder Scheitern des Dialogs mit ihm. Tradierte Völker- und Landeskunde, die das Typische in der allgemeinen Landeserscheinung vorstellt, steht deshalb einem interkulturellen Lernen entgegen, welches das Individuelle des Anderen erfahren und ihn nicht auf Stellvertretungs-Existenz für seine Kultur reduzieren will. Das interkulturelle Gespräch, zugleich Mittel und Ziel des Lernens, will nicht die scheinbar objektive Aufklärung über den unterschiedlichen Kontext der Sprechenden, sondern den Austausch ihrer persönlichen Erfahrungen mit diesem Kontext.

Fremdheit als Normalität und interkulturelles Lernen als Verhaltensänderung legen dem Fremdsprachenunterricht der Gegenwart so grundsätzliche Fragen nach seiner Zielbestimmung und tragenden Begrifflichkeit nahe.

IV.

Über die methodisch-praktischen Konsequenzen kann hier aus verschiedenen Gründen nicht gesprochen werden. Wer sie erfahren möchte, muss auf entsprechende Umsetzungen dieses allgemeinen fremdsprachendidaktischen Entwurfs im Lehrbuch, im Videofilm, in Richtlinien und in entsprechender Fachliteratur verwiesen werden.[18] Es muss deswegen an dieser Stelle genügen, nur einige praktische Folgerungen anzudeuten. Zum Beispiel erhält Literatur (die für die Grammatik-Übersetzungs-Methode Ziel war und mit der der kommunikative Ansatz recht wenig anzufangen wusste) im Kontext des hermeneutischen Fremdsprachenunterrichts eine ganz andere Bedeutung als bisher. Da sie als Einzelstimme zum einzelnen redet, als besondere Fremdsprache verstanden werden kann, in ihrem Appellcharakter offen bleibt, den Lernenden mehr in seiner Person als in seiner Rolle anspricht, kann sie nicht länger eingeschult, als Beleg für vorgefasste Meinungen des Lehrers genommen, als Gelegenheitsangebot gebraucht oder als Auflockerungsmittel verwandt werden. Die Bedeutung der Literatur erklärt sich in Zukunft weder aus dem Bildungsanspruch des 19. Jahrhunderts noch aus der situativen

[18] Siehe u.a: LIFE, 1997; REE, 2000; Entwicklungsrichtlinien, 2001.

Pragmatik kommunikativer Lehrgänge. Sie versteht sich vielmehr vom Anfang des Fremdsprachenunterrichts an als besondere Sprachlehre, die das fremde Sprechen nicht durch Vorinterpretation vereinnahmt, sondern im Gegenteil den Respekt vor der jeweils anderen Artikulation des bisher bekannten Weltwissens schult.

Ganz allgemein verbietet die Normalität des Fremden vereinnehmendes Verstehen und damit stellvertretendes Reden über den Fremden. Sie verlangt, dass die heute normale Anwesenheit vielfältiger Fremdheit im deutschen Klassenraum entsprechend zur Rede kommt. Sie fordert vom Lehrenden besonders eine Vielfältigkeit des angebotenen Materials und der entsprechenden Aufgaben und Impulse. Sie führt in der Arbeitsweise des Lehrgangs zur Addition der unterschiedlichen kulturellen und sprachlichen Kompetenzen.

Von daher begrüßt der hermeneutische Ansatz alle modernen Methoden der Projektarbeit, des schüler- und handlungsorientierten Lernens, nicht so sehr als Formen moderner Unterrichtstechnologie, sondern als praktischen Ausdruck hermeneutischer Orientierung. Der hermeneutische Ansatz leitet sich her aus der gemeinsamen Verantwortung in der Verschiedenheit und will das andere Meinen deshalb ausdrücklich hören, weil erst im Dialog der Differenzen das jeweils Andere sowohl erkannt als auch in seiner Andersheit bewahrt bleibt. Vor allem aber will er den Fremden nicht auf seine Lehrbarkeit reduzieren und seine Existenz nicht von seiner sprachlichen und inhaltlichen Verstehbarkeit abhängig werden lassen. Es versteht sich deshalb von selbst, dass aus der immer noch existierenden Belehrungshaltung für alle Beteiligten eine Lernhaltung werden muss und alle kooperativen Lehr- und Lernformen willkommen sind, die dem fremden Lerner zur eigenen Rede verhelfen.

V. Die Normalität des Fremden als Provokation

Für wen sie wirklich Provokation bedeutet, müssen Sie selbst entscheiden. Von T.S. Eliot stammt der Leitsatz, der den Appell einer hermeneutischen Lernprogression bündig formuliert: „The end of all exploring / Will be to arrive where we started / And know the place for the first time.“[19] Die Entfernung von sich selbst, damit man das Eigene aus vielfacher Distanz zu sehen fähig ist, ist die eigentliche Herausforderung, die aus der Normalität des Fremden alle Lernwege zu diesem Fremden öffnet. In diesem Sinne beginnen hermeneutische Appelle zu-

[19] Eliot, 1975, S. 197.

nächst immer als Prolegomena. Ihre Vorläufigkeit, die das Wesen der hermeneutischen Anrede ausmacht, wird erst komplementiert und verändert durch die Antwort des jeweils Angesprochenen, die dieser aus der Perspektive seiner Erfahrungen und Interessen formuliert, indem er gleichzeitig sich in Distanz zu ihnen bringt. Fragwürdigkeit und Vorläufigkeit leiten so den hermeneutischen Prozess ein. Verstehen heißt immer schon, anders als bisher verstehen zu wollen. Insofern sind diese wenigen Anmerkungen eine Einladung zum hermeneutischen Dialog, die vom Angeredeten als Voraussetzung nur sein Bewusstsein der Fragwürdigkeit hergebrachter Begriffe verlangt: „Wir suchen das Gespräch nicht nur, um den Anderen besser zu verstehen. Vielmehr sind wir selbst von der Erstarrung unserer Begriffe bedroht, wenn wir etwas sagen wollen und der Andere es aufnehmen soll."[20]

Dass solche Gespräche die Rätselhaftigkeit des Fremden trotz aller Bemühungen um Verständnisse aber auch bewahren, darüber soll das letzte Wort von denen kommen, die es auch am Anfang hatten: von den sprechenden Tieren. Wittgenstein, an dem man nicht vorbei kommt, wenn es um Sprache und Verstehen geht, notiert: „Wenn ein Löwe sprechen könnte, wir könnten ihn nicht verstehen."[21]

Literatur

Anders, G.: Der Löwe, in: Der Blick vom Turm, München ^{2}1984.

Bayerisches Kultusministerium: Lehrplan für die Hauptschule. München 1992.

Bayerisches Kultusministerium (Hg.): Lehrplan für die bayerische Hauptschule. 9. Ergänzungslieferung, München 1997.

Eliot, T. S.: Little Gidding, zit. aus: The Complete Poem and Plays of T. S. Eliot, London 1975.

Entwicklungsrichtlinien für Deutsch als Zweitsprache an den italienischen Oberschulen, Bozen 2001. Siehe dazu auch: Hermeneutischer Zweitsprachunterricht. Erläuterungen, Beispiele und Materialien zu den Entwicklungsrichtlinien, im Auftrag der Lehrplankommission erarbeitet von Hunfeld, H./Lott, H./Weber, A., Bozen 2001.

Gadamer, H.-G.: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen ^{4}1975.

Gadamer, H.-G.: Über das Hören, in: Vogel, T. (Hg.): Über das Hören. Einem Phänomen auf der Spur, Tübingen ^{2}1998, S. 197-205.

[20] Gadamer, 1975, S. 349.
[21] Wittgenstein, 1977, S. 358.

Hunfeld, H.: Die Normalität des Fremden. Vierundzwanzig Briefe an eine Sprachlehrerin, Waldsteinberg 1998.

Lessings Werke, hgg. Theodor Matthias, Bd. 5-6, Leipzig o.J.

LIFE. Ideen und Materialien für interkulturelles Lernen, hgg. BMW AG München 1997.

Niedersächsischer Kultusminister: Rahmenrichtlinien für die Hauptschule: Englisch, Hannover 1981.

REE! [Kommando zum Ausführen eines Wendemanövers beim Segeln]. Das LIFE-Video zum interkulturellen Lernen. Von gemeinsamer Verschiedenheit lernen, München 2000.

Schröder, K.: Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. Zur historischen Dimension des Schulsprachenstreites Englisch - Französisch, unter besonderer Berücksichtigung der nach-Napoleonischen Zeit, in: Kleinschmidt, E. (Hg.): Fremdsprachenunterricht zwischen Sprachenpolitik und Praxis. Festschrift für Herbert Christ zum 60. Geburtstag, Tübingen 1989.

Todorov, T.: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt/M. 1985.

Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt/M. 1977.

Wulf, Ch.: Schweigen, in: ders. (Hg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie, Weinheim u.a. 1997.

Dokumentation des Kooperationsprojekts „Heimat verlieren – Heimat gewinnen. Kontakte, Konflikte Kooperationen im Raum Eichstätt in der Nachkriegszeit“

Von Stephan Bleitzhofer, Markus Herrler, Katja Lehmann, Andreas Michler, Waltraud Schreiber, Annette Siegert

I. Eine kurze Einordnung

Es waren verschiedene Gründe, die schließlich zum Kooperationsprojekt „Heimat verlieren – Heimat gewinnen“ führten. Da war einmal der Wunsch der Teilnehmer des ersten Eichstätter Kontaktstudiums[1] (2000), neben die wissenschaftlichen Vorträgen auch ein unterrichtsbezogenes Beispiel zu stellen. Auch in einem schulartübergreifenden Lehrerarbeitskreis (Sommersemester 2001) mit der Bezeichnung „Methodenkompetenz[2] durch Geschichtsunterricht fördern“ wurde das Anliegen einer unterrichtspraktischen Erprobung der theoretischen Überlegungen wach, und schließlich läuft seit Herbst 1999 ein internationales Forschungsprojekt zum Thema „reflektiertes Geschichtsbewusstsein durch Geschichtsunterricht fördern“[3], das der unterrichtspraktischen Begleitung bedarf.

Das Rahmenthema „Umgang mit Fremden in der Geschichte“ stand mit dem Bezug zum Kontaktstudium fest, auch das Timing[4] für das Projekt war durch diese Bindung vorgegeben. Klar war zudem, dass ein Ziel die Förderung von Methodenkompetenz der Schüler sein sollte. Eine

---

1 Vgl. Band 1 der Schriftenreihe „Eichstätter Kontaktstudium Geschichtsunterricht“: Schreiber, W. (Hg): Vom Imperium Romanum zum Global Village. Globalisierungen im Spiegel der Geschichte, Neuried 2000.

2 Vgl. Exkurs: Historische Kompetenzen, in: Schreiber, W.: Beschäftigung mit dem Fremden in der Geschichte – Orientierung in der multikulturellen Gesellschaft von heute? in diesem Band.

3 Ein geschichtsdidaktisches Forschungsteam beschäftigt sich seit Herbst 1999 mit dieser Fragestellung. Ab 2002 werden die ersten Ergebnisse der Pilotierungsphase veröffentlicht. Federführend beteiligt sind Bodo v. Borries, Hamburg, Wolfgang Hasberg, Augsburg/Leipzig, Reinhard Krammer, Salzburg, Waltraud Schreiber, Eichstätt. Lehrarbeitskreise und regionale Mitarbeiter unterstützen das Projekt in über zehn Regionen des deutschsprachigen Raums (Bayern, Hamburg, Nordrheinwestfalen, Sachsen, Schleswig-Holstein, Salzburg, Tirol, Wien, Aargau, Südtirol, Ungarn (deutschsprachige Minderheit), Dänemark (Nordschleswig), Belgien (deutschsprachige Gemeinschaft).

4 Das enge Zeitkorsett löste phasenweise erhebliche Kritik aus; ex post entschärfte sich manches Urteil.

weitere Festlegung des Arbeitskreises „Methodenkompetenz" war, dass regionalgeschichtlich gearbeitet werden sollte. Wunsch und Ziel war es, ein Konzept zu entwerfen, dass es den Schülern ermöglicht, sich mittels fachspezifischer Methoden, wie z. B. der Arbeit mit Archivalien, der Befragung von Zeitzeugen (Oral History), mit Vergangenheit/historischem Wissen so auseinander zu setzen, dass dabei auch die Bedeutung von Geschichte in der eigenen Lebenswelt erkannt werden könne. Deshalb wurde auch ein projektorientiertes Unterrichtsverfahren bevorzugt.[5] Das Ergebnis sollte in einer kleinen Ausstellung präsentiert werden, die erst als Gemeinschaftsleistung aller beteiligten Schularten ihre Gestalt bekommen und als Wanderausstellung durch alle Schulen gehen sollte. Studierende der Universität sollten als Tutoren beteiligt werden. Damit war auch der besondere Akzent gesetzt: Ein Kooperationsprojekt aller Schularten und der Universität sollte entstehen.

II. Zur Profilierung des Projekts

1. Profilierung auf der Inhaltsebene

Inhaltlich bot es sich an, Flucht und Vertreibung im Zusammenhang des Zweiten Weltkriegs aufzugreifen. Die Lehrpläne aller Abschlussklassen der Sekundarstufe I sehen die Behandlung dieses Themas am Schuljahresbeginn vor.[6] Eine weitere inhaltliche Profilierung erfolgte durch die „drei Ks" „Kontakte – Konflikte – Kooperationen". Die „Normalität des Fremden" in den beiden Perspektiven der „Normalität der Begegnungen" und der „Normalität der Fremdheit"[7] können so thematisiert werden. Diese beide Kategorien erleichtern es auch, Vergleiche mit gegenwärtigen Erfahrungen herzustellen. Unerlässlich ist es allerdings, jeweils zeitspezifische Rahmenbedingungen der Nachkriegszeit und der aktuellen Gegenwart zu berücksichtigen. Bezogen auf die Nachkriegszeit sollte verdeutlicht werden, wie die Flüchtlinge/Heimatvertriebenen und die Einheimischen zueinander in „Kontakt" kamen. Die „Flüchtlingsverwaltung", die die Begegnungen reglementierte, u.a. über die Wohnungszuweisungen und über die Bewirtschaftung der Grundbedürfnisse, sollte ebenso in den Blick genommen werden, wie individuell unterschiedliche Kontakte und die Rolle von Institutionen wie Kirche, Schule, Stadt, Vereine. Bewusst Wert gelegt wurde darauf, die „Konflikte", die sich u.a. aus der Fremdheit und der historischen Situation der Begegnung erklären, zu thematisieren, aber auch die beginnende Kommunikation und die „Kooperationen", die schließlich die Integration ermöglichten, die – so der Landrat im Grußwort anlässlich der Ausstellungseröffnung – beide veränderten, die Alt- und die Neubürger.

Biographische Brücken hinein in die Lebenswelt der Schüler sollten die lebensweltliche Bedeutung der Beschäftigung mit Flucht und Vertreibung in der Nachkriegszeit verdeutlichen. Dem dienten einmal die Stammbäume, die jeder Schüler bis in die Urelterngeneration hinein erstellte: „Flucht und Vertreibung reicht auch in meine Familie hinein", sollte bewusst werden. Dem dienten zum anderen Parallelen zu aktuellen Flüchtlingsschicksalen, zum Teil personifizierbar durch Mitbürger, durch Klassenkameraden, zum Teil medial präsent (Afghanistan).

Unerlässliche Voraussetzung, um die Sachkompetenz der Schüler zu fördern, ist die Sachkompetenz der Lehrer. Die Forschungslage, und damit die Publikationssituation zu Eichstätt zwischen 1945 und 1950, ist wenig zufriedenstellend: Bislang wurde zur unmittelbaren Nachkriegszeit kaum wissenschaftlich gearbeitet. Zudem steht in Eichstätt nicht einmal ein erschlossenes und benutzbares Stadtarchiv zur Verfügung. Deshalb übernahmen Studierende der KUE Recherchearbeiten (Literatur, Archive); ein Kommilitone erarbeitete eine kurze Übersicht zur Eichstätter Flüchtlingsgeschichte (vgl. Exkurs).[8]

Dr. Angelika Fox, eine Mitarbeiterin des Hauses der Bayerischen Geschichte, die auch die Wanderausstellung „Integration der Flüchtlinge in Bayern" betreut hatte, erklärte sich bereit, eine Informationsveranstaltung für Lehrer anzubieten, die die gesamtbayerische Situation erhellen helfen

[5] Die Entscheidung für „projektorientiertes Arbeiten" fiel, obwohl man sich der Ressentiments bewusst war, die der Terminus „Projekt" bei manchen Lehrern auslöst. Klar war auch, dass die Vorstellungen, die mit „Projekt verbunden werden, sehr unterschiedlich sind. Für die einen ist alles, was vom „normalen" Unterricht mit Lehrervortrag, Lehrer-Schüler-Gespräch, Einzel- und Gruppenarbeit sowie Lehrbucheinsatz abweicht, Projekt. Für andere spielen Schülerselbsttätigkeit, forschend-entdeckendes Lernen sowie das „Werk" am Ende des Projekts die entscheidende Rolle. (Zum projektorientierten Lernen im Geschichtsunterricht vgl. Loos, E./Schreiber, W.: Entdeckendes Lernen, in: Schreiber, W. (Hg.): Erste Begegnungen mit Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, Neuried 1999, Bd. 1., S. 673-693).

[6] Dies ging konform mit der Zeitplanung, die vorsah, dass die Ausstellung wegen des Kontaktstudiums zu Beginn des Wintersemesters eröffnet werden sollte.

[7] Vgl. den Beitrag Schreiber in diesem Band.

[8] Vgl. Exkurs 1.

sollte.[9] Zur kompakten Information wurde allen Lehrer Band 24 der „Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur" zur Verfügung gestellt (Prinz, F.: Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Bayern, Augsburg 2000); weitere Literatur stand in der Universitätsbibliothek Eichstätt zur Verfügung.

2. Profilierung auf der Methodenebene

Die zu klärende Frage war, durch welche Materialien und Methoden die gewählte Thematisierung („Heimat verlieren – Heimat gewinnen". Kontakte – Konflikte – Kooperationen im Raum Eichstätt in der Nachkriegszeit) besonders günstig unterstützt werden könne. In Anbetracht des Themas und der Altersgruppe der Schüler fiel die Entscheidung für die Zeitzeugenbefragung und das Heranziehen von Archivmaterial. Vorausgesetzt wurde, dass den Schülern die Arbeit mit – aufbereiteten – schriftlichen Quellen (z.B. aus Schulbüchern) bekannt ist. Keine Klasse hatte dagegen je in einem Archiv gearbeitet; auch die Arbeit mit mehreren Archivalien zu einem Thema war den Schülern nicht geläufig. Bislang hatten die Jugendlichen auch keine Zeitzeugen befragt.

In einer weiteren Informationsveranstaltung wurden die beiden Methoden unter der Perspektive „Methodenkompetenz von Schülern fördern" vorgestellt.

Studierende hatten eine Liste mit gesprächsbereiten Zeitzeugen zusammengestellt, und kurz dokumentierte Vorgespräche geführt. Als Grundlage für diese Gespräche hatten sie einen biographischen Fragebogen entwickelt.[10] Trotz dieser Vorarbeiten wurde von den meisten Lehrern vor dem Unterrichtsbesuch eines Zeitzeugen ein persönliches Gespräch organisiert oder per Telefon geführt, um abzuklären, was von der Zeitzeugenbefragung zu erwarten sei. Zum Teil konnten die Lehrer Kontakte zu weiteren Zeitzeugen knüpfen; zum Teil führten Schüler zusätzliche Gespräche mit Flüchtlingen und Vertriebenen aus ihrem Familien- und Bekanntenkreis.[11] Methodisches Ziel der Zeitzeugengespräche war einerseits, den Schülern die Perspektivität der Wahrnehmung und Erinnerung bewusst zu machen und die Notwendigkeit der Ergänzung mit weiteren Materialien und Hintergrundinformationen. Ziel war aber auch, den besonderen Wert der „Quelle Zeitzeuge" zu erfahren.

Geschichtslehrer, die mit ihren Schülern in Archiven arbeiten wollen, treffen in zunehmenden Maße auch auf für Öffentlichkeitsarbeit aufgeschlossene Archivare. Aufgrund der schwierigen Eichstätter Archivsituation musste allerdings die ursprünglich geplante Archivarbeit vor Ort im Rahmen des Projektes entfallen. Ersatzweise wurden in „Archivmappen" ausgewählte Archivmaterialien in Kopie thematisch zusammengestellt.[12] Bezugspunkt waren neben den „drei Ks" „Kontakte –Konflikte – Kooperationen" unter anderem statistisches Material, Materialien zur Flüchtlingsverwaltung, Materialien zur Rolle der Kirche, Materialien zu den Landsmannschaften. Versucht wurde, jeweils Archivalien verschiedener Provenienz zu kombinieren: Presseberichte, Schriftgut der Flüchtlingsverwaltung, Dokumente der Legislative und Exekutive (u.a. Monatsberichte), zudem englischsprachiges Material der Militärregierung für eine bilinguale Unterrichtsgruppe. Ziel dieser Zusammenstellung war, die Berücksichtigung des Prinzips der „Multiperspektivität" im Unterricht zu erleichtern.[13]

3. Profilierung auf der Ebene der Unterrichtsmethode:

Hier wurde auf enge Vorgaben verzichtet. Die Lehrer entschieden abhängig von der jeweiligen Unterrichtssituation. Neben einer Beschränkung auf die Geschichtsstunden standen schließlich Projektwochen (Grundschule), Geschichtsstunden ergänzt um einen Projekttag (Gabrieli-Gymnasium), projektorientierte freiere Unterrichtsstunden (alle Schularten), freiwillige Arbeitsblöcke am Nachmittag (alle Schularten), das Einbinden von Arbeitsgruppen Kunst und Filmtechnik (Maria-Ward-Realschule; Gabrieli-Gymnasium). Die Evaluation erbrachte, nach einer ersten kursorischen Auswertung des Fragebogens und der Gruppeninterviews, eine überdurchschnittlich positive Resonanz der Schüler, bei unterschiedlichen Graden der Informiertheit über das Gesamtprojekt und unterschiedlichen Graden der Einbindung in die Erarbeitung. Die Förderung von reflektiertem Geschichtsbewusstsein ließ sich an konkreten

[9] Angelika Fox wird, im Rahmen eines Lehrauftrags, auch die wissenschaftliche Beschäftigung der Studierenden mit dem Thema betreuen.

[10] Vgl. Anlage „biographischer Fragebogen"; der Fragebogen wurde entwickelt von den Studierenden Monika Erber und Martina Oblinger.

[11] Über die Anlage eines Eichstätter Zeitzeugenarchivs, speziell über dessen Finanzierung, wird derzeit nachgedacht.

[12] Vgl. exemplarisch die Anlage „Handout Archivalien".

[13] Vgl. Hamberger, E.: Lernort Archiv, in: Schreiber, Begegnungen, 1999, S. 577-588; vgl. die Publikationen im Umfeld der Körberstiftung, die den Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten betreut. Vgl. z.B. Dittmer, S./Siegfried D. (Hgg.): Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit, Weinheim u.a. 1997; vgl. auch www.stiftung.koerber.de/sdg/index.html.

Beispielen[14] nachweisen. Geschichtstheoretische Überlegungen stellten die Schüler nur selten von sich aus an; im Fragebogen ergaben sich wenig Hinweise, dass auf einer Metaebene über Geschichte nachgedacht wurde. Allerdings zeigte sich in den Gruppengesprächen der Evaluation, dass die Schüler zum „Erklimmen der Metaebene" sehr wohl in der Lage waren, wenn Impulse dafür gesetzt wurden. Die Differenz zwischen „Vergangenheit" und „Geschichte" verstanden als Rekonstruktion dieser Vergangenheit, die Zeitabhängigkeit und Standortgebundenheit der Re-Konstruktion wurde innerhalb des Gesprächs von einer ganzen Reihe von Schülern wahrgenommen und thematisiert.[15]

[14] Den allermeisten Schüler war (noch einmal oder erstmals) deutlich geworden, dass die Re-Konstruktion von Vergangenheit einer multiperspektivischen Quellenbasis bedarf. Ohne die Bedeutung und besondere Aussagekraft der Zeitzeugeninterviews in Frage zu stellen, wurde gerade ausgehend von diesen Quellen die Notwendigkeit der Ergänzung bewusst. Heuristische Fragestellungen lagen ebenso nahe (woher könnten wir weitere Informationen erhalten?), wie der Vergleich zwischen den Quellen.

[15] Ausgangspunkt für diese Überlegungen stellte ein Plakat dar, das in zwei Farben Quellen (Zeitzeugen, Archivmaterial, Bildquellen) und Darstellungen enthielt (Schulbuch, Film, Information durch den Lehrer). Nachdem die Schüler ihre projektbezogenen Assoziationen notiert hatten, wurden an den oberen Rand des Plakats „Vergangenheit", an den unteren „Geschichte" geschrieben. Die Erkenntnis, dass Quellen aus der Vergangenheit stammen und die Voraussetzung für das „Erzählen von Geschichten" sind, war auch den meisten der Grundschüler zugänglich. Sie war aber – auch nicht bei älteren Schülern – nicht bereits generell vorhanden und somit sofort abrufbar.
Die Standortgebundenheit der Quellen und der rekonstruierten Geschichten konnte exemplarisch benannt und bewertet werden. Die Gruppengespräche wurden bewusst mit schulartgemischten Gruppen geführt. Aus technischen Gründen musste auf Ton- oder Videoaufzeichnungen verzichtet werden (über 300 Schüler waren am Projekt beteiligt und waren zum Evaluationstreffen an einer der Schulen zusammengekommen). In den Erinnerungsprotokollen ist den Gesprächsleitern (Studierenden) eine Differenzierung zwischen den Schularten nur in Ansätzen möglich.

4. Profilierung auf der Ebene der Darstellung:

Ein Rohkonzept der Wanderausstellung wurde von einer Ausstellungsgruppe, bestehend aus Dozenten der Universität, Lehrern und Studierenden entwickelt. Folgende Abteilungen wurden vereinbart: „Heimat"; „verlorene Heimat"; historisch-politisch-rechtliche „Rahmenbedingungen" und ihre Ausfüllung; „Kontakte – Konflikte – Kooperationen"; „Flucht und Vertreibung bis heute".

Jede Schulart, jede Klasse bekam eine Abteilung zugewiesen, für die sie verantwortlich war. Die Mitarbeit an weiteren Themenbereichen wurde vorgeschlagen, aber nicht verbindlich gesetzt.

Die Grundschulklasse (3. Klasse) thematisierte Heimat aus der Sicht der Kinder-, Eltern- und Großelterngeneration, wertete die Äußerungen der drei Generationen statistisch aus, und stellte die Grundelemente der unterschiedlichen „Heimatbegriffe" und ihre unterschiedliche Gewichtung heraus (vgl. D 1)[16]

Eine Hautschulklasse visualisierte die „verlorene Heimat" der Flüchtlinge (vgl. D 2)[17] eine andere zeigte woher die „Eichstätter Flüchtlinge" kamen, ergänzte die Kartendarstellung durch zahlreiches statistisches Material und zeichnete den Weg der „Kratzauer", einer zahlenmäßig starken schlesischen Vertriebenengruppe, nach Eichstätt nach (vgl. D 3).[18]

Den „Hintergründen" und Rahmenbedingungen wendeten sich die beiden Gymnasialklassen zu: Einmal wurden das Potsdamer Abkommen und die Benešdekrete visualisiert; das andere mal wurde geklärt, was man unter den Begriffen „Flüchtling" und in Abgrenzung hierzu „Heimatvertriebener" versteht (vgl. D 4).[19]

[16] Abteilung: „Heimat", Gestaltung Grundschule am Graben, Eichstätt, 3. Klasse, Tanja Schorer-Dremel.

[17] Abteilung „verlorene Heimat"; Gestaltung Teilhauptschule II Schottenau, Klasse 9, Frau Führbacher.

[18] Abteilung verlorene Heimat; Aspekt: „Woher kamen die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen?, Gestaltung Teilhauptschule II Schottenau, Klasse 9, Dr. Josef Seger.

[19] Abteilung Rahmenbedingungen; Aspekt Potsdamer Abkommen und Benešdekrete; Gestaltung Willibaldgymnasium, Klasse 10, Herr Werz; Aspekt „Flüchtling", Gabrieli-Gymnasium, Klasse 10, bilingualer Zweig, Frank Walter.

Die Flüchtlingsverwaltung vor Ort verdeutlichte eine Realschulklasse (vgl. D 5) [20] die Klassen der zweiten Realschule thematisierten, dass Flucht und Vertreibung auch über den Zweiten Weltkrieg hinaus bis zum heutige Tag weitergehen(vgl. D 6).[21]

Aspekte zu „Kontakte, Konflikte und Kooperationen" arbeiteten zusätzlich die beiden Gymnasialklassen aus (vgl. D 7).[22] Ein von der Technikgruppe eines der Gymnasien geschnittenes Videoband dokumentiert die Zeitzeugengespräche, die Arbeit am Treatment (vgl. hierzu die Anlage 2: „Ich kann's Ihnen nicht erzählen, ...")[23] unterstützten Studierende des Erweiterungsstudiengangs Geschichtskultur[24] der KUE.

Studierende des Erweiterungsstudiengangs übernahmen auch die Arrondierung der Ausstellung. Dass die Ausstellung die Leistung von Schülern und deren Geschichtslehrer ist, galt es ebenfalls zu dokumentieren. Das Koordinationsteam nahm sich dieser Aufgabe an. Man entschied sich für eine Transparentfahne, auf der alle Beteiligten unterschrieben (vgl. D 8)[25] Als biographische Brücke ins eigene Leben hinein diente der Stammbaum jedes Schülers: Wie ein Vorhang rahmen die Stammbäume in der Ausstellung den Ausblick in die Gegenwart ein (vgl. D 9).[26]

[20] Abteilung „Kontakte", Aspekt Flüchtlingsverwaltung, Gestaltung Realschule Rebdorf, Klasse 10, Elberskirch.

[21] Abteilung: Flucht und Vertreibung bis heute, Gestaltung Realschule Maria Ward (10. Klasse der Kollegen Stolz, Wotka, Klenze und die Kunstgruppe Maria Ward).

[22] Konflikte-Kooperation: Gestaltung Gabrieli und Willibald-Gymnasium Eichstätt.

[23] Anlage „Treatment", erarbeitet von Katja Lehmann und Markus Herrler.

[24] Für den das Grund- und Aufbaustudium begleitenden Erweiterungsstudiengang Geschichtskultur, der 20 Semesterwochenstunden umfasst, können sich Geschichtsstudenten der Magister-, Promotions- und Lehramtsstudiengänge einschreiben. Ziel ist, mögliche Berufsfelder für Historiker, die außerhalb von Wissenschaft und Schule liegen, bereits in das Studium einzubeziehen. Externe Experten werden in Lehrveranstaltungen integriert; als qualifizierte Teilnahmenachweise erbringen die Studierende neben Reflexionspapieren auch praktische Leistungen, wie eben die Entwicklung von Treatments für Geschichtsfilme oder die Gestaltung von Ausstellungsteilen. Nähere Informationen (Prüfungsordnung, Studienberatung) unter www.ku-eichstaett/GGF/Didaktik.

[25] Abteilung: Die Beteiligten.

[26] Abteilung: Stammbäume.

III. Zur Koordinierung

Ohne eine viertes K, ohne „Koordinierung" wäre das Konzept eines Kooperationsprojekts nicht umzusetzen gewesen. Im Falle des Eichstätter Projekts teilten sich diese Aufgabe eine engagierte Lehrerin, nicht minder engagierte Studierende der KUE und die Mitarbeiter der Professur für Theorie und Didaktik der Geschichte.

Das Konzept (=die Profilierungsentscheidungen) umzusetzen war die erste Herausforderungen an die Koordinatoren: Insgesamt vier Besprechungen mit den Schulen fanden statt: Die Vorstellung des Projekts (Juli 2001),[27] die Planung der Ausstellung (August 2001), die Sachinformation und die Methodeninformation (erste und zweite Schulwoche im September 2001). Es war zu klären, von welchen Vorarbeiten die Lehrer auf welche Weise zu entlasten waren, wie die Studierenden so eingebunden werden konnten, dass auch sie profitierten,[28] und wie die Vorarbeiten der Studierende für die Lehrer verfügbar gemacht werden konnten. Koordinationsanstrengungen erforderte es auch, dass alle Schule zusammen das Plakat für die Ausstellung entwerfen sollten, das schließlich auch als Einladungskarte für die Präsentation und als Logo diente (vgl. D 10).[29] Ein auswechselbarer Infoblock ermöglicht es, das Plakat zudem für die Eröffnung in den einzelnen Schulen einzusetzen. Auf die unterschiedlichen Rahmenaktivitäten bei der Eröffnung der Wanderausstellung darf man gespannt sein. Sie reichen von Dichterlesungen, über die Präsentation durch Zeitzeugen, bis hin zur Integration in Benefizveranstaltungen für heutige Betroffene.

[27] Interesse, aber auch Skepsis war von den Gesichtern der erschienenen Lehrer und Studenten abzulesen. Letztlich siegte der Reiz der Herausforderung!

[28] Beides ist gelungen, die Entlastung der Lehrer – alle am Projekt beteiligten Lehrkräfte erkannten die Unterstützung der Studierenden als wertvolle Zuarbeit an, die im Rahmen des normalen Unterrichtsbetriebes nicht zu leisten gewesen wäre – und die Förderung der Studierenden, sowohl was ihr wissenschaftliches Vorankommen betrifft (die Entscheidung, Eichstätter Nachkriegsgeschichte unter dem Fokus „Flüchtlinge und Heimatvertriebene vor Ort" zu erforschen ist Indiz dafür), als auch was die Teamarbeit mit ihren organisatorischen, institutionellen und zwischenmenschlichen Dimensionen betrifft.

[29] Plakat; Die Professur für Kunsterziehung (Stefan Pfättisch) unterstützte bei der Umsetzung.

Weiterhin fielen das Anstoßen von Pressearbeit an, das Einwerben von Sponsorengeldern, das Versenden von Einladungen, das Beschaffen von Exponaten für die Ausstellung (vgl. D 11)[30]

Maßgeblich dafür, dass aus einem Projekt „unser Projekt" wurde, war aber der Kontakt zwischen den beteiligten Schulen. Ohne eine direkte Verbindung zwischen den Schulen kann keine *Kooperation* und damit kein wirklich schulübergreifendes Vorhaben realisiert werden. Man wollte wissen, welche Schwerpunkte die anderen Schulen setzen, wie weit die Kollegen sind, welche Erfahrungen sie gemacht haben, man wollte einfach nur über das eigene Tun erzählen. Frustrationen, Missverständnisse und Konkurrenzen galt es im Keime zu ersticken. Zum Teil musste das Gespräch zwischen den Schularten, zwischen Schule und Universität erst angeregt werden. Folgeprojekte haben es an dieser Stelle wahrscheinlich leichter; Koordinatoren aber sind unerlässlich für das Gelingen von Kooperationsprojekten.

Eine letzte Form der Koordination darf nicht ausgespart werden, die der Lehrer vor Ort. Stundenkonzepte mussten erstellt, Archivmaterial vorab zumindest gesichtet, zum Teil ergänzt werden, zusätzliche Materialen, vor allem Bildmaterialien, beschafft und Zeitzeugen ein-geladen werden. Organisatorisches, wie Stundentausch oder die Zusammenarbeit mit Kollegen, war zu bewältigen

IV. Evaluation

Durchgeführt wurde auch eine Evaluation des Projekts mit Hilfe von Fragebögen (vgl. Anlage 3)[31] und Gruppengesprächen, die in die graphische Gestaltung eines Projektresümees mündeten. Die Fragebögen hatten u.a. die Funktion, den Schülern eine Möglichkeit zu bieten, über das abgelaufene Projekt nachzudenken. Da das Projekt nicht losgelöst von den bisherigen Einstellungen der Schüler zum Geschichtsunterricht bewertet werden darf, wurden in den Erhebungsbögen. auch Fragen zum Geschichtsunterricht im Allgemeinen aufgenommen. Gestellt wurden Wissens- und Einstellungsfragen, wobei – im Nachhinein gesehen vielleicht zu Unrecht - kein Faktenwissen abgefragt wurde. Das Hauptinteresse der projektbezogenen Fragen galt der Evaluation des Lernziels "Förderung von Methodenkompetenz bei den Schülern". Der Fragebogen soll den an den Projekt Beteiligten als Hilfe bei der Bewertung ihrer Arbeit dienen und Anregung für die Planung künftiger Geschichtsprojekte geben.

[30] Vgl. Leiterwagen- und Kofferinstallation.

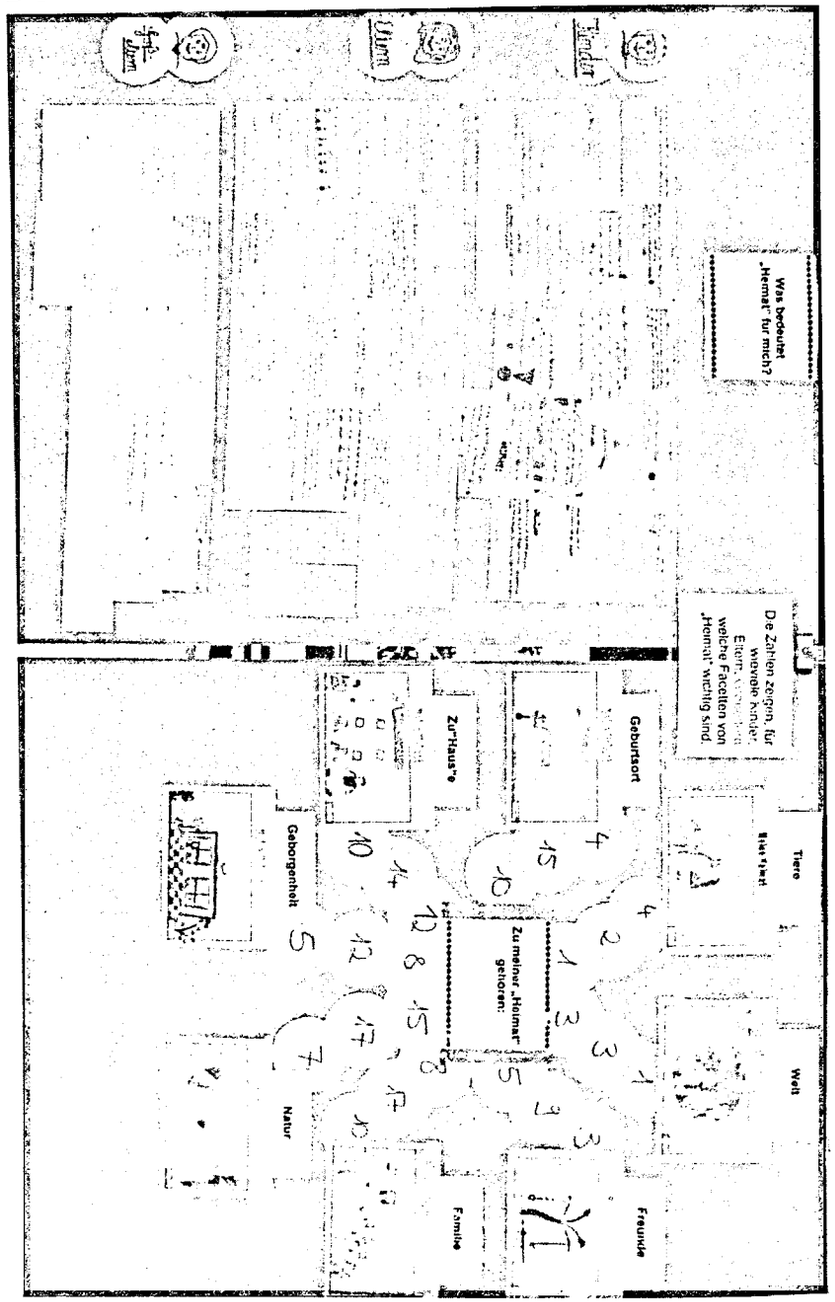
[31] Selbstverständlich handelt es sich dabei um keine "professionelle" quantitative Befragung, wie sie von Soziologen entworfen und durchgeführt würde. Dazu wäre z.B. auch eine "Vorher-Nachher Befragung" und die Befragung einer Vergleichsgruppe notwendig gewesen, die das Thema auf herkömmliche Weise behandelt hätte. Dennoch gaben Kollegen von der Soziologen der KUE wertvolle Anregungen. Der Dank geht an PD Dr. Marek Fuchs. Anlage: Auszug aus dem Fragebogen.

Obwohl die Auswertung noch aussteht,[32] kann dennoch schon jetzt festgestellt werden, dass Geschichtsunterricht in allen Schularten mehr sein kann, als die Vermittlung fertiger Ergebnisse.

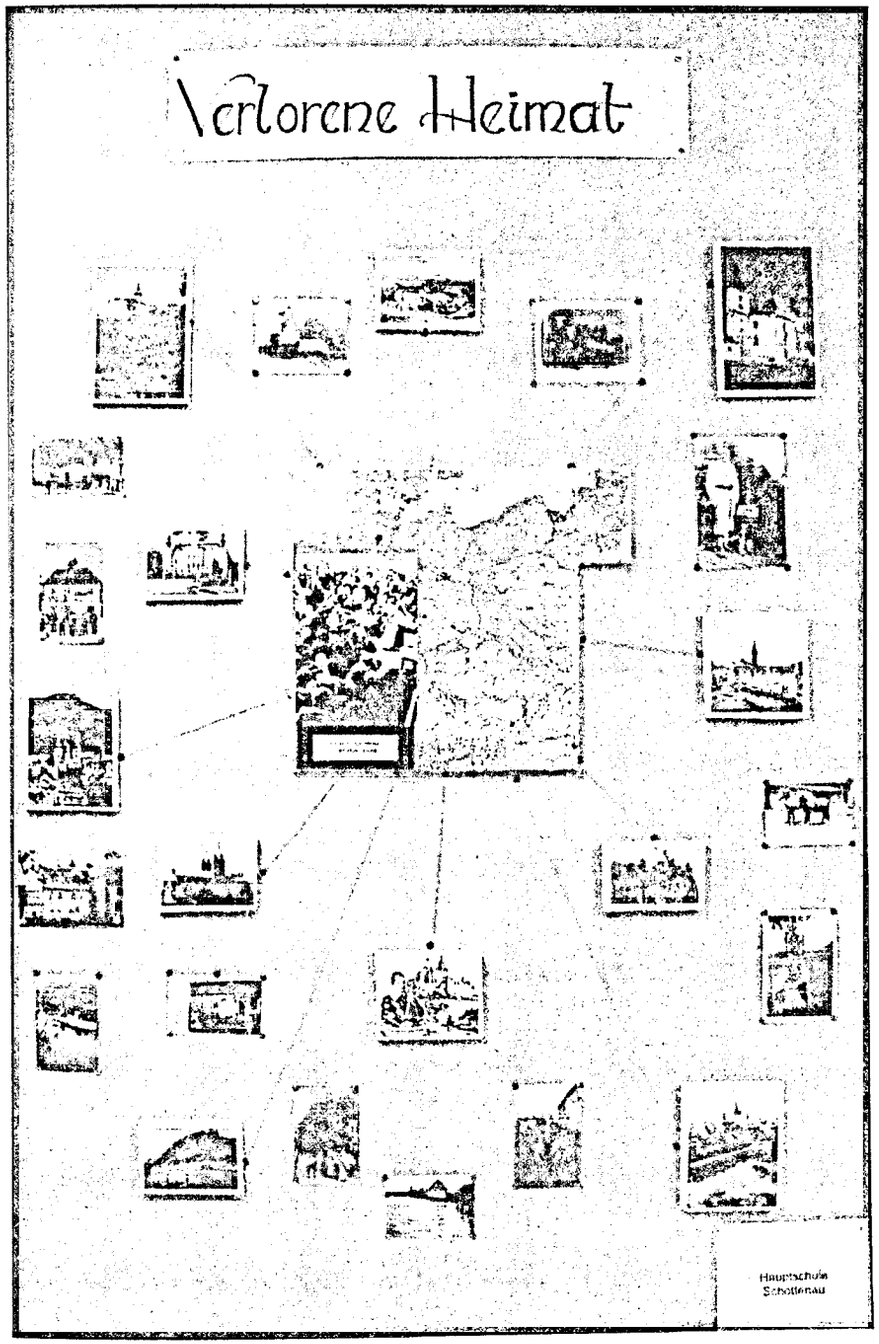
Die Anfänge einer Kooperation sind gelegt, die den reflektierten Umgang mit Geschichte im Geschichtsunterricht aller Schularten nicht nur als Utopie erscheinen lässt! Auch wenn die Herausforderung an den einzelnen Lehrer und seine Klasse beträchtlich war, in *nur drei Wochen*, d. h. ganzen sechs Stunden Geschichtsunterricht, etwas Brauchbares, das sich noch dazu in der Öffentlichkeit sehen lassen konnte, auf die Beine zu stellen. Die Eröffnung der Ausstellung zeigte viele „glückliche Gesichter", wie im Besucherbuch vermerkt stand. Die Zeitzeugen, die Schüler, die Lehrer, die Universität, alle freuten sich an der gemeinsamen Leistung.

[32] Eine Auswertung erfolgt in dem kommenden Monaten, unterstützt von Dozenten und Studierenden der Soziologie.

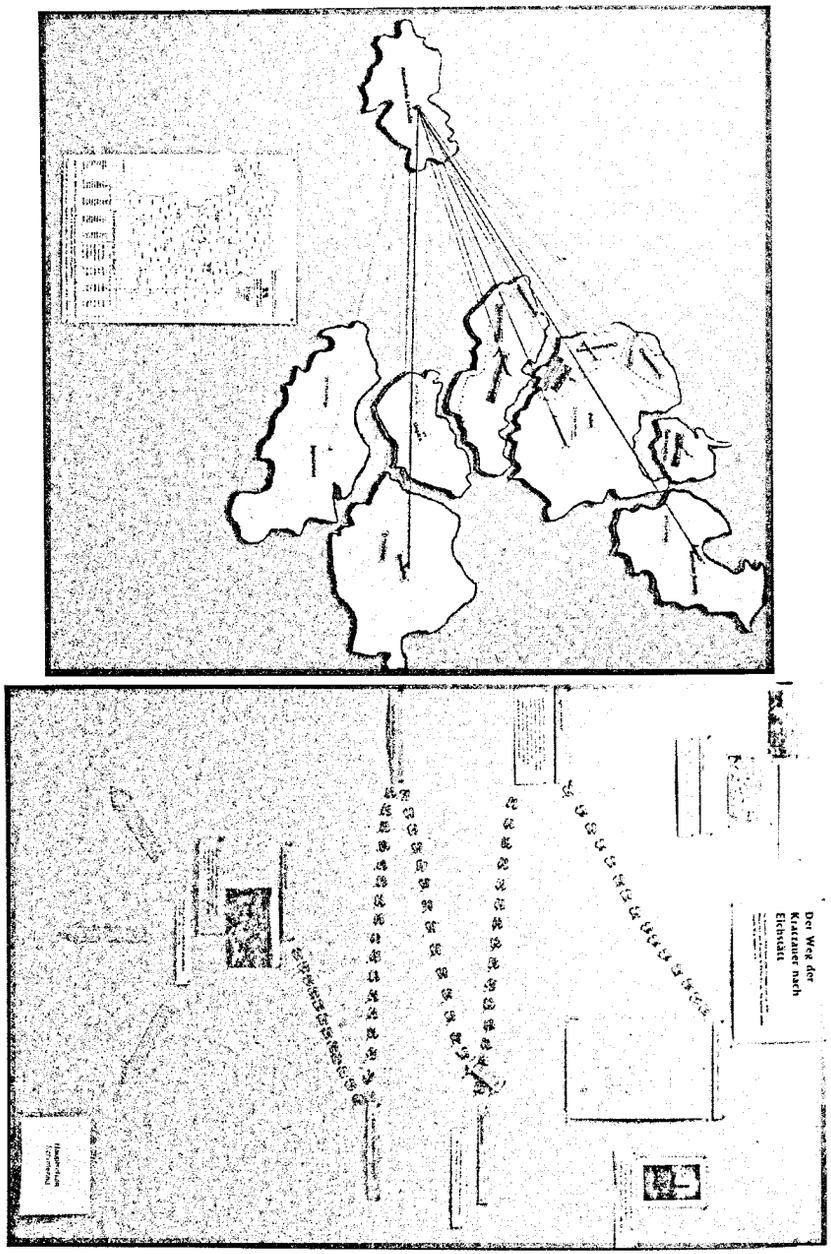
D 1


Was bedeutet „Heimat" für mich?
Die Zahlen zeigen, für wieviele Kinder Eltern, welche Facetten von „Heimat" wichtig sind
Geburtsort
Zu Haus's
Geborgenheit
Tiere
Welt
Natur
Familie
Freunde
Zu meiner „Heimat" gehören:

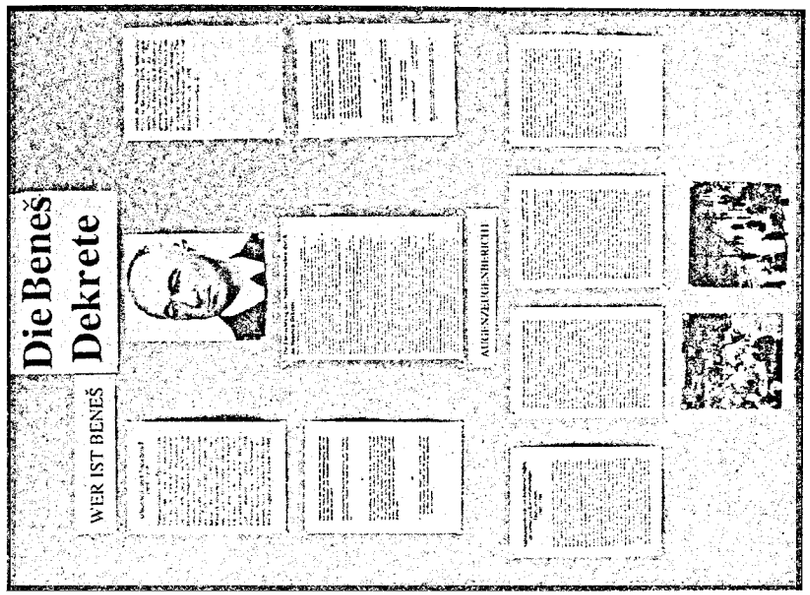
D2

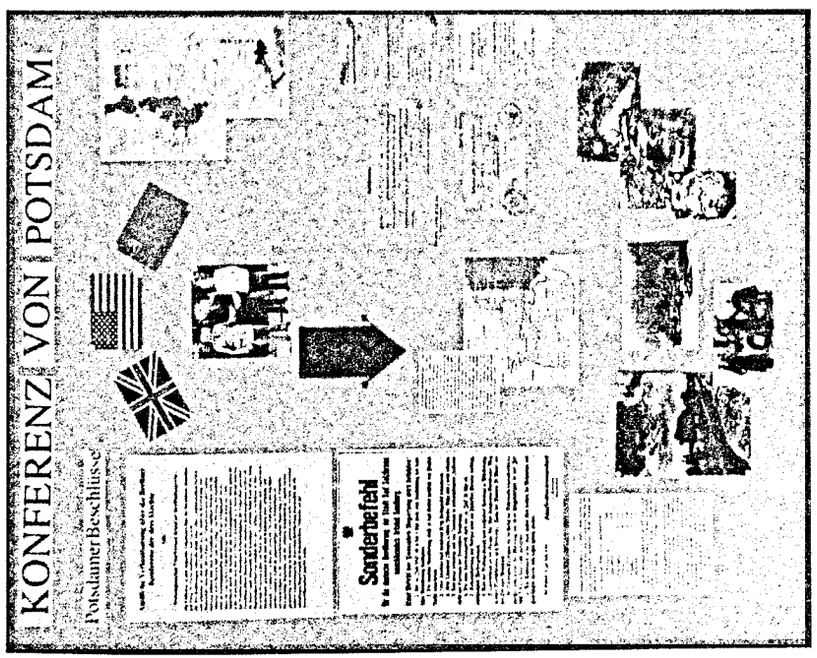

Verlorene Heimat
Hauptschule Schottenau

D3



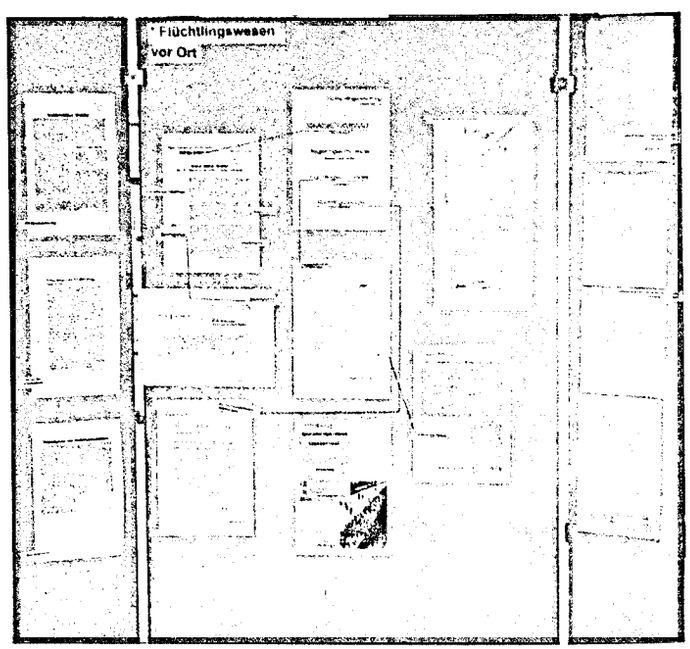
D4


Die Beneš Dekrete
WER IST BENEŠ

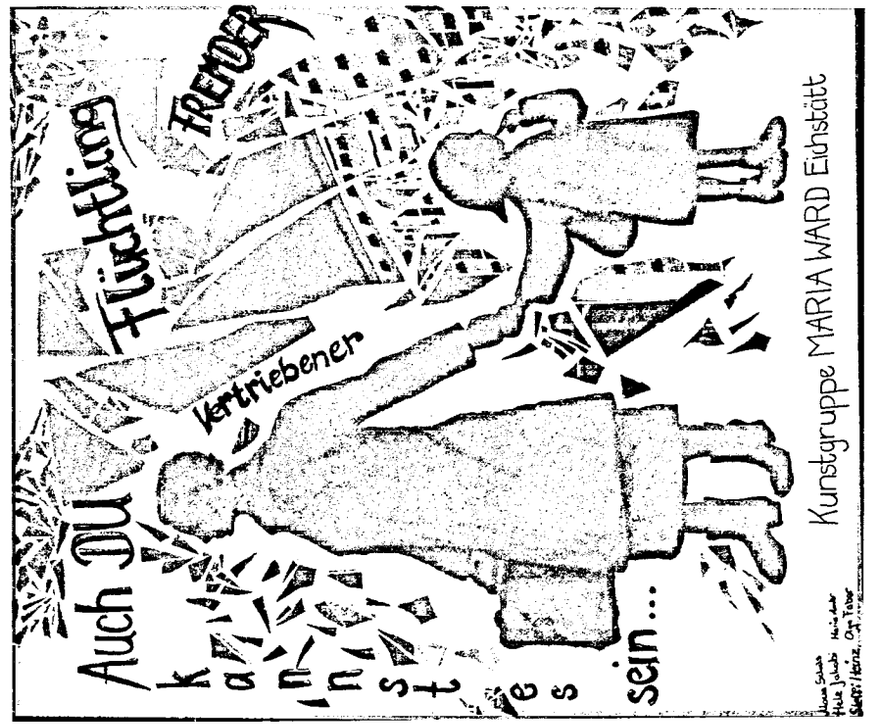

KONFERENZ VON POTSDAM
Potsdamer Beschlüsse
Sonderbefehl

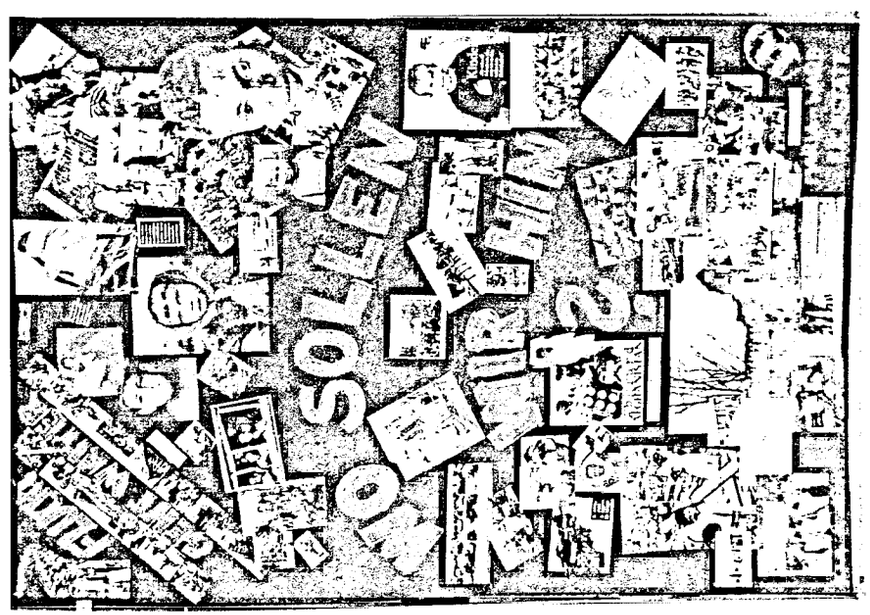

Flucht und Vertreibung

D5

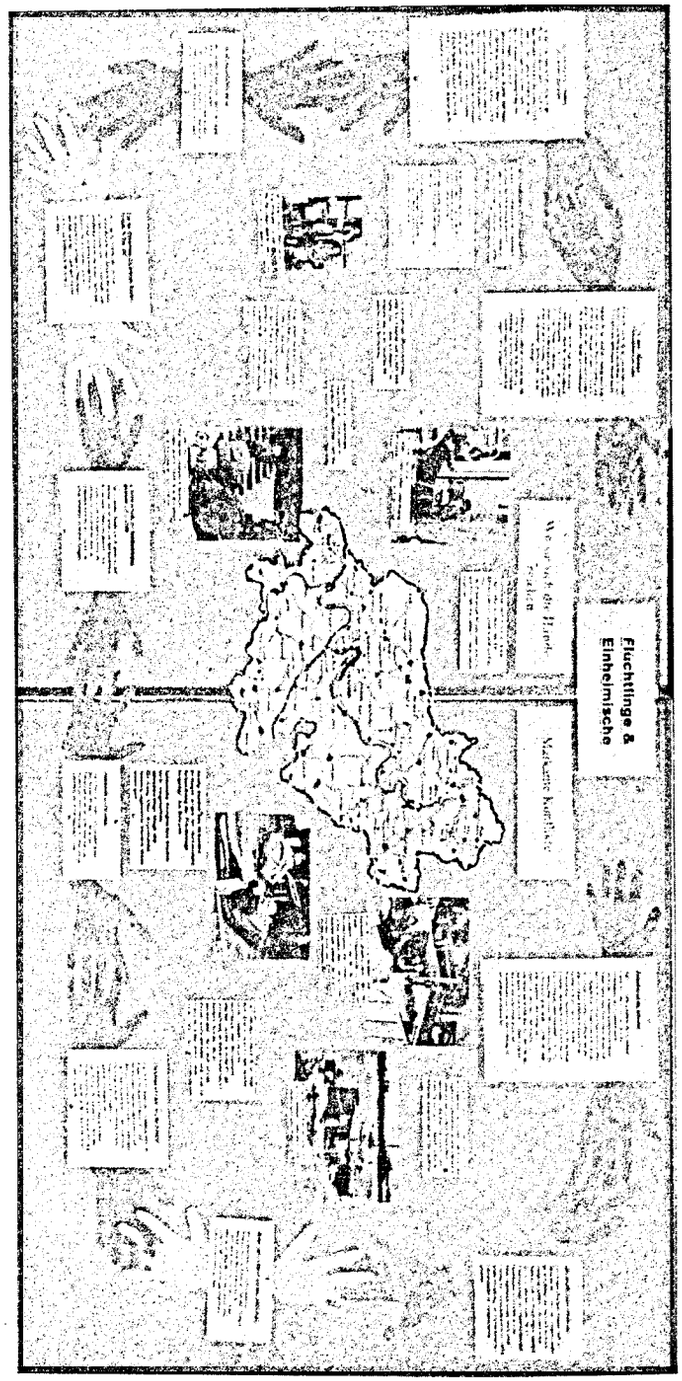

Flüchtlingswesen
vor Ort

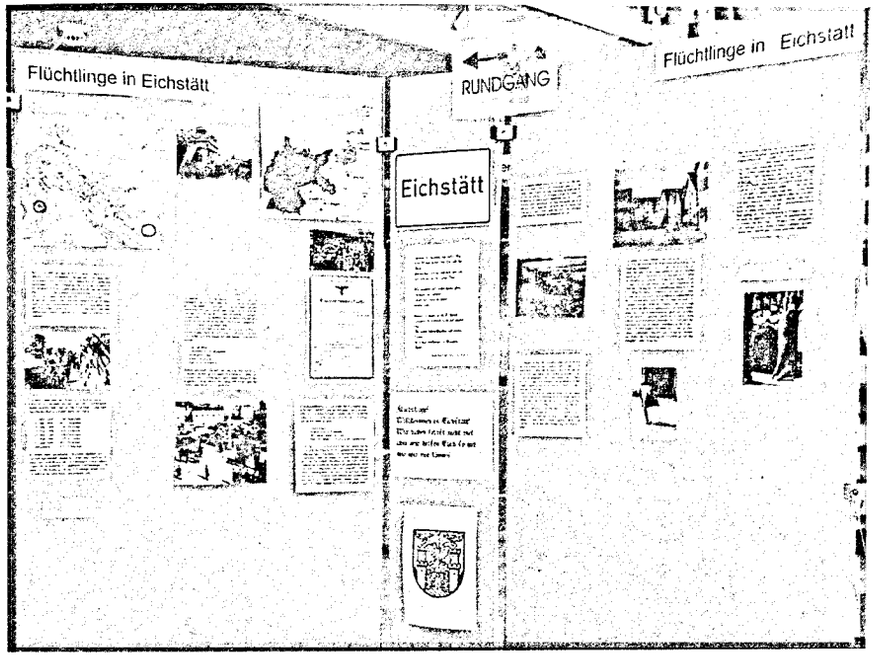
D6


Auch DU
Flüchtling
Fremder
Vertriebener
sein...
Kunstgruppe MARIA WARD Eichstätt



D7

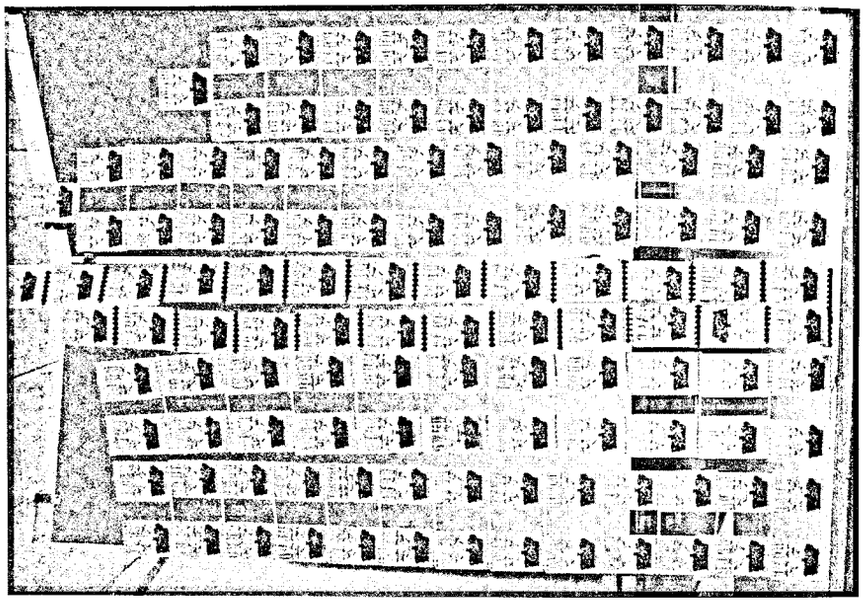

Flüchtlinge &
Einheimische


Flüchtlinge in Eichstätt
RUNDGANG
Flüchtlinge in Eichstätt
Eichstätt

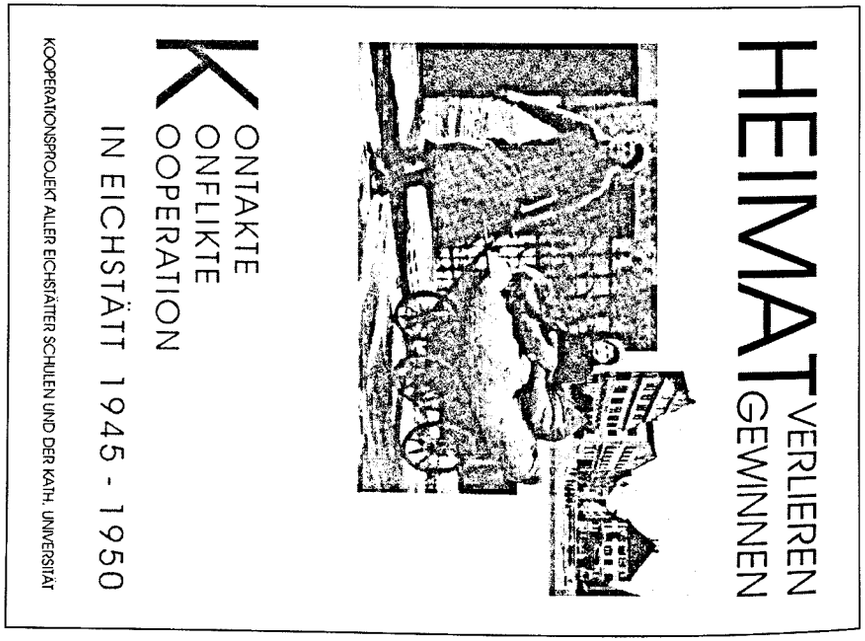
D8



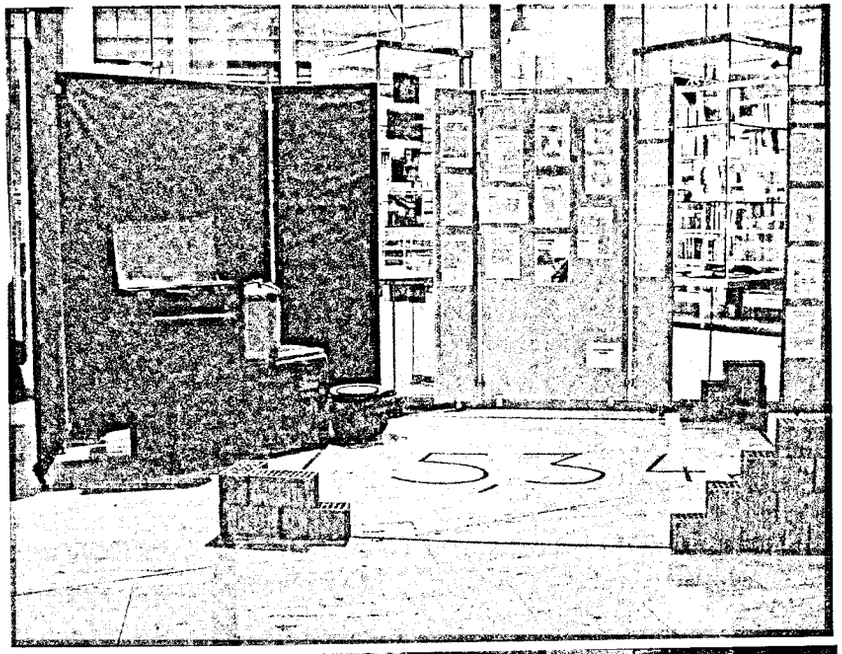
D9

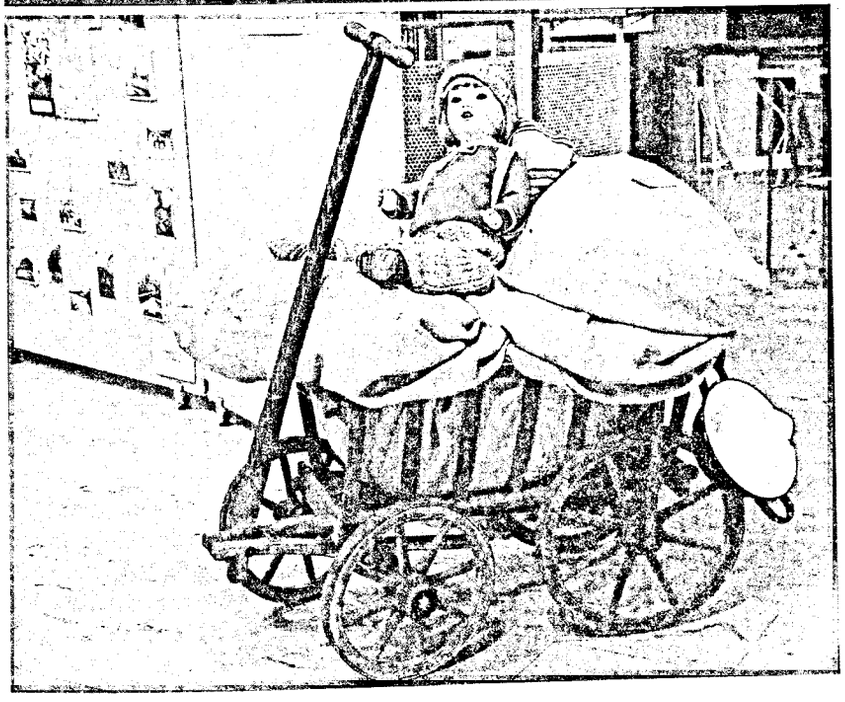


D10


HEIMAT VERLIEREN GEWINNEN
KONTAKTE
KONFLIKTE
KOOPERATION
IN EICHSTÄTT 1945 - 1950
KOOPERATIONSPROJEKT ALLER EICHSTÄTTER SCHULEN UND DER KATH. UNIVERSITÄT

D11


534



Anlage 1:

Heimat verlieren – Heimat gewinnen
Flüchtlinge und Heimatvertriebene im Raum Eichstätt. Erste Schlaglichter

Von Markus Herrler

Die Fluchtbewegungen, die das Ende des Zweiten Weltkriegs begleiteten, und die nachfolgende Aussiedlung von Deutschen aus den Ostgebieten aufgrund der Bestimmungen des Potsdamer Abkommens stellten das Nachkriegsdeutschland vor das Problem, Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen zu versorgen und dauerhaft unterzubringen. Die folgende Darstellung betrachtet Flüchtlinge und Heimatvertriebene im Spiegel der Eichstätter Geschichte. Dabei sollen die örtliche Flüchtlingsverwaltung, die sich ergebenden Probleme und Konflikte zwischen den Einheimischen und den Neubürgern und die Eingliederung der Neubürger in die Gesellschaft anhand von noch nicht systematisch erfasstem Archivmaterial untersucht werden[1].

Bereits im August des Jahres 1946 befanden sich im Raum Eichstätt über 11 000 Flüchtlinge und Evakuierte, allein in Eichstätt/Stadt waren es 3279 Personen[2]. Die Bedeutung dieser Zahl wird sichtbar, wenn man das Verhältnis der Flüchtlinge zur einheimischen Bevölkerung betrachtet, welches im Landkreis Eichstätt, inklusive der Displaced Persons in den UNRRA-Lagern, über 50 Prozent betrug. In manchen Gemeinden lag diese Zahl sogar noch erheblich höher, wie z.B. in der Gemeinde Adelschlag, wo auf 378 Einheimische 318 Flüchtlinge (84,1Prozent) kamen; in Schönbrunn betrug das Verhältnis Einheimische zu Flüchtlingen sogar 92Prozent[3].

An diesen Zahlen änderte sich auch in den folgenden Jahren nur wenig, allerdings nahm die Zahl der Evakuierten ab, wohingegen die Zahl der Heimatvertriebenen/Flüchtlinge in nahezu demselben Maß zunahm.

1 Die folgende Darstellung beruht auf Archivmaterial, das von Sandra Funk, Stefanie Zabold (Staatsarchiv Nürnberg), Sonja Brückner, Katja Lehmann (Bay. Hauptstaatsarchiv), Tobias Becker, Andreas Fuchs (Diözesanarchiv Eichstätt), Gisela Paul (Zeitungsarchive des Donaukurier, Eichstätter Volkszeitung, Pastoralblatt), Markus Herrler (Stadtarchiv Eichstätt) in den genannten Archiven recherchiert wurde.

2 StAN, LRA Eichstätt, Nr.7362, „Flüchtlingsstatistik Stand 10.8.1946".

3 StAN, LRA Eichstätt, Nr.7362, „Flüchtlingsstatistik Stand 10.8.1946".

So waren 1948 im Landkreis Eichstätt 10218 Flüchtlinge, wohingegen 1946 nur 8108 Flüchtlinge registriert waren[4].

Diese enorme Zahl von Flüchtlingen erforderte eine Verwaltung die sich der Versorgung, Unterbringung und der Eingliederung der Neubürger widmete. Mit der Verordnung der bayerischen Staatsregierung vom 2. November 1945 (BGVBl. Nr.6, S.4) wurde in Bayern eine Flüchtlingsverwaltung eingerichtet[5]. Die Leitung der Flüchtlingsverwaltung hatte der Staatskommissar für das Flüchtlingswesen inne, dem weiterhin auf Regierungsbezirksebene Regierungskommissare und auf Land- und Stadtkreisebene Flüchtlingskommissare und gegebenenfalls auch Wohnungskommissare unterstellt waren. Der erste Flüchtlingskommissar in Eichstätt, der seine Weisungen vom Regierungskommissar für Mittelfranken in Ansbach[6] erhielt, war Alfred Bauer, der dieses Amt bis zu seiner Versetzung nach München 1951 inne hatte. Ersetzt wurde er daraufhin von seinem bisherigen Stellvertreter Maximilian Agel, einem Vertriebenen aus dem Sudetenland.[7]. Das Flüchtlingskommissariat für den Landkreis Eichstätt war im örtlichen Priesterseminar untergebracht, wo sich auch das Flüchtlingslazarett befand. Die Hauptaufgaben des aus ca. zehn bis zwölf Mitarbeitern bestehenden Flüchtlingskommissariats waren zum einen die Erfassung der in Eichstätt ankommenden Flüchtlinge in einer Kartei – die Daten der erfassten Personen wurden in der Folge auch an den Suchdienst des Roten Kreuzes in München weiter geleitet – und zum anderen die Versorgung und Unterbringung der Flüchtlinge. Weiterhin unterstanden dem Flüchtlingskommissar auch die Flüchtlingslager im Landkreis Eichstätt.

Die Verbindung zwischen den Flüchtlingen der Gemeinden des Landkreises und dem Flüchtlingskommissariat wurde durch die Flüchtlingsobleute und Flüchtlingsvertrauensmänner gewährleistet. Die Flüchtlingsobleute, die von den Flüchtlingen der einzelnen Gemeinden für diese Aufgabe gewählt wurden und ihre Tätigkeit ehrenamtlich verrichteten, nahmen die Probleme und auch Beschwerden der Flüchtlinge vor Ort auf und lieferten diese Berichte dann zweimal wöchentlich im Flüchtlingsamt in

4 vgl. die Statistiken StAN, LRA Eichstätt, Nr.7362, „Flüchtlingsstatistik Stand 10.8.1946" und StAN, LRA Eichstätt, Nr.7361, „Flüchtlingsstatistik Stand 30.6.1948".

5 StAN, LRA Eichstätt, Nr.7362, „Erster Jahresbericht des Staatskommissars 1947".

6 Anm. d. Verf.: Eichstätt gehörte damals noch zum Regierungsbezirk Mittelfranken.

7 BayHStA, Marb, Landesflüchtlingsverwaltung, 134, „Besetzung der Planstelle des Flüchtlingskommissars von Eichstätt".

Eichstätt ab. Dort wurden die einzelnen Punkte weiter bearbeitet, wenn nötig fuhr der Flüchtlingskommissar, mit dem Dienstwagen des Flüchtlingsamts, direkt zu den Flüchtlingen.

Dem Flüchtlingsamts unterstellt war auch das Wohnungsamt, das sich dem brennendsten Problem widmete, der Einquartierung der in Eichstätt ankommenden Flüchtlinge. Die Flüchtlinge wurden nach ihrer Ankunft zuerst in einem der Eichstätter Flüchtlingslager untergebracht, die sich in der Aula, der Turnhalle, im Waisenhaus (diente als Altersheim für die Flüchtlinge), in der Realschule und auf der Willibaldsburg befanden. Weitere große Lager im Landkreis befanden sich in Konstein, Nassenfels und Kipfenberg. In Kipfenberg, auf der dortigen Burg, war weiterhin ein Kurheim für Flüchtlinge untergebracht, das eine regionale Besonderheit darstellt, auf die in diesem Kontext noch nicht näher eingegangen werden kann.

Die ankommenden Flüchtlinge wurden baldmöglichst auf die umliegenden Gemeinden verteilt und in Privatwohnungen einquartiert. In Eichstätt/Stadt wurde nur etwa ein Viertel der über 11000 Flüchtlinge einquartiert. Die Unterbringung der Flüchtlinge in Privatwohnungen brachte vielerlei Probleme mit sich. In der Stadt Eichstätt bestand das Hauptproblem objektiv im Mangel an geeigneten Wohnraum bestand, was im Jahresbericht 1946 des städtischen Wohnungsamts dargelegt wird[8]. Für die 12000 in Eichstätt lebenden Personen, etwa 3500 davon Flüchtlinge, standen nur 6700 Räume in 2100 Wohnungen zur Verfügung, wobei betont wurde, dass ein Teil der angeführten Räume de facto nicht als Wohnraum nutzbar sei. Angesichts dieser Zahlen kann man sich leicht die beengten Verhältnisse vorstellen, die in den Wohnungen herrschen mussten. Um dem Problem, das nicht nur in Eichstätt bestand, Herr zu werden, wurden die Landratsämter und Stadtverwaltungen angewiesen in ihren Verantwortungsbereichen den Wohnraum zu erfassen, um für alle das von der Militärregierung festgesetzte Mindestmaß an Wohnraum zu gewährleisten: 5,34 für eine Person[9]. Zur Verdeutlichung sei an dieser Stelle erwähnt, dass ein durchschnittliches Bett für eine Person bereits knapp 2 m^2 Grundfläche einnimmt.

Bei der Einquartierung von Flüchtlingen in Privatwohnungen waren vorrangig Einheimische betroffen, die in NS-Organisationen vertreten

8 Stadtarchiv Eichstätt, Nr. 3129, „Jahresbericht Wohnungsamt 1946."
9 StAN, LRA Eichstätt, Nr.7362, „Dienstbesprechung Landessiedlungsamt 11.11.1947".

waren. Ihnen wurden im Rahmen der Entnazifizierung Flüchtlinge zugewiesen[10].

Gerade die Einquartierung in Privatwohnungen barg ein großes Konfliktpotential. So wird im Jahresbericht des Wohnungsamts angesprochen, dass die „Einweisung in vielen Fällen nicht reibungslos vonstatten ging"[11]. Ein gutes Beispiel für entstehende Wohnraumstreitigkeiten ist auch der Fall, in dem ein Heimkehrer die in seiner Wohnung einquartierte Flüchtlingsfamilie einfach vor die Tür gesetzt hatte[12].

Wenn der Wohnraummangel auch das größte Problem darstellte, so gab es auch noch zahlreiche andere Konflikte. Von Seiten der amerikanischen Militärregierung wurde das unsolidarische Verhalten der einheimischen Bevölkerung angeprangert, das sich im „Bunkern" von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen äußerte[13]. Und auch die Haltung der Einheimischen gegenüber den Flüchtlingen trieb seine Blüten, was ein Flugblatt mit einem Hetzgedicht in Gebetsform deutlich macht, das in der Gemeinde Wellheim im Umlauf war, und ironischerweise vor der dortigen Kirche aushing:

Herrgott im Himmel, sieh unsre Not.
Wir Bauern haben kein Fett und kein Brot.
Flüchtlinge fressen sich dick und fett
Und stehlen uns das letzte Bett.

Wir hungern und leiden große Pein,
Herrgott im Himmel schicke das faule Gesindel wieder heim.

Schick sie zurück in die Tschechei.
Herrgott im Himmel mach uns wieder frei.
Sie haben keinen Glauben und keinen Namen
Die 3 mal verfluchten in Ewigkeit Amen[14]

Dieses „Gebet" spricht wohl sämtliche Vorurteile an, die Einheimische gegenüber den Flüchtlingen gehabt haben mögen: die vermeintliche Bevorzugung der Flüchtlinge bei der Nahrungs- und Wohnungszuweisung, ihre Anderskonfessionalität und nicht zuletzt die angebliche Faulheit der Flüchtlinge.

10 Vgl. hierzu das Formblatt, StAN, LRA Eichstätt, Nr. 7362.
11 Stadtarchiv Eichstätt, Nr. 3129, „Jahresbericht Wohnungsamt 1946".
12 EV-EK, Nr. 1, 13.8.1949, „Vor dem Einzelrichter".
13 OMGBY 9/137-3/6, „Jahresbericht der Militärregierung Eichstätt".
14 StAN, LRA EI, Nr.1552, „Gedicht aus Wellheim".

Der Eindruck, dass die Flüchtlinge faul gewesen seien, mag bei den Einheimischen durchaus leicht entstanden sein, da viele Flüchtlinge, aufgrund der schlechten Arbeitsplatzsituation anfänglich tatsächlich zur Untätigkeit oder Heimarbeit verdammt waren. Das traf vor allem auf die Lager zu.

Das Problem hierbei bestand häufig in der Tatsache, dass im landwirtschaftlich geprägten Eichstätter Raum nur wenige Arbeitsplätze vorhanden waren, die der Qualifikation der Flüchtlinge, die zu einem großen Teil aus industriell geprägten Regionen stammten, entsprochen hätte. Weiterhin war auch Arbeitskleidung eine Mangelware, so dass der Arbeitseinsatz der Flüchtlinge in der Land- und Forstwirtschaft auch dadurch noch verhindert wurde[15].

Bei allen Konflikten muss aber auch betont werden, dass es durchaus auch Zeichen der Hilfsbereitschaft gegeben hat, vor allem an Weihnachten wurden regelmäßig Sammlungen abgehalten, um die Not der Flüchtlinge zu mildern[16].

Aber auch an der Lösung des vorrangigen Problems, der Wohnraumsituation, begann man zu arbeiten. So wurden zahlreiche Anstrengungen unternommen, sowohl vorhandenen Wohnraum auszubauen und zu sanieren[17], als auch neuen zu schaffen, wie im Fall der sogenannten Weinzierlsiedlung in Eichstätt/Stadt[18]. Und auch vonseiten der Eichstätter Diözese rief man zur Beseitigung der Wohnraumnot auf. Der Eichstätter Bischof Joseph appellierte in einem Hirtenbrief an die gesamte Bevölkerung des Bistums der Wohnungsnot entgegen zu treten und zu handeln, da er in den beengten Wohnverhältnissen die Wurzel allen Übels sah. In diesem Sinne leistete die Diözese durch die Bildung eines Siedlungswerks auch einen aktiven Beitrag zur Förderung von Wohnungsbau. Das Siedlungswerk bot Hilfestellung bei Wohnungsbauvorhaben, sowohl bei der Beschaffung von Baumaterial, als auch in Form von finanzieller Unterstützung[19].

Gerade auf dem wirtschaftlichen Sektor zeigten sich aber auch erste Ansätze für die beginnende Integration der Flüchtlinge. Einen Hinweis

15 OMGBY 9/139-3/8, „Monatsbericht des Landrats Dezember 1946".
16 Vgl. hierzu DK, Nr.2, 23.12.1947, S. 6: „Die Flüchtlinge wurden beschert".
17 DK, Nr. 98, 15.11.1946,S. 6: „Zum Flüchtlingsproblem. Ein Wohnungsbau-Programm".
18 DK, Nr. 8, 30.1.1948, S. 4: „Eichstätt baut Siedlung mit rund 30 Wohnungen".
19 DK, Nr. 24, 1.3.1949, S. 6: „Bischof Joseph ruft zur Schaffung von Wohnraum auf".

darauf geben die zahlreichen Betriebsgründungen in Stadt und Landkreis. Gab es in Eichstätt im Jahr 1939 ca. 300 gewebesteuerpflichtige Betriebe, so waren es 1950 600 Betriebe[20]. Vor allem die Textilindustrie wurde durch zahlreiche Betriebsgründungen von Flüchtlingen vorangetrieben. Aber auch die Glasverarbeitung in Konstein wurde durch die Übernahme der dortigen, stillgelegten Glashütte durch Flüchtlinge aus Penzig/Schlesien bereits 1946 wiederbelebt[21].

Trotz dieser positiven Ansätze gab es nach wie vor große Probleme bei der Eingliederung der Flüchtlinge, besonderes Augenmerk sei hier auf die Flüchtlingsbauern gerichtet, da für diese Gruppe einfach die notwendige landwirtschaftliche Nutzfläche nicht verfügbar war. Wie brisant diese Thematik war, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass selbst der Ortsverband der Sudetendeutschen Landsmannschaft keine klare Stellung zu dieser Frage beziehen wollte[22]. Und auch von staatlicher Seite zeigt sich eine gewisse Ratlosigkeit, wenn man die Gründung der landwirtschaftlichen Schule für Flüchtlinge in Rebdorf betrachtet. Auf den ersten Blick erscheint die Gründung einer solchen Schule zwar als positives Zeichen, wagt man aber einen kritischeren Blick auf die gegebene Situation, wird deutlich, wie hilflos man der Situation gegenüber stand: In der Schule sollten nur die Flüchtlinge ausgebildet werden, die auswanderungswillig waren[23].

Die Eichstätter Situation war letztendlich für eine endgültige Eingliederung aller Flüchtlinge wenig geeignet. Die vielfältigen Probleme ließen sich schließlich nur durch eine Umsiedlung eines Teils der Flüchtlinge in andere Gebiete lösen. Die Gründe hierfür werden eingehend in einer Resolution des Flüchtlingsausschusses für den Stadt- und Landkreis Eichstätt an das Bayerische Landeszuzugsamt aus dem Jahr 1950 dargestellt. Dort wird auch auf die Dringlichkeit hingewiesen: „Der Juralandkreis Eichstätt zählt im Hinblick auf seine hohen Belegungsziffern und umgekehrt das Fehlen nahezu jeglicher Industrie- und Erwerbsmöglichkeiten, seine äußerst schlechte Wohnraumlage und die große Armut seiner Bevölkerung [...] zu den Notstandsgebieten des Bayer. Staates."[24] Eben diese Umstände und Probleme, die trotz der erwähnten Problemlösungsmaß-

20 EV-EK, Nr. 105, 6.9.1951, S. 4, „Kriegsfolgen 1939-1950 für Eichstätt".
21 DK, Nr. 98, 15.11.1946,S. 6: „Konsteiner Glashütte arbeitet wieder" und EV-EK, Nr. 150, 16.12.1950, S. 5: „Glashüttenwerk ‚Phönix', Konstein".
22 EV-EK, Nr. 114, 26.9.1950, S. 5: „Sudetendeutsche Landsmannschaft bleibt unpolitisch".
23 BayHStA, Marb., Laflü-Verw. 885, „Sitzung des Landtagsausschusses 5.7.1950".
24 StAN, Reg.v.Mfr., Nr.5907, „Resolution des Kreisflüchtlingsausschusses".

nahmen nach wie vor bestanden, bewogen den Flüchtlingsausschuss in der Resolution das Landeszuzugsamt eindringlichst zu bitten, den Anträgen zahlreicher Flüchtlinge zu einer freiwilligen Umsiedlung in andere Zonen statt zu geben. Der Flüchtlingsausschuss unterstreicht seine Bitte durch die Anführung der 100 Personen umfassenden Gruppe von ungarndeutschen Weinbauernfamilien, für die in Eichstätt unmöglich eine zufriedenstellende Erwerbsmöglichkeit gefunden werden hätte können.

Wenn schließlich auch viele Flüchtlinge und Vertriebene Eichstätt verließen, wurde für eine ganze Zahl von ihnen Stadt und Region doch auf Dauer eine zweite, eine neue Heimat.

Abschließend soll an dieser Stelle noch kurz etwas zur Bedeutung der Beschäftigung mit der Thematik der Flüchtlinge auf regionaler Ebene gesagt werden. Gerade der regionale Zugang zu diesem Thema bietet Einblicke in die Probleme, Konflikte und Kooperationen, die eine Beschäftigung auf überregionaler Ebene mit dem Thema nicht liefert. Wenn auch die Flüchtlingsproblematik sich in den verschiedenen Regionen Bayerns in vielen Punkten ähnelt, so sind es gerade die Unterschiede die das Thema lebendiger erscheinen lassen. So halte ich es für sehr erstrebenswert das Thema der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen im Raum Eichstätt weiter und in umfassenderer Weise zu untersuchen. Einige Kommilitonen werden sich, unterstützt durch eine Lehrveranstaltung des Studiengangs Geschichtskultur, sowohl an die Aufarbeitung, als auch an die Publikation der Ergebnisse machen.

Verzeichnis der verwendeten Quellen

Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA).
BayHStA, Marb., Laflü-Verw. 885, „Sitzung des Landtagsausschusses 5.7.1950".
BayHStA, Marb., Laflü-Verw. 134, „Besetzung der Planstelle des Flüchtlingskommissars von Eichstätt".

Staatsarchiv Nürnberg (StAN)
OMGBY 9/137-3/6, „Jahresbericht der Militärregierung Eichstätt".
OMGBY 9/139-3/8, „Monatsbericht des Landrats Dezember 1946".
StAN, LRA EI, Nr.1552, „Gedicht aus Wellheim".
StAN, Reg.v.Mfr., Nr.5907, „Resolution des Kreisflüchtlingsausschusses".
StAN, LRA Eichstätt, Nr.7361, „Flüchtlingsstatistik Stand 30.6.1948".
StAN, LRA Eichstätt, Nr.7362, „Flüchtlingsstatistik Stand 10.8.1946".
StAN, LRA Eichstätt, Nr.7362, „Erster Jahresbericht des Staatskommissars 1947".

StAN, LRA Eichstätt, Nr.7362, „Dienstbesprechung Landessiedlungsamt 11.11.1947".
StAN, LRA Eichstätt, Nr. 7362, „Formblatt für die Flüchtlingseinweisung".

Stadtarchiv Eichstätt:
Stadtarchiv Eichstätt, Nr. 3129, „Jahresbericht Wohnungsamt 1946."
Donaukurier (DK)
DK, Nr. 98, 15.11.1946,S. 6: „Konsteiner Glashütte arbeitet wieder"
DK, Nr. 98, 15.11.1946,S. 6: „Zum Flüchtlingsproblem. Ein Wohnungsbau-Programm".
DK, Nr.2, 23.12.1947, S.6: „Die Flüchtlinge wurden beschert".
DK, Nr. 8, 30.1.1948, S.4: „Eichstätt baut Siedlung mit rund 30 Wohnungen".
DK, Nr. 24, 1.3.1949, S.6: „Bischof Joseph ruft zur Schaffung von Wohnraum auf".
Eichstätter Volkszeitung und Kurier (EV-EK)
EV-EK, Nr. 1, 13.8.1949, „Vor dem Einzelrichter".
EV-EK, Nr. 114, 26.9.1950, S.5: „Sudetendeutsche Landsmannschaft bleibt unpolitisch".
EV-EK, Nr. 150, 16.12.1950, S. 5: „Glashüttenwerk „Phönix", Konstein".
EV-EK, Nr. 105, 6.9.1951, S. 4, „Kriegsfolgen 1939-1950 für Eichstätt".

Anlage 1: Biographischer Fragebogen zur Erfassung der Zeitzeugen

Biographischer Fragebogen zur Auswahl der Zeitzeugen

Name:.....

Adresse:.....

Telefon:.....

Geburtsdatum:.....

Geburtsort:.....

O Flüchtling O Vertriebene/er O Doppelschicksal (z.B. Gefangenschaft / Vertreibung)

O Einheimische/er

Verlauf des Fluchtweges:.....

.....

Zeitpunkt der Ankunft in Eichstätt:.....

Dauer des Aufenthaltes in Eichstätt:.....

Umzug nach:.....

falls Einheimische/er: Beschreibung der Kontakte zu den Flüchtlingen

O individuelle Beteiligung am Integrationsprozess (z.B. Einquartierung)

O institutionelle Beteiligung am Integrationsprozess (z.B. Verwaltung, Parteien, Vereine, ...)

.....

.....

Vor wie vielen Klassen ist der Zeitzeuge bereit zu sprechen?.....

.....

Welche Schularten kommen für ihn nicht in Frage?.....

.....

Darf das Interview aufgezeichnet werden? O Tonband O Video

Dürfen Fotos des Zeitzeugen in der Ausstellung gezeigt werden? O ja O nein

Hat der Zeitzeuge Material für die Ausstellung und stellt er es zur Verfügung? (Oktober bis Februar 2001) O ja O nein

Falls ja, worum handelt es sich hierbei?.....

.....

Hat der Zeitzeuge Fotos aus der Heimat und stellt er sie zur Verfügung? O ja O nein

Welche **Schwerpunkte** bieten sich bei diesem Zeitzeugen für ein Interview an?

O Erste ***Kontakte*** in Eichstätt O ***Konflikte*** und Probleme O ***Kooperation*** und Problemlösungen O beginnende Integration O außerdem.....

.....

.....

.....

Anlage 2: Treatment

„Ich kann's Ihnen nicht erzählen, wie es war"

Von Katja Lehmann

Diesen Satz als Exposition einem zehnminütigen Film voran zu stellen, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Zeitzeugenaussagen verschiedener Heimatvertriebener und Flüchtlinge, die sich dazu bereit erklärt hatten, in Schulklassen zu gehen und doch davon zu erzählen, was sie erlebt hatten, verfolgte ursprünglich nur die Intention, Spannung und Aufmerksamkeit zu erwecken. Aber er steht gleichzeitig für die Ambivalenz, mit der der Versuch, aus der Videoaufzeichnung und Aufbereitung von Zeitzeugenaussagen einen eigenständigen Kurzfilm machen zu wollen, betrachtet werden muss. Der Film, als Versuch, den „toten" Zeugnissen des Quellenmaterials lebendige Zeugen ergänzend und kontrapunktisch gegenüber zu stellen, orientierte sich in seiner Konzeption an der Ausstellung, in deren Rahmen er seinen Platz einnehmen sollte[1]: wir übernahmen Titel und Konzeption, achteten gleichzeitig darauf, dass das Ausstellungsplakat in Form der „Trenner" der einzelnen Filmsequenzen visuell integriert wurde, so dass ein „Wiedererkennungs-Effekt" möglich war. Diese Vorgabe machte es leicht, eine Idee und einen Handlungsaufbau zu entwickeln. Zudem stand uns eine Überfülle an filmischem Material zur Verfügung, da die Lehrer, deren Klassen von Zeitzeugen besucht worden waren, jeweils mehrere Stunden auf Videokassetten aufgezeichnet hatten[2]. Dies erleichterte uns den Prozess der Selektion, stellte aber uns mit der Umsetzung betraute Studenten gleichzeitig vor vielschichtige Probleme.

Zunächst bestand das Paradox des „Nicht-Erzählen-Könnens" der Zeitzeugen, die es dennoch taten und damit die Schulklassen, die sie besuchten, mit einem für sie völlig neuen Zugang zu Geschichte konfrontierten. Diese Art und Weise des Erzählens, aus dem Gedächtnis heraus die eigene Vergangenheit als Geschichte zu beleuchten und dabei unbewusst oftmals nachträglich Erfahrenes zu integrieren, stellte das Medium

---

1 Zur Konzeption, dem Aufbau und zu den Inhalten vgl. auch den Anhang, der einen Auszug aus dem „Treatment", d.h. einer Vorstufe bzw. Kurzfassung des Drehbuches, darstellt.

2 Leider muss gesagt werden, dass ein großer Anteil des aufgezeichneten Materials aufgrund der schlechten Bild- oder Tonqualität (stark verwackelte und unscharfe Bilder, Gegenlicht, mindere Tonqualität etc.) nicht verwertbar war, weswegen mancher Zeitzeuge trotz ergreifender, spannender und inhaltlich wertvoller Aussagen im Film nicht zu Wort kommt

Kurzfilm, dem eine möglichst stringente Handlungsführung immanent sein sollte, und der sich am chronologischen Ablauf der Geschichte orientieren wollte, auf eine harte Bewährungsprobe, zumal auf Sprechertexte verzichtet wurde und die Zeitzeugenaussagen auch und gerade in ihrer Widersprüchlichkeit zu belegbaren historischen Fakten für sich stehen sollten. Primär galt es, das entlang den Etappen der Ausstellung - Flucht und Vertreibung, Ankunft und erste Kontakte, Konflikte in der fremden Heimat, Kooperation und Integration: Erste Schritte zur neuen Heimat, – entwickelte Treatment inhaltlich zu füllen, wobei wesentliche Schwerpunkte das ureigene und besondere Erleben der Zeitzeugen einerseits und das für den Raum Eichstätt Spezifische andererseits darstellten. Dass die aus der Erinnerung schöpfende Erzählung der Zeitzeugen hierbei keine Rücksichten auf das Bestreben einer linearen Handlung nehmen konnte, erklärt sich von selbst, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, die es den meisten von ihnen bereitete, überhaupt vor einer ganzen Schulklasse über die eigene Vergangenheit zu sprechen. Auch, dass das Filmkonzept auf keinen Fall der Versuchung erliegen und die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen der Zeitzeugen gewaltsam in ein Schema pressen durfte, wenn es den Anspruch auf Authentizität und historische Genauigkeit erheben wollte, machte es zuweilen schwierig, zwischen entwickelter Idee und gegebenem Filmmaterial die Balance zu halten. Es war deshalb wichtig, die verschiedenen thematischen Sequenzen, die jeweils miteinander korrespondieren, aber auch eigenständig Bestand haben sollten, inhaltlich mit möglichst prägnanten und gleichzeitig aussagekräftigen O-Tönen zu füllen. Als besonders anregend erwiesen sich hierbei die Gesprächssituationen, in denen der Zuhörer spüren konnte, dass er mit authentischer, individueller und gleichzeitig repräsentativer Erinnerung konfrontiert wurde. Weniger ergiebig waren jene Sequenzen, in denen man offensichtlich sah und hörte, dass der Zeitzeuge keine unmittelbare Erinnerung herzustellen in der Lage war, sondern lediglich oftmals Gesagtes und in dieser „offiziellen" Form, also mit einer gewissen Distanz zu sich selbst Erzähltes, wiederholte. Doch gerade die in ihrer Unverfälschtheit rührenden und zuweilen schockierenden, sich erinnernden Sequenzen, die inhaltlich dichter und intensiver, also für die Verwertung im Film weitaus dankbarer waren, galt es, mit kritischer Distanz zu betrachten. Der „sprachliche Rückfall" in eine in unseren Ohren heute anachronistisch anmutende Terminologie war für den aufmerksamen Zuhörer ein eindeutiger Hinweis auf Unverfälschtheit. Doch konnte gerade diese oftmals auf Grund ihres Aussagegehaltes nicht ohne „Anmoderation", d.h. ohne erklärenden oder relativierenden Zusatztext übernommen werden, was beim Schnitt zuweilen zu erheblichen Verkürzungen führen musste.[3]

Der Film stellt die Frage nach Heimat. Heimat verlieren – Heimat gewinnen, was heißt das für unsere Zeitzeugen aus ihrer ganz persönlichen Sicht, was heißt das bezogen auf Eichstätt damals und heute?

„Eine Heimat muss der Mensch haben, das geht gar nicht ", mit diesem Satz schließt der Film und behält sich somit ein offenes Ende vor.

Folgende Seite: Auszug aus dem Filmtreatment

[3] Für den Schnitt verantwortlich ist Marco Schneider, Schüler des Gabrieli Gymnasiums.

SEQUENZ	ZEITZEUGEN-O-TON	TIMECODE	ZEITZEUGEN-O-TON	TIMECODE	BEMERKUNGEN:
OPENER	„1946 kam ich nach Eichstätt und Eichstätt ist meine zweite Heimat geworden.“	01:58-02:05 min	GROSZE: „Ich kann's ihnen nicht erzählen, wie's war ...“	Ca. 44 min	Zweite Kassette
			„Es war eine völlig turbulente und chaotische Zeit ...“	Ca. 25:05	Erste Kassette
1. Vertreibung und Flucht	PAPAK: „Zunächst zur Vetreibung, vertrieben bin ich ja leider nicht worden ... kam dann glücklicherweise nach Eichstätt ...“	00:05-00:25 min	GROSZE: „Raus, raus, raus ... und so ging das durch die ganze Stadt“	07:10-07:15 min	Erste Kassette Grosze
	Sie wurden nachts bei nacht und Nebel ... wagoniert und nach Sachsen rausgetrieben ... gefunden habe ich meine Eltern erst 1947.“	04:40-05:25 min	„Armbinde ..“	08:30 min	Erste Kassette Grosze ⇨ stark visuell betont!
2. Ankunft und erste Kontakte	PAPAK: „Als ich in Eichstätt angekommen bin ...“	06:55-07:25 min	GROSZE „Erste Vertriebene kamen ja schon 45 an...“	06:30-06:35 min	Zweite Kassette Grosze
			„Wenn man hierher ankam, ... sie können hier nicht bleiben ... sie müssen in ein Lager ... es ist nichts zu machen.“	09:00-09:25 min	Zweite Kassette Grosze
			„Wer ist da eigentlich der Vorgesetzte ... Ansbach war damals noch Regierungsstadt. ... Er weiß, es gibt einen Zusammenführungsparagraphen“	10:00-? min	

Anlage 3: Auszug aus den Evaluationsfragebögen.

Auszüge aus dem Schüler-Fragebogen

I. Allgemeine Fragen zum Geschichtsunterricht

1. Was macht einen guten Geschichtslehrer nach deiner Meinung aus? (5 = sehr wichtig, 4 = wichtig, 3 = geht so, 2 = weniger wichtig, 1 = völlig unwichtig)

	5	4	3	2	1
Er kann spannend erzählen.	☐	☐	☐	☐	☐
Er setzt viele Textquellen ein.	☐	☐	☐	☐	☐
Er verwendet viele Bilder.	☐	☐	☐	☐	☐
Er arbeitet oft mit dem Geschichtsbuch.	☐	☐	☐	☐	☐
Er bringt Filme mit in den Unterricht.	☐	☐	☐	☐	☐
Er sucht mit seinen Schülern historische Stätten auf (Ausgrabungen, Burgen, Schlösser etc.).	☐	☐	☐	☐	☐
Er geht mit seiner Klasse in Museen und Ausstellungen.	☐	☐	☐	☐	☐
Er kann Zusammenhänge gut erklären.	☐	☐	☐	☐	☐
Er bietet Unterrichtsprojekte an.	☐	☐	☐	☐	☐

2. Hier kannst du bis zu drei Antworten geben!

Am meisten am bisherigen Geschichtsunterricht hat mich interessiert.

_____

_____

Darüber hätte ich gerne etwas gehört:

_____

_____

3. Welches Thema gehört in welche Epoche? Ordne die Zahlen zu! (1 = Vor- und Frühgeschichte, 2 = Alte Hochkulturen, 3 = Antike, 4 = Mittelalter, 5 = Frühe Neuzeit, 6 = 19. Jahrhundert, 7 = Neueste Geschichte)

Kreuzzüge	☐
Nationalsozialismus/ Zweiter Weltkrieg	☐
Ägyptisches Reich	☐
Reformation	☐
Erster Weltkrieg	☐
Entdeckungsfahrten um 1500	☐
Napoleon	☐
Steinzeit	☐
Lehenswesen	☐
Demokratie in Athen	☐
Cäsar	☐

4. Wie sehr interessierst du dich für die unten stehenden Geschichtsthemen? (5 = sehr stark, 4 = stark, 3 = geht so, 2 = gering, 1 = gar nicht)

	5	4	3	2	1
Leben in der Jungsteinzeit	☐	☐	☐	☐	☐
Ägyptischer Totenkult	☐	☐	☐	☐	☐
Griechische Stadtstaaten	☐	☐	☐	☐	☐
Die Römer in Bayern	☐	☐	☐	☐	☐
Die Entstehung des Islam	☐	☐	☐	☐	☐
Die Stadt im Mittelalter	☐	☐	☐	☐	☐
Die Inkas in Lateinamerika	☐	☐	☐	☐	☐
Der Dreißigjährige Krieg	☐	☐	☐	☐	☐
Die Französische Revolution	☐	☐	☐	☐	☐
Die Revolution von 1848	☐	☐	☐	☐	☐
Die Weimarer Republik	☐	☐	☐	☐	☐
Judenverfolgung/Holocaust	☐	☐	☐	☐	☐
Widerstand im „Dritten Reich“	☐	☐	☐	☐	☐
Flucht und Vertreibung nach 1945	☐	☐	☐	☐	☐

5. Was habe ich schon wo gehört? (5 = sehr viel, 4 = viel, 3 = etwas, 2 = kaum, 1 = gar nichts)

a) Über den Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg

	5	4	3	2	1
aus dem Geschichtsunterricht	☐	☐	☐	☐	☐
aus dem Fernsehen	☐	☐	☐	☐	☐
aus dem Internet	☐	☐	☐	☐	☐
aus Jugendbüchern	☐	☐	☐	☐	☐
aus Comics	☐	☐	☐	☐	☐
aus Erzählungen von Erwachsenen	☐	☐	☐	☐	☐
aus Diskussionen und Gespräche	☐	☐	☐	☐	☐

b) Über die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg

	5	4	3	2	1
aus dem Geschichtsunterricht	☐	☐	☐	☐	☐
aus dem Fernsehen	☐	☐	☐	☐	☐
aus dem Internet	☐	☐	☐	☐	☐
aus Jugendbüchern	☐	☐	☐	☐	☐
aus Comics	☐	☐	☐	☐	☐
aus Erzählungen von Erwachsenen	☐	☐	☐	☐	☐
aus Diskussionen und Gespräche	☐	☐	☐	☐	☐

II. Projektbezogene Fragen

1. Was sagst du zu folgenden Aussagen?
(5 = stimme völlig zu, 4 = stimme eher zu, 3 = teils/teils, 2 = stimme eher nicht zu, 1 = stimme überhaupt nicht zu)

	5	4	3	2	1
Deutsche, die geflohen sind oder die vertrieben wurden, sehen die Geschichte von Flucht und Vertreibung nach 1945 anders als einheimische Deutsche.	☐	☐	☐	☐	☐
Tschechen, Polen oder Ungarn sehen die Geschichte von Flucht und Vertreibung nach 1945 anders als die Deutschen.	☐	☐	☐	☐	☐
Es gibt nur eine Geschichte von Flucht und Vertreibung nach 1945.	☐	☐	☐	☐	☐

2. Stelle dir vor, du wärst Archivar und müsstest entscheiden, was alles zu einem aktuellen Thema (z.B. Ausländer, Zuwanderung) aufgehoben werden sollte. Wie würdest du entscheiden?

☐ Ich würde ganz viel wegwerfen, da es doch für spätere Generationen keine Bedeutung mehr hat.
☐ Ich würde nur die Quellen von Behörden und die von bekannten Persönlichkeiten aufheben.
☐ Ich würde alles aufheben, was mir übergeben wird.
☐ Ich würde selbst noch nach anderen Quellen suchen und die auch noch aufheben.

3. Wie beurteilst du folgenden Satz!
(5 = trifft voll zu, 4 = trifft eher zu, 3 = teils/teils, 2 = trifft eher nicht zu, 1 = trifft gar nicht zu)

	5	4	3	2	1
Wer entscheidet, was heute etwa zur Zuwandererfrage in den Archiven aufgehoben wird, der bestimmt auch mit, ob es später „in die Geschichte" eingehen wird.	☐	☐	☐	☐	☐

4. Welcher Aussage stimmst du zu? Begründe kurz deine Entscheidung!

☐ Archive zu führen ist reine Geldverschwendung, weil

_____

_____

☐ weiß nicht

☐ Archive sind es wert, dass für sie Geld ausgegeben wird, weil,

_____

_____

☐ weiß nicht

5. Während des Projektes hattest du die Gelegenheit, mit Menschen zu reden, die diese Zeit miterlebt haben (Zeitzeugen). Wie stehst du jetzt zu folgenden Aussagen?

	stimmt	stimmt nicht
Die Zeitzeugen wissen am besten wie es war, denn sie waren schließlich dabei.	☐	☐
Es reicht, einen Zeitzeugen zu befragen, denn sie haben ja alle dasselbe erlebt.	☐	☐
Kein Zeitzeuge kann die ganze Wahrheit kennen.	☐	☐
Zeitzeugen erzählen nur das, was sie selbst erlebt haben.	☐	☐
Zeitzeugen wollen nicht alles erzählen, was sie wissen.	☐	☐
Zeitzeugen vergessen zum Teil, wie es gewesen ist.	☐	☐
Es reicht, wenn man nur mit Zeitzeugen redet.	☐	☐
Die Erzählungen von Zeitzeugen sind ungenauer als das, was damals aufgeschrieben worden ist.	☐	☐

7. Quellen im Geschichtsbuch sind oft viel kürzer als die Quellen aus dem Archiv. Wie beurteilst du das? (5 = stimme völlig zu, 4 = stimme eher zu, 3 = teils/teils, 2 = stimme eher nicht zu, 1 = stimme gar nicht zu)

	5	4	3	2	1
Es ist besser, wenn im Geschichtsbuch nur die wirklich wichtigen Stellen abgedruckt sind.	☐	☐	☐	☐	☐
Durch das Kürzen kriegt man gar nicht richtig mit, aus welchem Text der Ausschnitt stammt.	☐	☐	☐	☐	☐
Eigentlich möchte ich gerne wissen, was sonst noch im Original steht.	☐	☐	☐	☐	☐
Schade, dass man bei den Quellen im Geschichtsbuch nie weiß, in welcher Schrift die Originalquelle verfasst ist.	☐	☐	☐	☐	☐

Anhang 4: Handout von Lehrer: Schulung von Methodenkompetenz der Schüler: Arbeit mit Archivalien

Bitte bedenken Sie für Ihre Arbeit mit den Schülern:
Bei den Archivalien handelt es sich um eine Auswahl, die Studierende unter zwei Perspektiven getroffen haben.

1. sollten die Materialien charakteristisch für den jeweiligen Aktenbestand und die Fragestellung, die zu ihm führte, sein.
2. sollten die Archivalien für 15 und 16 jährige lesbar und verstehbar sein.

Die Unterlagen sind also **nicht „vollständig",** d .h., wollte man z. B. einen Aufsatz zur Situation 1945-1950 in Eichstätt schreiben, müsste man weitere Unterlagen einsehen und einbeziehen, auch noch solche aus anderen Archiven.
Im Idealfall gelingt es im Unterricht, den Schüler bewusst zu machen, dass wir einen ergänzungsbedürftigen Ausschnitt an Materialien vor uns haben.

Was jedoch möglich ist, ist,

- dass die Schüler mit Hilfe der Archivalien einen vertieften Einblick in die Lage in Eichstätt zwischen 1945/46 und den frühen 1950er Jahren erhalten,
- dass die Schüler exemplarisch erfassen, wie das Re-Konstruieren von Vergangenheit vor sich gehen kann.
- dass die Schüler die Perspektivität der Quellen erkennen.

In den sogenannten „Archivmappen" werden Archivalien aus unterschiedlichen Archiven zu einem thematischen Schwerpunkt zusammengestellt. Wir haben nicht nur auf verschiedene Provenienz, sondern bewusst auch auf unterschiedliche Perspektiven geachtet (Stichwort „Multiperspektivität").

Arbeitsanregungen:

Die „Passung" für die einzelnen Klasse vorzunehmen, ist die Aufgabe jedes Lehrers.
Die unter einem thematischen Leitaspekt zusammengestellten Konvolute könnte man als Grundlage für die gemeinsame Erarbeitung im Unterrichtsgespräch nutzen. In diesem Falle dienen die Materialien also in erster Linien Ihrer Information. Wenn Schüler noch nicht geübt sind, mit Quellen zu arbeiten, wird dieses Vorgehen zumindest zum Teil nötig sein.

Wenn irgend möglich sollten aber die Jugendlichen selber mit dem Archivmaterial arbeiten. Die Arbeitsfragen können am besten Sie, weil Sie Ihre Schüler kennen, formulieren. Es wäre schade, wenn die Fragen nur die Inhalte beträfen,

und nicht nach „Perspektiven" und Hintergründen fragten, und nicht auch das Arbeiten mit den Materialien anspräche („Methodenkompetenz der Schüler entwickeln").

Wenn **die Jugendlichen (einige der) folgenden Erkenntnisse** mitnehmen, können wir sehr zufrieden sein.
(Ich versuche im Folgenden Formulierungen, die im konkreten Geschichtsunterricht nutzbar sind.)

a) Eine **Frage** an die Vergangenheit zu haben, ist die Voraussetzung für die Arbeit mit Archivalien.
b) Mit dieser Fragestellung im Kopf macht man sich an die **Suche nach Informationen.**
c) Schriftliche Quellen lagern oft in **Archiven**. In unserem Fall, weil die Archive nicht in Eichstätt sind, haben Studierende nach Unterlagen gesucht, Beispiele ausgewählt und für den Unterricht kopiert.
d) Die **Quellen geben Antworten auf unsere Fragen, berichten aber auch über viele andere Aspekte,** an die man „vorab" nicht gedacht hat.
e) **Manche Fragen** bekommen wir aus den vorliegenden Archivalien **nicht beantwortet.** Es ist zu klären, ob nur uns keine Unterlagen vorliegen oder ob sich gar keine Unterlagen erhalten haben.
f) Wenn man mit Hilfe von Quellen die damalige Vergangenheit rekonstruieren will, muss man Fragen stellen wie:
Wer hat den Text wann warum für wen geschrieben?
g) Die Informationen, die wir aus Quellen erhalten können, hängen stark davon ab, wer die Quelle warum für wen verfasst hat. Die **einzelnen Aussagen aus unterschiedlichen Quellen zur selben Sache unterscheiden** sich deshalb zum Teil deutlich.
h) Um sich eine möglichst zutreffende Vorstellung von der Vergangenheit zu machen, reicht **eine Quelle, eine Sicht nicht** aus. Man muss sich noch weiter informieren.
i) Man muss die Informationen, die man gefunden hat, immer auch **„interpretieren"**. Das heißt, man **begründet**, warum man das eine für wichtiger und glaubwürdiger hält, als das andere. Man macht sich seine „Vorstellungen", die man allerdings begründen können muss.
j) Die Ergebnisse seiner Arbeit stellt man zur **Diskussion** (Man notiert sie, berichtet Mitschülern darüber, stellt die Ergebnisse für die Wanderausstellung zusammen....). Dabei muss man immer auch erklären, wie man zu seiner Meinung gekommen ist, und wo man Dinge auch anders sehen könnte.
k) In den Teilen, die klar belegt sind, müssen die Ergebnisse, zu denen unterschiedliche Recherchierende kommen, **vergleichbar** sein. Es gibt aber immer beträchtliche Unterschiede in der Bewertung, und zwar so-

wohl, in der Bewertung in Bezug auf die damalige Zeit, als auch in der **Bewertung** aus heutiger Sicht.

l) Ausblick: Die Informationen des Lehrers/der Lehrerin, in den Texten von Büchern (auch von Schulbüchern), in Filmen über Geschichte usw. sind immer das Ergebnis von solchen Re-Konstruktionsprozessen.

Autoren

Stephan Bleitzhofer, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Theorie und Didaktik der Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Prof. Dr. Harald Dickerhof, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Karl Gattinger, M.A., Doktorand an der Professur für Landesgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Carola Gruner, Studentin im Erweiterungsstudiengang Geschichtskultur an der Katholischen Universität Eichstätt

Andreas Hartmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Alte Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Dr. Roland Herold, Leitender Ministerialrat am Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus

Markus Herrler, Student im Erweiterungsstudiengang Geschichtskultur an der Katholischen Universität Eichstätt

PD Dr. Reinhard Heydenreuther, Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns

Prof. Dr. Hans Hunfeld, Professor für Didaktik der englischen Sprache und Literatur an der Katholischen Universität Eichstätt

Prof. Dr. Hans-Joachim König, Professor für Geschichte Lateinamerikas an der Katholischen Universität Eichstätt

Katja Lehmann, Studentin im Erweiterungsstudiengang Geschichtskultur an der Katholischen Universität Eichstätt

Prof. Dr. Leonid Luks, Professor für Mittel- und Osteuropäische Zeitgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Prof. Dr. Jürgen Malitz, Professor für Alte Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Andreas Michler, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Theorie und Didaktik der Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Dr. Stefan Rinke, wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Geschichte Lateinamerikas an der Katholischen Universität Eichstätt

Prof. Dr. Waltraud Schreiber, Professorin für Theorie und Didaktik der Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Annette Siegert, Geschichtslehrerin am Gabrieli-Gymnasium in Eichstätt

PD Dr. Klaus Schröder, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft an der FU Berlin

Dr. Frank Zschaler, wissenschaftlicher Assistent an der Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt

Universitätsbibliothek
Eichstätt